Charles Richet

Allgemeine Kulturgeschichte



Verlag Naturwissenschaften G. m. b. H. Leipzig



Von demselben Verfasser sowie Herausgeber erschien 1914 im Verlage von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel):

Fabeln von Charles Richet. In deutscher Nachdichtung von Armand Hoche und Rudolf Berger. Mit einem Briefe Sully Prudhommes an Charles Richet.

Schon vorher erschienen im Verlage von Heinrich Minden, Dresden-Blasewitz:

Charles Richet, Die Vergangenheit des Krieges und die Zukunft des Friedens. Ins Deutsche übertragen von Berta von Suttner.

Charles Richet, Die Leiden der Anderen. Roman. Einzig berechtigte Übersetzung.



Charles Richet, Geschichte der Menschheit



Charles Richet

Allgemeine Kulturgeschichte

Versuch einer Geschichte der Menschheit

In deutscher Bearbeitung
mit Einleitung und einigen erläuternden Anmerkungen
von

Dr. Rudolf Berger (Berlin)



Leipzig
Verlag Naturwissenschaften G. m. b. H.
1918

Einzig berechtigte deutsche Bearbeitung

Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W8

Den Manen von Karl Lamprecht († 11. Mai 1915)

„Eine Weiterentwicklung der Kultur- und Universalgeschichte als einer Geschichte des menschlichen Geistes ist nicht bloß ein pietätvoller Wunsch aller Historiker der Lamprechtschen Schule, sondern eine unbedingte Forderung eines jeden Forschers, dem die Herstellung und Erhaltung des geistigen Bandes am Herzen liegt, das alle Wissenschaften untereinander verknüpft. Aus diesem Grunde wird man es aber schließlich auch gerechtfertigt finden, wenn ein Nichthistoriker, der nicht einmal in einer der sogenannten Geisteswissenschaften standesamtlich eingetragen ist, in dieser Angelegenheit das Wort ergreift."

Dr. Max Verworn,
derzeit Prof. der Physiologie an der Universität Bonn, in seinem Aufsatz zur Würdigung von Karl Lamprecht „Das Archiv für die Geschichte des menschlichen Geistes" im Berliner Tageblatt vom Donnerstag, den 27. Mai 1915, Hauptblatt.



Einleitung des Herausgebers

Romain Rolland, Henri Barbusse, Charles Richet, lauter Franzosen, die von der alten deutschen idealistischen Weltanschauung eines Schiller und Kant einen Hauch verspürt haben und schon lange Jahre vor 1914 heiß bemüht gewesen sind, das Weltgebäude durch einen festen Völkerbund und andere ideelle und reale Bürgschaften gegen den drohenden Weltenbrand feuersicher zu machen! Die ersten beiden: Dichter! Charles Richet*), der jüngste Träger des Nobelpreises in Friedenszeiten: Gelehrter und Dichter, Dichter und Gelehrter; man weiß nicht, was von beiden er mehr ist, er, der offiziell die Professur der Physiologie an der Medizinischen Fakultät der Universität Paris bekleidet und seinen wissenschaftlichen Namen neben seinen physiologischen Untersuchungen seinen psychologischen und kulturhistorischen Forschungen verdankt! Hat er doch als Gelehrter wie als Dichter kein Werk veröffentlicht, das nicht sein doppeltes Gesicht zeigte und ihn in seinen beiden Berufen offenbarte! Als er im März 1914 in Berlin und anderen deutschen Städten vor einem großen Publikum über die Möglichkeit einer freundschaftlichen Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland und die Verhütung eines Weltkrieges sprach, ahnte er nicht, wie nahe dieser sei, wenn er sich auch völlig darüber klar war, daß ernste Vorkehrungen geschaffen werden müßten, einen solchen furchtbaren Weltkrieg zu verhüten! So zeichnete er als einer der ersten vor einer breiten Öffentlichkeit die internationale Schiedsgerichtsgesetzgebung, deren Durchführung er von der für den März 1915 in Aussicht genommenen Dritten Haager Konferenz erwartete! Doch das war nur die eine Seite der Bekämpfung aller Kriegsgelüste unter den Völkern! Ihm, der schon in seinen preisgekrönten Fabeln, die in jenen Märzentagen unserem Volke im Gewande deutscher Dichtung vorgelegt wurden**), den Leit-, Zeit- und Streitfabeln des zwanzigsten Jahrhunderts, wie sie alsbald von der Kritik rühmend bezeichnet worden waren, den Krieg als die furchtbarste Geisel des Menschengeschlechtes gebrandmarkt und den Frieden von dieser Seite aus zu verewigen gestrebt hatte, lag nun vor allem daran, rechtzeitig für jene Dritte Haager Konferenz mit seinem Wissen und Können zu einem gegenseitigen Verständnis unter den Völkern und damit zu ihrer gegenseitigen Verständigung beizutragen! Er, ein Naturforscher, für den und in dem sich aber Natur- und Geisteswissen-

*) Für Charles Richets Biographie vgl. im vorliegenden Buche S. 488, Anm. 2

**) Vgl. hier S. 479, Anm. 1.

schaften unzertrennlich miteinander verbinden, wie wir es heute nur noch ein einziges Mal, und zwar in entgegengesetzter Richtung, bei einem Universalisten der Geisteswissenschaften wie dem inzwischen von dem Weltkrieg verschlungenen Karl Lamprecht sahen, der sich für diese Menschheitsgeschichte, die in jenen Tagen Richet bereits im Manuskript und Fahnendruck fertig hatte, bis in seine letzten Tage interessiert und die Widmung für diese ihre deutsche Bearbeitung angenommen hat! Sie sollte in alle Sprachen übersetzt und im März 1915 der Völkerversammlung im Haag vorgelegt werden! Doch wie anders ist es gekommen! Nur die deutsche Bearbeitung war bis Ende Juli 1914 im vollendeten Manuskript und nahezu abgeschlossenen Fahnendruck fertig! Da brach jener Weltenbrand aus, zu dessen Verhütung diese Geschichte der Menschheit einen wesentlichen Beitrag liefern wollte! Sollte es nun wirklich ganz zwecklos sein, auch jetzt noch dieses postume Werk zu veröffentlichen? Nein! Einmal muß doch Friede werden, und dann kommt es, wenn nicht die Kulturwelt ganz zugrunde gehen soll, mehr als je auf ein gründliches Verständnis und eine dauernde Verständigung von Volk zu Volk an! So möge diese von der Haßflut der gegenwärtigen Katastrophe verschont gebliebene Menschheitsgeschichte noch verspätet als Friedensevangelium hinausgehen! Charles Richet aber, der französische Verehrer jedweden ein Welt- oder Religionsbekenntnis des Friedens verkündenden Herolds und des Deutschlands eines Schiller und Lessing, eines Kant und Luther, möge durch sie zu einer „Nachtigall" jener geheiligten Stätte werden, an der nach diesem Erdbeben dieser Friede als ein Frieden nicht nur für dies und das nächste Jahrzehnt und für dies und das nächste Jahrhundert, sondern als ein Friede für allezeit, eine pax in saecula, geschlossen wird, mag dieses neue Wittenberg nun der Haag, Genf, Stockholm oder Rom heißen! Wenn hier beim Heraufziehen der neuen Morgenröte sich noch immer ein Gewitter in einem letzten Wetterleuchten entladen sollte, als ob es diese Morgenröte aufhalten zu wollen scheine, dann möge die vorliegende Menschheitsgeschichte den verhandelnden Völkern als ein Spiegel vorleuchten, der ihnen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft mit der Unparteilichkeit eines Tacitus sine ira et studio wiedergibt und verdeutlicht und so auf aller Gemüter beruhigend und versöhnend wirkt! Habent sua fata libelli! Hat dann auch dieses Buch seit Anfang 1914 wahrlich die mannigfachsten Schicksalsstürme durchlebt, so möge es doch an der Friedensstätte sein hehres ideales Ziel erreichen: die der Geschichte der Menschheit vom Verfasser gegebene Mission: „Freude dieser Stadt bedeute, Friede sei ihr erst Geläute!"

R. B.

Vorwort des Verfassers

Dieses Buch, das der Verfasser aus vorbedachtem Plane heraus gern so knapp wie möglich gehalten hätte, soll so gemeinverständlich wirken, daß es bisweilen nicht anders als empfindlich lückenhaft sein kann. Niemand weiß dies besser als er selbst.

Gleichwohl hat er vor der Aufgabe nicht zurückscheuen zu dürfen geglaubt, die großen weltgeschichtlichen Ereignisse wie geistigen Bewegungen zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfassen zu sollen.

Die Welt geht heutzutage mit einer so rasenden Geschwindigkeit vorwärts, und der wissenschaftliche Unterrichtsbetrieb gestaltet sich allmählich dermaßen verwickelt, daß man nur noch die Berechtigung hat, sich über die mannigfachen Einzelheiten der Vergangenheit des langen und breiten zu äußern, wenn sie einige fruchtbare Schlüsse für die Fragen der Gegenwart zulassen. Wir brauchen uns nicht damit aufzureiben, alle in den Annalen der Weltgeschichte mit Umständlichkeit berichteten tragischen Erzählungen für immer in unserm armen Gedächtnis in ihrem ganzen Umfange zu bewahren.

Gleichwohl muß der Leser dem allmählichen Aufstieg des Menschengeschlechts in seiner ungleichmäßigen, aber glänzenden Entwicklung zu den Höhen sozialer, politischer, wissenschaftlicher Wahrheiten, d. h. des Kulturfortschritts, Stufe für Stufe folgen können.

An den steten Fortschritt der Kultur aber glauben wir zuversichtlich!

Bei alledem ist die Menschheit noch sehr jung. Es gibt überhaupt etwa erst seit zehn Jahrtausenden Gemeinschaften, seit drei Jahrtausenden Denker und gar erst seit nicht mehr als drei Jahrhunderten — Gelehrte. Die Jugend des Menschen steht also noch auf einer allerersten Kinderstufe. Anstatt, wie wir es doch meist sind, über die Langsamkeit in der Entwicklung der menschlichen Gemeinschaften entrüstet zu sein, müßte uns vielmehr deren rasende Geschwindigkeit blenden.

Der Glaube an den Fortschritt, an den Fortschritt durch die Hilfe der Wissenschaft, er ist es, der auch den Verfasser zu dem vorliegenden Buche begeistert hat. Bei all dieser Begeisterung hat er versucht, wahrhaftig zu bleiben; immer völlig unparteiisch sein zu können, ist er nicht anmaßend genug, sich einzubilden. Auch Unparteilichkeit kann sehr leicht zum sträflichen Fehler werden, wenn sie nämlich nicht so mutig ist, zwischen Recht und Unrecht, Freiheit und Knechtschaft, Frieden und Krieg, Wissen und Unwissenheit die ausschlaggebende Entscheidung zu treffen.

C. R.



Inhaltsübersicht

Erstes Buch.

Urgeschichte.

Wir wissen niemals etwas vom Ursprung der Dinge. Mag es sich um die Sonnenwelt handeln, um unsern Erdplaneten, um die Pflanzen- oder Tierarten, wir sind für die Entstehung jedes Dinges auf Vermutungen angewiesen. Höchstens steht es frei, sich zu denken, daß zur Zeit der Erkaltung der Erde lebende Gebilde auf ihr zum Vorscheine kamen, um sich zu vervielfältigen, sich in einer allmählichen Entwicklung zu vervollkommnen bis zu schließlicher Erreichung der Menschengestalt. Aber es hat dazu ohne Zweifel Tausender von Jahrhunderten bedurft.

Eine Aufzeichnung der Geschichte einer menschlichen Gesellschaft beginnt erst etwa sechstausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung mit den ersten Dynastien der ägyptischen Könige, deren Denkmäler und Inschriften uns von der Vergangenheit berichten. Aber lange vor dieser fernen Zeit war schon der Mensch mit den wesentlichen Merkmalen seiner Art in die Erscheinung getreten, und man findet in allen fünf Erdteilen unter Totengebeinen Spuren einer gewissen Industrie, die erlauben, sich das Dasein der Urmenschen anschaulicher vorzustellen. Es ist die sogenannte vorgeschichtliche Zeit, die man vielleicht mit Unrecht so bezeichnet; denn man findet darüber zwar weder geschriebene Urkunden noch Inschriften, die es ermöglichen würden, für sie irgendein auch nur annähernd bestimmtes Datum anzusetzen; aber alle Zeugnisse von solchen einstigen menschlichen Daseinsformen sind doch auch in gewissem Sinne nichts anderes als ein Stück Geschichte.

Die ersten Spuren menschlichen Daseins bestehen in Geräten aus nur roh zugehauenem Feuerstein und sind in sogenannten Oolithformationen zu finden (älteste Steinzeit). Dann kommen in den paläolithischen Formationen ein paar seltene Knochenreste und ein paar rohe Werkzeuge vor. Die Totengebeine sind charakteristisch. Die Schädel dieser Urmenschen sind denen der tiefstehendsten Wilden der Gegenwart nahezu gleich. Die Werkzeuge anderseits, die weit zahlreicher als die Totengebeine vorhanden sind, bestehen aus (kernartig) zugehauenem Feuerstein.

Dank diesen behauenen Feuersteinen kann man sich ungefähr vorstellen, wie unsere Urväter lebten. Sie nährten sich von Wurzeln und von Wildpret, durch Jagd und Fischfang; denn es finden sich aus jener Zeit zu Harpunen, Pfeilen, Äxten verarbeitete Feuersteine.

In der mittleren Steinzeit kannten sie schon die Kunst, Feuer zu machen; denn man findet in ihren damaligen Höhlen Aschenhaufen. Aber

sie verstanden noch immer nicht, sei es ein Haus zu bauen, sei es den Hund zu zähmen oder das Land zu bestellen.

In der fortgeschritteneren Steinzeit pflegten sich unsere Voreltern zum Schutze vor Kälte bereits mit ungeschickt zusammengenähten Tierfellen zu bedecken. Ja, sie dachten sogar schon daran, sich zu putzen, und suchten zu diesem Zwecke Muschelschalen, die ihnen als Schmuckgegenstände dienen mußten. Sicher ist, daß sie sich in gewissen Gegenden den Leib mit verschiedenen Arten roten Tons tätowierten, zu deren Auffindung sie häufig erst weite Strecken zurücklegten.

Auch hatten sie damals schon gelernt, durch Einschnitte in Renntiergeweih oder Knochen von den Tieren, die sie auf der Jagd erlegten, Abbildungen von bisweilen erstaunlicher Treue herzustellen. Man hat in den Höhlen aus vorgeschichtlicher Zeit auf den Wänden der Grotten eine große Zahl geschnitzter, gezeichneter oder auch gemalter Figuren wiedergefunden. Diese eingemeißelten Zeichnungen, deren Echtheit also nicht in Frage zu stellen ist, sind nicht bloß durch das Alter dieser ersten künstlerischen Bemühungen, sondern auch noch ganz besonders dadurch anziehend, daß sie uns belehren, daß die Menschen dieses uralten paläolithischen Abschnitts noch Zeitgenossen einer heute bereits teilweise ausgestorbenen Fauna gewesen sind, des Mammut und des Höhlenbären.

Das ist ungefähr alles, was man über den Steinzeitmenschen Sicheres weiß. Es ist nicht ganz gewiß, ob vielleicht schon in der damaligen Zeit Masseneinfälle oder wohl gar schon Völkerwanderungen vorgekommen sind, obgleich ja bei Jägervölkern doch wahrscheinlich ein Nomadenleben anzunehmen ist. In jedem Falle gab es eine Reihe verschiedenartiger Menschenstämme, die über die ganze Erde zerstreut lebten; denn man findet behauene Feuersteine ebensogut in der alten wie in der neuen Welt. Doch, in so vielen verschiedenen Gegenden man auch von Menschenhand bearbeiteten Feuersteinen begegnen mag, wissen wir gleichwohl keineswegs, ob diese Spuren des Urmenschen auf zweihundert oder bloß auf zwanzig oder vielleicht auch nur auf ein einziges Jahrtausend zurückweisen mögen. Haben sie einen einheitlichen oder besonderen Ursprung? Bestand schon eine Sprache? Eine Ständeordnung? Sind die Feuersteine Asiens, Afrikas, Amerikas, Europas alle aus derselben Epoche oder, wie es wohl wahrscheinlicher ist, aus ganz getrennten? Wir können dieselben jedenfalls nicht zeitlich genauer bestimmen. Alles, was wir auf Grund der Tatsache vermuten können, daß sich in denselben Grotten Knochen von Menschen, Renntieren und Mammuts fanden, ist, daß dereinst jedenfalls das Klima der verschiedenen Länder kälter war als das gegenwärtige an den entsprechenden Stellen (die Eiszeit der Geologen).

Ein stets gefährdetes Dasein, ein wildes Leben, ein beständiger Kampf mit den Elementen und den Tieren zwangen die ersten Menschen, ihre

noch so wenig verfeinerten Waffen und Werkzeuge immer mehr zu vervollkommnen.

Gehen wir nun von dem paläolithischen zu dem neolithischen Abschnitt (jüngere Steinzeit) über, so sehen wir nach einer Periode des Niedergangs in der Steinbehauung, wie die Bearbeitung der Silexe nun allmählich immer weitere Fortschritte macht. Jetzt sind sie bereits geglättet und mit der Feile so scharf abgeschliffen, daß sie richtig schneiden. Gewisse Steine von Beilform, die beim Gebrauch auf hölzerne Schafte gesteckt wurden, entwickelten sich zu furchtbaren Waffen.

Und nun eröffnen sich weitere Felder der Betätigung. Man sieht auf dem Wasser menschliche Wohnstätten erstehen, die von Holzpfeilern getragen werden (Pfahlbauten). Erhabene Baudenkmäler aus riesigen Steinen (Megalithen), wie die bretonischen Dolmens, werden errichtet als Grabstätten für die Toten. Auch kennt der Mensch schon die Kunst, den Ton zu brennen zur Anfertigung seines Geschirrs. Vor allem gelingt es ihm auch jetzt schon, einige Tiere zu zähmen: den Hund, den Hammel, das Pferd, das Schwein, und nun, wo er Behausung und Herden hat, wird er seßhaft und tritt zu Familien, Stämmen, ja beinahe schon zu Völkern zusammen.

Alle diese aus so früher Urzeit stammenden Zeugnisse über das Leben der Menschen des jüngeren Steinzeitalters werden einzig und allein von den verschiedenen Gegenständen geliefert, die man, sei es in den Dolmens, sei es in den Anschwemmungen jüngeren Ursprungs, gefunden hat.

Es heißt immer, daß Stämme, die der europäischen Menschheit des älteren Steinzeitalters an Bildung überlegen waren, aus dem an Menschen so überreichen Asien herübergekommen seien, um uns den Getreidebau, die Weberei gewisser Stoffe und die Zähmung des Hundes zu bringen; doch ist das keineswegs völlig erwiesen.

Nach dem Zeitalter des geschliffenen Steins kommen nun Epochen mit einer bereits völlig fertigen Industrie zum Vorschein. Die Menschen haben gelernt, das Kupfer zu bearbeiten und weiter dann Legierungen von Kupfer und Zinn herzustellen (Bronzezeitalter). Später haben sie noch das Eisen entdeckt und es sogar so weit gebracht, es zu schmieden. Jede dieser neuen Industrien, die der Mensch der Natur so mühsam abgerungen hatte, hob auch zugleich seine physischen und geistigen Kräfte und entfernte ihn damit immer mehr von dem Zustande des Tieres.

Wir können auch nicht mit einem Scheine von Bestimmtheit die Dauer dieses Kindesalters des Menschengeschlechts abschätzen. Zweifellos war der Mensch in gewissen Gegenden, z. B. im nördlichen Europa, noch immer in dem Bronze- oder in dem Eisenzeitalter, als andere Menschen, die sich schneller entwickelt hatten, bereits eine Geschichte besaßen. Auch in der heutigen Welt sehen wir wieder ganz ebenso recht tiefstehende wilde

Völker neben den allerzivilisiertesten leben, so z. B. die Lappen, die Hottentotten, die Tasmanier, die Afrikaneger, die Patagonier. Gerade so waren auch schon zu Ende der jüngeren Steinzeit sich deutlich voneinander unterscheidende Zivilisationen hervorgetreten, und es gab Barbaren wie Halbbarbaren.

Vielleicht haben verschiedene Gruppen von Menschen dicht nebeneinander gelebt, wie man noch in unsern Tagen Volksstämme kennen lernt, die sich meisterlich auf Viehzucht verstehen und die ganz in der Nähe von unzivilisierteren Völkerschaften wohnen, die weder etwas von dem Getreidebau noch von der so segensreichen Unterwerfung der Haustiere wissen. Man findet in den so außerordentlich voneinander abweichenden Sitten der heutigen wilden Stämme noch die verschiedenen sozialen Gebilde wieder, die in der menschlichen Gesellschaft dereinst in den grauen Tagen der Vorgeschichte bestanden haben.

Damals erst, also in der Eisenzeit, sind von Mittelasien her aus den großen Gebirgsländern oder auch aus der mesopotamischen Tiefebene nahezu völlig zivilisierte Volksstämme, die dort langsam, aber stetig eine immer höhere Entwicklung genommen hatten, nun schon eine zusammengesetzte Sprache besaßen und bereits Industrien erfunden hatten, nach Ägypten und Chaldäa ausgewandert, um dort die ältesten Gemeinschaften zu gründen, mit der sich zum erstenmal die Geschichte bekannt zu machen hat.

Dieser von allem bisherigen so grundverschiedene ganz neuartige Fortschritt läßt sich wohl nicht einem bloßen Zufall zuschreiben. Er ist wohl nur der Überlegenheit des Genies zu verdanken. Der Zufall schafft nichts Endgültiges; der Zufall zieht sich nicht über fünfundzwanzig Jahrhunderte hin: Wettläufer erreichen nicht alle in einem und demselben Augenblick das Ziel auf der Rennbahn; die einen sind schneller, die andern langsamer, und es drängt sich der Schluß auf, daß die Wettläufer, die zuerst ankommen, stärker und geschickter als die Nachzügler sind.

So möchte man auf den allerersten Blick an die geistige Überlegenheit der Ägypter und der Chaldäer, also von Semiten, glauben, die bei ihrer rascheren Entwicklung den andern Menschen in der Weltkultur vorausgegangen sind. Aber diese Beurteilung wäre irrig; denn sie setzt voraus, daß die verschiedenen Menschenrassen zu gleicher Zeit entstanden sind. Nun ist nichts weniger wahrscheinlich als die gleichzeitige Entstehung der verschiedenen Rassen. Zahlreiche Beweise linguistischer, archäologischer und anatomischer Natur scheinen festzustellen, daß die Weißen arischer Abkunft die zuletzt Angekommenen auf unserm Planeten sind, wahrscheinlich, weil ihre Rasse sich vorher noch nicht durch eine glückliche Auslese aus den Gebilden der Urmenschheit entwickelt hatte.

Ägypter, Gelbe, Neger, all diese Rassen, die den heutigen Europäern vorausgegangen sind, hätten zu demselben Ziele wie die Weißen gelangen

müssen, wenn sie es gekonnt hätten. Aber sie konnten es nicht. Und da sie sich nicht weiterentwickelt haben, da sich ihre geistige Fähigkeit nicht mit der Zeit verfeinert hat, sind sie bei den Schranken stehen geblieben, die ihnen die Grenzen dieser ihrer geistigen Fähigkeit zogen. Ihre gesellschaftliche Höhe spiegelt ihre geistige wieder. In fünfzig Jahrhunderten haben doch wohl Neger, Semiten und auch Gelbe reichlich Zeit gehabt, ihre Proben zu bestehen. Die Geschichte ist dazu da, um uns diese zu offenbaren, und die Geschichte lehrt uns, daß die Höhe der Leistungen bei den verschiedenen Menschenrassen eine verschiedene ist; ja diese Verschiedenheit gibt sogar eine Möglichkeit, sie untereinander abzuteilen.

Das geistige Leben des vorgeschichtlichen Menschen ist uns völlig unbekannt. Eigentlich muß es doch wohl noch damals tief unter dem gewisser wilder Stämme der Gegenwart, wie z. B. der Tasmanier, gestanden haben, die nicht das Land zu bebauen verstehen und nur behauene Feuersteine nach Art derjenigen aus der jüngeren Steinzeit als Werkzeuge und Waffen haben.

Aber der Zustand der Wildheit ist ein wirksames Mittel für die Auslese. Die Urmenschen, die mit ihrem entblößten Körper allen Unbilden der Witterung ausgesetzt waren, die sich ihre Nahrung mühsam von weither holen mußten, und die zu ihrem Schutze vor ihren überall auf der Lauer liegenden Feinden weder den gewaltigen Rachen des Wolfes noch die Kralle des Tigers, noch die Behendigkeit des Affen, noch den schnellen Lauf des Hirsches hatten, haben wohl die Unzulänglichkeit ihrer natürlichen Waffen durch die Mittel ihres Verstandes ergänzen müssen. Der Verstand hat es ihnen allein ermöglicht, sich zu verteidigen und damit zu leben. So haben unter ihnen nur die am Leben bleiben können, die die geschicktesten, die scharfsinnigsten und die vorsichtigsten waren. Nun ist in unserer polizeilich geschützten und verfeinerten heutigen Gesellschaft das Leben so leicht geworden, daß es gar nicht einer beständigen Anstrengung bedarf, um am Leben zu bleiben. Die Mittelmäßigen werden geschützt und haben folglich das Recht, mittelmäßig zu bleiben. So wächst in der modernen Gesellschaft die geistige Fähigkeit des Menschen nicht mehr, soweit sie umgekehrt nicht gar entartet, während hingegen in der Urmenschheit ein vorzeitiger Tod die Schwachen unbarmherzig ausrottete und nur die Starken am Leben ließ.

Die heutige Gesellschaft wird also zu dem großen Grundsatze der Auslese zurückkehren müssen, wenn sie nicht den abgestumpften Verstand ganz erlöschen lassen will. Die Macht des Menschengeschlechts ist der Verstand, und nur den harten Kämpfen unserer Urväter mit Hunger, Kälte und wilden Tieren ist der Verstand der weißen Rasse zu verdanken.

Zweites Buch.

Ägypten und Orient.

§ 1. Ägypten.

Ägypten ist ein etwas breiterer, von den Wassern des Nils befruchteter Landstreifen. Über die wenigen Kilometer rechts und links von den Ufern dieses Stromes hinaus dehnt sich weit nur noch ein von der prallen Sonne ausgedörrter Wüstensand dahin. Aber jene langgestreckte Oase ist von einem unvergleichlichen Reichtum. In nur ein paar Monaten gibt das Getreide einen derartigen Ertrag, daß man im Jahre zwei- bis dreimal ernten kann. Das Klima ist, wenn auch sehr heiß, trocken und gesund. Der Lebensunterhalt ist bequem und leicht zu gewinnen.

Jedes Jahr überschwemmt der Nil die Fluren von neuem mit der von ihm mitgeführten Erde, die er von den Talufern von Darfur, Abessinien und Äthiopien abgespült hat, und verbreitet damit jenen Schlamm, der Ägypten die Fruchtbarkeit bringt. Das ganze Ägypterland ist, wie schon der alte Herodot sagt, eine Gabe des Nils.

Bevor der Nil das Mittelmeer, in das er sich ergießt, erreicht, teilt er sich, um ein breites Delta zu bilden, in ein Dreieck, dessen Grundlinie das Mittelmeer und dessen Spitze die Stadt Kairo bildet. Dieses Delta verdankt seine Entstehung den von den Hochwassern des Nils allmählich angeschwemmten Sandmassen, und ohne Zweifel war dieses Dreieck dereinst noch nicht da. Es war noch ein mittelländischer Meerbusen von sehr niedrigem Wasserstande, der geradezu ein Sumpf zu nennen war. Aber in dem Augenblicke, der die geschichtliche Zeit eröffnet, d. h. vor siebentausend Jahren, war bereits der größte Teil der Länder des Delta daraus emporgestiegen. Es war Unterägypten schon damals, wie noch heute, die fruchtbarste und volkreichste Gegend des Landes.

Die Geschichte der alten Ägypter ist hinreichend bekannt, weil ihre Totenverehrung und ihre Anbringung von Inschriften und Aufstellung von Gegenständen in den Grüften es den zeitgenössischen Gelehrten ermöglicht hat, die ganze Vergangenheit wiederaufzubauen. Es ist gelungen, die ältesten Hieroglyphen zu entziffern. Es handelt sich um eine ursprüngliche Bilderschrift, in der die Schriftzeichen bald einen Begriff, bald einen Laut bezeichneten, der zu dem ursprünglichen Begriff irgendwelche Beziehung hatte. Dank einer dreifachen Niederschrift des gleichen Textes auf Griechisch, auf Koptisch, d. h. in der ägyptischen Umgangssprache, und in ägyptischer Hieroglyphensprache vermochte der Franzose

Champollion im Jahre 1832 die berühmte Inschrift von Rosette zu entziffern und damit den Hieroglyphen ihre letzten Geheimnisse zu entreißen.

Um auf Grabdenkmälern, auf Leichensteinen Namen, Ereignisse und allerlei Satzungen aufzuzeichnen, muß sich eine menschliche Gemeinschaft schon einer außerordentlichen Bildungsstufe erfreuen. Das ägyptische Volk, wie es uns die ersten Inschriften zeigen, ist in seiner Entwicklung schon sehr weit vorgeschritten. Es bildet eine Welt für sich, in der man, wenn auch erst andeutungsweise, schon alle jene Erscheinungen hervortreten sieht, die sechs bis sieben Jahrtausende später die moderne Welt ausmachen sollten.

So alt die ägyptische Geschichte nun auch sein mag, muß sie doch sicher in gleicher Weise wie die der andern Völker ein äußerst langes, doch ebenso unbekanntes vorgeschichtliches Zeitalter gehabt haben. Einer allgemeinen Annahme zufolge sind Wandervölker, die aus Asien kamen und sich einer semitischen Sprache bedienten, über die Meerenge von Suez gegangen, um sich längs der beiden Ufer des Nils niederzulassen und mit einem eingeborenen Stamme zu verschmelzen. Man hat zahlreiche Spuren jener Urmenschen wiedergefunden. Aber das ist alles nur Hypothese. Behaupten kann man allein, daß es Jahrhunderte und Jahrhunderte bedurft hat, ehe die hohe Bildung der Ägypter der ersten Dynastie erreicht wurde.

Diese kannten bereits den Bau von Korn, sowohl Gerste wie Hirse. Sie hatten bereits den Hund und den Esel (doch noch nicht das Pferd) gezähmt. Rindvieh diente schon damals zur Pflugarbeit. Hirten trieben Schweine-, Hammel- und Ziegenherden auf die Weide.

Doch waren schon die ersten Ägypter keine Nomaden. Sie bewohnten niedrige Häuser aus gebrannten Ziegeln, geklopfter Lehmerde und geflochtenem Schilfrohr. Ihre Hauptwerkzeuge waren behauene Kiesel (Messer, Beile), Mühlsteine für das Getreide, Mörser, Gefäße aus getrocknetem Ton, die sich durch Schlichtheit und Schmucklosigkeit auszeichneten. Die Frauen hatten schon Geschmeide, Arm- oder Halsbänder aus harten Kernen, Muschelschalen oder Kieseln. Männer und Frauen schminkten sich. Als Kleider dienten Tierfelle für die Häuptlinge und fürs Volk leinene Tücher. Für die Jagd, den Fischfang und auch zweifellos für den Krieg verstärkten oder ergänzten Waffen aus Bronze oder Eisen die früheren aus Kiesel. Sie verstanden schon die Nahrungsmittel zu kochen, das Getreide zu mahlen und das Getreidemehl zunächst zu kneten und dann im Ofen zu backen, bis sie richtiges Brot erhielten.

Die Holz- oder Steindarstellungen, die die Züge jener ältesten Menschen wiedergeben, beweisen uns, daß dieser Stamm in den sechstausend Jahren, die er schon besteht, keine wesentliche Änderung erfahren hat. Der heutige Fellah, der die Anstürme von Äthiopiern, Assyriern, Persern, Griechen,

Römern, Türken, Engländern im Laufe der Jahrhunderte über sich ergehen lassen und sich der Herrschaft von ihnen allen der Reihe nach unterwerfen mußte, ist gleichwohl selbst in dem Zustande geblieben, wie er schon zur Zeit seiner ersten Könige war. Der Mensch hat sich nicht fortentwickelt, und seine Bildung hat in der gleichen Unwandelbarkeit verharrt wie er selbst. Es sind immer noch dieselben ackerbautreibenden, leichtgläubigen, geduldigen, unempfindlichen, friedliebenden, den alten Sitten und Gebräuchen treuen Arbeiter, die noch heute, wie einst, mit denselben ursprünglichen Gerätschaften pflügen und noch immer denselben beschränkten Gesichtskreis und dieselbe zufriedene Seele haben.

Sie ließen sich widerstandslos das fremde Joch gefallen und unterwarfen sich, in eine ebenso rührige wie lässige Passivität eingelullt, sehr mächtigen und gewalthaberischen Königen, die sie zu riesenhaften Arbeiten heranzogen, Arbeiten, die, gleichviel, ob sie höchst unfruchtbar oder höchst segensreich waren, jedenfalls für alle Zeiten die höchste Bewunderung erregen müssen. In der langen Geschichte Ägyptens ist kaum eine Umwälzung oder ein Aufruhr zu erwähnen. Keine Völkerschaft hat sich jemals so leicht lenken lassen wie diese.

Die Religion riß alles an sich und erdrückte sie, weniger durch ihre erhabene Größe als durch die Vielfältigkeit ihrer Kulte. Alles war Gott außer Gott selbst. Die Tiere, schädliche wie nützliche, waren Götter: das Krokodil wie der Apisstier, der Schakal wie der Widder, der Bock wie der Sperber. Der Nil war ein Gott. Die Sonne war ein Gott. Dieses kindliche Volk, das nichts von den außerordentlichen wie auch nichts von den ganz gewöhnlichen Kräften verstand, die in seiner Umgebung walten, stellte sich ganz einfach vor, daß diese unbekannten Erscheinungen mehr oder weniger nach seinem Ebenbilde, an Macht aber ihm weit überlegen seien, und dachte sie sich infolgedessen als Gottheiten. In dieser Weise erscheint den meisten Menschen, den Ägyptern von einst wie ja noch so manchen Europäern von heute, die göttliche Persönlichkeit als eine Persönlichkeit von einer ganz menschenähnlichen und doch übermenschlichen Geistestätigkeit, von einer Riesenkraft, die nichts aufzuhalten vermag, und von einem durchbohrenden Blicke, dem sich nichts entziehen kann.

Es wäre jedoch nicht richtig, sich die Religion der Ägypter auf die Anbetung der Tiere beschränkt zu denken. Gewiß, sie haben die tierköpfigen Götterbilder ins Unendliche vermehrt (Köpfe von Affen, Krokodilen, Ibissen, Sperbern, Schakalen). Gewiß, sie haben um den in einem mehr als königlichen riesenhaften Bau prächtig wohnenden Apisstier feierliche Umzüge gemacht. Aber sie haben auch schon eine etwas weniger grobe religiöse Metaphysik erfunden. Der Mensch hat ein solches Grauen vor dem Tode, daß er es nicht wagt, sich dazu zu bekennen, daß mit dem Tode alles aufhören soll und sich gern das vorstellt, was er erhofft. Die

Ägypter glaubten an die Metempsychose, an die Wiederfleischwerdung, an die Seelenwanderung, an etwas wie Hölle und Paradies.

Wenn nun aber der Tod gar kein Tod ist, so muß man für den Verstorbenen mit so kostspieligem Aufwand als möglich die ganze Einrichtung beschaffen, deren er sich im Leben bediente, muß ihm also in seiner Gruft nicht nur ein Standbild in lebenswahrer Darstellung setzen, sondern auch noch die Bildnisse seiner Frau, seiner Kinder, seiner Diener, seiner Bäcker, seiner Mundschenken, seiner Schreiber, seiner treuen Hunde hinzufügen. Man häufte in den Grüften der Großen und Reichen ihre Kleinodien, Waffen, kostbaren Gefäße und Figuren an; ja sogar in die der Armen brachte man in frommer Liebe Kuchen, Brote, Früchte, Speisen und Stoffe. Die große Furcht der Ägypter bestand nämlich darin, daß der Tote zur Mumie geworden und in die Gruft überführt, nicht, wenn er wieder aufwachen würde, alles, was einst den Reiz seines Daseins ausgemacht hatte, so bequem, um es mit der Hand zu erreichen, wiederfinden könnte: seine Speisen, seine Liebhabereien, seine Spiele und seine Ehren.

Diesem Totenkultus haben wir es also zu verdanken, wenn wir die Geschichte des alten Ägyptens so genau kennen. Diese sorgfältig versiegelten, in einen trocknen Sandboden eingelassenen Grabstätten haben weder die Stürme der Revolutionen noch die Unbilden des Wetters jemals zu fürchten brauchen. Die friedliche Bevölkerung achtet sie, und ein unbewölkter und regenloser Himmel behütet sie eifersüchtig. Um die Vergangenheit von neuem ins Leben zurückzurufen, genügt es, sie aus dem sie bedeckenden und schützenden Sande ans Tageslicht zu ziehen. So gräbt man fast noch lebend, ja noch ganz jugendlich, umgeben von allem, was ihnen teuer war, Mumien aus, die über fünftausend Jahre alt sind. So scheint das alte Ägypten jene Unsterblichkeit, auf die es so viel Hoffnung gesetzt hatte, in der Tat verstanden zu haben seinen Kindern zu geben, wenn auch in etwas anderer Weise, als es sie sich dereinst gedacht hatte.

Man teilt die Geschichte der alten Ägypter in einzelne Perioden nach den verschiedenen Königsgeschlechtern, die bei ihnen aufeinander gefolgt sind und deren es nicht weniger als sechsundzwanzig gegeben hat.

Ganz von den Gedanken an das zukünftige Leben erfüllt und stets darauf bedacht, auch nach ihrem Verscheiden Paläste wie dereinst zu finden, die der Bedeutung ihrer hohen Persönlichkeit angemessen waren, ließen sich die Könige Grüfte erbauen, die die der großen Masse an Ausdehnung und Pracht entsprechend überboten. Könige der vierten Dynastie, Cheops, Chephren, Mykerinos, haben sich die Pyramiden aufrichten lassen, ein Riesenbauwerk, das bestimmt war, ihnen als Grabstätte zu dienen. Die größte Pyramide ist die des Cheops. Sie ist 144 m hoch, ein so unermeßliches Steinungeheuer, wie man es kaum für möglich halten sollte. Tausende und Abertausende von Arbeitern haben ihr Leben damit hin-

gebracht, diese riesigen Blöcke nach einer wunderbaren geometrischen Ordnung aufeinanderzutürmen. Der vom Anblick der Pyramiden vollkommen überwältigte Tourist kann sich gleichwohl kaum eine anschauliche Vorstellung machen, welche furchtbare Arbeit in diesem steinernen Berge steckt. Ein ganzes großes Volk hat zwanzig Jahre lang an nichts anderm als an diesem Werk arbeiten müssen. Man kennt von Cheops kaum sonst etwas als seine Pyramide; aber wohl nie hat unter den Menschenkindern jemand von seiner irdischen Laufbahn eine so lebendige, zugleich erhabene wie wahnsinnige sichtbare Spur hinterlassen.

Die Sklaverei eines zahllosen und unterwürfigen Volkes ermöglichte die Errichtung unermeßlicher Bauten und riesenhafter Standbilder. Die Bauten waren für die Verstorbenen, die Standbilder für die Götter. In unmittelbarer Nähe der Pyramiden erhebt sich eine gewaltige Sphinx, der Gott Harmakis, 19 m hoch, aber noch heute so mit Sand bedeckt, daß nur der Kopf daraus hervorragt, ein eigentümliches Werk von einer geheimnisvollen und beinahe tragischen Schönheit, das das älteste aller Menschenwerke ist, ist es doch, allem Anschein nach, noch vor den Königen der ersten Dynastie ausgeführt worden.

Da, wo dereinst das große Theben in Oberägypten an den Ufern des Nils in seinem Glanz erstrahlte, sind heute nur noch Schutthaufen zu sehen. Aber die übriggebliebenen Trümmer des Tempels von Karnak haben den ganzen Zauber ihrer dereinstigen Erhabenheit bewahrt. Säulen von 60 m Höhe, ganz und gar aus Granit, Obelisken, Säle, die gleichfalls 45 m hoch sind, Pylone von 15 m Dicke, unermeßliche steinerne Straßen, auf denen sich ebenso unermeßliche Standbilder in endloser Folge aneinanderreihen, all das geht über die uns geläufigen Ausdehnungen in einem für uns geradezu unfaßbaren Maße hinaus. So schön diese altehrwürdige Architektur sein mag, sie ist doch bei alledem mehr furchtbar als schön. Es ist einfach unbegreiflich, wie jene alten Völker diese ungeheuren Granitmassen zu bewältigen verstanden haben, deren bloßes Fortschaffen unsere modernen Industrien in Verlegenheit setzen könnte.

In der Geschichte des alten Ägyptens gibt es nichts, was nicht Erstaunen hervorriefe. Die Architektur ist gewaltig, die Denkmalskunst auserlesen (wenigstens bisweilen). Schon zur Zeit der ersten Dynastie findet man in den Sarkophagen Figuren, die nach ihrer Modellierung, Vollkommenheit und sorgfältigen Ausführung in den Einzelheiten, ja fast nach ihrer künstlerischen Begeisterung den Vergleich mit den Meisterwerken der griechischen Kunst nicht allzusehr zu scheuen brauchen. So hatte schon seit den frühesten Zeiten der Mensch durch Bearbeitung des Holzes und Granits Werke der Bildhauerkunst geschaffen, die bereits allen späteren an die Seite zu stellen waren, die er noch jemals in dem ganzen Verlaufe seines langen Lebensepos zustande bringen sollte.

Die Astronomie war den Ägyptern auch nicht unbekannt. Sie hatten die Dauer des Sonnenjahres genau festgesetzt und ein Verzeichnis der Sterne aufgestellt. Der Bau der Pyramiden offenbart kosmographische und geometrische Begriffe, die schon ziemlich weit vorgeschritten sind.

Der Bücher über Heilkunde gibt es viele, die aber alle noch recht kindlich sind; ist doch unter den Naturwissenschaften die Heilkunde eine solche, die sich lange, länger als alle andern, mit den läppischsten Kunststückchen verschiedenster Art abgequält hat. In der Literatur, die sehr reich war, nehmen die geschichtlichen Werke die wichtigste Stelle ein. Zur Zeit des Menes, des Begründers der ersten Dynastie, gab es sogar schon öffentliche Büchersammlungen.

So erscheint uns denn wohl diese ganze frühägyptische Bildung, die älteste der Welt, als bereits sehr entwickelt und vielseitig. Diese mehrere Jahrtausende von uns getrennte Gesellschaft ist schon in jener Zeit so vollkommen, daß sie ganz gewiß durch die Anstrengung einer endlosen Reihe von Geschlechtern auch schon damals vorbereitet sein mußte. Das Kulturwerk der Ägypter verdient unsere volle Bewunderung, aber das ihrer unbekannten und unbeachteten Vorgänger, die den Menschen aus der Barbarei befreit haben, verdient sie in noch weit höherem Maße. Zwar kennen wir die Geschichte dieser letzteren nicht, doch können wir mit Sicherheit von einer langen Blüte und sogar von einem glänzenden Geiste derselben sprechen. Das Alter des Menschen geht also weit über das hinaus, das man lange, ja noch ganz kürzlich vermutete, wenn sogar bereits fünftausend Jahre vor Christo einer äußerst gelehrten und vollkommen nach Ständen gegliederten Gesellschaft möglich geworden war, sich einzurichten. Die normannischen Seeräuber, die vor kaum neunhundert Jahren die Küsten Europas brandschatzten, waren noch Wilde im Vergleich mit den Ägyptern der ersten Dynastie.

Warum sind nun die Ägypter, wie die chinesischen Völker, nach Erreichung dieser Bildungshöhe drei Jahrtausende lang stehen geblieben, ohne irgendwelche Fortschritte zu machen? Warum hat dann die ägyptische Kultur zu ihrer Vervollkommnung erst zunächst von den Phöniziern und weiter von den Griechen aufgegriffen und umgestaltet werden müssen? Welches Hindernis stand ihrer Entwicklung entgegen? War es die Sklaverei unter der Willkürherrschaft eigenmächtiger und selbstherrlicher Könige? War es die eigenartige Sonderstellung einer so verwickelten Sprache und so wunderlichen Schrift? War es eine Ohnmacht, die jenem Stamme von vornherein angeboren war, der plötzlich auf jede Weiterentwicklung und jeden Fortschritt verzichtete? So viel ist sicher, daß vierundeinhalb Jahrtausend bis zur persischen Eroberung, also vom Jahre 5000 bis zum Jahre 527, das unabhängige und von seinen Königen regierte Ägypten sich stets beinahe gleich geblieben ist.

Der erste König der ersten Dynastie, Menes, ist eine halb sagenhafte Gestalt, doch ist seine Grabstätte gefunden worden. Er gründete die Stadt Memphis, die er gegen die Überschwemmung des Nil durch den Bau eines gewaltigen Dammes schützte.

Hierauf folgen sich in ununterbrochener Reihe Könige, deren Namen wie Taten uns sämtlich bewahrt sind. Bei der Thronbesteigung der dritten (oder vierten?) Dynastie ist bereits Memphis zur Hauptstadt erhoben worden. Cheops, Chephren, Mykerinos bauen die Pyramiden. Ganz Ägypten ist ihrer Herrschaft unterworfen (Memphitische Dynastien).

Seit der elften Dynastie (um das Jahr 3000) bekommt die Stadt Theben in Oberägypten das Übergewicht und wird nunmehr die Hauptstadt. Unter den Königen der elften und zumal der zwölften Dynastie wurde das von schwarzen Stämmen bewohnte Nubierland unterworfen und dazu noch die an Kupferbergwerken reiche Halbinsel Sinai. Der Tempel zu Karnak stammt aus dieser Zeit. Große Arbeiten zur Regulierung der fortwährenden Nilüberschwemmungen werden ausgeführt. Nicht zu zählen sind die Kunstwerke, Bildsäulen und Denkmäler. Es ist die Zeit der großen Blüte Ägyptens.

Bisher waren die Ägypter eigentlich weder angegriffen worden noch auch selber Angreifende gewesen. Aber unter den Königen der vierzehnten Dynastie (der thebanischen) drang ein sehr wildes semitisches Volk, das aus Turkestan oder von den Ufern des Schwarzen Meeres herkam, nachdem es Chaldäa unter sein Joch gebeugt hatte, in Ägypten ein, und seine Anführer, die Könige der Hyksos (d. h. Hirten, eine nur scheinbar harmlose Bezeichnung, unter der sie in Wahrheit ihr Räuberhandwerk verbargen), zwangen sein jäh erschrecktes Volk in ihre Gewaltherrschaft. Sie plünderten und verheerten alles. Anstatt nun die Besiegten als Sieger ganz in sich aufzunehmen, gingen sie vielmehr mit der Länge der Zeit völlig in sie unter, derart, daß die Hyksos-Könige, die Ägypten sechs Jahrhunderte lang (vom Jahre 2200 bis etwa zum Jahre 1600) beherrschten, schließlich nicht viel anders regierten, als die alten Pharaonen.

Sie hatten sich in Memphis niedergelassen, aber um das Jahr 1600 wurden sie nach langen Kriegen von den Statthaltern der thebanischen Provinz aus Ägypten verjagt. Einer von ihnen, Ahmose (Amasis), eroberte ganz Ägypten zurück und gründete nun die achtzehnte Dynastie.

Unter dieser erlangte Ägypten die alte Blüte wieder. Dieses ursprünglich so friedfertige Volk, das erst der Bürgerkrieg zu einem kriegerischen gemacht hatte, wurde jetzt auch selber ein Eroberervolk. Nubien wurde nunmehr endgültig erobert, nicht anders Syrien und Chaldäa. Die Tempel von Karnak wurden erweitert. Prachtbauten und Riesensäulen (die des Memnon) erstanden.

Die Könige der neunzehnten Dynastie, Sethoose (oder Seturi, der Sesostris der Griechen) und sein Sohn Ramses, waren mächtige Herrscher

(um das Jahr 1400). Sie dehnten ihre Macht über Libyen und ganz Nubien und Äthiopien aus; sie brandschatzten Syrien, Kleinasien, Baktrien und drangen vielleicht bis Indien vor. Alle Heldentaten des Ramses sind von ihm selbst der Nachwelt ergötzlich erzählt worden. Ägypten ist voller Denkmäler, die er sich zum eignen Ruhme errichtet hat.

§ 2. Die Chaldäer und die ältesten Assyrer.

So alt auch das Geistesleben der Ägypter sein mag, wuchs in ihrer Nachbarschaft ein noch älteres Volk heran, um zunächst immer größer zu werden und schließlich zu verschwinden.

Ehe die beiden großen Ströme Euphrat und Tigris sich in den Persischen Meerbusen ergießen, umspülen sie einen Landstrich, dem sie, wie Ägypten der Nil, durch ihre so häufigen Überschwemmungen immer erneute Fruchtbarkeit bringen. An ihren Ufern und in der von ihnen kreisförmig umschlossenen Ebene hat in alten, fernen Zeiten ein Volk gelebt, das aus dem Osten gekommen war und sich eines sehr blühenden Geisteslebens erfreute: die Chaldäer.

Man kennt ihre Geschichte erst seit kurzem, weil die von ihnen hinterlassenen zahlreichen Inschriften ihrer Entzifferung lange große Schwierigkeiten geboten hatten. Sie sind in keilförmigen Zeichen geschrieben (Keilschrift) und auf Ziegelsteinen aufgezeichnet. Es handelt sich um eine ursprünglich hieroglyphisch gewesene Schrift, deren Zeichen jedoch nach und nach immer mehr Verstümmelungen erlitten, bis sie schließlich überhaupt nicht mehr die Abbilder der Gegenstände, sondern die diesen entsprechenden Laute darstellten. Sie zu lesen ist außerordentlich schwierig; denn dieselben Zeichen können sowohl für ein ganzes Wort wie für einen ganzen Laut stehen, ja in manchen Fällen sogar für ein anderes Wort oder einen andern Laut. Doch dank dem Franzosen Eugène Burnouf (1801—1852) und besonders auch dem Engländer Rawlinson (1810—1895) kann man heute alle Keilinschriften lesen.

Die Geschichte der Chaldäer ist weit weniger bekannt als die der Ägypter.

Sie hatten sich eine ebenso verwickelte wie kindliche Religion geschaffen. Sie sahen überall Götter. Die Welt war bevölkert von Göttern, von denen ein Teil segensreich wirkte, ein anderer unheilvoll und deshalb durch Opfer und Beschwörungen besänftigt werden mußte. Die Chaldäer glaubten an eine Hölle, die von noch mehr Gottheiten bevölkert war als der Himmel. Es gab böse Geister aller Art, die allein die Kunst der Magier und Zauberer bekämpfen konnte. Krankheiten, wie Pest und Fieber, zählten zu den wildesten dieser schlimmen Götter, und das erste, wovon der Arzt etwas wissen mußte, war die Zauberei.

Sie lebten in einer sehr ständischen Gesellschaft und hatten einen König und Adlige, Herren und Sklaven. Sie kannten die Kunst, Leinwand zu weben, irdene Gefäße zu verfertigen, Getreide zu bauen und Brot zu backen. Man findet in ihren Gräbern bronzene und eiserne Waffen, goldene Schmuckgegenstände, wie Arm- und Halsbänder. Die Leute aus dem Volke wohnten in elenden Hütten, die Könige und Großen in bildsäulengeschmückten Palästen.

Sie schrieben sich selbst ein Alter von über vierzigtausend Jahren zu, und ihre märchenhaften Wundergeschichten stehen denen sehr nahe, die die Bibel von dem Ursprunge des jüdischen Volkes erzählt.

Als sich einst eine große Sintflut ereignete, nahm ein Gerechter, Xisuthros mit Namen, in einem ungeheuren Schiffe Tiere aller Art und auch die eigne Familie auf, um ihnen so Schutz und Zuflucht während der allgemeinen Überschwemmung zu bieten. Eine Taube kündigte das Ende der herniederfallenden Wassermassen an. Die Geschichte von dem Schiffe des Xisuthros verrät Züge, die mit denen der Geschichte von der Arche Noahs starke Ähnlichkeit zeigen.

Später errichteten die Nachkommen des Xisuthros in ihrer ersten Hauptstadt, zu Ur in Chaldäa, einen ungeheuren Palast mit dem Turme zu Babel, den die Götter einstürzten. Dann herrschten halbe Wundergestalten von Fürsten, wie unter anderen der schreckliche Nimrod, den auch die Bibel erwähnt (Gilgamesch).

Von Ur wurde die Hauptstadt von Chaldäa später nach Babylon verlegt, das lange eine mit prächtigen Tempeln geschmückte große blühende Stadt war (um 1800).

Trotz, ja vielleicht infolge dieses ganzen Glanzes wurden die Chaldäer von kriegerischen Stämmen unterworfen, die von Norden gekommen waren. Sie hatten dieselbe Sprache, dieselbe Schrift und dieselben Sitten wie die Bewohner Chaldäas, aber erkannten nicht die Herrschergewalt seiner Könige an.

Diese Leute kamen aus Assur, einer Stadt am Tigris, die an der Stelle liegt, wo der große Strom eben aus dem Gebirge kommt, um von nun an schiffbar zu werden, und legten sich daher den Namen Assyrier bei. Es war ein durch den Krieg ins Leben gerufenes Kriegervolk. Um das Jahr 1400 wurden sie die Herren von ganz Chaldäa.

Sie gründeten die Stadt Ninive, deren Großartigkeit kürzliche Ausgrabungen gezeigt haben.

Die zahlreichen, auf uns gekommenen assyrischen Bilder und Inschriften berichten im wesentlichen nur von Jagden, Eroberungen, Zerstörungen, Schlachten, Niedermetzelungen oder Foltern von Gefangenen. Die assyrischen Könige verglichen sich gern mit wildgewordenen ausgebrochenen Löwen. Doch damit verleumdeten sie nur die Löwen.

Übrigens ist dies ganze erste assyrische Reich noch halb sagenhaft. Allem Anscheine nach entsprechen die Berichte Herodots über Ninus, den Gründer von Ninive, und seine Gemahlin Semiramis, die Babylon gründete, durchaus nicht der Wirklichkeit. Von der ganzen assyrischen Geschichte bleibt als einzige wahre Tatsache die Wildheit seiner Könige bestehen.

§ 3. Die Hebräer.

Um jene Zeit wanderte ein chaldäischer Stamm aus Mesopotamien aus und gelangte schließlich nach unstetem Hin- und Herirren von Syrien nach Ägypten und dann wieder zurück von Ägypten nach Syrien und einer langen Reihe von Abenteuern in Palästina an. Dieses kleine Volk sollte noch in der Weltgeschichte eine große Rolle spielen.

Es waren die Hebräer. In der Bibel, ihrem heiligen Buche, jener wunderbaren Sammlung von Sagen, Verkündigungen und Predigten, die die christlichen Religionen zum guten Teil übernommen haben, erzählen sie allerhand Wundergeschichten: eine göttliche Urheimat, d. h. ein irdisches Paradies, in dem Adam und Eva lebten, die ältesten Voreltern des Menschen; den Sündenfall Adams, den Gott aus dem Paradiese vertrieb, die Sintflut, die Arche Noahs und Abrahams Opfergabe an Gott.

Um das Jahr 2000 (?) zog Abraham mit seinem Stamme nach Ägypten. Dort sind die Hebräer, die sich nach dem Namen eines ihrer Patriarchen Kinder Israels nannten, allem Anscheine nach gar nicht so übel behandelt worden. Ja, einer von ihnen, Joseph, wurde sogar der höchste Beamte eines der Hirtenkönige der sechzehnten Dynastie.

Fast zweihundert Jahre lang blieben die Hebräer in Ägypten. Den Hirtenkönigen waren die thebanischen Könige gefolgt, große Krieger und Bauherren. Es war damals für die Kinder Israels eine Zeit des Frondienstes und der Knechtschaft, denen sie sich nicht fügen wollten. Daher verließen sie unter der Herrschaft des Pharao Menephtah unter Mosis Führung Ägypten, um das Gelobte Land aufzusuchen.

So machten sie in Palästina halt. Es ist dies ein bergiges, wenig fruchtbares und im Sommer von einer drückenden Hitze heimgesuchtes Land. Doch sind dort stellenweise, wo es Wasser gibt, Weideplätze, auf denen Viehherden ihre ausreichende Nahrung finden. Auch gedeihen dort Weinstock und Ölbaum. Alles in allem ein armes Land im Vergleich mit dem so gesegneten Ägypten; doch ein Land, in dem man von bisheriger Knechtung Befreiung findet, ist immer ein „gelobtes Land".

Bei ihrer Niederlassung in Palästina waren die Hebräer noch Nomaden und zerfielen in einzelne Stämme, deren jeder unter dem Befehl eines patriarchalischen Oberhauptes stand. Sie lebten in ihren Zelten, wie in unserer Zeit gewisse arabische Völkerschaften. Sie zogen umher, mit

ihren Herden sowie mit ihrer ganzen Smalah voran, und machten immer da halt, wo der Boden ihren Hammeln und Ziegen etwas Nahrung gewährte. Wenn die Gelegenheit günstig war, plünderten sie auch.

Die elf Stämme Israels ließen sich also in Palästina nieder. Nach ihrem Auszug aus Ägypten waren sie zunächst noch eine ganze Zeit auf der Halbinsel Sinai umhergeirrt, einer bergigen Wüste, wo sich der Ewige in seiner schauerlichen Erhabenheit offenbart und dadurch den Mose so geblendet hatte, daß er beinahe sein Augenlicht für immer verloren hätte.

Palästina war etwa auch bisher nicht ein unbewohntes Land. Die Hebräer brauchten viel Zeit, um dort endgültig die Unabhängigkeit behaupten zu können. Zwei Jahrhunderte lang mußten sie unaufhörliche Schlachten schlagen mit den Kananitern und andern ziemlich unbekannten semitischen Völkerstämmen, von denen uns die Bibel nicht viel mehr als die Namen berichtet, Amalekitern, Amoritern, Moabitern, Philistern. Die wenig erbauliche Herzählung all dieser kleinen und unbedeutenden Kriege ist uns von der Bibel treulich überliefert und noch mit einer Unmenge von Sagen und Wundergeschichten ausgeschmückt worden. Zu einer Zeit, wo bereits die Phönizier das Mittelländische Meer entdeckten und kolonisierten, wo bereits die Griechen sich auf die Erfüllung ihrer großen Aufgabe vorbereiteten, durch ihre geistige Regsamkeit die Herren der Welt zu werden, mühten sich in Palästina die Leute von Israel bald als die unterjochten Sklaven und bald wieder als die grausamen Herren anderer noch immer ganz ohne erkennbaren Plan und Ziel in Listen, Gewalttätigkeiten und Verrätereien ab.

Schließlich kam ein Augenblick, wo sie sich, der Anarchie, die ihre Stämme in gegenseitiger Eifersucht aufrieb, müde, unter den Befehl eines Oberhauptes des Stammes Juda stellten, nämlich Davids. Dieser ging aus dem Kampfe mit den Philistern als Sieger hervor, wurde für sämtliche Stämme der Befreier und erbaute die Stadt Jerusalem. Er war der Begründer des jüdischen Eintagkönigreichs.

Obwohl die Bibel versucht hat, einen Schleier über die Verirrungen dieses größten unter den Hebräern zu breiten, so kann uns darum doch nicht die große Ähnlichkeit Davids mit den Königen von Chaldäa und Assyrien entgehen. Die Abstammung auf beiden Seiten war nahezu die gleiche, und die Sitten waren kaum voneinander verschieden. Dieselben Plünderungskriege, die für die Besiegten mit Folter und Sklaverei endeten, dieselben begeisterten Gesänge bei den Siegesfeiern, die mit geheimnisvollen Bräuchen begangen wurden, dieselben Tempelbauten zu Ehren des Gottes, der den Sieg verliehen hatte. Und wenn der Sieger etwa schon vom Alter heimgesucht ist, dieselben blutigen Haremsränke.

Vielleicht hat David auch die wunderbaren Psalmen verfaßt, die etwa zweihundert Jahre später die Ehrfurcht, die er in Israel genoß, in

die heiligen Schriften des Volkes eingeführt hat. Aber wenn er diesen zweifelhaften literarischen Ruhm für sich nicht in Anspruch nehmen darf, so war David doch jedenfalls der einzige Hebräer, der etwas Dauernderes begründet hat. Er vereinigte die zuchtlosen Stämme unter einem Szepter und hielt siegreich stand gegen alle die räuberischen kleinen Völkerschaften, ja sogar auch gegen die großen Mächte, die von allen Seiten sein winziges Königreich umgaben.

Sein Sohn Salomo verstand aus den Erfolgen der väterlichen Staatsweisheit noch weiteren Nutzen zu schlagen und wurde ein sehr großer und mächtiger Herrscher. Er schloß ein Bündnis mit den Ägyptern und Phöniziern. Und so verbreitete sich sein Ruf bald über das ganze Morgenland. Er sandte Schiffe aus, die er von den Phöniziern hatte erbauen lassen und die den Handel von den Küsten des Roten Meeres weithin nach Arabien, ja vielleicht bis ins Innere von Indien trugen. Seine in der morgenländischen Phantasie noch über die Wirklichkeit hinaus ins Maßlose wachsenden Reichtümer gingen in der Tat ins Fabelhafte. In seinem Harem von dreihundert Weibern hielt er an tausend Wächter. Aber ganz wie bei Herkules und Semiramis kann man auch, wenn von Salomo gesprochen wird, nicht mehr recht Geschichte und Sage auseinanderhalten. Es ist wohl anzunehmen, daß, wenn uns ein König Salomo gegenübertritt, der unter den Reichen ein Reicher, unter den Weisen ein Weiser ist, der die Zauberei kennt und Orakelsprüche austeilt, die Geschichte ihren Thron der Sage einräumen mußte.

Wie alle majestätischen Herrscher des alten Morgenlandes, wollte auch er neben einem seiner königlichen Würde zu Ehren errichteten Palaste einen Tempel zum Ruhme seines Gottes haben. Der Tempel Salomos, eine Art ägyptischer Tempel im kleinen, ist wohl das einzige Baudenkmal, das uns von den Hebräern geblieben ist. So haben sie denn auch seine Herrlichkeit gefeiert, die für sie das Zeitalter ihres höchsten Ruhmes darstellt, in der zwei große Könige sie zugleich frei und ihrem Szepter untertänig gemacht hatten.

Nach Salomos Tode ging das hebräische Reich in zwei Teile auseinander. Der Sohn Salomos, Rehabeam, behielt nur Jerusalem und wurde König von Juda. Die andern Stämme, mit Ausnahme von Juda und Benjamin, wählten ihrerseits Jerobeam, der nun König von Israel wurde.

Die Geschichte der Hebräer ist nun nur noch eine lange Reihe von Feindseligkeiten und Kämpfen zwischen Israel und Juda bis zu dem Augenblicke, wo die assyrischen Eroberer dieses aufrührerische Volk in ihre Knechtschaft brachten.

Es war um das Jahr 800 unter der Herrschaft eines der Könige Israels, Jerobeams II., wo die Heldengesänge, Sagen, Psalmen, Weissagungen,

die die Hebräer zu den verschiedensten Zeiten abgefaßt hatten, zum ersten Male gesammelt wurden. Aber später erst, nach der Babylonischen Gefangenschaft (458), bekam die Bibel ihre endgültige gegenwärtige Gestalt.

In dieser Gestalt eines einheitlichen Ganzen bildet sie ein herrliches eigenartiges Buch, eines der schönsten, die die Menschen jemals ersonnen haben, und eines von denjenigen, die die Geschicke der menschlichen Gedankenwelt gelenkt und geleitet haben.

Die Bibel ist in hebräischer Sprache geschrieben; das Alphabet ist dem phönizischen entlehnt. Der Stil ist sehr uneinheitlich; denn die verschiedenen Teile der Bibel verdanken doch, wenn sie auch immer wieder überarbeitet worden sind, zeitlich weit voneinander getrennten Geschlechtern ihr Dasein und bewahren trotz dieser fortwährenden Überarbeitungen noch immer Spuren ihrer ursprünglichen Gestalt. Oft erreicht dieses Buch den Gipfelpunkt alles Erhabenen durch seine einfache Vornehmheit. Bisweilen ist es kindlich und dunkel.

Auf jeden Fall kann man den Stil und die Bildungsstufe der andern semitischen Völkerschaften, wie sie uns die ägyptischen, chaldäischen und assyrischen Inschriften zeigen, sich auch fast überall in der Bibel widerspiegeln sehen. Und doch behält dieses gewaltige Buch seine ganze Originalität, und es ist wahrhaftig überraschend genug, daß das kleine hebräische Völkchen, obwohl von drei großen Nationen eingeschlossen, doch, ohne seine Unabhängigkeit für die Dauer behaupten zu können, es trotz alledem verstanden hat, seine Individualität zu bewahren.

Aus der Bibel lernen wir die Religion und die Sitten der Hebräer kennen. Ihr Gott, Jahveh oder Jehova, ist ihr hauptsächlicher Gott, doch nicht ihr einziger. Und darin steckt noch die gemeinsame asiatische Überlieferung. Jede Stadt hatte ihren bevorzugten Gott, ihren Baal, den Camōs Moabs, den Melkart von Tyrus, den Baal-Sidon Sidons. In Jerusalem gab es einen Jehova, der bald die andern niederen Götter entthronte und dann ohne weitere Nebenbuhler herrschte derart, daß nun an Stelle des Polytheismus der Monotheismus trat. Doch gab es sogar noch im Tempel Salomos einen der Astarte geweihten Saal.

Im übrigen entspricht der Gott Jehova des alten Hebräervolkes wenigstens noch in seinen Anfängen der menschlichen Auffassung von einer Gottheit, wie sie ein Volk eben nur in seiner Kindheit haben kann. Er verkehrt und unterhält sich mit den Menschen, mit Adam, Noah, Moses, Abraham. Er gebietet sogar (wenn auch nur selten) Menschenopfer, z. B. dem Abraham und dem Jephtha. Er ringt eine ganze Nacht mit Jakob und stürzt sich auf Moses, ihn zu töten. Er läßt die Sonne stillstehen, bringt Bileams Esel zum Sprechen, streitet mit den Patriarchen, droht, ganz wie Jupiter bei den Griechen, den Ungläubigen, die ihm nicht genug Schlachtopfer darbringen wollen, mit seinem Zorne. Er ist der erbitterte

Feind der Völker, die ihn nicht verehren, und er nimmt immer gerade für das Volk Israel Partei, weil ihn eben das Volk Israel verehrt. Er ist ein Gottkönig, größer und mächtiger als die größten und mächtigsten Könige der Erde; denn er gebietet den Heeren, den Gestirnen und den Elementen. Er ist, ganz wie ein chaldäischer König, unversöhnlich gegen die, die ihn nicht ehren, oder die, die den Kindern Israel Böses zufügen.

Wie für die Ägypter und Chaldäer, war auch für die Hebräer die Religion eine der großen Triebkräfte des geistigen wie auch des materiellen Lebens. Der Gottesdienst war streng und wurde von den Leviten abgehalten, d. h. den Mitgliedern des nach dem gleichnamigen unter den Söhnen Jakobs benannten Stammes Levi. Man versammelte sich in dem Tempel, wo die Bundeslade, die selbst die Gesetzestafeln enthielt, in sorgsamer Obhut war.

Auf die Gesetzestafeln waren die Gebote Gottes eingegraben, die Jehova dem Moses auf dem Sinai unter Blitzen und Donner offenbart hatte. Ob sie von dem Ewigen diktiert worden sind oder auch nicht, tut recht wenig zur Sache; jedenfalls sind sie bewundernswert und genügten vielleicht ganz allein, den Namen des Mannes, der sie uns überliefert hat, zu den größten der Vergangenheit zu zählen.

Übrigens ist die Bibel alles, was uns von den Zeugnissen alten hebräischen Geisteslebens übriggeblieben ist. Die Ägypter haben ihre kostbaren Bildsäulen und ihre herrlichen Tempel; die Phönizier haben das Mittelländische Meer kolonisiert und das Alphabet entdeckt; die Assyrier haben ihre großartigen Denkmäler; die Hebräer haben einzig und allein die Bibel.

Die Einheit hat sich das jüdische Volk für die Dauer fast ausschließlich durch die Religion erhalten, durch die sie dann aber auch um so kräftiger wurde. Sicher ließen viele Juden während der harten Proben ihrer wiederholten Gefangenschaft den Gott, der sie so schlecht schützte, im Stich und beteten die Götzen ihrer Beherrscher an. Doch stets hat es eine kleine Anzahl von Getreuen gegeben, die trotzig um die Trümmer des Tempels und der Bundeslade geschart blieb. Sie haben niemals Jehova preisgegeben. Sie haben niemals die Stimme ungehört in der Wüste verhallen lassen, die von jenen schwärmerischen Propheten ausging, die trotz tiefer Not unter Wehklagen und Tränen ihnen immer wieder unvergängliche Hoffnungen zeigten, die in der Ferne winkten.

§ 4. Die Phönizier.

Doch in diesem selben Syrien hatte sich noch ein anderes semitisches Volk von ungefähr gleicher Abstammung wie die Hebräer und Assyrier niedergelassen: die Phönizier. Von den Küsten des Mittelländischen Meeres,

wo sie saßen, hatten sie ihren Einfluß und ihren Handel weithin ausgedehnt. Das Meer hat eine fruchtbare Anregungskraft. Sich an die großen Gebirgszüge des Libanon anlehnend, wurden sie, die zum Anbau nur einen schmalen Streifen, allerdings fruchtbaren Landes zwischen dem Meer und den Bergen hatten, bald kühne Seefahrer, und so erschöpfte sich ihre Geisteskraft nicht unfruchtbar in düsteren Theologien, einförmigen Landarbeiten oder mörderischen Kriegen, wie es bei den Hebräern, Ägyptern und Assyrern der Fall war. Sie fanden in den hohen Wäldern des Libanon das notwendige Holz zum Bau ihrer Schiffe, und sie gingen kühn an die Eroberung der fernsten Gestade, bald als Seeräuber und bald wieder als Kaufleute, je nach der Kraft und dem Reichtume der Völker, die sie aufsuchen wollten.

Von ihrer Geschichte ist nicht viel bekannt. Doch hatte sich im 11. Jahrhundert ihr Reich bereits ganz sicher über das gesamte Mittelländische Meer ausgedehnt.

Zunächst besetzten sie die Inseln des Ägäischen Meeres, Kreta, Cypern; alsdann segelten sie die kleinasiatische Küste entlang, kamen bis zum Hellespont, den sie durchfuhren, gelangten in das Schwarze Meer und bis zum Kaukasus, aus dem sie Edelmetalle mitbrachten. Im Westen streiften sie die afrikanische Küste und kamen nach Libyen, wo sie später Karthago gründeten. Sie erreichten Sardinien, Sizilien und schließlich Spanien und die Balearischen Inseln, aus denen sie sich reiche Einnahmen schafften. Sie durchschnitten vielleicht auch die Meerenge von Gibraltar, auf deren andern Seite sie die Kolonie Gades (Cadiz) anlegten, von wo aus sie bis zu den Küsten Britanniens vordrangen und sogar die Cassiteriden (Zinninseln) besuchten. So war damals das ganze Mittelländische Meer ein einziger phönizischer See.

Die älteste phönizische Hauptstadt war Sidon. Doch im 8. Jahrhundert wurde die Stadt Sidon von den Philistern beinahe dem Boden gleichgemacht, und Tyrus übernahm die Erbschaft ihrer Macht.

Es war dies eine sehr große Stadt, die sich zu jener Zeit einer größeren Blüte, einer höheren Zivilisation und eines lebhafteren Verkehrs erfreute, als alle übrigen Städte der Welt. Die Erzeugnisse aller mittelländischen Küstenländer wurden auf den Märkten von Tyrus feilgehalten und für die aus dem Innern Asiens kommenden Erzeugnisse vertauscht.

Das geistige Leben der Phönizier, die sich ganz und gar den Angelegenheiten der Schiffahrt und des Handels widmeten, war reger als das ihrer Nachbarn. Und es war ein für die Zukunft der Welt glückverheißender Zufall, der die Phönizier mit den Griechen in Berührung brachte. Ein junger, kräftiger, von neuen Ideen beseelter und zunächst noch wenig zahlreich vertretener Menschenschlag lebte damals auf der hellenischen Halbinsel. Er hatte schon eine erste Zivilisation, die die Morgenröte

Griechenlands wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Mykenier oder vielleicht besser die Inselbewohner des Ägäischen Meeres, die die Voreltern der Griechen sind, gar vieles Phönizien zu verdanken gehabt.

Sie schuldeten ihm in jedem Falle das, was das allererste bei jeder geistigen Entwicklung sein sollte, ja vielleicht sogar seine unentbehrliche Voraussetzung ist, nämlich ein Alphabet, so einfach, klar und in sich abgeschlossen, wie man es brauchen konnte. Die assyrische und ägyptische Schrift erforderten zu ihrem Verständnis lange, bisweilen nutzlose Anstrengungen; und jetzt kommt ein neues Schriftsystem auf, eine phonetische Schrift, und ein phonetisches Alphabet, die den Hieroglyphen entlehnt sind.

Den Griechen, den Hebräern sowie den Armeniern haben die Phönizier das Alphabet gebracht. Die Griechen gaben es ihrerseits den Italienern, den Etruskern und den Umbriern weiter. Dann verbreitete es sich in alle Welt. Das lateinische und das slavische Alphabet stammen von ihm ab. Die Einfachheit seiner Schrift ist die ursprünglichste Grundlage allen Fortschritts gewesen.

Wie es scheint, haben die Phönizier, als ob ihnen dieser eine große Triumph für alle Zukunft genügt hätte, keine weitere Spur ihres so vorübergehenden Daseins hinterlassen. Als Kaufleute und Seefahrer machten sie sich wenig Sorge um die Kunst. Und so kennt man auf diesem Gebiete bei den Phöniziern nicht viel mehr als einige nicht gerade besonders schöne Bildsäulen. Von diesen abgesehen, finden sich bei ihnen nur wenige Inschriften, Kunst- und Baudenkmäler. Doch sie waren gewerbefleißig und erfinderisch. Sie verstanden den Sand zu schmelzen zur Herstellung von Glas, kostbare Stoffe zu weben und mit dem Purpur zu färben, der aus einer an der tyrischen Küste zu findenden Seemuschel gewonnen wurde.

Ihr gesellschaftlicher Ausbau ist wenig bekannt. Im Zeitalter Salomos hatten sie einen König Hiram, der den Tempelbau zu Jerusalem mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln förderte.

Ihre Religion war nicht anders, als alle andern semitischen Religionsbekenntnisse: ein Gott Baal, der das Übergewicht hatte und dem die mannigfaltigsten Götter zweiter Ordnung ihre Mithilfe gewährten, Gottheiten der Gewässer, Bäume, Steine, kurz aller nur erdenklichen Naturerzeugnisse.

Es handelte sich immer um den Gott Baal, wenn er auch je nach den Städten, in denen er verehrt wurde, sich unter den verschiedensten Namen verbarg. Es ist der männliche Gott. Neben ihm beherrschte eine große Göttin Astarte, ein weiblicher Baal, die Welt. Astarte war die Mondgöttin und damit zugleich die Göttin der Liebe und der Nacht. Baal war der Sonnengott. An den hohen Festtagen brachte man bisweilen Menschenopfer dar. Das war die teuerste Huldigung, die man dem Baal erweisen konnte.

Wie die Hebräer, wurden auch die Phönizier von den Assyrern überwältigt und unterworfen.

§ 5. Das Zweite assyrische Reich.

Die assyrischen Könige eröffneten bald in allen Teilen Asiens eine Kriegs- und Vernichtungspolitik, die überall von Erfolg begleitet war und ihnen die Herrschaft über ganz Asien und sogar noch über Ägypten verlieh.

Im Jahre 885 griff ein assyrischer König Assurnasirpal Ägypten an, bemächtigte sich der Stadt Memphis und unterwarf, als er sich darauf nach Armenien und Syrien wandte, fast das ganze semitische Asien seiner Herrschaft (885—860).

Unter seinen Nachfolgern lehnten sich die nur halb unterworfenen Länder fortwährend wieder auf bis zur Thronbesteigung des Teglattphalasar (745—727). Dieser führte mehrere siegreiche Kriege gegen die Meder, die damals schon gefürchtete Gegner zu werden anfingen. Besonders gelang es ihm, einen Triumph über Babylon, diese Erbfeindin Ninives von alters her, zu feiern und so der unumschränkte Herrscher über alle Landstriche zu werden, die der Tigris und Euphrat bespülen.

Sein Sohn Salmanassar (727—722) wollte seine Eroberungen noch weiter ausdehnen. Er belagerte Samaria, das jetzt die Hauptstadt der Israeliten geworden war, und Tyrus, die Hauptstadt der Phönizier. Aber er starb, ehe es ihm gelungen war, diese beiden Städte zu nehmen.

Sein Nachfolger, einer seiner Offiziere, namens Sargon, ein ebenso großer Feldherr und Eroberer wie Städte- und Häuserbauer, wurde das Haupt einer mächtigen Dynastie, die ein Jahrhundert lang herrschte und Assyrien mit unzähligen Prachtbauten bedeckte.

Die Hebräer hatten sich in zwei Teile gespalten, nämlich Juda mit der Hauptstadt Jerusalem und Israel mit der Hauptstadt Samaria. Der letzte König von Israel Hostea (Hosea) hatte sich in die von den Assyrern belagerte Stadt Samaria eingeschlossen. Sargons Truppen bemächtigten sich ihrer nach einer langen Belagerung (722). Die Bewohner wurden in die Sklaverei geschleppt. Die Assyrer verdrängten die Hebräer aus der Stadt, in der sie sich selbst niederließen, und so trat in Samaria für die Verehrung des Judengottes eine solche der chaldäischen Gottheiten ein. Es blieb für Jehova nun nur noch das kleine Zwergkönigreich Juda übrig.

Sargon wandte sich alsdann gegen Babylon, das jetzt seine Herrschaft sofort anerkannte. Als er starb, war er Herr über ganz Asien und dachte daran, Ägypten anzugreifen.

Sein Sohn Sanherib (705—681) unternahm seine Eroberungszüge nach allen Seiten, gegen die Ägypter, Skythen, Meder, Araber und Juden,

und schmückte trotz dieser beständigen Kriege seine Hauptstadt Ninive mit glänzenden Palastbauten. Es ward übrigens auch ihm das gewöhnliche Schicksal der asiatischen Eroberer zuteil: er wurde ermordet, ermordet von zweien seiner Söhne.

Ein anderer seiner Söhne, Assar-Haddon, folgte ihm (681—668).

Im Jahre 670 drang Assar-Haddon mit einem gewaltigen Heere in Ägypten ein. Dieses hatte trotz der wiederholten Einfälle Sanheribs noch immer einige Unabhängigkeit bewahrt. Aber diesmal wurde auch Ägypten zur assyrischen Provinz. Assar-Haddon zog in Memphis ein und ließ sich als König der Könige ausrufen.

So mußte sich auch Ägypten unter das Joch der Knechtschaft beugen. Dieses Los blieb stets den Völkern vorbehalten, die ursprünglich die Rolle von Eroberern spielen wollten. Die ruhmvollen Zeiten eines Rhamses waren ja längst vorüber. Nach andauernden und blutigen Bürgerkriegen fiel nun auch dieses stolze Land unter die schimpfliche Herrschaft Assyriens.

Der letzte Sargonide und zugleich der letzte König von Assyrien war Assurbanapal (Sardanapal), ein gewaltiger, rühriger und trotziger Eroberer, „als ob Assyrien, sich seinem Untergange nahefühlend, noch einmal in einem einzigen Menschen alle hervorragenden Eigenschaften, die es groß, und alle Fehler, die es berühmt gemacht hatten, hätte vereinen wollen".

Doch die verhaßte Macht der Sargoniden sollte bald ihrem Ende entgegengehen. Aber sie war noch immer so gewaltig, daß sie nur durch sich selbst vernichtet werden konnte.

Assurbanapal hatte sein Reich in Babylonien und Chaldäa gespalten. Nach seinem Tode erhob sich das erstere und schüttelte das drückende Joch von Ninive ab, das es nun schon seit vier vollen Jahrhunderten mit Ungeduld ertrug. Ein neues kriegerisches Volk, die Meder, war eben im Norden Chaldäas in dem armenischen Berglande zum erstenmale aufgetaucht. Der Statthalter von Babylon, der sich mit den Medern verband, bemächtigte sich der Stadt Ninive. Um nicht lebendig in die Hand seiner Feinde zu fallen, machte der König Sinshariskun seinem Leben ein Ende, indem er seinen eignen Palast in Brand steckte (608).

So ging ein mächtiges Reich unter, das seine einzige Daseinsberechtigung in der Vernichtung fremder Völker und dem Kriegsruhme sah. Nun bestand der Kriegsruhm in jenen Zeiten, wie vielleicht noch heute, in der Ehre, den Menschen möglichst viel Leiden zu bereiten.

§ 6. Die Meder und Perser.

Ein neues Volk trat in die Weltgeschichte ein: Meder und Perser, die nicht mehr, wie die Ägypter, Assyrer, Hebräer und Phönizier, weiße Semiten, sondern bereits weiße Arier waren. Sie bewohnten die Hochebene

von Iran, eine im Winter eiskalte und im Sommer glühend heiße Berg- und Talgegend, von der einzelne Teile öde, andere fruchtbar und lieblich sind.

Nördlich von Medien, nach dem Pontus Euxinus (dem heutigen Schwarzen Meere) zu, lebte eine wilde und urwüchsige Völkerschaft, die Skythen, gegen deren furchtbare Überfälle die Meder beständig in Waffen bleiben mußten. Einer ihrer Könige, Phraortes, hatte versucht, Assurbanapal zu bekämpfen und war in der Schlacht gefallen. Sein Sohn Cyaxares (635—584) rächte ihn. Er hatte mit Nabopolassar Ninive zu Fall gebracht.

Nach dem Siege wurde das assyrische Reich unter die beiden Sieger geteilt. Nabopolassar nahm den Süden, d. h. Chaldäa mit Babylon, Cyaxares den Norden, d. h. Assyrien mit Ninive.

Dieser kleine Mederkönig Cyaxares hat das außerordentlich seltene Glück gehabt, der Begründer jenes gewaltigen Perserreiches zu sein, das erst ein Alexander stürzen sollte und das eines der mächtigsten Reiche in der Weltgeschichte war. Er war überall siegreich. Die drei Völker, die ihn umgaben, wurden ihm verbündet oder tributpflichtig: die Skythen im Norden, die Lydier im Westen und die Babylonier im Süden.

Mit ihm und den Medern breitete sich wieder eine neue Religion aus, als ob Asien an dem alten Aberglauben noch immer nicht genug gehabt hätte.

Und doch war, offen gestanden, diese Religion der Perser in mehr als einer Hinsicht den Religionen Chaldäas und Syriens überlegen. Sie hatte ihren eignen Propheten, der ebenso sagenhaft war wie Moses und Buddha und der wie sie mit den Mächten der Finsternis zu ringen hatte und eine göttliche Offenbarung erhielt, Zoroaster oder Zarathustra. Das heilige Buch der Perser ist eine dickleibige Sammlung von Sagen und Lehren, das in persischer Sprache geschriebene Zend-Avesta, dessen verstreute Teile erst im 6. Jahrhundert nach Christo gesammelt worden sind.

Obgleich es in der Lehre Zoroasters eine Unmenge niederer Götter gibt, handelt es sich doch bei ihr gleichwohl um eine nahezu monotheistische, genau genommen dualistische Religion. Der große Meister, der Beherrscher des Lichtes (der Gott der Sonne) ist Ormuzd (*der Allwissende*), der Gott des Guten und Wahren. Ormuzd leitet den Krieg der guten Engel mit den bösen Geistern. Diese, die Anmaßung, Hunger, Durst, Mord, böses Trachten, verheerendes Feuer versinnbildlichen, haben zum Führer den Ahriman, den Beherrscher der Geister der Unterwelt (Angromeinyus). Der Mensch soll nun im Leben durch alle seine Taten zum Triumphe des Ormuzd beitragen.

Ebenso wie alle heiligen Bücher enthält auch das Zend-Avesta Lehren der Ethik. Es empfiehlt Nächstenliebe, Arbeit und Wahrhaftigkeit. Nach ihrem Tode vergrößern die Guten das Heer des Ormuzd, die Bösen müssen dann die Legionen Ahrimans verstärken.

Der Kultus für diesen Gott, den keine groben Sinnbilder veranschaulichen durften, gestaltete sich vor allem zu einem Feuerkultus. Jede bildliche Darstellung der Gottheit war untersagt. Auf den Höhen der Berge zündete man Feuer an, die nie ausgehen durften, die aber umgekehrt kein Erdenwesen befugt war, mit seinem unreinen Atem anzufachen. Priester, auch Magier genannt, widmeten sich noch blutjung diesem Kultus und standen einigen wenigen Opfern vor.

Diese Religion, die nicht einer gewissen einfachen Vornehmheit entbehrt, bestand verschiedene Jahrhunderte bis zur Eroberung des Landes durch die Moslems. Auch dann verschwand sie nicht ganz. Die Verehrung des Zoroaster und der Feuerkultus haben sich bis heute bei den Parsen (auch Gebern genannt) in Indien erhalten, die die letzten Spuren einer der ältesten Religionen der Menschheit ehrfurchtsvoll und treu bewahrt haben.

Während Cyaxares das persische Reich nach Norden bis Kleinasien hin erweiterte, dehnten Nabopolassar und seine Nachfolger das babylonische Reich nach Süden hin aus. Sein Sohn Nebukadnezar, den die hebräischen Sagen berühmt gemacht haben, war gleichzeitig Eroberer und Friedensbringer. Er ging mit dem Gedanken um, Ägypten an sich zu reißen, und machte sich auch wirklich einen Augenblick an seine Eroberung. Die Ägypter wurden bei Gargamisch besiegt (604). Aber Nebukadnezar verzichtete nun auf die Ausnutzung seines Erfolges und kehrte nach Asien in seine Heimat zurück, um lieber noch seine Reichshauptstadt Babylon zu vergrößern und zu verschönern.

Da entstand gegen ihn ein Bündnis, das zwischen den Phöniziern, Ägyptern und Hebräern abgeschlossen wurde. Er wandte sich zuerst gegen die Hebräer, seine nächsten Nachbarn, die, wie immer, aufrührerisch und durch nicht endenwollende innere Zwistigkeiten zerrissen waren. Zedekia, der König von Jerusalem, hatte sehr zu tun; er mußte nicht bloß den König von Assyrien, sondern auch noch die Propheten bekämpfen, die in hochtrabenden, doch manchmal erhabenen Ausdrücken den Aufruhr predigten. Der eine von ihnen, Jeremias, ist noch immer gefeiert wegen seiner leidenschaftlichen Predigten vor der Schlacht und seiner so rührenden Klagen nach der Einnahme von Jerusalem.

Jerusalem wurde in der Tat nach einer sich ein und einhalb Jahre lang hinziehenden Belagerung erobert. Nebukadnezar ließ Zedekia und die Haupträdelsführer unter furchtbaren Foltern hinrichten. Die Stadt wurde zur Hälfte dem Boden gleichgemacht und die Überlebenden in die Gefangenschaft geschleppt. Ohne Frage waren die armen Israeliten nun einmal unfähig, ihre Selbständigkeit für die Dauer zu behaupten. Was sie allein vermocht haben, war, sich an Nebukadnezar im Andenken der Nachwelt zu rächen, indem sie in ihren heiligen Büchern von ihm schrieben, daß er von dem Zorne des Höchsten in ein wildes Tier verwandelt worden sei.

Während der babylonischen Gefangenschaft begannen die von einer Knechtschaft in die andere fallenden Israeliten in ihrer Verzweiflung, ihrem Märtyrertum und ihrem Elend zum erstenmal sich der späterhin so mächtig gewordenen Hoffnung an eine weniger grausame Zukunft und den Glauben an einen Messias hinzugeben, der sie dereinst aus so viel Leiden befreien und ihnen zum Schlusse nach Jahrhunderten der Unterdrückung und Not nun auch etwas Gerechtigkeit, Überfluß und Freiheit bringen würde.

Im Besitze von Jerusalem ging Nebukadnezar nun auch noch an die Belagerung von Tyrus. Aber die hohen Mauern dieser Stadt schützten sie gegen die Angreifer, und so konnte sie, da die phönizischen Schiffe sie andauernd mit Mundvorrat versahen, auch nicht durch Aushungern genommen werden. Die Belagerung dauerte volle dreizehn Jahre (574), ohne daß Tyrus fiel; doch sein Handel war und blieb ruiniert, hatten sich doch mittlerweile die phönizischen Kolonien von der Mutterstadt unabhängig gemacht.

Nebukadnezar starb im Jahre 562 und hinterließ die Königswürde seinen ohnmächtigen und stumpfsinnigen Nachkommen, deren Entthronung dann auch den persischen Eroberern nicht schwer fallen sollte.

Der König von Medien und Persien, Astyages, der Sohn des Nabopolassar, war von einem seiner Offiziere gestürzt worden, der sich gar bald als einer der fähigsten Herrscher Asiens zeigte; es war dies Cyrus. Damit folgten nun für immer den medischen die persischen Könige, und wurde Ekbatana durch Susa als Hauptstadt ersetzt. Doch ist hierbei zu bedenken, daß Perser und Meder fast derselbe Volksstamm sind, und man so den Cyrus geradezu als einen der Nachfolger des Cyaxares ansehen kann.

Von da an berührt sich die Geschichte Persiens eng mit der Griechenlands, und ein und einhalb Jahrhunderte lang wird die Weltgeschichte in einer Aufzählung der verschiedenen Kämpfe von Hellas mit Asien um die Existenz bestehen.

Glücklicherweise hat das Hellenentum gesiegt, zuerst unter Miltiades, Themistokles und Alexander, später unter Pompejus und Trajan. Europa hat nicht nur dem feindlichen Einbruch widerstanden, sondern ist sogar selbst zu einem solchen übergegangen. Allerdings sind fünf Jahrhunderte später die Griechen und Römer von den Barbaren des Islam wieder aus Asien verjagt worden. Doch es war damals schon erfreulicherweise zu spät, um nun noch die leuchtende Fackel der Zivilisation wieder auslöschen zu können. Die Griechen, die die Erben der Völker Phöniziens und Ägyptens waren, und die Römer, die wieder die Erben der Griechen waren, hatten ihr Licht über die ganze Welt zu verbreiten gewußt.

Drittes Buch.

Hellas.

Wenn Ägypten eine Gabe des Nils ist, ist Griechenland eine Gabe des Mittelmeers. Von allen Bergen der hellenischen Halbinsel ist das sie umgebende entzückende Meer sichtbar. Die einschnittreichen Küsten, die Inseln, die Vorgebirge, die Buchten, die zahllosen natürlichen Häfen, alles das wies Griechenland auf die Ziele eines seefahrenden Volkes hin. Nun gehen in den alten Zeiten die Wanderungen und der Austausch von Lebensmitteln, Sprachen und geistigen Gütern auf dem Seewege vor sich. Eine höhere Bildung findet sich nur an den Gestaden des Meeres, und Griechenland ist ganz und gar als ein solches Gestade, nämlich des Mittelländischen Meeres, anzusehen.

Ein prachtvolles mildes Klima, eine blendende Beleuchtung, schmale, fruchtbare Ebenen, in denen Ölbaum, Weinstock und Getreide gedeihen, alles muß dort das Leben höchst reizvoll machen, ohne daß auf der anderen Seite eine besondere Anstrengung erforderlich ist, um etwa den beständigen Drohungen einer feindlichen Natur dauernd erfolgreichen Widerstand entgegensetzen zu können. Mehr als irgendwo anders ist der Mensch in Griechenland in der Lage, sich seinen Gedanken nach freiem Belieben hinzugeben. Es kann uns darum nicht überraschen, daß die höhere Bildung dort entstanden ist.

So richten denn auch wohl die zahlreichen kleinen Erhebungen, von denen Griechenland so dicht wie der Igel von seinen Stacheln bedeckt ist, die steilen und schroffen Kaps, die seinen Küsten die zackige Gestalt geben, zwischen den einzelnen Teilen dieses so kleinen Ländchens Schranken auf, deren Überwindung in alten Tagen so viel Schwierigkeiten bieten mußte, daß sich der Charakter seiner Bewohner gar lange in seiner ursprünglichen großen Verschiedenheit erhalten konnte. Wenn mehrere Stämme eines und desselben Volkes in einer weiten Ebene leben, mischen sie sich in einem Leben von farbloser Einförmigkeit. Gleiche Sitten, gleiche Überlieferungen, eine gleiche schablonenhafte Mittelmäßigkeit. In dem kleinen Griechenland hingegen konnten benachbarte Stämme, die durch natürliche Hindernisse getrennt waren, die Selbständigkeit eines eignen Geisteslebens behaupten. Thessalien, Attika, Ätolien, Böotien, Lakonien gleichen sich einander so wenig, daß sie geradezu wie verschiedene Länder erscheinen.

Für Hellas war diese Verschiedenheit gleichzeitig eine Quelle der Kraft und der Schwäche: der Schwäche, weil sie gleich von Anfang der griechischen Geschichte an schwere Kriege, die zu nichts nütze waren, veranlaßte, der

Kraft, weil die landschaftlichen Grenzen vollständig für sich abgeschlossene Provinzen, man möchte sagen, geradezu selbständige Völker schufen, die es dadurch fast alle ohne Ausnahme ermöglichen konnten, eine besondere kräftige Individualität zu entwickeln.

Griechenland hat eine hervorragende und entscheidende Rolle in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit gespielt. Kein Volk hat größeren Anspruch auf ihre Dankbarkeit und sich echteren Ruhm erworben!

Bis zum trojanischen Kriege ist nichts Genaueres über Hellas bekannt. Mit knapper Not und Mühe treten aus der Fülle der sagenhaften Heldendichtungen einige Tatsachen hervor, deren Geschichtlichkeit noch nicht einmal ganz sicher ist. Die Spuren und Überlieferungen, die uns in jenes ferne Zeitalter zurückführen, gewähren uns nur unbestimmte Angaben. Wir erfahren nur, daß die Phönizier, die im Mittelmeere Schiffahrt trieben, mit ihrer Sprache, ihrem Handel, ihrer Seemacht bis nach Kleinasien, Griechenland und Kreta vorgedrungen sind.

Alles ist an dieser Urgeschichte sagenhaft und ein einziges fortlaufendes, glänzendes und lachendes Epos. Die großen Männer der alten Zeiten sind zu Göttern geworden. Um ihre Heldentaten, die Hellas die Kultur gebracht haben, haben sich Sagen gesponnen, die sich nach dreitausend Jahren die ganze Anmut und den ganzen Zauber ihrer Poesie behalten haben. Herkules unermüdlich in der Fortsetzung seiner Arbeiten, Theseus als der Gründer Athens, Jason als der Eroberer des Goldenen Vließes, Minos, Kadmus, Ödipus, alle jene Helden, die in die griechische Sage Eingang gefunden haben, sind schon möglicherweise aus der Geschichte, aber jedenfalls aus einer uns unbekannten Geschichte hervorgegangen.

Der trojanische Krieg (12. oder 11. Jahrhundert) bezeichnet den Schluß des Sagenzeitalters. Er wird uns von Homer in der Ilias erzählt. Nun ist die *Ilias*, die nur etwa hundertfünfzig Jahre später geschrieben ist, als die von ihr gebrachten Erzählungen spielen, das älteste uns von der Vergangenheit redende Buch, also das älteste Zeugnis der Geschichte und auch gleichzeitig das schönste Werk der Dichtkunst. Sicher treten in den Vedas und der Bibel ebenfalls manche wunderlichen oder auch ernsten Schönheiten auf, aber weder die Vedas noch die Bibel haben das helle und kräftige Lachen des biederen Homer. Alle literarische Begeisterung stammt von diesem alten Meister. Wären wir die Kinder der Hindus oder Semiten, würden wir vielleicht anders denken. Der menschliche Geist hätte sich dann in anderer Richtung entwickelt, und wir würden uns vielleicht unsere ganze Bewunderung für die Verwandlungen des Wischnu oder die Zornesausbrüche Jehovas aufheben. Aber die Menschheit, die das Schöne und das Wahre, die Kunst und die Wissenschaft zu erforschen suchte, ist dem von den Griechen gegebenen Anstoße gefolgt, hat es aber verschmäht, sich

in den Abgründen vedischer Sagen oder jüdischer Weissagungen zu verlieren, und so ist das moderne Denken griechischen Ursprungs. Man kann durch die verschiedenen Zeitalter hindurch, von Homer bis Äschylus, von Äschylus bis Vergil, von Vergil bis Dante, von Dante bis Shakespeare, von Shakespeare bis Goethe, von Goethe bis Victor Hugo eine einzige gerade Linie in der Auffassung des Schönen, der Schönheitsgesetze verfolgen, die sich durch die Jahrhunderte fortsetzt.

Die Ilias und Odyssee machen uns mit der griechischen Bildung des 10. Jahrhunderts bekannt. Die Griechen sind bereits ein in seiner Entwicklung weit vorgeschrittenes Volk. Sie haben schon eine reich gegliederte Gesellschaft aufzuweisen mit Königen, Soldaten, Sklaven, Handwerkern, einer Seemacht, einer Religion, Ackerbau und Zünften!

Wenn auch das große Völkerringen zwischen Griechen und Trojanern unendlich viel mehr von der Dichtung erfundene Züge als solche geschichtlicher Wirklichkeit trägt, so bildet es doch das hervorragende Ereignis der sagenhaften griechischen Vorzeit.

Es war das eine berühmte Stadt in Kleinasien, dieses Troja, dessen König Priamus, der Sohn des Dardanus, war. Der schöne Paris, einer von Priamus' Söhnen, entführte dem König Menelaos von Sparta seine Gemahlin Helena. Um Helena wiederzubekommen oder wenigstens den Räuber zu strafen, rüstete sich nun das gesamte Griechenland. Die vielen Fürsten der zahlreichen griechischen Stämme, Achilles, Odysseus, Ajax, Nestor, Diomedes, die armselige und winzige Ländchen als Könige beherrschten, vereinigten sich unter der Führung Agamemnons, der als König über all diesen Königen stand, um an der Spitze der griechischen Flotte nach Kleinasien zum Kriege zu fahren. Die beiden feindlichen Parteien lieferten sich zehn Jahre hindurch unter den Mauern der Stadt gegenseitig die heißesten Schlachten. Troja, das schließlich unterlag, wurde in Flammen gesteckt. Es war der erste wirklich geschichtlich verbürgte Zusammenstoß zwischen den Heeresmächten der Weltteile Europa und Asien und der Anfang einer unendlichen Reihe von Kriegen und eines eifersüchtigen, furchtbaren Wettkampfes zwischen den beiden gewaltigen Nebenbuhlerinnen, der sich durch die ganze Geschichte fortsetzen sollte und auch heute noch immer nicht aufgehört hat.

Die Sieger kehrten nun, mit Sklaven und Beute reich beladen, nach Griechenland heim; aber für die meisten unter ihnen war diese Heimkehr von den schwersten Schicksalsprüfungen begleitet. Agamemnon fiel in seinem eigenen Palaste einem Mordanschlag zum Opfer, und seine Nachkommen, die Atriden, fanden alle ein tragisches Ende, mit dem sie sich in der Weltliteratur verewigt haben, die darin zu allen Zeiten ein hervorragend wirksames und berühmt gewordenes, ganz besonderes Lieblingsmotiv für ihre dramatischen Schöpfungen fand.

Odysseus, der König von Ithaka, sah sein Reich erst nach den mannigfaltigen Abenteuern eines zehnjährigen Umherirrens auf der See wieder. Homer hat diese Irrfahrt des Odysseus besungen. Die Odyssee ist eine ebenso schöne Dichtung wie die Ilias, und die Abenteuer des Odysseus sind nicht weniger ergreifend als der Zorn des Achill.

Wenn wir der Überlieferung, die auf reiner Einbildung des Vergil beruht, Glauben schenken dürften, ist in ähnlicher Weise auch einer der Trojaner, Äneas, vor den eindringenden siegreichen Feinden geflohen, um in der Ferne gastlichere Gestade zu suchen. Bis zur Erreichung seines Zieles wurde er noch längere Zeit in Afrika, zu Byrsa (Karthago), einer phönizischen Kolonie, aufgehalten, bis er schließlich in Italien anlangte, um hier die erste Grundlage zu dem dereinstigen römischen Weltreiche zu legen. Die Geschichte des Äneas ist der Gegenstand der *Äneis*, jener wunderbaren Schöpfung des römischen Dichters Vergil, die man auch neben der *Ilias* eines Homer durchaus mit Ehren erwähnen darf. Doch ist die ganze schöne Dichtung nichts weiter als bloß ein Roman.

Vom 9. bis zum 11. Jahrhundert wurden der Peloponnes und Attika von Einfällen heimgesucht, die von den Doriern ausgingen, einem Stamme, der aus den Bergen Thessaliens kam. Es war das mehr eine Einwanderung als eine Eroberung, mehr ein Krieg im Innern als ein auswärtiger Krieg, sprachen doch die Dorier gleichfalls das Griechische und rühmten sich ebenso Hellenen zu sein wie die andern.

Von den wirren Kämpfen, die sich jetzt zwischen Doriern und Achäern entspannen, ist recht wenig bekannt; auch über die Rolle, die die Jonier, die Nachkommen der Inselbewohner des Ägäischen Meeres, dabei gespielt haben sollen, wissen wir nicht mehr viel. Eins ist sicher: in jener Zeit war es, wo sich die Dorier, ein Stamm von Kriegern und Bauern, im Peloponnes festsetzten und die Jonier, diese geborenen Kaufleute und Seemänner, Attika in Besitz nahmen, um sich von hier aus immer weiter über Kleinasien, die griechische Inselwelt, die syrische, ägyptische und sizilische Küste auszubreiten.

Da trat Lykurg auf (834), der königliche Gesetzgeber, der weder allein der Geschichte noch allein der Sage angehört. Durch ihn wurde Sparta (auch Lacedämon genannt) eine kräftige Verfassung zuteil, die nahezu fünf Jahrhunderte bis zur römischen Eroberung unverändert bestanden hat.

Sparta wurde in erster Linie Oligarchie, ganz und gar Oligarchie. Die dorischen Eroberer (die eigentlichen Spartiaten) erhielten allein staatliche Rechte. Die Lakonier oder, mit anderen Worten, die Besiegten, wurden die an die Scholle gebundenen Leibeignen. Sie bebauten, bearbeiteten den Boden für ihre Herren. Es waren die Heloten, die mit jener Verachtung behandelt wurden, die die Eroberer stets gegen die niedergeworfenen Volksmassen und ebenso die Soldaten stets gegen die arbeitende Bevölkerung be-

seelt. Zwischen den Heloten und den Spartiaten stand eine Mittelschicht, die in den Städten Lakoniens verstreuten Periöken, persönlich freie, doch bürgerlich unfreie Männer. Zwei Könige, die im übrigen jeder tatsächlichen Macht entbehrten, hatten den Rat der Alten (Senat) und die Volksversammlung zu leiten und ihrer beider Befehle auszuführen. Es steckt also schon in dieser altertümlichen Form der Anfang zu einer parlamentarischen Regierung. Die Rolle unserer heutigen Minister spielten die *Ephoren* (Aufseher). Mächtiger als die Könige, mußten sie indessen gleichwohl den von dem Senat erlassenen Gesetzen gehorchen. Die Volksversammlung hatte kaum ein weiteres Recht, als bei einer eintretenden Vakanz den neuen Senator zu bestimmen, der ernannt werden sollte.

Lykurg und den ältesten Gesetzgebern Lacedämoniens hat als Ziel vorgeschwebt, das ganze Werk der Erziehung einzig und allein der Verteidigung des Vaterlandes, nicht etwa des gemeinsamen griechischen Vaterlandes, sondern nur des eignen Ländchens Sparta, anzupassen. Die schmächtigen, schwachen und mißgestalteten Kinder wurden ausgemerzt. Die andern erfuhren eine strenge und harte Behandlung, die sie Hitze und Kälte, Hunger und Müdigkeit, ohne nur irgend zu murren, ertragen lehrte. Kein Familienleben. Schon in einem Alter von acht Jahren erhielten alle Kinder eine gemeinsame Erziehung und wuchsen in vollkommenem Kommunismus auf. Künste, Handel, Ackerbau wurden verschmäht. Die einzige Sorge bestand darin, starke, geschulte, tapfere und unermüdliche Kämpfer heranzubilden. Auch die jungen Mädchen gingen nur leicht bekleidet und waren einer ebenso rauhen Erziehung unterworfen wie die jungen Männer, und von den Frauen wurde nichts anderes verlangt, als tüchtige Krieger zur Welt zu bringen.

Für die Dichtkunst hatten sie wenig Verständnis und nur allein für Kampfeslieder Sinn, die Verachtung des Todes, Liebe zum Staat und Haß gegen den Feind einflößten.

Alles in allem ist die Vaterlandsliebe, die die Spartaner gehabt haben und die darin besteht, Arbeit zu fliehen, Kunst zu verschmähen, Wissenschaft zu verachten und Mitleid zurückzuweisen, doch nur eine sehr enge und wohl kaum eine solche Gesinnung, der wir eine besondere Hochachtung abgewinnen müßten.

Sparta war gewissermaßen das in dem Peloponnes aufgeschlagene Kriegslager, das die Bestimmung hatte, ganz Griechenland in Waffen zu halten. Trotzdem hat es im Kampf mit den Persern im wesentlichen nur eine zweite Rolle gespielt; denn hierbei fällt die Hauptehre Athen zu. Zudem hat Sparta damals keine großen Dichter, Künstler, Gelehrte und Philosophen, wie seine ruhmvolle Nebenbuhlerin, hervorgebracht. Vergebens müht man sich, seine strengen Sitten und seine Verachtung alles Aufwandes und Prunkes zu rühmen, vergebens führt man einige hervor-

ragende Züge edelsten kriegerischen Heldenmutes an; es bleibt trotz alledem auf den Spartanern die unsühnbare Schuld lasten, daß sie es gewesen sind, die die langjährigen Bürgerkriege hervorgerufen haben, an denen Griechenland schließlich zugrunde gegangen ist. Sparta ist es gewesen, das der erhabenen Entwicklung Attikas in ihrem Siegeslaufe ein Halt zugerufen hat: es war der böse Geist Griechenlands.

Dem 8. Jahrhundert sollte es vorbehalten bleiben, Griechenland seine nationale Einheit zu schenken. Eine sonderbare Einheit, die fortwährende Kriege mit Blut befleckten. Aber diese Kämpfe ließen trotz mancher heftiger Leidenschaftsausbrüche und grausamer Niederwerfungen derselben keine dauernden Gefühle des Hasses zurück. Das gemeinsame Band der Sprache und Religion gab allen diesen so verschiedenen Stämmen auch ein gemeinsames Vaterland. Hier die Hellenen, dort die Barbaren.

Zu jener Bildung der griechischen Nationalität trug auch zu einem guten Teile die Einrichtung der olympischen Spiele bei, die, wenn auch wohl weit älter, erst von dem Jahre 776 an so recht bekannt waren und bald eine derartige Bedeutung gewonnen hatten, daß sie zur Bestimmung der griechischen Zeitrechnung dienen mußten. Sie wurden alle vier Jahre gefeiert, und so bildete dieser Zeitraum eine Olympiade. Die erste Olympiade umfaßte die Jahre 776—773. Diese Art der Zählung verschwand erst mit dem Aufkommen der christlichen Zeitrechnung.

Jedes vierte Jahr also versammelten sich die griechischen Bürger nicht etwa bloß aus Griechenland selbst, sondern auch aus allen übrigen Teilen der griechischen Welt, Kleinasien, Sizilien, Großgriechenland, Kyrenaika in Elis (auch Olympia genannt), in der gleichnamigen griechischen Landschaft im nordwestlichen Peloponnes. Dort stand der Tempel des olympischen Zeus (5. Jahrhundert). Den Spielen gingen glänzende religiöse Festlichkeiten voran, die Züge einer eigentümlichen erhabenen Schönheit zeigten, denen aber jedes nur irgend verschwommene und geheimnisvolle pietistische Gefühl fehlte.

Die Spiele währten fünf Tage. Eine unzählige Menge wohnte bei, die von den Stufen des Stadion mit leidenschaftlicher Teilnahme den einzelnen Wendungen der Wettkämpfe folgten; diese bestanden in Wagenrennen, Wettlaufen, Ringkampf, Faustkampf, Diskuswerfen, Speerwerfen, lauter körperlichen Übungen, die ebensoviel Aufwand von Kraft wie Geschicklichkeit verlangen. Es galt als ein hervorragender Ruhm, in den olympischen Spielen einen Preis davonzutragen. Pindar (521 bis 441) hat ausschließlich Dichtungen zur Feier dieser Sieger geschrieben. Auch noch nach der Vernichtung der griechischen Freiheit hat der römische Kaiser Nero Wert darauf gelegt, sich die Ehren des so viel beneideten Triumphes zuerkennen zu lassen.

Die Frauen hatten nicht das Recht, diesem Schauspiel beizuwohnen; man hielt sie dessen nicht für würdig.

Die Sorge für einen kräftigen und schönen Körper beherrscht die ganze griechische Erziehung. Sicher hat es etwas Übertriebenes, den Turner, der am schnellsten gelaufen ist, den Kraftkünstler, der das schwerste Gewicht gehoben hat, den Diskuswerfer, der den Diskus mit der größten Wucht geschleudert hat, wie einen Helden zu ehren; aber vielleicht legt unsere überfeinerte Bildung mit einer gewissen Voreingenommenheit ein zu geringes Maß von Wertschätzung für Muskelstärke und Körpergewandtheit an den Tag.

Übrigens war es von vornherein ausgeschlossen, daß irgendwelcher schnöde Bestechungsversuch diese Wettkämpfe entweihen konnte. Die Sieger bekamen weiter nichts als einen Kranz von Ölzweigen.

Die Zusammenkünfte in Olympia gaben dem griechischen Volke erst das notwendige Selbstbewußtsein und einen gewissen berechtigten Nationalstolz, wodurch es sich allerdings nicht zurückhalten ließ, sich im Bürgerkriege gegenseitig zu zerfleischen. Aber vor dem Auslande fanden die Griechen bisweilen ihre Einheit und die Liebe zu ihrem edlen Vaterlande wieder, gleichviel ob jenes unter der Führung eines Darius, eines Xerxes oder Philipp von Mazedonien stand.

Während die Dorier unter dem Namen Spartaner ihre Tyrannenherrschaft im Peloponnes mit den Waffen aufrichteten, suchten die anderen Hellenen zu Korinth, Argos, Megara, Athen, Theben ihren Handel und ihre Seemacht auszubreiten. Im 8. und 7. Jahrhundert gründeten sie in der ganzen östlichen Hälfte des Mittelmeeres Niederlassungen. Dieses entzückende Meer, die Wiege der zivilisierten Menschheit, entwickelte sich damals ganz richtig zu einem griechischen Binnensee. Die griechischen Schiffer besuchten alle seine Gestade. Bis ins Schwarze und bis ins Illyrische Meer brachten die Schiffe auch Kaufleute und Ansiedler. Damals wurden Byzanz am Bosporus, Chersonesos auf der Krim, Phokäa (das heutige Marseille) in Gallien gegründet. Kleinasien (Ephesus und Milet), Unteritalien (Tarent und Cumä) wurden eine Art von griechischen Provinzen, allen voran Sizilien, wo bald blühende Städte wie Syrakus, Catania, Agrigent erstanden, die ihre Mutterstädte noch an Macht überholten.

Doch es gibt kein griechisches Weltreich; denn alle diese Städte sind unabhängig, wachen eifersüchtig über ihre Vorrechte und kämpfen aufs heftigste miteinander um die Macht. Gleichwohl sprechen alle diese Menschen ein und dieselbe geschmeidige, wohlklingende und reiche Sprache, die sich über alle Küstenländer ausbreitet derart, daß nicht einmal ihre Kriege den Griechen ihre Zugehörigkeit zum gleichen Volkstum rauben konnten.

Und dann hatten sie ihr dauerndes Einigungsband in ihren olympischen Spielen und ihrer Religion. So oft sie nur ein neues Unternehmen planten, gingen sie nach Delphi am Fuße des phokischen Gebirges, um den Orakel spendenden pythischen Apollo zu befragen. In Delphi hatten die Priester unermeßliche Reichtümer aufgehäuft, die kein Ungeweihter berühren durfte. Bei den großen Feierlichkeiten zu Olympia drängten sich die Griechen in die Vorhöfe und Säulenhallen des Tempels des Olympischen Zeus, um ihrem Schutzgotte Zeus, dem Vater der Götter und Menschen, zu huldigen.

Solon wurde Athens Gesetzgeber, wie Lykurg der Gesetzgeber Spartas gewesen war. Obwohl ihn sein Werk nicht ohne manche zeitgemäße kleine Abänderung für die Dauer zu überleben vermochte, übte es doch einen sehr beträchtlichen Einfluß auf das Verfassungsleben Athens aus.

Im 6. und 5. Jahrhundert ist Athen die uneingeschränkteste Demokratie, aber bei aller Demokratie eine Oligarchie. Dieses Staatsgebäude freiheitlicher und fortschrittlicher Entwicklung (reich an Wandlungen, wie alles Entwicklungsfähige, das es nur geben kann) war sämtlichen bisherigen von Menschen eingerichteten Verfassungsgemeinschaften überlegen.

Doch einer der dunkelsten Punkte darin ist die Sklaverei, bei allem Glanze ein Krebsschaden, besonders wenn der Sklave nicht etwa ein minderwertiges Wesen ist wie der Neger, sondern von ebenso edlem Blute wie sein Herr, der Staatsangehörige. Der Unglückliche ist nur Sklave, weil er im Kriege besiegt worden ist. Jede im Kriege eroberte Stadt wird geplündert und in Brand gesteckt, und ihre Bewohner in die Sklaverei geführt. In den alten Zeiten vielleicht noch mehr als in den neueren ist der Krieg der große Übeltäter der Menschheit. Dem Sklaven fehlt jedes schützende Recht, sein Herr kann ihn verkaufen, foltern, töten, ohne sich irgendwie verantworten zu brauchen, als ob so ein Mensch dadurch, daß er besiegt worden ist, nun auch zugleich seine Menschenwürde einbüßen kann und nichts mehr zu erhoffen hat, weder Mitleid noch Gerechtigkeit.

Aber wir kommen über dieses traurige Bild leicht hinweg, wenn wir die glänzende Entwicklung der athenischen Demokratie betrachten. Alle Bürger ohne Ausnahme sind Soldaten, alle Richter; alle nehmen an den öffentlichen Angelegenheiten teil. Das Volk versammelt sich in der Agora, und die Beschlüsse werden mit Stimmenmehrheit gefaßt, nachdem alle Ansichten frei erörtert worden sind. Dem Beredtesten und Gewandtesten gelingt es, die Menge, die sich lärmend, tosend und stürmend um ihn drängt und den Verhandlungen mit Eifer folgt, zu seiner Ansicht hinüberzuziehen. Die Geschäfte werden von einem Rate von fünfhundert jedes Jahr von neuem durch das Los bestimmten Mitgliedern vorbereitet

und vollzogen, und jeder Bürger ist zur Teilnahme am Rate berechtigt. An der Spitze der Regierung steht weder ein König noch ein Präsident, sondern neun vom Rate gewählte Archonten, die immer wieder vor dem Volke von ihren Amtshandlungen Rechenschaft abzulegen haben. Ihr Amt ist also höchst unsicher; denn die Gunst der Masse ist schwankend; zu den gewagtesten Unternehmungen bereit, verliert sie bei den ersten Mißerfolgen sofort allen Mut; tiefes Mißtrauen beseelt sie gegen Autorität in jeder Form, und wenn ein Redner nicht ihren Leidenschaften schmeichelt, will sie nichts mehr von ihm wissen und verbannt ihn sogar bisweilen.

Mitten unter diesen von den Sklaven bedienten freien Bürgern lebten die Fremden, die zwar ihrer Mehrzahl nach auch Griechen waren, aber nicht die Ehre hatten, Bürger zu sein. Das Bürgerrecht war ein den Athenern allein vorbehaltenes Privileg.

Die Frauen hatten bei den Griechen in der Öffentlichkeit so gut wie nichts mitzusprechen; sie blieben in ihr Frauengemach eingeschlossen.

Diese athenische Demokratie, die für Schönheit und Beredsamkeit schwärmte, nach Ruhm mehr verlangte als nach Geld und von stolzem Selbstbewußtsein und glühender Freiheitsliebe erfüllt war, bleibt trotz aller ihrer Torheiten und Mängel doch für alle Zeit eine der erhabensten Formen menschlicher Gesittung.

Von den ersten Abschnitten ihrer Geschichte an haben die Griechen mit den Barbaren ringen müssen. Schon im homerischen Zeitalter waren Griechen und Barbaren in Kleinasien zusammengestoßen; denn Kleinasien ist der Weg, den genau ebenso die Asiaten wählen müssen, um nach dem Abendlande zu gelangen, wie die Völker des Nordens, um nach Süden hin auszuwandern. So waren es denn auch die der hellenischen Halbinsel so nahen Küsten Kleinasiens, nach denen die Griechen, wenn es ihnen in ihrem kleinen Ländchen zu eng wurde, vor allem ihre Schiffe lenkten.

Während die Griechen die Küsten kolonisierten, siedelten sich die Asiaten selbst mehr und mehr in den Gebirgsländern an, die in der Mitte dieses gewaltigen Erdteiles zu finden sind. Diese ganze älteste Geschichte ist verworren und dunkel. Man weiß nur, daß die Kimmerier von Norden her über den Bosporus fuhren und sich auf der Halbinsel festsetzten, um sich mit der Seebevölkerung der Küste und der Gebirgsbevölkerung des Innern zu verschmelzen und in sie aufzugehen. Wenn man der Sage Glauben schenken darf, ist dieser ganze Landstrich, das spätere Königreich Lydien, nach manchen Wechselfällen unter die Herrschaft eines gewissen allmächtigen Königs Gyges, eines Halbgriechen, gekommen, dessen Namen die Dichtung mit dem Schleier so mancher ihrer märchenhaften Erzählungen umsponnen hat (716—668).

Die Nachfolger dieses Gyges führten fast ein Jahrhundert lang einen schließlich zum Erfolge führenden Kampf mit den hellenischen Kolonien.

Es gelang ihnen, im Osten ihre Unabhängigkeit den Medern gegenüber und im Westen ihre Gewaltherrschaft den kleinasiatischen Griechen gegenüber aufrechtzuerhalten. Sardes wurde die Hauptstadt dieses ebenso vergänglichen wie mit Schätzen und Gütern gesegneten lydischen Reiches. Sein letzter König, unter allen der mächtigste, reichste und berühmteste, war Krösus (561—546). Dieser asiatische König war keineswegs ein Feind der Griechen. Er gab den Delphiern gewaltige Summen, nahm Solon wohlwollend auf und richtete ein einheitliches Münzsystem ein. Man kann wirklich nicht recht sagen, ob er Barbar oder Hellene zu nennen war; die staatlichen Grenzen, die die Völker und Menschen trennen, sind immer nur künstliche.

Aber die Macht des Krösus erreichte auch einmal ihr Ende. Wie ihm der weise Solon einst ganz gerade herausgesagt hatte, wissen auch die glücklichsten unter den Menschen bis zu ihrer letzten Stunde nie, welchen düsteren Unglücksfällen sie noch einmal in ihrem Leben ausgesetzt sein können. Auch Krösus wurde von dem Perserkönig Cyrus besiegt (546), und Lydien wurde eine Satrapie des riesenhaften Perserreichs.

Cyrus (589—529) ist einer jener siegreichen Krieger, die die Geschichte wie Halbgötter feiern zu müssen glaubt. Sogar sein Andenken in der Nachwelt hat das unerdenkliche Glück gehabt, daß ein weiser Schüler des weisen Sokrates, Xenophon (430—354) ihn sogar noch in seiner Cyropädie als ein Muster vorzuschlagen gewagt hat. Er hatte ein weites Reich erobert, das sich über Babylonien, Baktrien, Mesopotamien und ganz Mittelasien ausdehnte. In der Zeit war es, wo Krösus versuchte, sich ihm entgegenzustellen; doch vergeblich. Krösus wurde bei Tymbräa vernichtend geschlagen (548). Als Herr von Lydien wurde der große König Cyrus der unmittelbare Nachbar der Griechen. Er selbst maß sich mit ihnen nicht, doch seine Erben sollten noch erleben, wie die asiatische Riesenmacht, die bisher in ihrer Siegeslaufbahn nichts gehemmt hatte, vor dem winzigen Europa zusammenbrach.

Nach Lydien nahm Cyrus vom kleinasiatischen Festlande alles, was noch sonst zu nehmen war. Die Völker trachteten förmlich nach nichts anderem, als gehorchen zu dürfen, derart, daß ein tatkräftiger Anführer an der Spitze einiger weniger entschlossener Krieger sicher sein konnte, keinen Widerstand zu finden. Syrien, Phönizien, Palästina, ja sogar Arabien und ein Teil Indiens fielen als leichte Beute dem Eroberer in die Hände. Das Perserreich ging jetzt vom Indus bis zum Bosporus, vom Kaukasus bis zum Berge Sinai.

Die Nachfolger des Cyrus, sein Sohn Kambyses (529—522) und Darius (521—485), setzten dieselbe Angriffspolitik nur noch in verstärktem Maße fort. Kambyses erlitt eine Niederlage, die er den Sandwüsten Ägyptens verdankte, aber Darius war in seinen Kriegen glücklicher.

In dem Augenblick, wo der erste medische Krieg seinen Anfang nahm, beherrschte er ein unermeßliches Reich, besaß er fabelhafte Reichtümer, verfügte er über Heere ohne Zahl, und trat seiner Herrschsucht kein Hindernis in den Weg.

Der Kampf begann in Kleinasien. Milet, eine herrliche, rein griechische Stadt, wurde im Sturme genommen und vernichtet (495); und da immer durch den Gang der Ereignisse eine Eroberung die andere nach sich zieht, so strebte auch Darius, nach den asiatischen Griechen auch noch die europäischen zu unterwerfen. Er schickte Gesandte nach Athen und Sparta, um die Unterwerfung zu verlangen; die Spartaner warfen in ihrer Entrüstung statt jeder Antwort die Boten des persischen Großkönigs in einen Brunnen.

Darius rüstete sich nun zu einem gewaltigen Feldzuge (493). Während ein Landheer in Thrazien einfiel und dort, noch ehe es in den Kampf kam, zugrunde ging, setzte die persische Flotte, nach der offenbar stark übertriebenen Angabe der griechischen Geschichtsschreiber, hunderttausend Soldaten in der Ebene von Marathon, das nur wenige Kilometer von Athen liegt, an Land (490).

Marathon! Welch ein rühmliches Blatt in der Geschichte! Und wenn diese Schlacht unter allen so hervorragt, so liegt das weder an der Kunst der Heeresführung noch an der Menge der Kämpfer, noch auch an der Anzahl der Gefallenen, sondern vielmehr daran, daß sie für immer als ein Sinnbild echten Soldatenmutes gelten wird, und zwar des einzigen, den man zu verherrlichen berechtigt ist, und das ist allein der freier Männer, die für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpfen.

Nun wies in jenen Tagen das griechische Vaterland alles auf, was nur irgendwie an Schätzen der zukünftigen Menschheit vererbt werden mochte. Die düstere Tyrannei der assyrischen Satrapen drohte der Schönheit und Wahrheit, die Griechenland und Europa zu verteidigen hatten. Als der athenische Feldherr Miltiades die orientalischen Horden, die seine Vaterstadt in Brand stecken wollten, ans Meer zurückwarf, ist er der Retter der Welt geworden und seine Soldaten die Vorkämpfer aller zukünftigen Zivilisation.

Der große König ertrug sein Geschick mit Ungeduld; er starb, während er noch mit der Vorbereitung eines Rachefeldzugs beschäftigt war (485).

Diesen führte dann sein Sohn Xerxes aus, der ihn selbst leitete (zweiter Perserkrieg). Eine Schiffsbrücke wurde über den Hellespont geschlagen, und eine Million Bewaffneter — immer nach den uns allein überlieferten, sehr übertriebenen Schätzungen von griechischer Seite — kam zu dem europäischen Festlande hinüber; ein buntes Gemisch aller möglichen asiatischen Völkerschaften, eine von einem rasenden Despoten zu Zerstörung und Verwüstung geführte Sklavenschar. Die Geschichte

sollte uns noch oft ein derartiges schon Unheil vorausverkündendes Schauspiel vor Augen führen.

Die Griechen konnten sich auch dem gemeinsamen Feinde gegenüber nicht sämtlich einen. Sparta und Athen blieben im Kampfe mit den Barbaren fast allein; aber sie taten darum doch ihre Pflicht.

Um von dem gebirgigen Thessalien in das eigentliche Griechenland hineinzugelangen, muß man über den Engpaß der Thermopylen. Im Westen unübersteigbare Berge, im Osten das Meer mit seinen unmittelbar zu ihm hinabführenden schroffen Felsen. Dort war es, wo Leonidas und 300 Spartaner die sich nach Griechenland ergießenden Fluten der persischen Heeresmassen erwarteten. Fest entschlossen, zu sterben, fielen sie ruhmvoll (480).

Des Leonidas und der Seinen Heldentod wird mit Recht gefeiert. Bisher hatten Soldaten allenfalls, wenn sie mit der Peitsche getrieben wurden, für einen Herrscher zu sterben verstanden. Diesmal bewiesen sie, daß man für eine Idee und ein Vaterland sterben kann.

Der heldenmütige Widerstand bei den Thermopylen hatte allerdings einen Xerxes nicht von seinem Unternehmen zurückgeschreckt. Phokis, Böotien und Attika wurden mit Krieg überzogen. Auf Grund eines Orakels, das den Griechen empfahl, sich in hölzerne Mauern einzuschließen, überredete Themistokles seine Landsleute, daß sie ihr Heil allein in ihren Schiffen suchen sollten. Daraufhin kehrten die Athener ihrer Stadt den Rücken und flüchteten sich in die Fahrzeuge. Es spielte sich eine große Seeschlacht bei Salamis ab, in der die Flotte der Barbaren in alle Winde zerstreut wurde. Entsetzt eilte Xerxes nach Asien zurück. Wie Marathon, war auch Salamis zur Rettung der Welt geworden.

Doch Xerxes wollte noch immer nicht auf seinen Sieg verzichten; aber jetzt war bei allen griechischen Städten die Vaterlandsliebe erwacht. Ganz Hellas rüstete sich. Hunderttausend griechische Soldaten unter Führung des Spartanerkönigs Pausanias erfochten bei Platää in Böotien einen glänzenden Sieg, während die athenische Flotte die persische bei Mykale in Ionien vollkommen vernichtete (479).

Weder Pausanias noch Themistokles sollten ihre Siege gut bekommen. Pausanias ließ sich durch das Gold der Perser bestechen und mußte seinen Verrat durch einen schrecklichen Tod büßen. Themistokles aber wurde von der genau so wie alle anderen gleichen Staatswesen von niedrigster Eifersucht erfüllten athenischen Demokratie in die Verbannung geschickt. Hier vergaß der Unglückliche seine Würde als Mensch und Athener so ganz, daß er bei dem Perserkönig Zuflucht suchte und von den Feinden seines Landes mit Ehren überhäuft daselbst sein abenteuerliches Leben vollendete (470).

Einige Zeit darauf verjagten die siegreichen Griechen die Perser für immer aus Europa. Ihre kleinasiatischen Brüder fanden ihre Unab-

hängigkeit wieder (465). Der griechische Genius konnte seine Flügel frei entfalten.

Die Jahre, die nun folgten, waren die ruhmreichsten der Geschichte; sie sind in dem Leben des menschlichen Geistes epochemachend.

Mehr als Sparta hatte noch Athen zur Rettung Griechenlands beigetragen. Seine Seemacht hatte überall die Führung gehabt. Ganz Hellas außer Sparta erkannte seine leitende Stellung, ja geradezu seine Vorherrschaft willig an. Sechzig Jahre lang (465 bis 405) wurde nun Athen der eigentliche Mittelpunkt der griechischen Welt. Damals erstrahlte alles, Kunst, Wissenschaft, Dichtung, Theater, Beredsamkeit in einem solchen Glanze, daß man niemals wieder auf einem so engen Raume in einer so kurzen Zeit eine gleiche Blütenpracht so vieler bewundernswerter Werke auf allen Gebieten sah.

Man nennt diesen Abschnitt das Zeitalter des Perikles, leitete doch Perikles, ein bewundernswerter Redner und vollendeter Staatsmann, in den Jahren 460—429 die Geschicke Athens, ohne nach irgendeiner andern Ehre zu streben oder zu buhlen, als allein der, unter seinen Mitbürgern immer nur der erste zu sein.

Die Bildhauerei erreichte damals ihre höchste Vollendung. Phidias (496—431), Myron, Polyklet (470—431) haben Werke geschaffen, die in der Neuzeit nie wieder so glänzend erreicht worden sind. Es ist sonderbar, daß seit zweitausend Jahren kein Bildhauer Besseres oder auch nur ebenso Gutes geschaffen hat wie die Griechen. Seit zweitausend Jahren hat man unzählige Marmorwerke ausgehauen, unzählige Denkmäler errichtet, manche neuen Stilarten mit einer zeitweise höchst glücklichen Erfindungsgabe entdeckt. Ein Fortschritt ist hier nicht gemacht worden. Die schönsten Werke neuerer Bildhauerkunst nehmen sich neben den griechischen Meisterwerken in unsern Museen recht mäßig aus.

Bei den Griechen wurde die Bildhauerei niemals von der Baukunst getrennt. Die auserlesensten Werke des Phidias schmückten das Parthenon, jenen wunderbaren Tempel von Athens Schutzgöttin Pallas Athene, der sich auf der obersten Höhe der Akropolis erhob (444). Dieses Meisterwerk menschlichen Genies ist der rohesten Zerstörungswut zum Opfer gefallen. Menschliche Verblendung ist in wilder Raserei über den der Weisheit errichteten Tempel hergefallen. In den verschiedenen Kriegen mit Griechenland im Laufe der Jahrhunderte haben die Venetianer (Morosini) 1687, die Engländer (Lord Elgin) 1816 das herrliche Gebäude derart geplündert und beraubt, daß heute nur noch Trümmer, wenn auch glänzende, übrig sind.

In der dramatischen Kunst haben die Griechen gleich im ersten Anlauf das Erhabenste erreicht. Ganz ebenso wie Michel Angelo kein größerer Bildhauer als Phidias ist, ganz ebenso hat auch Shakespeare keine

Dramen von erhabenerer Schönheit und schärferer Satire verfaßt als der alte Äschylus.

Von Anfang an hatten die Griechen die dramatische Dichtung in einer Gestalt erfaßt, die eine endgültige wurde. Es ist den Neueren nicht möglich gewesen, mehr als bloße Nachahmer zu sein. So reich auch unser ganzes Theater an genialen und gewaltigen Erzeugnissen sein mag, es stammt unmittelbar von den griechischen Trauer- und Lustspieldichtern ab. Zwanzig Jahrhunderte haben keine wesentliche Neuerung bringen können. Die dramatische Form ist dieselbe geblieben, die sie in den ersten Tagen war; ist doch auch die menschliche Seele nicht anders geworden und hat sich doch auch der menschliche Verstand nicht erweitert oder verändert. Wenn man König Ödipus, die Perser oder Alkeste aufführt, ist die ästhetische Bewegung der Zuschauer in Berlin, Paris, New York im Jahre 1913 genau ebenso ungeheuer wie sie in alten Tagen angesichts des Perikles zu den Füßen des Zeus Olympios vor dem hingerissenen athenischen Volke war.

Wir haben viele von den Werken verloren, deren Verfasser die drei großen Tragiker sind: Äschylus (524—456), Sophokles (496—405), Euripides (480—405). Aber auch das uns erhalten Gebliebene ist gewaltig. Die auftretenden Personen sind lebendig und rein menschlich bei erhabener Natürlichkeit. Edlere Gefühle prallen mit heißen Leidenschaften zusammen. Und über diesen Gefühlen und diesen Leidenschaften schweben unerbittliche Verhängnisse. Alles, was den Geist erheben und die Seele bewegen kann, ist dort zu finden; und eine an dichterischen Vorstellungen wie an gesunden Gedanken gleich reiche wohlklingende Sprache leiht dem sich vor unseren Augen aufrollenden Drama ihren Schmuck.

Aber auch das Lustspiel nimmt seinen Ursprung in Griechenland, und zwar mit Aristophanes (450—386), dessen Kühnheit und Feuer noch heute auf uns geradezu verblüffend wirken.

Als Geschichtsschreiber gehören diesem wunderbaren Zeitalter gleich zwei Meister auf einmal an: Herodot (484—425) und Thukydides (460 bis 395). Jener hat den Zauber eines ungekünstelten und phantasievollen Berichts für sich, dieser die Tiefe der Gedanken.

So groß auch der Glanz der Bildhauerkunst und des Theaters der Griechen gewesen ist, vielleicht ist von der Sonne des Ruhmes noch heller als beide ihre Philosophie bestrahlt worden. Wenn auch schon im 7. Jahrhundert große Geister, wie Thales, Pythagoras, Demokrit, Protagoras, tiefe Probleme in den Kreis ihrer Gedanken gezogen haben, so versinnbildlicht sich die gesamte griechische Philosophie doch erst so recht in einem Manne, der als edelstes Opfer der Menschheit gefallen ist, in Sokrates (468—399).

Geschrieben hat Sokrates nichts. Man kennt ihn nur durch Plato und Xenophon, seine Jünger, ganz ebenso wie Christus, den man ja auch allein aus den Evangelien kennt.

Das ganze Denken des Sokrates läßt sich vielleicht kurz dahin zusammenfassen, daß er ein für allemal bewiesen hat: *Der Mensch ist durch sein eignes Urteil befähigt, das Gute und das Schlechte zu erkennen, und der Geist des Menschen ist das Maß aller Dinge.*

Kühn greift er sogleich das Problem des Gewissens an. Lange vor Kant weist er nach, daß das Sittengesetz ein unbedingtes und gebieterisches ist, daß man also ohne Hoffnung auf Lohn das Gute tun muß, nur weil es das Gute ist. Er läßt nicht die kindlichen Erklärungen zu, die ihm die Überlieferung an die Hand gibt, und er behauptet, daß unser Verstand das Recht hat, alles zu prüfen. Er ist der älteste und gewaltigste aller Rationalisten. Er verschmäht die ganze homerische Mythologie und spricht von einem höchsten Wesen, Herrn über Menschen und Dinge, der die Ordnung und die Geometrie in die Welt gesetzt hat. Nun schwinden alsbald die alten Dogmen, die märchenhaften und phantastischen Mythen, die lächerlichen Kulte, die zusammenhanglosen Schöpfungserzählungen, alle die Kindergeschichten, die die Voreltern erdacht hatten.

Eine tiefe Umwälzung im Menschengeiste! Bisher hatten die Völker ihre Gottheiten mit dem Mummenschanz aller nur erdenklichen krankhaften Phantasiegebilde bekleidet: Isis und die ägyptischen Götter mit dem Tierkopfe, Wischnu mit seinen Verkörperungen, Ormuzd mit seinen Schlachten gegen Ahriman, Jehova, den Herrn der Heerscharen, wie er Moses die Gesetzestafeln gibt, Aphrodite, Zeus und Hephäst, wie sie im Olymp miteinander streiten. Mit Sokrates fallen alle diese falschen Götter; denn sie dürfen nur verehrt werden, wenn ihr Dasein nachzuweisen ist.

Die Menschen verzeihen es schwer, wenn man ihnen die Wahrheit bringt, sie bleiben weit lieber in dem Irrtum, in dem ihre Väter gelebt haben. So wurde auch damals Sokrates angeklagt, daß durch ihn die Jugend verdorben werde (399). Er war zu dieser Zeit schon siebzig Jahre alt.

Er suchte sich nicht weiter zu verteidigen. Im Gefängnis sitzend und von seinen Freunden umgeben, plauderte er mit ihnen über die ewigen Wahrheiten und trank im festen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele das ihm bestimmte Schierlingsgift ohne jede Schwächeanwandlung und ohne jeden Klagelaut.

Ach ja! Verblendeter Beschränktheit sind in vergangenen Zeiten gar manche Opfer gebracht worden. Aber unter allen ihren Märtyrern ist neben Jesus Christus doch der edelste Sokrates gewesen.

Die Zeit der Naturwissenschaften war noch nicht gekommen. Trotz mancher tiefer Gedanken, die in den Werken eines Thales (640—580?),

eines Anaxagoras (500—428), eines Anaximander an den verschiedensten Stellen verstreut enthalten waren, ist weder die Physik noch die Chemie, noch die Biologie, noch auch die Astronomie von den Griechen geschaffen worden. Wohl aber ist ihnen die Erfindung der Mathematik zu verdanken, und der erste wirklich große Arzt ist Hippokrates von Kos (460—380?).

Am Anfang aller Mathematik begegnet man dem Euklid (350?—285) und dem Archimedes. Die Mechanik stammt ganz und gar von Archimedes (287—212), die Geometrie ganz und gar von Euklid, und seine Beweise sind noch heute unanfechtbar, sie bilden die Grundlage zu sämtlichen heutigen exakten Wissenschaften.

Hippokrates hatte ganz richtiges Verständnis dafür, daß die Heilkunde eine beobachtende Wissenschaft ist, folglich alle Theorien den Tatsachen gegenüber ohne jede Bedeutung sind. Die von ihm gegebene Beschreibung der Krankheiten steht noch gegenwärtig als nachahmenswertes Muster da; Hippokrates war der Schöpfer einer regelrechten klinischen Behandlung für die Heilkunde geworden.

Wenn nun Bildhauerei, Baukunst, Dichtung, Dramatik sogleich mit dem Augenblick ihrer Entstehung den Höhepunkt erreicht haben, war es allerdings mit der Wissenschaft nicht ganz ebenso und konnte es auch unmöglich schon damals sein. In der Erforschung der hinter den Erscheinungen liegenden Wirklichkeit wird jeder Fortschritt nur langsam, schwierig, mühsam und nur auf Grund fortgesetzter Anstrengungen unter dauernden Enttäuschungen und Irrtümern erfolgen. So muß die Wissenschaft auch bei den Griechen noch immer in den Kinderschuhen stecken, zu einer Zeit, wo die Kunst bei ihnen bereits auf ihrem Höhepunkte steht.

Athens Macht erweckte bald die Eifersucht Spartas. Schon dreißig Jahre nach der Vertreibung der Perser brach zwischen den beiden Rivalenstaaten ein Krieg aus. Es war dies der Peloponnesische Krieg (431—404).

Doch sollten damit die inneren Streitigkeiten Griechenlands etwa noch keineswegs enden, sondern noch lange, lange darüber hinaus bis zur Schlacht bei Chäronea, d. h. bis zur völligen Unterwerfung des Landes, dauern, wo sie ihr natürliches Ende fanden.

Stumpfsinnige und grausame Kriege, ja stumpfsinniger und grausamer als sie noch je zuvor gewesen waren! Zu Syrakus, Milet, Mytilene, Korkyra, in der Chalkidike, in Böotien, überall, wo die gemeinsame griechische Sprache erklang, spielten sich zwischen den Bruderstämmen Metzeleien, Plünderungen, Einäscherungen ab. Den Besiegten machte man den Garaus oder ließ ihnen ein drückendes Sklavenschicksal zuteil werden, das schlimmer galt als der Tod. Und dieser Zustand währte an hundert Jahre. Die einzelnen Staaten entvölkerten sich, Hungersnöte suchten

ihre Fluren heim, Seuchen lichteten ihre Städte. Und die einzige Wirkung all dieses Elends war, sündhafte und alberne Feindseligkeiten zwischen Bürgern zu stiften, die dieselbe Sprache sprachen und dieselben Interessen hatten. Hundert Jahre Kriegeswahnsinn! Hundert Jahre innere Zwistigkeiten! Es scheint fast so, als ob die Griechen an diesem so schmerzensreichen Beispiel beweisen wollten, daß sich hohe geistige Fähigkeit mit außerordentlicher politischer Beschränktheit vereinen kann.

Sicher zeitigten diese ruchlosen Bürgerkriege auch ebensoviele kühne Heldentaten, wie sie Ströme Blutes mit sich brachten. Doch welche Reihe von Schändlichkeiten vom Tode des Archimedes, dieses größten Gelehrten des ganzen Altertums, der durch die Hand eines betrunkenen Soldaten bei der Belagerung von Syrakus umkam, bis zu den schmählichen Bündnissen mit dem Perserkönig, die bald von Sparta, bald von Athen aus je nach der Laune des Augenblicks geschlossen worden waren.

Aus dem langjährigen Ringen zwischen Athen und Sparta ging schließlich Athen als der besiegte Teil hervor (405). In der Seeschlacht am Ziegenflusse (bei Aigos Potamoi) wurde ihre Flotte vollständig vernichtet.

So blieb schließlich die Vorherrschaft über Griechenland bei Sparta. Aber seine Hegemonie währte nicht lange. Theben, die Hauptstadt der Böotier, eines griechischen Nachbarstammes von Attika, der bis dahin immer nur eine Nebenrolle gespielt hatte, wagte es, der Tyrannei Lazedämons Widerstand zu leisten. Unter der Führung zweier tüchtiger Feldherren, Epaminondas und Pelopidas, vernichteten die mit den Nordgriechen und Megarern vereinten Thebaner das furchtbare Heer Spartas bei Leuktra und bei Mantinea (362).

Aber Theben war zur Herrschaft nicht mächtig genug, und die einzige Wirkung der thebanischen Siege war, die Spaltungen, die das unglückliche Hellas zerrissen, nur noch zu vermehren. Damals herrschte eine wahre Anarchie, die möglicherweise segensreich geworden wäre, wenn sie die Anarchie im Frieden gewesen wäre, d. h. eine freie Verbindung der unabhängigen Staaten, aber sie war die Anarchie im Kriege, d. h. in der Unsicherheit und der Verwüstung.

Allen diesen so unseligen Verirrungen zum Trotze war der griechische Geist doch noch nicht ganz dahingeschwunden. Wenn man auch nicht die Menschen jener Zeit mit denen des voraufgegangenen Geschlechts vergleichen kann, so zählt Griechenland doch noch immer einige herrliche Genies zu den Seinen.

Unter den Bildhauern hat Praxiteles (360—280?) Werke hinterlassen, deren auserlesene Anmut uns ebenso bezaubert, wie uns die Erhabenheit des Phidias bewegt. Unter den Rednern genügt es, Äschines (389 bis 314) und besonders auch Demosthenes (384—322) zu erwähnen, Demosthenes, dessen bloßer Name die Beredsamkeit versinnbildlicht.

Endlich haben in diesem Zeitalter zwei Philosophen gelebt, neben Sokrates die beiden größten der ganzen Menschheit, Plato und Aristoteles.

Beide haben die gewaltigsten Probleme des Denkens und Seins mit kühnem Mute angegriffen. Beide haben versucht, alle die quälenden Rätsel des Weltalls zu lösen. Metaphysik, Soziologie, Psychologie, Mathematik, Naturwissenschaften, allem haben sie kühn ins Auge zu schauen gewagt, und nichts Menschliches ist ihnen fremd gewesen.

Doch ein Volk von Künstlern, Dichtern, Philosophen kann keinen Bestand haben, wenn es nicht den Willen zur Macht hat. Man braucht darum allerdings noch lange kein Anbeter der Macht zu sein. Indessen muß ein Volk, wenn es von Barbaren umgeben ist, sich vor allen Dingen seine Unabhängigkeit sichern, das kostbarste aller Güter. Unabhängig aber kann es nur bleiben, wenn es den Barbaren an Macht überlegen ist.

Durch seine verweichlichten Sitten hatte Persien, durch seine brudermörderischen Spaltungen Griechenland all seine kriegerische Tatkraft verloren. Sie waren eine bequeme Beute, und wenn die Beute bequem ist, findet sich immer ein Räuber, der sie einsteckt. Ein großes geschichtliches Gesetz, das sich im Laufe der Jahrhunderte unzähligemale wiederholt hat.

Nördlich von Griechenland, jenseits des thessalischen Gebirges, lebte eine halbgriechische Völkerschaft, die wohl kaum am peloponnesischen noch auch am thebanischen Kriege teilgenommen hatte. Es waren die Mazedonier, eine rauhe Landbevölkerung, Hirten auf den Bergen, Bauern in den Ebenen, kriegslustige und verwegene Reiter, die mit den Thraziern und Illyriern unaufhörlich kleine Plänkeleien hatten. Übrigens sprachen sie griechisch und waren auch bei den olympischen Spielen zugelassen. Diese Halbbarbaren waren es, die alsbald Griechenland erobern sollten.

Unter allen Königen Mazedoniens hat die Geschichte nur die Namen von zweien im Gedächtnis bewahrt, nämlich Philipp und seinen Sohn Alexander.

Philipp (382—336) hat es verstanden, Griechenland zu erobern und die Eroberung Asiens vorzubereiten. Nachdem er durch allerhand Schliche auf den Königsthron gekommen war — er wußte stets mit der Gewalt die List zu vereinen —, beschäftigte er sich zunächst ausschließlich mit seinem Heere. Er ersann sogar ein neues militärisches System und stellte zum ersten Male jene berühmte mazedonische Phalanx auf, die so lange siegreich war, wie sie sich nicht mit den Legionen Roms zu messen brauchte. Der Hauptvorzug dieser Phalanx war die feste Geschlossenheit ihrer durch unbeugsame Manneszucht verbundenen Kriegerschar. Ein Bataillon in Quadratform, unverwundbar mit seinen langen Speeren zur Verteidigung und unwiderstehlich mit seinen kurzen Schwertern zum Angriff, war die Phalanx wie ein gewaltiger Igel mit eisernen Stacheln, den man,

wäre man auch noch so stark gewesen, weder angreifen noch zurückhalten konnte. Eine wohlgeschulte und leichtbewegliche Reiterei schwärmte nach allen Seiten aus. Unter Führung eines kühnen Feldherrn mußte dieses Heer überall siegreich sein und war es auch.

Der griechische Name stand damals in solchen Ehren, daß sich Philipp stets gerühmt hat, ein Grieche zu sein. In dieser seiner angeblichen Eigenschaft mischte er sich in die hellenischen Angelegenheiten ein, um scheinbar den Gott von Delphi zu verteidigen, den er als von den Thessaliern bedroht vorgab. So eroberte er Thrazien und Thessalien, machte aber bei den Thermopylen Halt, durch die ihm die Athener den Durchzug absperrten (352).

Seine ehrgeizigen Pläne hatten sich nun mit einem Schlage wie mit Blitzeshelle in ihrer ganzen Bedrohlichkeit enthüllt. Doch die Griechen schienen sich in ihrer ungeheuren Leichtfertigkeit darum nicht viel Sorgen zu machen; sie wollten die Gefahr nicht sehen, die ihnen drohte. Ein Mann jedoch fand sich, ein Athener Bürger, Demosthenes, der Meister unter den zeitgenössischen Rednern, der allein oder fast allein fünfzehn Jahre hindurch, furchtbarer als ein ganzes bewaffnetes Heer, unermüdlich immer wieder das Mißtrauen des athenischen Volkes zu wecken und seine Schlaffheit und Trägheit mit wuchtigen leidenschaftlichen Worten zu überwinden suchte.

Fünfzehn Jahre hindurch, abwechselnd mit List und abwechselnd mit Gewalt, setzt auch Philipp sein Werk fort; bald versucht er es mit Bestechung, bald mit diplomatischer Kunst, bald mit Krieg, bis er endlich die Mehrzahl der griechischen Städte der athenischen Partei abspenstig gemacht hat und über die nun alleinstehenden Athener selbst einen glänzenden Sieg davonträgt, der ganz Griechenland in seine Gewalt bringt (338).

Im folgenden Jahre läßt er sich in Korinth zum Generalissimus des griechischen Heeres gegen die Perser ernennen. Der Traum dieses Barbaren war verwirklicht. Der Eroberer Griechenlands war zu seinem Verteidiger geworden.

In dem Augenblick, wo nun alles für den Eroberungszug nach Asien fertig und bereit war, fiel er durch die Hand eines Meuchelmörders in seinem Palaste und endete, wie es den meisten jener wollüstigen asiatischen Herrscher begegnete, als ein Opfer der niedrigsten Haremsränke (336).

Alexander war erst zwanzig Jahre alt, als ihm durch den Tod Philipps ein mächtiges Reich und ein unbesiegliches Heer zufielen. Sogleich dachte er an Krieg. Er hatte zwei Lehrer gehabt, Aristoteles und Homer; doch sind es allem Anschein nach wohl mehr die Heldentaten Achills als die Lehren der Ethik des Stagiriten gewesen, die ihn gelockt haben.

Wiewohl er sich, ganz wie sein Vater, die Rolle eines Beschützers der Griechen zulegte, begann er seine Laufbahn mit einem großen Griechen-

gemetzel. Es war das eines der vielen Verbrechen, die die Geschichtsschreiber den Eroberern großmütig zu vergeben pflegen. Er bemächtigte sich Thebens, das seine Oberhoheit nicht anerkennen wollte, und ließ nach Einnahme der Stadt den Besiegten den Garaus machen. Das Blutgericht fand erst nach der Niedermachung von sechstausend Thebanern sein Ende. Die Überlebenden, dreißigtausend an Zahl, wurden als Sklaven verkauft und die Stadt in Brand gesteckt. Das war die erste von Alexanders gerühmten Heldentaten.

Die griechischen Staaten wurden hierüber von einem solchen Schrecken erfüllt, daß man sich wahrlich nicht mehr vor ihnen zu fürchten brauchte und Alexander jetzt ungestört an die Eroberung Asiens gehen konnte. Im Jahre 334 überschritt er den Hellespont mit dreißigtausend Mann Fußvolk und viertausend Reitern. Ihm standen, so sagen die Griechen, auf Feindesseite zwei Millionen Krieger gegenüber.

Man hat diesen Wagemut bewundert. Man hat Alexanders Unternehmen in den Himmel gehoben unter dem Vorgeben, darin einen ganz neuen gewaltigen schöpferischen Feldherrnentwurf zu sehen. Indessen hat der Erfolg der Mazedonier nichts an sich, was in Erstaunen setzen müßte. Die Millionen bunt zusammengewürfelter Menschen, die Darius III. in seinem Solde hatte, waren nur dem Namen nach Soldaten. Ohne jede Manneszucht und ohne jede Manneskraft, ohne jedes Nationalbewußtsein verstanden sie weder zu marschieren noch zu kämpfen, noch zu sterben. Was vermochte diese Truppe von Sklaven gegen dreißigtausend ihres Sieges sichere und zu siegen entschlossene Phalanxkämpfer? Die Horden des Xerxes waren von dreihundert Spartanern aufgehalten worden, und es haben auch dem Cortez dreihundert Mann genügt, um fünfhunderttausend Mexikaner in die Sklaverei zu schleppen. Die leichten Siege Alexanders verdienen weit weniger Bewunderung. Der Feind zerstob beim ersten Anprall. Das ganze Heer schwand in wenigen Stunden wie Schnee vor der Sonne dahin, und knechtische und feige Völkermassen beeilten sich, dem Sieger ihre Reichtümer zu bringen, um ihm seinen Triumphzug ebenso einträglich wie leicht zu machen.

Den ersten Sieg Alexanders bildete der Übergang über den Granikus, der ihm Kleinasien in die Hände gab (335). Ein neuaufgebrachtes noch stärkeres Heer des Darius (angeblich sechshunderttausend Mann) wurde in der Schlacht bei Issus in Cilicien geschlagen. Von den Seinen im Stich gelassen, ergriff Darius die Flucht und zog sich hinter den Euphrat zurück, aber Alexander verzichtete auf seine Verfolgung, die er doch für zwecklos hielt; vor einem weiteren Eindringen ins Morgenland wollte er zunächst erst die Eroberung des ganzen westlichen Asiens zu Ende führen. Ohne jeden Kampf unterwarf er nun Syrien, Judäa, Phönizien, dessen frühere Hauptstadt Tyrus das einzige Hemmnis bildete, das ihn

auf seinem Vormarsch aufhielt und sich sogar trotz mehrmonatlicher Belagerung behauptete. Da wandte er sich Ägypten zu und legte hier an einer der drei Nilmündungen, um den Handel von Tyrus lahmzulegen, den Grundstein zu einer neuen großen Stadt, die er nach sich selbst Alexandria nannte (332).

Mitten in Libyen, neun Tagemärsche von Alexandria, erhob sich ein prächtiger Tempel zu Ehren des Ammon (Zeus Ammon). Hierhin begab sich Alexander, ließ sich von den Priestern, den Söhnen Ammons, zum Gott erheben und sicherte sich so die Herrschaft über das Ägypterland.

Überall, wo er sich auch noch so vorübergehend aufhielt, gab er sich den Schein ganz besonderer Achtung für die Bräuche der neueroberten Länder und die Gegenstände ihrer religiösen Verehrung. Wenn er nur dort von nun an auch selbst göttlich angebetet wurde! An diese Religion geruhte er wohl am ernstlichsten zu glauben.

Erst als er unumschränkter Herr von Ägypten, den Mittelmeerküsten, Syrien und Kleinasien war, wandte er sich von neuem Darius zu, der inzwischen schon wieder ein Heer von über einer Million Menschen gesammelt hatte. Aber wären auch diese Asiaten noch zehnmal so zahlreich gewesen, das Ergebnis wäre doch immer das gleiche geblieben! Und so wurde Darius auch jetzt in der weiten Ebene von Arbela, jenseits des Tigris, vollständig aufs Haupt geschlagen (331).

Als Alexander so jeden Widerstand gebrochen hatte und sich alles seiner Übermacht beugen mußte, gab er sich ganz der zügellosen Raserei eines unersättlichen Hochmuts hin. Er vergaß *Ilias* und Aristoteles und redete sich ein, daß er andern Stoffes als die Menschen sei und mit einer Gottheit auf gleicher Stufe stände. Wenn ein Sterblicher erst so mächtig geworden ist, daß sich seinen ausschweifendsten Phantasien keine Gewalt mehr entgegenstellt, dann ergreift ihn das Fieber des Despotenwahnsinns. Die Geschichte liefert uns manche Beispiele, aber keines ist wohl so überzeugend wie das Alexanders. Er vergißt nunmehr, daß er ein Grieche und der Schüler des großen Aristoteles ist. Er umgibt sich mit Asiaten, die sich vor ihm niederwerfen, schließt sich in einen Serail ein, berauscht sich wie ein Vieh, bringt die um, die sich weigern, ihn anzubeten, sogar seine Treuesten, den altehrwürdigen General Parmenio, den Philosophen Kallisthenes und Klitos, seinen Jugendfreund, den er mit eigner Hand tötete.

Schon wußte er in seinem Eroberungsdrange keinen Halt mehr zu finden und er erstrebte als Triumphator die Grenzen der bekannten Welt zu erreichen.

Bisher wußten die Griechen so gut wie nichts von Indien; da unternahm Alexander, ohne sich eigentlich richtig klar zu machen, wohin es ging, einen Eroberungszug in dieses gewaltige Reich. Sein Einmarsch in

dasselbe war um nichts schwieriger, als der in Persien gewesen war. Porus, der Herrscher eines großen indischen Fürstentums, wurde in der Schlacht am Hydaspes geschlagen und gefangen genommen. Alexander würde sein Heer auch noch weitergeführt haben, wenn es sich nicht jetzt geweigert hätte.

So kehrte er nach Babylon zurück (324) und wälzte in seinem Hirn phantastische Pläne aller Art, die von dem quälenden Traum einer Weltmonarchie, von dem die Despoten noch immer beherrscht worden sind, ausgingen. Aber die Ausschweifungen hatten seine angeborene Urkraft zerrüttet. Er wurde von einem heftigen Fieber befallen und starb daran nach wenigen Tagen (323). Er war noch nicht dreiunddreißig Jahre alt.

Niemals hat in der Geschichte wieder jemand einen gleichen Zauber ausgeübt wie dieser gewaltige Eroberer. Wohl hat man stets jenen ununterbrochenen rasenden Siegeslauf durch einen unterworfenen weiten Erdteil hervorgehoben. Aber man hat darüber übersehen, daß es für eine Handvoll tapferer Soldaten ein leichtes ist, eine Million feiger Sklaven in die Flucht zu schlagen und nach allen Windrichtungen zu zerstreuen. Man hat die Anfälle jenes wilden Wahnsinns vergessen, um einige schöne Handbewegungen und großmütige Worte, die ein Fürst ja so billig hat, um so treuer im Gedächtnis zu bewahren.

Sein Reich überlebte ihn nicht einen Tag. Noch ehe seine Leiche kalt war, stritten sich seine Statthalter bereits um seine Hinterlassenschaft. Zwanzig Jahre tobten darum zwischen seinen habgierigen Kriegern die niedrigsten und blutigsten Kämpfe. Nachdem das Morgenland in so kurzer Zeit dem Ansturme von Alexanders Truppen erlegen war, erlagen nun Alexanders Truppen ihrerseits ebenso schnell den Schätzen des Morgenlandes.

Bei aller Blitzesschnelle, mit der auch das Unwetter dieses Völkersturmes vorübergegangen war, gab es doch eine dauernde Spur, die es hinterlassen hatte: die Verschmelzung zwischen den Siegern und den Besiegten. Zehn Könige teilten sich in das Reich. Nun war jeder dieser Könige ein Grieche und stützte seine Macht auf griechische Soldaten; so mußten denn auch notwendigerweise die Sprache, die Sitten und die Religion Griechenlands mit den fremden Eroberern ins Morgenland einziehen. Unterwürfig, unfähig und ohnmächtig gingen die Orientalen auf alles ein. Sie hatten nur weit voneinander abweichende Barbarensprachen und lernten sehr rasch die Mundart ihrer Herren; man berief aus Griechenland, Sizilien und Kleinasien Griechen in die Regierung, in die Verwaltung und zur Ausbeutung der Reichtümer und Arbeitserträge der Einheimischen. Welchen Herren sie botmäßig waren, war diesen doch von jeher an Sklaverei gewöhnten Menschen ganz gleichgültig.

Hundert Jahre nach Alexanders Tode herrschte die griechische Sprache unumschränkt in ganz Asien bis zum Indus. Zwar bestanden noch hier

und da einige ganz auf ihr kleines Gebiet beschränkte und nicht über den engen Kreis der Mundart ausgedehnte Sprachen, so das Hebräische in Judäa und das Syrische in Syrien; doch diese Sondersprachen gingen niemals über die so engen Grenzen der kleinen Gebirgslandschaften hinaus und führten hier ein vollkommen abgeschlossenes Dasein. Der Hellenismus überflutete alles. Darius und Xerxes hatten einst in Griechenland eindringen wollen, jetzt setzte sich Griechenland in Asien fest. Auch die rohe Gewalt der Soldaten Alexanders hatte zu jenen Barbaren immerhin noch ein wenig Aufklärung gebracht.

Aber mit der Umwandlung, die der Hellenismus Asien brachte, wandelte er sich zugleich auch selber um. Die Reinheit der griechischen Sprache und die Gewalt des griechischen Volkstums ließen nach; die attische Feinheit des Benehmens und die lazedämonische Zurückhaltung und Besonnenheit der sprichwörtlichen Überlieferung lebten nur noch in der Erinnerung. Die Liebe zur Freiheit, die einst zu so manchen schönen Taten und großen Werken begeistert hatte, wurde jetzt durch die Pflege der Sklaverei ersetzt. Abgesehen von einigen wenigen rühmlichen Ausnahmen, waren die Griechen nur noch ein Volk von Sophisten, Höflingen und Possenreißern. Mit dem Volksbewußtsein war zugleich auch alle Würde verschwunden.

Nach Alexanders Tode nun dehnt sich der Schauplatz der griechischen Geschichte weit über die Grenzen der hellenischen Halbinsel aus. Er ist ganz ebenso, wie Griechenland selbst, jetzt auch Mazedonien, Syrien und vor allem Ägypten.

In dem fast zweihundertjährigen langen Zeitraume zwischen dem Tode Alexanders (323) und der Einnahme Korinths durch die Römer (146) konnte Griechenland weder seine Einheit noch seine Unabhängigkeit wiederfinden. Man sieht lediglich ein wirres Gemisch von Eifersüchteleien zwischen den einzelnen Staaten und Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Personen und sonst nichts, was der großen Vergangenheit würdig wäre.

Nur eins sticht hervor: das drückende Sklavenjoch, das sich die Griechen von Mazedonien gefallen lassen mußten. Wohl machten sie verschiedene Male den Versuch, dasselbe abzuschütteln; aber es war immer vergeblich. Es trat allerdings ein Augenblick ein, wo die Griechen des Peloponnes (Achäer) und die nördlichen Griechen (Ätolier) die günstige Gelegenheit, die ihnen Mazedoniens Krieg mit Ägypten bot, ausnützten, um sich zu einer Art Vereinigung oder Bund zusammenzuschließen und so wirklich eine Spur von Freiheit wiederzugewinnen; doch sie währte nur wenige Jahre (245—235).

Eine große Macht, deren glänzende Zukunft niemand voraussehen konnte, trat am westlichen Horizont in die Erscheinung. Rom hatte

seine Vorherrschaft über das gesamte Italien ausgedehnt und sich für immer gesichert, und so erkühnte es sich schon damals (229), zur Züchtigung der Seeräuber einige Schiffe an die illyrische Küste zu senden. Auch ließ Korinth die Römer bereits zu den olympischen Spielen zu, womit es der römischen Politik die beste Gelegenheit gab, sich von nun an auch einmal (im gegebenen Falle) in die griechischen Angelegenheiten einzumischen.

Zuerst geschah derartiges augenscheinlich zu dem Zwecke, die Griechen von drückender Tyrannei zu befreien. So gehen immer die Eroberer vor, die ihr Handwerk verstehen. Nach seinem Sieg über die mazedonischen Truppen bei Kynoskephalai begab sich nämlich der römische Konsul Flaminius zu den olympischen Spielen in Korinth, um hier im Namen des Senats und des römischen Volkes feierlich Griechenland frei zu erklären (196). Der Begeisterungssturm war unermeßlich. In jenen Tagen erblickte das griechische Volk in den Römern seine Retter.

Aber sogleich nach Flaminius' Abreise kehrten die inneren griechischen Zwistigkeiten wieder, und jetzt mit stärkerer Erbitterung als je zuvor. Außerstande, einen Krieg zu führen, konnten diese unglücklichen Griechen jetzt auch nicht mehr Frieden halten.

Es waren immer dieselben beiden Parteien, die seit einem Jahrhundert unter den verschiedensten Namen miteinander stritten: Ätolier und Achäer, d. h. Oligarchie und Demokratie, die wenigen Großen und die vielen Kleinen. Ebenso stand schon immer, auch in den Ruhmestagen von Hellas, das konservative Sparta dem fortschrittlichen Athen gegenüber. Wie dereinst, war auch jetzt keine Verständigung zwischen den beiden gegnerischen Parteien möglich, und ihre Liebe zum Auslande war größer als die zu den feindlichen Brüdern. Die einen suchten eine Stütze bei den Römern, die andern bei den Syrern oder auch bei den Mazedoniern. In Anbetracht der starken römischen Einigkeit, die ihre Pläne langsam, aber beharrlich, bald mit List und bald mit Gewalt, Schritt für Schritt vorbereitete, konnte die Sache nur einen schlimmen Ausgang nehmen.

Zunächst erlag Mazedonien als die einzig ernst zu nehmende Militärmacht der ganzen Hellenenwelt. Sein letzter König Perseus wurde trotz seines Heldenmutes von Ämilius Paulus bei Pydna besiegt (168). Der Sieger war gegen den Besiegten ohne jedes Erbarmen. Mazedonien wurde römische Provinz, und eine Parteinahme für dasselbe mußte jeder Grieche schwer büßen. Hundertfünfzigtausend Epiroten wurden in die Sklaverei verkauft. Perseus wurde von dem siegreichen Gegner zur Verschönerung seines Triumphzuges nach Rom geschleppt, um ihn nachher im Kerker verhungern zu lassen. Unermeßliche Reichtümer kamen nach Rom, wo sie in den Staatsschatz flossen. In jenen Tagen plünderten die Generäle etwa nicht im eignen Privatinteresse, sondern vielmehr im öffentlichen Interesse der Republik. Das war doch eigentlich gar nicht so verächtlich!

Jetzt, wo das mazedonische Heer nicht mehr vorhanden war, fanden die römischen Legionen in Stadt und Land nur noch Volksmengen ohne jede Macht vor. Als zwanzig Jahre nach der Schlacht bei Pydna der Achäische Bund mit einem letzten Kraftaufwande für die Sache der Unabhängigkeit sich von Grund aus zu erneuern versucht hatte, wurde auch er trotz aller seiner Bemühungen vom Konsul Mummius bei Leukopetra geschlagen (146). Die römischen Soldaten eroberten Korinth, das nun zerstört und geplündert wurde. Die Beute war glänzend. Marmorarbeiten, Bildwerke, Bronzen, Mosaiken kamen in größerer Zahl nach Rom hinüber. Die griechischen Städte, die von der Plünderung verschont geblieben waren, hatten eine Abgabe zu zahlen.

Griechenland verschwindet von der Weltbühne, und Rom wird die Erbin seiner ebenso glänzenden wie für die Dauer lebensunfähigen Bildung und Gesittung.

Dasselbe Schicksal sollten auch Ägypten und Syrien erfahren.

Von allen den verschiedenen Teilen des zerfallenen Reiches Alexanders war Ägypten noch am wenigsten unglücklich. Ja, fast zwei Jahrhunderte lang schien das ganze geistige Leben Griechenlands sich an die Ufer des Nils geflüchtet zu haben, wo der Krieg nie so rasend wütete wie in der übrigen Welt. Es war das noch ein rühmlicher Widerschein der großen athenischen Zeit.

Dem Ptolemäus, dem fähigsten von Alexanders Statthaltern, kommt die Ehre der Urheberschaft an dieser Wiedergeburt hellenischen Geistes in Ägypten zu. Nachdem er seine Nebenbuhler vernichtet hatte, ließ er sich von seinen Soldaten zum Könige von Ägypten ausrufen (307). Sein Haus entbehrte nicht jeden Glanzes; es bestand fast drei Jahrhunderte, bis es mit der berüchtigten Kleopatra erlosch.

Ptolemäus berief nach Alexandria, das die Hauptstadt seines Reiches wurde, griechische Gelehrte und Forscher. Er ließ zahlreiche Schiffe, angeblich zweitausend, bauen und mit griechischen Seeleuten bemannen. Die Fellahs, die nichts anderes verstanden, als ihren Acker zu bestellen und ihre Steuer zu zahlen, ließen sich diese völlige Umwandlung ihres alten Landes, ohne sie zu verstehen, ruhig gefallen.

Auf der Insel Pharos, dreizehnhundert Meter vom Lande, wurde auf seine Veranlassung ein riesiger Turm von vierhundert Fuß Höhe erbaut. Von seiner höchsten Stelle leuchteten Feuer, die dort angezündet worden waren und niemals ausgehen durften. Am Tage war der Rauch schon von weitem sichtbar und des Nachts das Licht in hundert Meter Entfernung. Das war der erste Leuchtturm. Eine große Wohltat für die Menschheit.

Es wurde auch damals das Museum gegründet als eine Art erste Universität. In dem Riesenbau mit den weiten Säulenhallen neben dem Palast

4*

des Königs unterwiesen Lehrer in den Wissenschaften und der Geschichte. Von allen Teilen der hellenischen Welt strömten Studenten herbei. Schreiber kopierten auf Papyrusrollen die Werke der großen griechischen Schriftsteller, und so umfaßte die Bibliothek von Alexandria bald vierhunderttausend Bände und wurde damit eines der Wunder der Welt und die unvergleichlichste Sammlung aller bekannten geistigen Schätze.

Gleichzeitig mit den Griechen kamen auch Juden an in großen Massen, die sich rasch ausbreiteten. Wenn auch sie von dem Ansehen griechischer Bildung und Kultur angelockt waren, so vergaßen sie darum gleichwohl die eigne Religion nicht, sondern paßten sie nur den griechischen Verhältnissen an. Ihr heiliges Buch, die Bibel, wurde ins Griechische übersetzt. Eine rührige, einsichtsvolle, an ihren theologischen Erörterungen fast ebenso eifrig wie an ihrem Kleinhandel hängende jüdische Gemeinde, ließ sich neben der hellenischen Bevölkerung nieder. So wurde Alexandria bald eine bedeutende Groß- und Weltstadt. In dem Augenblick, wo die Römer mit Pompejus dort einzogen, zählte sie dreihunderttausend freie Bürger (Juden, Griechen, Syrer, Sizilier), also im ganzen über eine Million Einwohner. Zwei Jahrhunderte lang war sie das bevölkertste und gebildetste Gemeinwesen der Welt.

Immerhin war der Glanz, in dem Alexandria erstrahlte, nicht geradezu blendend. Seine Bildhauer, seine Geschichtsschreiber sind doch immer nur von mäßigem Genie gewesen. Noch waren die beiden einzigen großen Philosophen der Zeit in Athen: Zeno (308—264) und Epikur (341—270). Ihre beiderseitige miteinander dauernd um die Palme ringende Philosophie spaltete alle großen Geister des Altertums in zwei Parteien und bildete gewissermaßen den letzten Widerhall des griechischen Geisteslebens, das auch in jenen Zeiten des Verfalls das römische noch immer an Fruchtbarkeit übertraf. Nach Epikur besteht das Weltall aus kleinsten Urteilchen (Atomen), deren Streit untereinander die unsere Sinne erregenden Erscheinungen hervorbringt. Der Mensch nun, ein vergängliches und schwaches Wesen, kann Glück nur in Weisheit und Mäßigung finden. Nach Zeno und den Stoikern muß der Mensch Herr und nicht Sklave seiner Leidenschaften sein. Er muß jeden Schmerz über sich ergehen lassen können, ohne zu klagen. Die Weisheit besteht darin, die vergänglichen Güter dieser Welt zu verachten, um nur der Tugend nachzustreben. Nach Zenos wie Epikurs Lehre ist die sittliche Vorstellung ganz unabhängig von der religiösen.

Die Nachkommen des Ptolemäus blieben bei allen ihren Grausamkeiten und Lastern stets der Überlieferung des Ptolemäus Soter treu. Dank ihnen erweiterte sich die schon zu Zeiten des ersten Ptolemäus sehr reiche Bibliothek noch immer mehr. Sie zählte siebenhunderttausend Bände, als sie durch Julius Cäsars Schuld zum größten Teil niederbrannte (47).

Auch nach diesem verhängnisvollen Brande blieben noch immer äußerst kostbare Reste übrig. Doch konnten sie den späteren Glaubensstürmern keinen erfolgreichen Widerstand mehr leisten. Bei einem Aufstande (389) übergaben die Christen den verzehrenden Flammen an hunderttausend Bände. Später vernichtete der Kalif Omar (640) alles noch irgend Übriggebliebene. Diese Brandstiftungen sind ein schmerzliches Sinnbild dafür, wie ohnmächtig doch die Stimme der Vernunft gegenüber kriegerischer und religiöser Verblendung sein kann.

Ägypten unter den Ptolemäern ist nichts anderes als das wiederauferstandene Griechenland. Doch verstand auch jenes sich für die Dauer ebensowenig zu verteidigen wie dieses; es geriet ebenso unter römische Botmäßigkeit und fiel Cäsar, Antonius und Octavian als eroberte Provinz anheim.

So endigte jenes edle Volk von Hellas im Altertum. Es fiel seinen Bürgerkriegen, seinen Zwistigkeiten, seiner völligen Unfähigkeit, einig zu bleiben, zum Opfer, und als es nach Verlauf von zwanzig Jahrhunderten (1822) endlich seine Unabhängigkeit wiederfinden sollte, hatten bereits ganz andere Völkerschaften, die noch volkreicher, wohlhabender und gebildeter waren, den ersten Platz in der Menschheit inne.

Doch wir würden Undankbare sein, wir Moderne, wir Bürger Frankreichs, Italiens, Deutschlands, Englands, Amerikas, Spaniens, wenn wir je vergessen sollten, was Griechenland für uns getan hat. Griechenland ist recht eigentlich die Lehrmeisterin des Menschengeschlechts gewesen. Es ist inmitten einer noch halbwilden Völkerwelt erstanden, die es dann vollkommen umgebildet hat. Es hat das Ideal an uns weitergegeben, das es selbst bei sich auszudenken gewußt hat und das allmählich auch das unsere geworden ist. Es hat die menschliche Vernunft auf den Thron gehoben; es hat die Liebe zum Vaterlande gelehrt; es hat die Wissenschaft geschaffen, die die Wahrheit, die Kunst, die die Schönheit, und die Sittlichkeit, die die Pflicht ist.

Mit dem griechischen Denken hat das barbarische Zeitalter der Menschheit sein Ende erreicht.

Viertes Buch.

Rom.

Der Ursprung des römischen Volkes verliert sich im Dunkel der Sage. Auch ihre älteste Geschichte im engeren Sinne gehört ihr noch an, unbekümmert darum, daß die römischen Schriftsteller, die sie uns erzählen, sie ihren Lesern schließlich als eine geschichtlich verbürgte Wahrheit aufgetischt haben.

Nachdem Rom zu Anfang von Königen regiert worden war, wurde es bald eine Republik, um sich schließlich zum Kaiserreiche zu entwickeln.

Die Etrusker waren schon lange Zeit vor den Römern in Italien ansässig. Von ihrem Ursprunge weiß man übrigens gar nichts, und ihre Sprache ist noch immer unverständlich. Es ist wahrscheinlich, daß sie sich in Italien von Norden aus nach der Mitte zu verbreiteten in einer Zeit, wo dieses Land bereits von älteren mehr oder weniger von Urbeginn landesangesessenen Völkerstämmen bewohnt war, von denen man noch heute vorgeschichtliche Spuren findet. Aber ihre Denkmäler, Grabsteine, Kleinodien, Tongefäße, Bronzen, Münzen bekunden eine bereits weit vorgeschrittene Zivilisation, der der anderen Völker Italiens aus jener Zeit weit überlegen. Wie die Phönizier und die Karthager hatten auch sie Handel getrieben und weite Fahrten unternommen. Sie waren reich, gewerbefleißig und tapfer. Doch wurden sie schließlich gleichwohl besiegt.

Es ist kaum wahrscheinlich, daß die Gründer Roms Romulus und Remus von einer Wölfin gesäugt wurden; aber diese Überlieferung wird stets ihre treffliche sinnbildliche Bedeutung behalten. Fünf Jahrhunderte lang haben die Römer die unbezähmbare Wildheit und Gier jenes gefräßigen und blutdürstigen Raubtiers gezeigt, das ihre jungen Könige genährt haben soll.

Die Römer waren zunächst ein ganz kleiner, halb wilder Stamm von Hirten und Bauern, die mit den Hirten und Bauern der Nachbarstämme in beständiger Fehde lebten. Allmählich jedoch bekam jener Stamm die Oberhand und dehnte seine Herrschaft aus. Die Hügel, die den ursprünglichen kleinen Marktflecken umkreisten, sollten bald eine große Stadt umschließen. Hohe Mauern erstanden und einige Gebäude als Wohnstätten für den königlichen Hof.

Bald wurden alle Stämme Latiums mit List oder mit Gewalt unterworfen, so daß es zu der Zeit, wo Tarquinius Superbus vom Throne gestürzt wurde, bereits ein großes römisches Volk gab (510).

Keine Volkserhebung, sondern eine Verschwörung der Großen hob das Königtum auf. Es gab in der Tat schon in diesem fernen Zeitalter zwei Klassen von römischen Bürgern: *Plebejer* oder Leute aus dem Volke,

die von den unterworfenen und völlig von der eigenen Masse einverleibten Völkerschaften (Albaniern, Sabinern, Volskern) abstammten, und *Adlige* oder Patrizier, die von den ältesten Familien abstammten, die sich in Rom niedergelassen hatten, also ursprüngliche und echte Römer waren.

Nach der Niederwerfung des Tarquinius blieben die Patrizier nach wie vor die Herren der Staatsgewalt.

So war denn die römische Republik lange Zeit eine Oligarchie. Zu einer Körperschaft vereinigt, ernannten die Patrizier die *Senatoren*, die Beschlüsse erließen und Gesetze kundtaten. Die Vollziehung dieser letzteren wurde zwei vom Senat auf ein Jahr ernannten *Konsuln* anvertraut. Die Konsuln hatten eine bürgerliche, aber auch eine militärische Aufgabe, ging doch in Rom die Militärgewalt über alles. Die städtische Polizei und die Verwaltung der öffentlichen Arbeiten wurde *Ädilen* anvertraut. Die Gerichtsbarkeit wurde von *Prätoren* ausgeübt. Das Schatzamt wurde von *Quästoren* verwaltet. Endlich überwachten zwei *Zensoren* in allen Lebenslagen alle ihre Mitbürger und sogar die Senatoren selbst. Im Falle einer drohenden Gefahr war diese Hierarchie plötzlich verschwunden, und die oberste Gewalt ging in die Hände eines einzigen Bürgers, eines *Diktators*, über, dessen Machtbefugnisse unbegrenzt waren und der alle Gesetze aufheben konnte.

Sonst war die höchste Gewalt zwischen Senat und Volk geteilt: die Verfügungen wurden im Namen des Senats und des römischen Volkes erlassen (S. P. Q. R.). Alle Bürger beteiligten sich an den Volksversammlungen (*Komitien*). Sie ordneten sich dann nach *Zenturien* oder auch *Tribus*, und ihr Beschluß war ein *Plebiszit*. Die Hauptaufgabe dieser Versammlungen war die Wahl von Beamten, die damit betraut wurden, die Plebejer gegen jeden Mißbrauch der Amtsgewalt durch die Patrizier zu schützen. Diese Beamten, die *Volkstribunen*, die ausschließlich von dem Volke ernannt wurden, waren in der Republik auch die Vertreter seines Willens. Die ganze innere Geschichte des alten Rom ist weiter nichts als ein fortgesetzter erbitterter Kampf zwischen den Volkstribunen und dem Senat.

Im Anfang hatten allein die Patrizier ein Anrecht auf die Staatsgewalt und die Ehrenstellen; aber die schließliche Frucht jener zwei Jahrhunderte währenden Kämpfe war, daß allmählich durch die eiserne Notwendigkeit der Dinge alle Vorrechte des Adels, eines nach dem andern, fallen mußten. Plebejer konnten nunmehr zu Zensoren, Ädilen, ja Konsuln ernannt werden und zuletzt sogar — und das war die denkbar größte Genugtuung und der denkbar größte Sieg für sie — auch in die Brüderschaft der *Pontifices* eintreten und dann noch *Auguren* werden (300).

So heftig auch all dieses Ringen war, es konnte niemals auf die Vaterlandsliebe der Römer Einfluß gewinnen. Sie wußten stets, zum mindesten dem Auslande gegenüber, ihre Einigkeit zu wahren.

Im Anfange jedoch drohte einmal die Spaltung zwischen dem Volke und den Adligen gefährlich zu werden. Die Plebejer hatten sich in bewaffneten Scharen auf den Heiligen Berg zurückgezogen, und das unheimliche Gespenst des Bürgerkriegs kündigte sich drohend an. Da begab sich ein Patrizier, namens Menenius Agrippa, zu den Meuterern und erzählte ihnen ein Gleichnis, das für alle Zeiten seine Geltung behalten wird. „Die Gliedmaßen wurden es eines Tages müde, für den Magen zu arbeiten, weil, wie sie sagten, der Magen fauler Ruhe pflegte, während die Gliedmaßen ohne auch nur einen Augenblick der Erholung sich dauernd schwer abmühen müßten; da stellten sie ihre Bewegung ein und hörten auf, dem Magen noch weiter Nahrungsmittel zuzuführen. Was geschah nun? Da der Magen keine Nahrung mehr verarbeitete und den Gliedmaßen Ruhe brachte, litten diese, siechten dahin und verloren alles Leben." In einem Leibe sind alle Teile genau so einander verantwortlich und für das Ganze haftbar wie in einem Staate; es sind Arbeiter wie Organisatoren der Arbeit ganz genau gleich nötig (493).

Wenige Jahre nachher setzten es die Volkstribunen durch, daß eine regelrechte Staatsordnung, d. h. die Gleichheit aller vor dem Rechte, die Allgewalt der Patrizier ersetzte. Da wurden von den zu diesem besonderen Zwecke ernannten *Dezemvirn* die Gesetze der zwölf Tafeln abgefaßt; sie wurden in Erz gegraben und auf dem Forum ausgestellt. So sind von Anfang ihrer Geschichte an die Pflege des Rechtes und die Achtung vor der Gesetzmäßigkeit zu allen Zeiten die große Sorge der Römer gewesen. Es war dies einer ihrer schönsten Ruhmestitel.

Eine große politische Schwierigkeit bildete auch die Aufteilung der von den römischen Streitmächten eroberten Landesgebiete und die Vergebung ihrer Ländereien kraft einer Gesetzgebung, der sogenannten Agrargesetze. Grundsätzlich gehörten solche Ländereien natürlich zum allgemeinen Besitze, aber staatliche Besitztümer, wie sie blieben, waren sie gleichwohl nach ihrer Eroberung zunächst ausschließlich den Patriziern gesichert, die nun große Vorteile daraus zogen. Da verlangte nun auch das Volk irgend etwas von dieser Verteilung zu haben. So kamen die Volkstribunen auf den Gedanken, die Größe der einem einzigen Pächter zufallenden Ländereien auf fünfhundert Morgen zu beschränken; denn diese Pachtgüter, die erblich waren, verwandelten sich bald in wirkliche Besitzungen, derart, daß gewisse Patrizier auf diese Weise schließlich unermeßliche Vermögen erwarben inmitten einer hungernden Bevölkerung. Dieses Gesetz, die Lex Licinia, nach seinem Antragsteller Licinius benannt, fand Annahme, doch kam es nie zur Durchführung. Es genügt aber nicht, Gesetze einzubringen, wenn sie nicht beobachtet werden (366).

Diese politischen Gegensätze waren zwar leidenschaftlich, aber auch zugleich sehr fruchtbar. Kampf ist eine der wichtigen Voraussetzungen für

die Freiheit. Wehe den Völkern, die in der eisigen Kirchhofsruhe der Knechtschaft und der Gleichgültigkeit erstarren! Die ältesten Römer schwärmten noch für Freiheit, ihre Enkel schwärmten aber weit mehr für Zirkusspiele.

Bis Sulla war also die Staatsgewalt in Rom zwischen zwei fast gleich starken Mächten geteilt, dem Senat und dem Volke. Der Senat, konservativ, an den Überlieferungen von Jahrhunderten hängend, auf seine altehrwürdigen, aber ungerechten Privilegien pochend, ein Feind jeden Fortschritts, Augenblicksstimmungen ebensowenig zugänglich wie fest an der Größe Roms hängend, und nun das Volk, voll Abscheu für die alten Mißbräuche, voll Liebe für alles Neue, ebenso leicht geneigt zu verdammen wie anzubeten, ohne jedes Bedenken bereit, den Helden, den es gestern noch beweihräuchert hat, morgen schon die Verbrechertreppe hinabzuwerfen, undankbar, mißtrauisch, wankelmütig und leichtgläubig. Zu jeder Zeit hat es noch einen derartigen Widerstreit zwischen einem Volk und einem Senat gegeben, und nur dann ist die Leitung des Ganzen weise, wenn zwischen beiden ein richtiges Gleichgewicht besteht.

Ob er adlig oder plebejisch war, jeder römische Staatsbürger war von einer eifersüchtigen, fast wilden Vaterlandsliebe beseelt.

Die Sitten waren rauh. Im 6. Jahrhundert gestaltete die Eroberung Griechenlands und des Orients zwar alle Verhältnisse vollständig um, aber in den ältesten Zeiten der römischen Geschichte lebten jene harten Bauernkrieger, denen es nichts ausmachte, Schwert und Pflug abwechselnd miteinander zu vertauschen, ohne jede Üppigkeit und Schwelgerei.

Das Familienleben war von unerbittlicher Strenge. Der Familienvater hat bei Frau und Kindern Recht über Leben und Tod. Die väterliche Gewalt ist eine unumschränkte. Mögen die Söhne auch noch so alt sein, der Vater bleibt ihr Gebieter und Richter. Die Frau hat keine Rechte. Doch wie eine Sklavin darf sie ihr Gatte nicht behandeln. Ja, er hat sogar dauernd Rechnung abzulegen über die Mitgift, die sie in die Ehe gebracht hat, und sie ist nicht wie in der griechischen Gesellschaft dauernd ins Frauengemach verbannt.

Offen gestanden, wächst die Rolle, die die Frau in der römischen Gesellschaft spielt, in demselben Maße, wie der Verfall Fortschritte macht.

Wie in Griechenland, werden die Sklaven aus den im Kampfe überwundenen Feinden genommen. Ihr Schicksal ist erträglich oder unselig, je nachdem sie an einen menschlichen oder grausamen Herrn gekommen sind; denn der Herr vermag alles, er kann jeder Laune freien Spielraum geben. Er hat mehr Recht über seine Sklaven, als ein heutiger Mensch über seine Katze oder seinen Papagei. Der Herr kann, wenn es ihm einfällt, die Muränen seines Weihers mit Sklaven füttern; er kann, wie der strenge Cato, sie Tag und Nacht den Mahlstein drehen lassen, bis sie vor Ermüdung tot hinfallen.

Im römischen gesamten Leben bildet ebenso wie im griechischen diese furchtbare Sklaverei, zu der die armen Kriegsgefangenen verdammt sind, den größten Schandfleck.

Die Römer waren auch sehr abergläubisch. Der Kultus bestand aus einer Unzahl von rituellen Handlungen. Sie glaubten an Vorbedeutungen, Bräuche und Zauberformeln. Für jedes Ereignis des Lebens, für jede neue Unternehmung wurde ein besonderer Gott mit genau vorgeschriebenen Ausdrücken angerufen. Ihnen standen die *Grigris* und Amulette der Neger näher als der geometrische Gott Platos. Für sie sind die Gottheiten begehrliche, reizbare und verderbenbringende stumme Persönchen, die es gilt, durch Worte, Gebärden und besonders auch Spenden zu besänftigen. Die Römer haben eine im Grunde so wenig religiöse Seele, daß in ihrer lateinischen Sprache das Wort religio im Sinne von unserm „Aberglauben" gebraucht wird.

Aber die alten Römer trennten die Religion nicht vom Vaterlande. Jeder Verstoß gegen die Riten war gleichzeitig ein Verbrechen gegen die Nation. Jeder Religionsfrevel war eine Beleidigung der römischen Größe, und da sie keinen metaphysischen Sinn hatten, da sie es ablehnten, in die Tiefe zu gehen, so brachten sie in ihrer oberflächlichen Verehrung ganz unberechtigterweise ihre alten Laren, die Schutzgötter ihres häuslichen Herdes, nicht nur mit den Manen der abgeschiedenen Ahnen in Zusammenhang, sondern sogar auch noch mit den verschiedensten Göttern der Nachbarvölker, die mit jedem neuen Siege auch ihren Einzug in Rom hielten, um den armseligen nationalen Olymp des römischen Volkes mit einigen Neuerscheinungen zu bereichern.

Mit der griechischen Philosophie schwand diese ganze Götterschar dahin. Was aber blieb, war der Aberglaube; als von irgend welchem lebendigen religiösen Bewußtsein längst nicht mehr irgend welche Spur vorhanden war, lebte noch immer der tote Zeremonienkram fort. Selbst so erlesene Geister wie Cicero und Seneca konnten sich nie von solchen alten religiösen Formeln ganz frei machen. Der Kultus wandte sich nie an wirkliche Götter, an die sie doch nicht geglaubt hätten, sondern an die altehrwürdigen nationalen Bräuche, und sie waren der Ansicht, daß es die erste Pflicht eines guten Bürgers wäre, den alten Überlieferungen der Stadt treu zu bleiben. Diese eigenartige Vermischung von Religion und Vaterlandsliebe sollte sich noch lange zeigen.

Was vor allen Dingen die Größe Roms ausmachte, war das römische Heer. Es war einfach bewundernswert.

Weder die Sklaven noch die Ausländer haben das Recht, zu dienen. Jeder Soldat ist Bürger, jeder Bürger, wenn ihn die Republik braucht, Soldat. Wenn die Republik Krieg beschlossen hat, stellt sie *Legionen* auf. Beim Eintritt in die Legion leisten Soldaten und Offiziere einen feierlichen

Treu- und Gehorsamseid, einen heiligen Eid, dessen Zeugen die Götter sind. Diese Bürgersoldaten, die mehr Soldaten als Bürger sind, sind unbesieglich. Von Kindheit an sind sie in Strapazen, Märschen, Wettläufen und Leibesübungen gedrillt worden. Von Kindheit an ist ihnen erzählt worden, daß Rom die ewige *Stadt*, das ewige Volk ist. Von Kindheit an haben sie gelernt, daß das edelste Handwerk das der Waffen und der schönste Tod der des Soldaten auf dem Schlachtfeld ist. Sie sind also von jener doppelten sittlichen Kraft beseelt, die noch immer den Sieg gebracht hat: sie sind bereit, ihr Leben der Sache des Staates zu opfern, und sie sind von vornherein des Triumphes sicher.

Die Manneszucht ist sehr streng. Soldaten, und fast mehr noch Offiziere, müssen sich ihr ohne Zögern und Murren unterwerfen. Manlius ließ seinen eignen Sohn enthaupten, weil er zwar im Kampfe gesiegt, aber sich an demselben gegen einen Befehl seines Vaters, des Diktators, beteiligt hätte. Jeder Verstoß gegen eine Verordnung des Konsuls oder Feldherrn wird mit dem Tode bestraft. Nie wird einem römischen Soldaten verziehen, wenn er sich von dem Feinde überraschen oder gefangennehmen läßt. Er hat nur das Recht, zu siegen oder zu sterben.

Zu den römischen Legionen, die sich ausschließlich auf die eigentlichen Vollbürger beschränken, gesellten sich allmählich andere Truppenteile, die aus den unterworfenen Völkerschaften ausgehoben wurden (die sogenannten *Bundesgenossen*). Wenn diese auch nicht jene hohe Vaterlandsliebe und Zuverlässigkeit besaßen, durch die die römischen Legionen ja so berühmt sind, so waren sie doch unter dem Befehle römischer Offiziere nicht wenig stolz darauf, zu der Verteidigung der römischen Stadt beitragen zu können, und gleichfalls hervorragende Soldaten.

Die Reiterei bekam ihre Leute aus den reichsten Bürgerklassen.

Eine Stärke dieses Heereskörpers bestand auch darin, daß er nichts nachzuschleppen brauchte. Unsere neueren Heere müssen Lebensmittel, Schießvorräte, Gespanne und für Verwundete, für Belagerungen, für Brückenbauten einen ganzen nachziehenden Troß von unzähligen schwerfälligen Wagen mitnehmen, die auf dem Marsch außerordentlich hemmend wirken und die leichte Beweglichkeit beeinträchtigen. Der römische Legionssoldat hingegen braucht keinen Nachtrab, der für die Mitnahme seiner Bedürfnisse sorgen müßte; er bringt sie ganz allein mit. Er führt seine Waffen, Schwert, Helm und Schild, einige Lebensmittel, einen Pfahl und eine Hacke bei sich. So benötigt er niemanden zur Hilfe. Jedesmal, wenn zur Lagerung haltgemacht wird, und wäre es auch nur für eine einzige Nacht, ist die erste Sorge, das Lager abzustecken. Da macht sich auch noch ein jeder Mann, als ob er nicht den ganzen Tag über einen langen erschöpfenden Marsch gemacht hätte, an die Arbeit. Der Legionssoldat wird zum Feldmesser und Erdarbeiter. Ein tiefer Graben wird gezogen

und in wenigen Stunden ein Pfahlzaun aufgeführt. Das Heer ist nun fest geborgen in einem Lager, das gut verschanzt, leicht zu verteidigen und vor Überraschungen behütet ist.

So geht denn der römische Soldat niemals müßig, auch wenn er nichts zu kämpfen hat. Nicht etwa bloß, daß er sich weiter im Gebrauche der Waffen übt, er baut auch Wege, Übergänge, Wasserleitungen, Befestigungen. Es waren die römischen Legionen, die jene gediegenen kunstvollen Landstraßen angelegt haben, mit denen Europa und Nordafrika so besät sind und die noch heute die Überraschung und Bewunderung aller erregen.

Die Einrichtung des römischen Heereslebens war so gewaltig, daß sie den römischen Kriegermut um ein bedeutendes überlebte. Lange schon war jede Tapferkeit aus dem Heere geschwunden, als noch immer das Heer unbesieglich war.

Diese Soldaten, die gegen sich selbst so streng waren, waren auch streng gegen den Feind. Sie waren einem Gefühle des Mitleids, wie man es wohl heute kennt, völlig unzugänglich. Gewiß, Cäsar spricht irgendwo von seiner *Milde* gegen die Gallier von Cahors. Aber diese Milde hat darin bestanden, den Besiegten wohl das Leben zu schenken, aber ihnen die Hände abzuschneiden. In Wahrheit müssen von den ersten Zeiten der Republik bis zu den letzten Tagen des Kaiserreichs so gut wie alle Kriegsgefangenen über die Klinge springen. Eine Ausnahme geschieht nur mit den wenigen, die gerade in Obhut genommen werden können. In diesem Falle werden sie als Sklaven verkauft, und es kommt dann der Nutzen zum Ruhme. Sie werden nach Rom gebracht und müssen den Wagen des Siegers ziehen, während ihre Führer vor den Augen einer schaulustigen Menge hingerichtet werden. Die überwältigten gemeinen Soldaten aber müssen die niedrigste Sklavenarbeit übernehmen und den reichen Patriziern Roms ihren Boden bestellen und ihren Mahlstein drehen.

Frauen, Kinder, Greise, ganze Menschenscharen aus den Reihen der Besiegten müssen ihr Leben lassen oder in die Sklaverei. Die Städte werden geplündert, die Beute zu einer Hälfte an die Soldaten, zur anderen an den Pöbel Roms verteilt; die Ländereien werden entweder sogleich an die Legionäre verschenkt oder für nachher den Patriziern zurückbehalten.

Der Krieg war also für Rom eine nationale Industrie, die ihm weit mehr einbrachte als Landarbeit oder Handel! Andere Völker wurden damit betraut, anstatt seiner den Pflug zu führen oder Handel zu treiben. Der Krieg wird erklärt, die Legionen dringen ins feindliche Land, kämpfen, triumphieren, und alle mühsam erworbenen Reichtümer einer fleißigen Bevölkerung fallen in die gierigen Hände des römischen Siegers, der mit Ruhm und Geld beladen heimkehrt und in seine Vaterstadt einzieht.

So hatte jeder Krieg das unmittelbare Ergebnis der Bereicherung des römischen Staates. Mochte auch dieses elende Räubertum noch so sehr

unter den tönenden Schlagworten der Vaterlandsliebe und der Pflicht beschönigt und bemäntelt werden, es war viel zu einträglich, als daß man sich irgendeiner Täuschung darüber hingeben könnte.

Zunächst allerdings zogen die einer unbeugsamen Manneszucht unterworfenen Soldaten für die eigne Person keinen materiellen Vorteil aus den Kriegen. Sie blieben arm, und ihre Führer nicht anders. Die ganze Beute wurde nach Rom geschafft; aber allmählich wurden Soldaten wie Feldherren dieser Entsagung müde. Marius wurde der große Verderber der Kriegssitten. Es waren ja allerdings schon die vielen Kriege vor ihm auch ebensoviele Beutezüge; aber wenigstens hatte ganz Rom den Nutzen davon und nicht bloß ein einzelner Feldherr, der sich durch seinen Sieg selbst bereicherte.

Die Geschichte Roms ist im wesentlichen eine Geschichte der Eroberungen.

Den ersten Abschnitt bildet das Zeitalter der Könige (754—510); er umfaßt die Eroberung von Latium.

Der zweite Abschnitt (510—282) hebt mit der Einsetzung der Republik an und schließt mit der Vernichtung der Samniter; er umfaßt die Eroberung von Italien.

Der dritte Abschnitt (282—101) ist durch eine Reihe großer Kriege gezeichnet, die nach mancherlei Wechselfällen schließlich immer mit der Vernichtung der Feinde Roms enden. Karthago wird zu Boden geschlagen und völlig zerschmettert; Griechenland, Spanien, Ägypten, Syrien werden unterworfen; die Kimbern und Teutonen zurückgedrängt; er umfaßt die Eroberung der Welt.

Der vierte Abschnitt (101—31) ist das Zeitalter der großen Bürgerkriege. Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, Antonius und Oktavius stritten erbittert um die Alleinherrschaft. Er führt zur Gründung des Kaiserreichs im Anschluß an die Schlacht bei Aktium.

Der fünfte Abschnitt ist das Zeitalter der Kaiser. Er findet mit jenem Tage, wo die christliche Religion die des Kaisers wird, seinen natürlichen Abschluß (312).

Die Eroberung von Latium war schon recht langwierig und mühselig. Wir haben nur wenige glaubwürdige Denkmäler über das noch halb sagenhafte Zeitalter. Wahrscheinlich sind jene Kämpfe, die sich die kriegerischen Hirten der römischen Ebene gegenseitig geliefert haben sollen, von den römischen Geschichtsschreibern künstlich entstellt worden.

Als Herrscherin über Latium fand sich aber nun Rom dem etruskischen Volke gegenüber.

Dieser Krieg dauerte nahezu ein Jahrhundert und zeigte die verschiedensten Schwankungen; aber schließlich mußte sich auch Etrurien Rom unterwerfen.

Doch diese noch langwierigere und mühseligere Eroberung hatte eine eigenartige Folge. Obwohl selber Sieger, unterlagen die Römer doch stark dem Einfluß der Besiegten. Und so verschmolzen die Sitten und die Religion der Römer und der Etrusker zu einer Einheit. Die römische Zivilisation hat im ganzen zwei Perioden aufzuweisen gehabt: eine etruskische und eine griechische.

Noch waren die Etrusker nicht ganz unterworfen, als Rom schon wieder ein nun noch drohenderes Unwetter heraufziehen sah: die gallische Gefahr.

In Oberitalien hatten sich einige halbbarbarische kriegerische Stämme festgesetzt, die von Norden her gekommen waren und die die römischen Schriftsteller Gallier nannten. Von ihnen bedroht, riefen die Etrusker Rom zu Hilfe, und Rom beeilte sich, der Bitte nachzukommen. Das war der Anlaß zu einem blutigen Kriege. Die römischen Heere wurden in der Schlacht an der Allia vollständig vernichtet (390), wodurch der Weg nach Rom jedes Schutzes entblößt wurde. Die siegreichen Gallier drangen in die ewige Stadt ein, belagerten das Kapitol und zogen nicht eher ab, bis sie eine reiche Kriegsentschädigung erlangt hatten. In jenen Tagen geschah es, daß Brennus, der gallische Führer, sein gewaltiges Schwert in die Wage warf, in der das zum Loskauf bestimmte Gold abgewogen wurde, und dabei jenen berüchtigten Ausspruch tat, der die größte geschichtliche Wahrheit zum Ausdrucke bringt, die es überhaupt nur geben kann: „Wehe den Besiegten!"

Noch lange schwebte den Römern der gallische Überfall in ihrer Erinnerung als das furchtbarste Schreckbild vor. Jedesmal, wenn der *gallische Aufruhr* verkündet wurde, mußten sämtliche römischen Bürger zu den Waffen greifen.

Was zu allen Zeiten die Stärke der Römer ausmachte, war der stolze Trotz, mit dem sie auch nicht für einen Augenblick eine Niederlage endgültig hinnahmen. Die Unglücksfälle steigerten nur noch ihren Mut, und sie verzweifelten niemals an der Republik.

Die Feinde aus dem Norden, die Gallier, waren als Sieger in Rom eingezogen. Die Feinde aus dem Süden, die Samniter, schickten die römischen Soldaten unter das kaudinische Joch (321). In einen Engpaß eingeschlossen, mußte sich ein ganzes römisches Heer den Bedingungen des Siegers fügen. Zwar schonte er ihr Leben, aber er tat ihnen die Schmach an, daß sie die Waffen ablegen und unter das Joch hindurch mußten.

Rom verzieh den Samnitern diesen Schimpf nicht. Der Krieg wurde von neuem angefangen und die Samniter beim Vadimonischen See, bei Sentinum und bei Aquilonia vernichtet. Damit wurden die Römer die Herren von ganz Italien (282).

Einige Unabhängigkeit blieb nun nur noch den griechischen Kolonien im Süden der Halbinsel. Hier war Tarent die blühendste Stadt; es bildete

übrigens eine leichte Beute, weil die Sitten der Tarentiner ganz und gar verweichlicht waren. Wie alle übrigen Griechen jener Zeit, so waren auch sie mehr Künstler und Kaufleute als Krieger. Da riefen sie nun, um sich gegen den immer größeren Ansturm der römischen Habgier zu schützen, einen ebenso begabten wie unternehmenden Abenteurer zu Hilfe, dem es nach dem Zerfall von Alexanders Reiche gelungen war, seine Ernennung zum König von Epirus durchzusetzen. Es war das Pyrrhus. Eiligst durchfuhr er das Adriatische Meer und zwang die Römer, die Belagerung von Tarent aufzuheben. Mit den großen strategischen Fähigkeiten, über die er verfügte, erfocht er auch noch über die Römer bei Heraklea einen glänzenden Sieg mit Hilfe der berühmten Kriegselefanten, die die römischen Legionäre damals zum ersten Male sahen (279). Hierzu fügte er noch einige weitere Siege, die ihm aber teuer zu stehen kamen und so blutig waren, daß er trotz seiner handgreiflichen Erfolge nun doch in sein Königreich zurückkehren mußte, als ob er wahrhaftig nicht selbst gesiegt hätte, sondern von seinen Gegnern völlig geschlagen worden wäre. Als er nun seine Königsherrschaft in Mazedonien und Griechenland antreten wollte und nicht aufhörte, den unmöglichsten Eroberungsplänen nachzugehen, fand er einen jähen Tod, als er gerade mit der Belagerung von Argos beschäftigt war (274). Es war dies zu derselben Zeit, wo die Römer ihre Unterwerfung der griechischen Kolonien in Italien, die nun eines ernstlichen Widerstandes nicht mehr fähig waren, aufs glücklichste und erfolgreichste zum Abschluß brachten.

Aber schon tauchte vor den Augen der Herrin Italiens ein neuer, noch furchtbarerer Feind in herausfordernder Haltung auf: Karthago. Der langjährige Kampf um Sein oder Nichtsein zwischen Rom und Karthago nimmt in der römischen Geschichte eine entscheidende Stellung ein. Hatte Rom erst einmal Karthago besiegt, brauchte es keinen Nebenbuhler mehr in der Welt zu fürchten.

Seit drei Jahrhunderten waren die Karthager die eigentlichen Herren des ganzen westlichen Mittelmeers. Karthago war im 9. Jahrhundert von den aus Tyrus hinübergekommenen Phöniziern gegründet worden. Bald blühte die Kolonie ebenso, wie die Mutterstadt immer mehr in Vergessenheit geriet. In dem Augenblicke, wo es seine Kriege mit Rom begann, war Karthago eine gewaltig aufstrebende Stadt und das Haupt eines großen Reiches, das über eine ungeheure Flotte und unermeßliche Reichtümer verfügte.

Die Karthager hatten Handelsbeziehungen mit Spanien, Gallien, der ganzen Mittelmeerküste Afrikas und besonders auch mit Sizilien angeknüpft. Einer ihrer kühnsten Seefahrer, Hanno, hatte sogar mit seinen sechzig Schiffen die Säulen des Herkules durchfahren, ebenso die atlantische Küste Afrikas bis zum Senegal, ja vielleicht schon bis zum Gabon (570). Andere karthagische Schiffe waren bis zu den britischen

Inseln gewesen. Die Kaufleute von Karthago trieben auf Madeira und den kanarischen Inseln Handel und machten an den Küsten von Portugal und Marokko Geschäfte, und was nun erst das Mittelmeer anging, so waren ihnen alle seine Uferländer bekannt und vertraut. Sie waren in der alten Welt fast die einzigen, die sich auf einen erfolgreichen Handel und ein vorteilhaftes Austauschgeschäft verstanden. Sie führten Stoffe und Töpferwaren aus und brachten dafür Silber und Zinn in Barren, Gold in Pulverform und kostbare Hölzer nach Hause.

Im übrigen wenig kriegerisch, hatten sie als Soldaten nur fremde Söldner, die in den Nachbarländern ausgehoben wurden: Numider, ausgezeichnete Reiter, Balearen, gewandte Schleuderer, und vor allem Spanier und Gallier.

Ihre Sprache war die phöniziscne. Es ist bis auf einige Inschriften nur wenig davon übrig, denn sie haben weder Dichter noch Geschichtschreiber gehabt. Fast alles, was wir von ihnen kennen, wissen wir von den Römern, die sie haßten.

Ihre Religion war barbarisch. Einer ihrer Götter, der Moloch, verlangte Menschenopfer. In dem größten Tempel der Stadt erhob sich eine riesige Bronzefigur, deren von Feuer geröteter Leib die Neugeborenen aufnahm, die man hineinwarf, um den Zorn des Gottes zu beschwichtigen.

Die vollziehende Gewalt hatte eine Wahlregierung. Das Volk ernannte die Senatoren; aber es war leicht, die Stimmen zu kaufen, und sie wurden denn auch wirklich gekauft; so kamen allein die Reichen in den Senat. Die Partei der Reichen war infolgedessen allmächtig. Karthago ist das vollendete Muster der demokratischen Regierungen, bei denen alles käuflich und darum auch in den Händen der Reichen ist.

Wenn dieser karthagische Senat von den Römern auch vielleicht etwas verleumdet worden ist, so ist er doch in jedem Falle ziemlich verächtlich gewesen. Keine Sorge um die beschworene Treue, keine Liebe zum Vaterlande. Die Senatoren faßten ihre Beschlüsse allein nach ihren Augenblicksbestimmungen und ihren persönlichen Zu- und Abneigungen; abergläubisch wie Barbaren, habgierig wie Kulturmenschen.

Das Volk war ganz ebenso abergläubisch wie der Senat. Die Sklaven wurden noch schlimmer als in Rom behandelt und die Grausamkeit der Karthager entsprach ihrer Hinterlist. Den von ihnen gegründeten Kolonien ließen sie keine Handelsfreiheit, statt dessen hatten sie überallhin ihren Haß verbreitet.

Aber sie hatten einen Mann, einen einzigen, der wahrhaft groß war; das war Hannibal.

Der erste punische Krieg spielte sich auf Sizilien ab; der zweite, in dem die Macht Roms einen Augenblick in Gefahr war, in Italien; der dritte, in dem Karthago unterlag, in Afrika.

Sizilien war durch seine natürliche Lage dazu bestimmt, für die beiden miteinander in Streit liegenden Republiken zugleich ein Schlachtfeld und eine Freibeute zu sein. Karthago hatte den Griechen Sizilien weggenommen, Rom nahm wieder Karthago Sizilien weg. Es geschah dies im ersten punischen Kriege (264—241).

Der Friede, der diesem Kriege folgte, konnte nur ein Waffenstillstand sein; es handelte sich um die Herrschaft über das Mittelmeer, Sardinien, Korsika, die Balearen, Spanien und Gallien; denn Rom gab sich ebensowenig mit Italien zufrieden wie Karthago mit Afrika.

Da tritt Hannibal auf, eine Erscheinung, wie sie nur selten in der Geschichte zu finden ist (247—183).

Von dem karthagischen Senat zum Feldherrn ernannt (220), bringt er ein starkes Söldnerheer zusammen und beginnt seinen Eroberungszug mit der Einnahme von Sagunt, einer mit den Römern verbündeten spanischen Stadt; dann übersteigt er in einer schier unglaublichen Geschwindigkeit die Pyrenäen, durcheilt Südgallien und überschreitet den Rhonestrom bei Avignon, ohne daß seine Gegner etwas zu ahnen oder ihn irgendwie zu hindern vermocht hätten. Nun übersteigt er auch noch mit seinen Elefanten, seiner Reiterei und seinem Troß die Alpen, ein tollkühnes und unheimliches Unternehmen, das die Militärschriftsteller in Verlegenheit setzt. Zwei große Schlachten, in denen er siegreich ist, die eine im diesseitigen Gallien (an der Trebia), die andere in Etrurien (am trasimenischen See), öffnen ihm den Weg nach Rom. Noch unmittelbar vor Rom gewinnt er einen dritten großen Sieg, der die Entscheidung herbeiführt, die Schlacht bei Cannä (216).

Aber er konnte seinen Sieg nicht ausnutzen; denn Karthago schickte ihm keine Verstärkungen, und sein Heer wurde mit jedem Kampfe schwächer. Anstatt eiligst in Rom einzudringen, was doch wohl gescheiter gewesen wäre, suchte er vielmehr die Völkerschaften Unteritaliens gegen die römische Gewaltherrschaft aufzuwiegeln, wie er es vorher mit den Bewohnern Oberitaliens versucht hatte. Im Süden der Halbinsel bezog er ein Lager nach dem andern, um zehn Jahre lang mit nur einer Handvoll Soldaten den Heeren, die ihm Rom immer wieder entgegenstellte, die Spitze zu bieten. Zehn Jahre lang blieben Rom und Hannibal um die Wette unbezwinglich in ihrer Beständigkeit und ihrem Haß.

Einen Augenblick erhoffte schon Hannibal den Sieg. Sein Bruder Hasdrubal, der Besieger der Scipionen in Spanien, kam gerade nach Italien. Rom war nun zwischen zwei siegreichen Heeren eingekeilt, dem Hasdrubals im Norden und dem Hannibals im Süden. Es bewaffnete seine letzten Legionen. Die Staatskasse war erschöpft, und alles schien verloren, wenn sich die beiden siegreichen Feldherren vereinen sollten. Aber Hasdrubal wurde in der Schlacht am Metaurus vernichtet und fand

in ihr seinen Tod. Nach diesem Siege ging der römische Konsul in einem Eilmarsche nunmehr gegen Hannibal vor und ließ, vor dem feindlichen Lager angekommen, das abgeschnittene Haupt Hasdrubals hineinwerfen. „Darin erkenne ich das Schicksal Karthagos!" Das waren die bedeutungsvollen Worte, die in jenem Augenblick aus dem Munde Hannibals kamen.

Vier Jahre noch hielt sich Hannibal in Unteritalien; doch die Römer hatten wieder Mut gewonnen. Sie folgten ihrem großen Gegner, der den Krieg nach Italien gelegt hatte, in seiner Taktik und schickten ein gewaltiges Heer nach Afrika hinüber. Um den Ansturm abzuschlagen, wurde Hannibal nach Hause gerufen. So sah er sein Vaterland nach sechsunddreißigjähriger Abwesenheit wieder, *nachdem er um das karthagische Meer einen glänzenden Siegeskreislauf vollzogen hatte.*

Die römischen Streitmächte wurden von einem äußerst fähigen Feldherrn, dem jungen Scipio, befehligt. Sie gewannen einen glänzenden Sieg bei Zama (202). Karthago mußte sich einem demütigenden Frieden fügen. Der zweite punische Krieg war beendigt.

Im Kriege besiegt, suchte nun Hannibal Karthago seine alten Kräfte wiederzugeben und gegen Rom Bündnisse mit Mazedonien und Syrien zu schließen. So verlangte denn der römische Senat, der diesen schrecklichen Feind, der die Waffen gegen ihn nicht niederlegen wollte, noch immer sehr fürchtete, seine Auslieferung (195). Hannibal hatte nur geringes Vertrauen zu der Großherzigkeit seiner Landsleute und flüchtete sich nach Epirus zu König Antiochus. Aber Antiochus wurde bald fast ohne Kampf von den Römern bezwungen. Hannibal mußte ein anderes Obdach suchen und begab sich nach Bithynien zu König Prusias, einem Feinde der Römer.

Aber Rom hörte nicht auf, Hannibal mit seinem Hasse zu verfolgen. Es schickte Gesandte an Prusias, um die Auslieferung des erlauchten Verbannten zu erlangen. Prusias, der ebenso feig wie der karthagische Senat, ebenso feig wie Antiochus war, hätte seinen Gast sicher ausgeliefert, wenn nicht Hannibal, um nicht lebend in die Hände seiner Todfeinde zu kommen, Gift genommen hätte (183).

Gewiß kann nur ein jeder dem unvergleichlichen Manne die höchste Bewunderung zollen, der, obwohl von allen seinen Mitbürgern geradezu im Stiche gelassen, es gleichwohl vermochte, ein halbes Jahrhundert lang mit so unzulänglichen Hilfsmitteln der riesenhaftesten Streitmacht der Welt die Spitze zu bieten. Fruchtbar in listigen Anschlägen, aber es in seiner Kühnheit bis zu den gewagtesten Unternehmungen treibend, nichts dem Zufall überlassend, aber voll Vertrauen auf seine Begabung, trotzig stolz im Unglück, ohne sich von dem Erfolge blenden zu lassen, gilt er ohne nennenswerten Widerspruch als das größte militärische Genie aller Zeiten.

Doch was blieb von dieser so rühmlichen und doch so erfolglosen und zweifelhaften Heldenlaufbahn übrig? Italien verwüstet und geplündert, Karthago gedemütigt, Rom überall triumphierend! Vielleicht trug das Werk Hannibals schon gleich bei seinem Beginn die Züge des Todes an sich; doch in jedem Fall ist dieser ungleiche Kampf zwischen einem verlassenen und allein auf sich gestellten Mann und einem mächtigen Reiche eines der rührendsten Zwischenspiele der Geschichte.

Der dritte punische Krieg ist nicht viel mehr als ein militärischer Abstecher, eine militärische Übung. Der Friede von Zama hatte die Erwartungen der Römer enttäuscht. Karthago, die verhaßte Nebenbuhlerin, stand noch immer aufrecht und in Blüte. Da trat in Rom eine Partei auf, die erklärte, es sei die vornehmste Pflicht, Karthago zu zerstören; der sittenstrenge Cato schloß damit alle seine Reden. Er gehörte zu denen, denen die Liebe zum eignen Vaterlande den Haß gegen das Vaterland anderer bedeutet.

Jetzt waren die Römer endlich ihrer kriegerischen Überlegenheit sicher und wollten es darum auch nicht erst lange mit heuchlerischen Scheinangriffen versuchen. Sie fuhren gleich, ohne zu zögern, nach Afrika hinüber und verlangten kurzer Hand die Unterwerfung Karthagos, ohne auch nur irgendwelche Vorwände für diesen Raubzug ins Feld zu führen. Zwar versuchten die Karthager, sich zu verteidigen; doch bald hatten sie in Afrika nur noch ihre Hauptstadt übrig, die in ihren hohen Mauern einen besseren Schutz als in der Tapferkeit ihrer Söldnerscharen fand. Erst nach einer langen Belagerung konnte die Stadt genommen werden (149). Die blühende Ortschaft wurde den Flammen übergeben; sie brannte siebzehn Tage lang, eine Zeit, die wahrhaftig ausreichte, es den Soldaten zu ermöglichen, die Stadt zu plündern und sich zu bereichern.

Von da an hatte Rom keine ernstlichen Gegner mehr zu fürchten.

Auf allen Seiten im Morgenland und im Abendland, in Europa, in Afrika, in Asien riß die römische Macht, einer steigenden Flut des Meeres vergleichbar, alles mit sich fort.

Aus der Herzählung der gewaltigen Eroberungen, die die Römer zu dieser Zeit machen, erwächst ihnen kein nennenswerter Ruhm; denn seine Gegner sind wohl nun kaum mehr gefährlich. Syrien wird unterworfen (190), Mazedonien (168), Griechenland (146), auch Numidien trotz der Tatkraft eines Jugurtha.

Höchstens noch ein wenig Widerstand fand sich in einem kleinen Königreiche, das am Schwarzen Meere lag und, wie so vieles andere, aus dem Weltreich Alexanders des Großen hervorgegangen war. Es war Mithridates, der König von Pontus, der gern die Rolle eines Hannibal gespielt hätte. Die Römer hatten in Asien nur schwache Besatzungen zurückgelassen; sie wurden einfach niedergemetzelt. Ganz Kleinasien und auch Griechen-

land erhoben sich, den Mithridates zu besiegen. Rom mußte nacheinander drei große Heere entsenden unter dem Oberbefehl seiner besten Feldherren, zuerst eines Sulla, dann eines Lukullus und dann eines Pompejus (90—63). Zwar jedesmal von neuem besiegt, aber jedesmal von neuem bereit, den Kampf wiederaufzunehmen, sah sich Mithridates schließlich zur Ohnmacht verurteilt. Da nahm er, auch darin dem Hannibal gleich und wie schon vorher Themistokles, um nicht in die Hände seiner Feinde zu kommen, Gift.

Die Gefahr für Rom lag bereits nicht mehr auswärts, sondern im Innern, in Rom selbst. Das römische Volk hatte sich in ganz unermeßliche Kriegsbeuten zu teilen, doch es erwuchs nun die Schwierigkeit, wie es sich über diese Teilung verständigen sollte.

Drei Mächte standen einander gegenüber, das Heer, das Volk, die Patrizier. Die Bauern, die Hirten, die Landwirte und Landarbeiter waren allmählich verschwunden. Sie waren als Legionssoldaten ins Feld gezogen. Aber es waren nur sehr wenige von ihnen zurückgekehrt, lagen sie doch überall als Leichen in Haufen, vom Ebro bis zum Euphrat, vom Nil bis zum Rhein.

Da sah man nun in Italien die Ländereien öde und brach liegen, soweit sie nicht, zum Verkaufe ausgeboten, von den Patriziern zu niedrigem Preise zurückgekauft waren, um sie durch zahllose Sklaven bearbeiten zu lassen und auszubeuten.

Die Patrizier kauften nicht nur die alten römischen Ländereien zurück, sondern sie ließen sich auch die neu hinzueroberten zuschlagen, und da auch die Reichtümer des Feindes in ihre Hände fielen, verfügten die Patrizierfamilien schließlich über gewaltige Vermögen inmitten einer immer mehr verarmenden niederen Bevölkerung. Jeder neue Sieg, der Rom mächtiger machte, machte gleichzeitig den Adel immer reicher und die Plebs immer notleidender. Der Mittelstand hörte ganz auf. Es blieben unter den Römern nur noch Arme und Reiche übrig und neben ihnen, zahlreicher als sie selbst, eine ganze Welt von Fremden, Italer, Orientalen, Griechen, lauter freigelassene Sklaven, die, ohne ein eigentliches Bürgerrecht zu haben, sich gleichwohl an den öffentlichen Erörterungen beteiligten und alles verwirrten.

Aber eine dritte Macht wuchs immer mehr heran und wurde immer stärker, stärker noch als Senat und Volk; es war dies das Heer. Noch schwieg es in blindem Gehorsam gegen die alten Gesetze Roms; aber bald kam die Stunde, wo seine Stimme entscheidend werden sollte.

* * *

In dem einen Jahrhundert von Marius bis Augustus war die römische Geschichte trotz der verschiedensten Bezeichnungen dieses Zeitabschnitts

im wesentlichen nicht viel anderes als der Kampf um die Herrschaft zwischen Proletariern und Patriziern.

Zu Beginn dieses großen Ringens treten uns die Gestalten zweier Brüder entgegen, Tiberius und Gaius Gracchus (133—121). Wenn auch der römischen Nobilität zugehörig, so nahmen diese beiden Enkelsöhne Scipios gleichwohl für die Sache des Volkes Partei und bemühten sich, Vorschläge für eine Agrargesetzgebung zu machen. Wenn irgend etwas, so hätte dies die Rettung und Wiedergeburt Roms sein können; aber die Plebs verdiente nicht, daß man für sie in die Schranken trat. Sie war feig und bestechlich. Von den Patriziern gekauft, ließ sie ihre Verteidiger im Stiche. Tiberius und Gaius Gracchus fielen beide in kurzer Zeit meuchlerischen Anschlägen auf dem Forum zum Opfer. Dieses Ereignis sollte der unselige Ausgangspunkt für eine Reihe langjähriger Bürgerkriege werden.

Die Gracchen hatten bei allem, was sie taten, die höchste Vornehmheit bewahrt. Anders ihr Nachfolger in der Gunst des Volkes, Marius. Er war ein großer Verderber der Volkssitten, der erste jener habgierigen Abenteurer, für die Rom die Freibeute war.

Ob es sich um Marius oder Sulla, um Pompejus oder Cäsar, um Augustus oder Antonius handelt, diese so schamlosen Zyniker haben sich nie auf das Volk, sondern immer nur auf ihre Soldaten gestützt. In ihrer Eigenschaft als Heerführer gewannen sie die Verehrung ihrer Legionen, weil sie tapfer waren und auch die Gefahren und Strapazen mit ihren Mannschaften teilten, besonders auch, weil sie, ohne darum etwa sich selbst zu vergessen, auch ihren Soldaten die dem besiegten Feinde abgenommene Beute reichlich zuwiesen. Es sind das die Mittel, die Leute, die es darauf abgesehen haben, Diktator zu werden, jederzeit zur Erreichung ihres Zweckes angewendet haben und auch in alle Zukunft anwenden werden.

Marius hatte bereits frühzeitig große militärische Erfolge aufzuweisen. Er triumphierte über Jugurtha in Numidien (106); als dann die anstürmenden Teutonen und Kimbern von Sieg zu Sieg schritten und diese Barbaren Italien immer bedrohlicher wurden, zog er ihnen entgegen und richtete unter ihnen beiden schreckliche Blutbäder an. Die Teutonen schlug er bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence), die Kimbern bei Vercellae in Italien. So hatte Rom diese Germanen schon unmittelbar vor seinen Toren stehen sehen! So waren diese wiederholten Einfälle durch die Zahl und die Unerschrockenheit der Feinde nun auch schon für die unbesiegliche ewige Stadt Gegenstand bangster Furcht und Schreckens geworden! Es konnte darum auch nicht fehlen, daß Marius nach seinem Siege jauchzend als Retter begrüßt wurde. Um sich die Gunst des Volkes zu sichern, bestimmte er, daß von nun an auch die Proletarier in das Heer eintreten könnten. Bisher hatten allein die steuerzahlenden römischen Bürger (*Zensiten*) das

Recht, als Soldaten zu dienen. Jetzt stand die Waffenlaufbahn auch dem Ärmsten offen. Aber nun war sie nicht mehr eine Pflicht, sondern ein Handwerk, und zwar ein um so einträglicheres je nach der Zahl der Städte, die der Feldherr zur Plünderung übergab.

Marius, dem Plebejer und Liebling des Volkes, stellten die Patrizier bald einen andern Feldherrn gegenüber; es war dies Sulla. Der Kampf um die Macht zwischen diesen beiden aufeinander eifersüchtigen Spitzbuben konnte nur mit der völligen Vernichtung eines von beiden enden. Es unterlag schließlich Marius.

Sulla nutzte seinen Sieg in der empörendsten Weise aus. Alle Anhänger des Marius wurden niedergemacht, geächtet und ihrer Habe beraubt. Unermeßliche Besitzungen kamen nach Anweisung des Herrn der Lage zur Verteilung unter seine Diener und Soldaten. Die altrömischen Gesetze kamen bis auf weiteres außer Geltung. Kurz, unter dem Vorwande, die Ordnung wiederherzustellen, brachte Sulla in allem die heilloseste Anarchie zur Herrschaft.

Um seine Grausamkeiten und Räubereien nur noch ungestörter vornehmen zu können, hatte sich Sulla zum Diktator ernennen lassen. Doch später kam er auf den seltsamen Einfall, abzudanken (79). Er hatte drei Seelen in seiner Brust, eine Schweine-, eine Tiger- und eine Schauspielerseele. Tiberius und Nero sind von demselben Schlage.

* * *

Julius Cäsar war erst zweiundzwanzig Jahre alt, da starb Sulla. Schon damals erklang ohne Zweifel mitten in seinen jugendlichen Ausschweifungen aus dumpfer Ferne in seiner Seele eine Saite unbestimmten Ehrgeizes. Und so zog er in der Erkenntnis, daß er vor allem einigen Ruhm erwerben müsse, nach Spanien zu Felde, wo er sich durch unvergleichliche Kriegskunst und heldenmütige Tapferkeit auszeichnete. Übrigens plünderte er auch, ganz wie die andern, so reichlich, daß er mit seiner Beute die riesigen Schulden bezahlen konnte, die er bei seinem Weggang in Rom hinterlassen hatte.

Der volkstümlichste und wegen seiner aufs leichteste erfochtenen Siege gefeiertste Feldherr war in jenem Augenblicke Pompejus, ein ebenso eitler und doch nur mäßig befähigter wie im wesentlichen ehrenhafter Mann. So hielt es Cäsar für geschickt, sich mit ihm zu verbinden und dazu mit Crassus, einem andern römischen Feldherrn, der in den asiatischen Kriegszügen ganz unglaubliche Reichtümer erworben hatte. Cäsar, Pompejus und Crassus schlossen auf diese Weise ein Triumvirat von Ehrgeizigen, das in dem Pöbel Roms, besonders aber in den Soldaten, seine Stütze fand. Aber das war nicht die Verteilung der Macht, die Cäsar als letztes Ziel vorschwebte. Doch aus der Erkenntnis heraus, daß der Augen-

blick zum Handeln noch nicht günstig wäre, ließ er sich zunächst zum Statthalter von Gallien ernennen und verließ so vorläufig Rom, um sich durch den Krieg einen großen Namen zu schaffen (59).

Gallien war damals kaum zivilisiert, wenn man wenigstens von den Mittelmeergestaden absieht; die Provence (*Provincia*) war allerdings seit 176 von den Römern besetzt und damit zivilisiert. Doch es gab zwischen den Stämmen, die sie bewohnten, keine Einheit. Kriegerisch, tollkühn, unfähig zu allen Kniffen und Pfiffen der Politik, waren die Gallier einfältig, leichtgläubig und empfindlich wie Kinder. Aber sie waren von so ungestümer Tapferkeit, so zahlreich und so zerstreut in einem großen, völlig unbekannten Lande, daß zu ihrer Unterwerfung volle acht Jahre erforderlich waren. Cäsar selbst hat diesen wunderbaren gallischen Krieg in einer herrlichen Schrift wiedererzählt, in der wir alle Tugenden eines Eroberers mit allem Schimpf und aller Schande, die einem solchen anhaften, vereinigt finden.

Und der römische Feldherr hatte in Gallien erbarmungslos gehaust; er hatte Ströme von Blut vergossen; er hatte allzeit und allerwärts geplündert. Die Beute wurde entweder auf der Stelle unter die Soldaten verteilt oder auch nach Rom geschickt, um die Freunde zu verpflichten, die Schwankenden in einem Entschlusse zu bestärken und die Gegner zu bestechen.

Trotz alledem zwingt Cäsars Kühnheit Bewunderung ab. Er durchquert alle gallischen Lande von Armorika bis Helvetien; er dringt nicht nur bis zu den Rheinmündungen vor, sondern er überschreitet auch noch den Ärmelkanal und unterwirft den Süden Britanniens, das ihm eine Kriegsentschädigung zahlen muß. Da die Gallier nicht den Wert der Manneszucht und der Einigkeit kennen, überwindet er sie alle einzeln, jeden für sich, Stamm für Stamm, Stadt für Stadt.

Und da er von Hause aus zur Milde neigt, zeigt er sich nur als Barbaren, wenn es ihm unumgänglich erscheint.

Er ist nicht etwa ein Eroberer, der alles verwüstet und verheert; er stellt in den neueroberten Ländern Ordnung her, legt Wege an, baut Städte, bringt in eine jede der Provinzen Galliens ein wenig von dem römischen Verwaltungsleben hinein und ergießt über dieses blühende Land etwas von dem lateinischen Geiste, in weit höherem Grade als einst Alexander in den weiten Ebenen Asiens den griechischen Geist auszubreiten vermocht hatte.

Der letzte Verteidiger der gallischen Unabhängigkeit, Vercingetorix, wurde nach einer langen, heldenmütigen Belagerung in Alesia bei Montbard (Côte d'Or) gefangen genommen (52).

Cäsar war bei seinen Soldaten so beliebt geworden und hatte so viel Ruhm und infolgedessen auch Macht erworben, daß der Senat auf ihn

eifersüchtig wurde und ihm darum den Befehl gab, seine Truppen zu verabschieden und nach Rom heimzukehren.

Da kehrte er in der Tat nach Rom heim, aber er kam an der Spitze seiner Legionen. Einen Augenblick zögerte er, den Rubikon zu überschreiten, jenes Flüßchen, über das er einst einem ihm unterstellten Feldherrn verboten hatte, mit seinen Soldaten in Waffen hinüberzugehen. Der Übergang über den Rubikon war das Sinnbild der Meuterei gegen die Gesetze, und die Gesetze haben, auch wenn man sie übertritt, noch immer ein solches Ansehen, daß man sie nicht ohne ein gewisses Bangen übertritt. Auch, wenn sie ihn beißen, haben die Hunde noch Achtung vor ihrem Herrn.

Bei Cäsars Erscheinen ergriff sein ohnmächtiger Nebenbuhler Pompejus die Flucht. Cäsar verfolgte ihn zuerst nach Spanien, dann nach Thessalien. Endlich schlug er ihn vernichtend in einer großen Schlacht bei Pharsalus, an der sich hunderttausend Mann auf beiden Seiten beteiligten (48); Pharsalus bedeutet die Vernichtung der Patrizier und des Senats; es bedeutet aber auch die Vernichtung der Freiheit.

Dem geschlagenen und gedemütigten Pompejus war nun nur noch als letztes Schicksal beschieden, in Ägypten durch Mörderhand zu fallen. Cäsar, der ihm auf der Flucht hierher gefolgt war, ließ sich einen Augenblick von der Schönheit Kleopatras blenden, jener bezaubernden Königin Ägyptens, die drei Herren der Welt nacheinander in Fesseln schlagen sollte. Doch auf Cäsar übte die Befriedigung seines Ehrgeizes eine stärkere Anziehungskraft aus als die seiner sinnlichen Freuden, und so dehnte er seinen Aufenthalt in Ägypten nicht länger aus.

Nach noch einigen weiteren Kriegen, aus denen dieser Günstling des Glückes immer wieder von neuem als Sieger hervorging, kehrte er dann nach Rom zurück (45), ohne nunmehr auch noch irgendeinem Widerstand auf seinem Wege zur Macht zu begegnen.

Cäsar war ebenso mild wie Sulla grausam war; er verzieh allen seinen Feinden und suchte sogar die Gegenpartei auszusöhnen, freilich erst, nachdem er sie sich selbst völlig dienstbar gemacht hatte; denn er wollte um jeden Preis der Herr sein, der einzige Herr der ganzen Republik. Da man aber einen gewissen Schein der Gesetzmäßigkeit wahren mußte, nahm er nun etwa keinen neuen Titel an, sondern begnügte sich damit, einfach alle die Ehren auf seine Person häufen zu lassen, die die Republik vergeben konnte. Er wurde Konsul, Pontifex, Sittenrichter, Diktator, Imperator. Jeder gegen ihn gerichtete Anschlag ist nun ein Majestätsverbrechen.

Auf der andern Seite bemühte er sich, die durch die Bürgerkriege angerichteten schweren Schäden, so gut es ging, zu heilen und auszugleichen. Er gestaltet die Gerichtsbarkeit und die Steuererhebung voll-

kommen neu, gewährt allen Bewohnern italischer Städte ohne Unterschied das römische Bürgerrecht, verteilt Ländereien an seine Soldaten und versucht so zwischen Volk, Heer und Senat ein gutes Gleichgewicht herzustellen.

Aber seine Tyrannei ist so unverzeihlich, daß seine auch noch so große Milde dafür nicht entschädigen kann. Unter den Dolchen der Verschworenen Casca, Cassius und Brutus brach er im Senat unter der Bildsäule des Pompejus tot zusammen (15. März 44).

So endigte dieser im Frieden wie im Kriege die gleichen wunderbaren Gaben zeitigende einzigartige Mann. Ob Redner, Schriftsteller, Feldherr oder Staatsmann, er war immer der tüchtigste. Er war ebenso wenig gemein wie grausam, aber er war gleichwohl der große Verdorbene und der große Verderber seiner Zeit; er hat den Verfall Roms verhängnisvoll beschleunigt. Er hat sich dadurch zum Schirmherrn der großen Verbrechen gemacht, die einige fluchwürdige Scheusale aus der Reihe der nach ihm kommenden römischen Kaiser begehen sollten. Es ist für einen Mann allenfalls dann zulässig, die freie Verfassung seines Landes aufzuheben, wenn er ein Gott ist, aber auch dann nur in dem Falle, wo er seine Macht wieder an Götter forterben kann.

Mit dem Tode Cäsars ließ die Tyrannei keineswegs nach. Umsonst versuchten Brutus, Cicero, Cassius, der jüngere Pompejus und andere Patrizier, die Republik wiederherzustellen. Sie wurden in der Schlacht bei Philippi endgültig besiegt. Freiheit kommt einem Volke nicht einfach in den Schoß geflogen, wenn es gar nichts anderes als Knechtschaft will (42).

Es konnte im vorliegenden Falle allein das noch eine Frage sein, welchen Herrn dieses römische Volk bekommen sollte. Es kamen Marcus Antonius und Octavian in Betracht. Antonius, der Sieger in so manchen Schlachten, war tapfer, entsittlicht, tierisch und von einer derben Beredsamkeit: so etwas gefiel den Soldaten. Octavian, der junge Neffe Cäsars, war feige, hinterlistig, nicht weniger entsittlicht und noch grausamer als Antonius. Aber er rechnete auf die menschliche Erbärmlichkeit, und diese Rechnung täuscht selten.

Die Schlacht bei Philippi hatte ihnen beiden gemeinsam ein Weltreich in die Hand gegeben, und zunächst suchten sie sich zu verständigen. Antonius sprach sich das Morgenland, Octavian das Abendland zu. Solche Teilungen enden fast niemals gut. In den Armen der ägyptischen Königin Kleopatra vergaß Antonius alles, während Octavian nur darauf bedacht war, seinen Nebenbuhler loszuwerden. Der Tag des Kampfes kam, und noch vor dem Schlusse desselben kehrte Antonius, der Kleopatra folgend, dem Schlachtfelde den Rücken, um es seinen Soldaten zu überlassen, für ihn zu sterben (Seeschlacht bei Aktium, 2. September 31). Nach diesem

heillosen Unglück fand er wenigstens noch den Mut, sich das Leben zu nehmen.

Nun hatte es Octavian nicht mehr nötig, grausam zu sein. Er war so klug, sich immer wieder den Anschein der Milde zu geben, und er nahm folgerichtig Cäsars Werk wieder auf, das sich die unbedingte Unterwerfung aller römischen Kräfte unter einen einzigen Menschen zum Ziel machte.

Die furchtbaren Bürgerkriege, die schon ein halbes Jahrhundert gedauert hatten, hatten die römische Welt so erschöpft und eingeschüchtert, daß sie nun auch über sich die sklavischste Knechtung ergehen ließ. Octavian wurde zum Augustus, und ebenso zum Konsul, Prokonsul, höchsten Zensor, Pontifex maximus und Imperator. Er setzte sich über Gerechtigkeit und Gesetze hinweg. Nirgends, auch nicht im Morgenlande, hatte die Knechtung bisher jemals einen derartig unglaublichen Grad erreicht. Der Kaiser war ein Gott im buchstäblichen Sinne des Wortes. Von den Priestern schon zu Lebzeiten angebetet, sollte er nach dem Tode nun auch noch den Platz finden, der einer Gottheit zukommt, und unter den Gestirnen des Himmels leuchten.

Allerdings war die lange Regierungszeit des Augustus nicht ohne einige ausgleichende Wohltaten (31 v. Chr. bis 14 n. Chr.).

Die Türen des Janustempels waren endlich einmal wieder geschlossen, und das bedeutete, daß im Reiche wieder Frieden herrschte. Wasserleitungen führten gesundes Wasser in die Städte; die Fluren wurden nicht mehr verwüstet und die Gemeinwesen nicht mehr von erpresserischem Raubgesindel gebrandschatzt; in den Gerichten fand jeder Stand und jede Klasse jetzt ein nahezu gleiches Recht; die in die Provinzen geschickten Prokonsuln mußten von nun an ihre dortigen Steuererhebungen einschränken. An die Stelle der Anarchie war ein wenig Ordnung getreten, ein wenig Ruhe an Stelle von dauernden Nöten.

Die unumschränkte Gewalt des Kaisers wurde nicht nur durch die allgemeine Knechtseligkeit, sondern auch noch eigens von einer Truppe lediglich mit dem kaiserlichen Wachtdienst betrauter Soldaten vor Angriffen geschützt. Zehntausend Prätorianer, alte kriegsgewohnte und bedenkenfreie Haudegen, wurden als Leibgarde des Herrschers in Rom kaserniert. Diese streng gedrillte, gediegen ausgerüstete und von entschlossenen, ebensowenig vor der Gefahr wie vor dem Gemetzel zurückweichenden Führern geleitete Truppe mußte für den feigen Senat jener Tage und für den noch feigeren Pöbel eine gewaltige Verachtung haben. In den ersten Zeiten des Kaiserreiches, wo noch immer die Majestät der alten Gesetze über den römischen Fahnen schwebte, bewahrten auch die Prätorianer der Gesetzmäßigkeit wenigstens noch einige Achtung; aber allmählich ließ auch diese Achtung nach. Sie begriffen nur zu bald, daß die eigentlichen

Herrscher der Welt nicht die Kaiser, sondern sie, ihre Schutztruppe, seien. Sie setzten nun überall ihren Willen durch und nahmen keine Rücksicht mehr auf die Beschlüsse des Senats. Persönliche Interessen und Launen bestimmten ihre Wahl bei der Ausrufung eines Kaisers. Sie setzten die Herren der Erde ein und ab, wie sie wollten. Tiberius, Caligula, Nero, diese grausamen Tyrannen, die die Bevölkerung der Kaiserzeit dreihundert Jahre lang zu ertragen hatte, waren selbst die Sklaven einiger weniger habgieriger Zenturionen. Dreihundert Jahre lang sollte Rom keine andern Männer auf dem Kaiserthrone sehen als solche, die sich die Gunst der Legionen zu erwerben verstanden hatten.

Augustus hat ein seltenes Glück gehabt. Die Geschichte hat mit seinem so wenig anheimelnden Wesen eigentlich recht große Nachsicht geübt. Er ist oft als der ermutigende Förderer der Meisterschriftsteller betrachtet worden, die den Ruhm der römischen Literatur ausmachen, und man spricht von einem Zeitalter des Augustus wie von einem Zeitalter des Perikles und von einem solchen Ludwigs XIV. Nun aber zeigt bisweilen Frau Geschichte eine schamlose Kriecherei, wie man sie sonst nur bei einem Korps von Hofschranzen zu finden gewohnt ist. So hat auch Augustus ganz ohne jeden Grund eine so hervorragende Stellung in der römischen Literatur. Man müßte denn zu dem Zeitalter des Augustus noch den Lukretius zählen, den großen und wunderbaren Besieger der Natur, der aber schon vor Octavians Geburt gestorben war, oder Cicero, den Meister der lateinischen Prosa, den fähigen Redner, trefflichen, bisweilen sogar heldenmütigen Bürger, den dieser eigenartige Beschützer der Kunst und Wissenschaft umbringen ließ, oder Tacitus, Juvenal und Seneca, die alle erst das Licht der Welt zu einer Zeit erblickten, wo Augustus längst dahin war. Es bleiben also für den Ruhm dieses Kaisers nur drei Dichter übrig, von denen einer, nämlich Vergil, zwar sehr bedeutend ist, aber die andern beiden, Horaz und Ovid, so entzückend sie stellenweise sein mögen, doch keine Dichter erster Ordnung sind. Und dazu ist Ovid noch von dem Herrscher verfolgt und verbannt worden. Allerdings hat Augustus dem Verfasser der *Äneis* ein Jahresgehalt bewilligt; doch genügt dieses dem Vergil gewährte lumpige Almosen nicht, um die feige Mordtat jenes an Cicero zu entschuldigen.

Zu alledem läßt sich die römische Literatur, so glänzend sie auch sein mag, nicht auf eine Linie stellen mit der griechischen, von der jene nur ein schwacher Abglanz ist. Das Theater ist, vielleicht vom alten Plautus abgesehen, so unbedeutend wie möglich. Die Philosophie findet ihren einzigen Vertreter in Cicero, der sich neben einem Sokrates, Plato und Aristoteles etwas matt ausnimmt. Vergil und Lukrez, die sicher ganz wunderbare Dichtungen verfaßt haben, sind immerhin von Homer noch recht weit entfernt. So bleiben als solche, die allenfalls einen Vergleich

mit den Griechen aushalten, allein die Geschichtsschreiber übrig: Titus Livius, Sallust und besonders auch Tacitus, der bedeutendste unter allen dreien.

Die Bildhauerei, die Baukunst, die Mathematik und die Naturwissenschaften haben den Römern nichts zu verdanken.

Die Römer waren sich auch selbst darüber ganz klar. Darum sprachen auch zur Zeit des Augustus alle Gebildeten griechisch und erweckten damit den Anschein, als ob sie mit einer gewissen Absicht das Latein den niederen Kreisen überlassen wollten. Ein römischer Kaiser, der beste unter allen, der Stoiker auf dem Throne, Marcus Aurelius, hat in griechischer Sprache mit seinen in die Tiefe gehenden Selbstbetrachtungen eines der schönsten Bücher des Altertums geschrieben.

Aber diese Herrschaft der griechischen Sprache in den gebildeten Klassen macht weniger aus, als man denken sollte. In dem Streite, der sich zwischen der Sprechweise der auserlesenen Gesellschaft und der der großen Masse bildet, trägt zum Schlusse stets die Sprache des Volkes den Sieg davon. Die Fremden, Italer, Spanier, Gallier und wie sie auch alle heißen mögen, die dauernd in ungezählten Mengen nach Rom strömten, sie sahen sich sämtlich, mochten sie nun Beamte, Soldaten, Händler oder auch Reisende sein, gezwungen, das Lateinische zu lernen. Desgleichen war auch in den Provinzen das ganze Verwaltungs-, Militär- und Gerichtspersonal römisch. Die Besiegten können mit den Siegern immer nur in deren Sprache verkehren.

Latein wurde also die gemeinsame Sprache des ganzen westlichen Europas. Spanien, Gallien, Italien wurden latinisiert und sie sind noch heute Kinder der gewaltigen römischen Zivilisation, die ihnen Sitten und Sprache übermittelt hat.

Ungeachtet aller jener scheußlichen Rasereien und unmenschlichen Grausamkeiten der Kaiser, ungeachtet aller jener Verderbnis Roms, erlebten die Völker des Mittelmeeres damals Zeiten, die für sie weniger schrecklich als die Vergangenheit waren. Außer an der Grenze zwischen Germanien und dem römischen Reiche herrschte der Friede in der ganzen Welt, der Friede Roms. Wofern sie nur dem Cäsar rechtzeitig ihre Steuern zahlten, die Gesetze beobachteten und den römischen Statthaltern mit Ehrfurcht begegneten, behielten die Provinzen, ja die Stadtgemeinden (Munizipien) sogar noch eine gewisse Selbständigkeit.

Gallien, Spanien, Afrika und Illyrien bildeten damals Provinzen des Kaiserreiches unter der Verwaltung von Statthaltern, die aus Rom kamen. An die Stelle schwankender und roher Gütergemeinschaft, wie sie bisher im Wirtschaftsleben der Barbaren geherrscht hatte, trat nun eine Gesellschaft, die sich der römischen mehr oder weniger anpaßte. Die Gemeinden bauten Theater und Badehäuser (Thermen), die Reichen Paläste mit bis-

weilen unglaublich kostspieligen Villen. Schriftsteller, Künstler, Rhetoren der Provinz wurden zu gefeierten Berühmtheiten. Sallust war aus Spanien gebürtig, Titus Livius aus Padua, Vergil aus Mantua. Die römische Macht dehnte sich durch den Geist nicht weniger als durch die Waffen aus.

Auch die moderne Zeit bewahrt hiervon noch immer das unauslöschliche Gepräge. Überall in der alten Welt von den äußersten Grenzen Großbritanniens bis zu den Wüstengebieten von Cyrenaika und bis zu den Ufern des Schwarzen Meeres findet man die Erinnerungen der römischen Herrschaft wieder: Denkmünzen, Kunstwerke, Landstraßen, Wasserleitungen, Kampfplätze, Paläste. Aber die Wirkung dieser Zivilisation ist nicht etwa heute bloß noch an diesen toten steinernen Trümmern sichtbar. Auch der römische Geist lebt noch unter uns. Nicht nur die Sprachen Spaniens, Frankreichs, Italiens, ja sogar Englands und in mäßigerem Umfange Deutschlands stammen von der lateinischen Sprache ab, sondern wir sind auch ganz besonders in unserer gesellschaftlichen Verfassung noch immer echte Erben der Römer. Unsere ganze staatliche und kommunale Rangordnung und Verwaltung und vor allem auch unsere Rechtsordnung setzen nur den durchdachten Aufbau ihrer so zweckmäßigen Einrichtungen fort und verewigen ihn. Wenn Griechenland unsere Künste und Wissenschaften ins Leben gerufen hat, so haben wir in Rom den Schöpfer unserer gesellschaftlichen Zustände zu sehen.

In demselben Maße, wie die Provinzen immer römischer wurden, wurde es Rom selbst immer weniger. Fremde strömten von allen Seiten nach der Hauptstadt herbei und brachten ihre ausländischen Kulte und ihre entarteten Sitten mit. Das Bürgerrecht wurde an alle verschwenderisch ausgeteilt. Die Herren gaben ihre Sklaven frei, und die Freigelassenen konnten zu Vermögen und Ehren kommen. Unter Nero hat ein Freigelassener wie Pallas die Welt beherrscht. Die Verschwendungssucht der Reichen und die Käuflichkeit der Armen hatten die Sittenverderbnis bis an die Grenze nur irgend denkbarer Möglichkeiten gesteigert.

Die Frauen hatten sich mit besonderer Wut in diesen Strudel der Fäulnis gestürzt. Mit den strengen Sitten der alten Tage war es längst vorbei. Die erlauchtesten unter den Patrizierinnen, Mütter, Schwestern, Töchter der Cäsaren gaben das Beispiel der Ausschweifung und unterschieden sich von den Buhlerinnen nur durch eine noch größere Frechheit in ihrer Schamlosigkeit. Seit Kleopatra, die den Julius Cäsar und den Antonius verführt hatte, treten nun auch die Frauen in die Öffentlichkeit. Wenn Frauen wie Julia Agrippina, Messalina, Faustina die andern römischen Damen an Berühmtheit noch übertreffen, so sind diese etwa darum nicht weniger unsittlich gewesen.

Das Volk ist jetzt nur noch ein habgieriger und wilder Haufen. Diese Tausende von Menschen buntesten Völkergemisches, Sklaven und Bürger,

Freigelassene und Barbaren, entlassene Soldaten oder von weither gekommene Ausländer, bilden eine wüste und lärmende Masse, die nur den niedrigsten Trieben gehorcht. Unfähig, ihren Unterhalt durch Arbeit zu verdienen, leben sie nur von Almosen. Sie verkaufen ihr Stimmrecht und ihre Gunst an denjenigen, der Geld und Brot an sie verteilt. Den Zirkusspielen beizuwohnen bildet ihre Hauptfreude. In dem unermeßlichen Kolosseum werden ihnen Schaustellungen dargeboten, die mehrere Tage hintereinander dauern. Aber es sind nicht etwa des Theaters edle Seelenregungen, die auf diesen Pöbel Eindruck machen; sie müssen schon Menschenblut sehen und riechen. Für sie müssen schon zweihundert Opfer, Märtyrer ihres Glaubens oder Gladiatoren, keuchend auf dem Kampfplatze hinsinken. Zu feige, um sich selbst zu schlagen, will diese Menge andere Menschen sehen, die sich vor ihren Augen schlagen, und sie gibt sich der Täuschung eines Heldentums hin.

Die ganze Geschichte des kaiserlichen Roms wurzelt in den schicksalsschweren Worten, die als das Totengeläut einstiger Größe dreihundert Jahre lang in der Stadt widerhallen sollten: *Panem et Circenses*! „Brot und Spiele!"

Während die latinische Verwaltung und der römische Friede den Provinzen einige Sicherheit brachten, häuften die Nachfolger des Augustus zu Rom Wahnsinnstaten auf Wahnsinnstaten und Verbrechen auf Verbrechen, als ob es ihnen geradezu darauf ankäme, mit schlagenden Beispielen zu beweisen, was alles die unumschränkte Gewalt eines Herrschers den Menschen in ihrem Knechtessinn und in ihren Verirrungen zumuten kann.

Tacitus und Sueton haben die Lebensbilder dieser elenden Geschöpfe gezeichnet, die die ganze Unerbittlichkeit der Verdammung der Geschichte verdienen würden, wenn sie nicht als mehr oder weniger geisteskrank angesehen werden müßten.

Tiberius (14—37), haßsüchtig, verschlossen, habgierig, heuchlerisch, führt in aller Stille eine geheime Schreckensherrschaft. Von der Insel Capri, der Freistätte für seine Ausschweifungen, richtet er an den gefügigen Senat Ächtungs- und Hinrichtungsbriefe. Er stirbt durch Meuchelmord.

Caligula (37—41) führt ein kurzes Regiment, das jedoch eine einzige lange Raserei war, und stirbt ebenso durch Meuchelmord.

Claudius (41—54), ein bemitleidenswerter Halbidiot, stirbt wieder durch Meuchelmord.

Nero (54—68), dessen bloßer Name Grausamkeit und Raserei versinnbildlicht, stirbt gleichfalls durch Meuchelmord.

Mit ihm erlischt die unselige Familie der Julier. Die Welt ist ihr über hundert Jahre untertänig gewesen, und daß diese schmähliche Knechtschaft so lange dauern konnte, ist noch heute eine Schande und ein Rätsel.

Unter Tiberius' Herrschaft hat sich auch das größte weltgeschichtliche Ereignis abgespielt, der Tod Jesu Christi (33).

Während die Griechen ihre wunderbare Sprache und ihre noch schöneren künstlerischen Schöpfungen über das Mittelländische Meer verbreiteten, während die Römer den gewaltigen Ausbau ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen der Welt mit den Waffen aufzwangen, waren die Juden, in die dürre Berglandschaft Palästina eingeschlossen, eigentlich nur dazu mit den andern Völkern in Beziehung getreten, um harte Gefangenschaften oder demütigende Unterwerfungen erdulden zu müssen. Niemand konnte ahnen, daß aus diesem verborgenen und unbekannten kleinen Völkchen der große Reformator hervorgehen würde, der das menschliche Gewissen neu erweckt, die antike Welt von Grund aus umgestaltet und für eine sieghafte Religion begeistert hat.

Die alten Geschichtsschreiber sprechen nicht von Jesus Christus, und wir kennen ihn nur aus den Evangelien. Nun aber hat unter den Evangelisten, Lukas, Markus, Matthäus und Johannes, nur ein einziger, nämlich Johannes, noch Christus persönlich erlebt und reden hören. Und doch ist gerade das Evangelium Johannis dasjenige, das zu den meisten Streitfragen Anlaß gibt.

Es ist übrigens ganz unerheblich, ob die Evangelisten die unmittelbaren Jünger Christi gewesen sind oder nicht. Die Zeugnisse, die sie gesammelt haben, geben uns jedenfalls in einer beredten und einfachen Gestalt die Geschichte Jesu Christi, sein Leben, seinen Tod und seine Lehre.

Die Evangelien! Eine Schrift von einer großartigen und erhabenen Schlichtheit, die die Kleinsten verstehen und in denen die Größten tiefe Gedanken finden können.

Jesus war zu Bethlehem in Galiläa geboren und war von niedrigem Herkommen aus dem Volke. Sein Vater Josef war Zimmermann. Von Kindheit an rief Jesus durch seine Schönheit und seinen scharfen und frühreifen Verstand die allgemeine Bewunderung hervor.

Schon lange traten unter den Juden Propheten auf, die die Ankunft eines Messias verkündigten, der von Jehova geschickt werden sollte, um endlich dem schweren Lose der von andern Völkern unterdrückten und geknechteten Kinder Israels ein Ende zu machen. Jesus war zugleich ein Prophet und ein Messias.

Er zog durch Städte, Dörfer und Weiler, um Vergebung für Beleidigungen, Entsagung, Verachtung irdischer Güter, Vertrauen auf eine göttliche Gerechtigkeit, Liebe zu den Menschen, unsern Brüdern, zu predigen! Man hörte Worte von Gleichheit, Demut und Frieden, wie man sie bisher noch niemals gehört hatte!

Die wenigen Jünger, die ihm zuerst folgten, Fischer, Handwerker und Arme, beteten ihn wie einen Herrn, ja fast wie einen Gott an. In diesen

selben Tagen beschlossen in Rom der Senat und das römische Volk in prächtigen Palästen göttliche Ehren für Julius Cäsar, Augustus und Tiberius. Aber die Religion der zwölf galiläischen Apostel hat die Welt erobert, während die Religion der Cäsaren in Verachtung gesunken ist.

Bald mehrte sich die Zahl der Anhänger Jesu. Man erzählte sich, daß er Wunder täte, daß er Dämonen ausgetrieben, Wasser in Wein verwandelt, Tote erweckt hätte und auf den Wassern gegangen sei. Nun fingen die Priester Jerusalems, die eifersüchtigen Hüter der alten mosaischen Überlieferungen, an, sich allmählich zu beunruhigen. Da Jesus offen erklärte, daß er ein neues Gesetz predige, und sich als den Sohn Gottes bezeichnete, wünschten sie der immer größer werdenden Ketzerei ein für allemal ein Ende zu machen. Sie beschlossen also das Gericht, d. h. den Tod Jesu Christi.

Judäa war eine einem Statthalter (Pontius Pilatus) unterstellte Provinz des römischen Reiches. Eine kleine römische Besatzung lag in Jerusalem. Aber, wie es bei allen römischen Verwaltungsbeamten in den Provinzen der Fall war, scherte sich auch Pilatus keineswegs um die Streitigkeiten der Juden, die er verachtete, und wollte mit ihnen nichts zu tun haben. Die Römer hatten auch ebensowenig genügend religiösen Schwärmergeist, und so ließen sie die theologischen Erörterungen zwischen den Propheten vollkommen gleichgültig und kalt. Daher legte auch damals Pontius Pilatus den Häuptern der Synagoge nichts in den Weg, Jesus zu verurteilen und zu kreuzigen.

So erfüllte sich die grausame Marter durch den Willen der jüdischen Priester, wenn auch allerdings nicht durch den des jüdischen Volkes selbst. Aber es sind nun einmal die Nationen für die Verbrechen verantwortlich, die ihre Führer begehen. Das ganze Judentum hat für diese verhängnisvolle Ungerechtigkeit büßen müssen, und sie hat zu allen Zeiten auf den Kindern Israels gelastet und lastet noch heute schwer auf ihnen. Achtzehn Jahrhunderte des Leidens haben sie nicht auslöschen können.

Der Tod Jesu Christi wurde in Rom und dem übrigen Reiche kaum bekannt. In Palästina selbst rief er nicht weiter große Beunruhigung hervor. Die Jünger des Propheten zerstreuten sich, predigten die edle Lehre weiter und berichteten und besprachen das Leben Christi, seinen Tod und seine Wiederauferstehung; sie machten aber wohl kaum Anspruch darauf, eine neue Religion zu gründen, sondern wollten einfach weiter nichts, als die Erinnerung an den, den sie einst so sehr geliebt hatten, nicht sogleich völlig dahinschwinden zu lassen.

Doch sie wurden von den Juden mißhandelt und verfolgt. Niemals ist ein Haß gewaltiger als unter Menschen gleicher Abstammung. Stefan, der erste christliche Märtyrer, wurde auf Geheiß derselben Priester gesteinigt, die auch Jesus gekreuzigt hatten (36).

Aber Verfolgungen haben nicht die Macht, Ideen auszulöschen. Die Gefährten Jesu blieben seinem Gedächtnis in Liebe treu und ließen sich nicht niederdrücken. Doch das damals zur Welt kommende Christentum wäre gleichwohl ohne Zweifel für immer das geblieben, was es zu Anfang allein war, eine bescheidene und einfache jüdische Sekte, wenn es nicht sogleich von dem bedeutendsten unter allen Christen, dem Heidenapostel Paulus, von Grund aus umgestaltet und dann in alle Welt verbreitet worden wäre.

Für Petrus und die meisten Apostel durfte sich die Predigt der Evangelien nur an die Juden, das Volk Gottes, wenden. Aber Paulus dachte anders. Es war sein Streben, nicht bloß die Juden, sondern auch die Heiden zu bekehren. Dreißig Jahre lang (38—64) führte seine feurige Sprache, die von einer leidenschaftlichen Beredsamkeit und einer überzeugenden Logik unterstützt wurde, Heiden und Juden der neuen Lehre zu. Er zog nach Korinth, Athen, Rom, Tarsus, unermüdlich und heldenhaft in Entsagung und Zuversicht, mehr Apostel für sich ganz allein als alle zwölf Apostel zusammengenommen, die noch Christus persönlich erlebt hatten.

Dank seiner riesenhaften Tätigkeit wurde das Christentum eine von der mosaischen vollkommen abweichende Religion, die allerdings aus ihr hervorgegangen war, ein Weltkultus anstatt einer jüdischen Irrlehre und Ketzerei.

Als Paulus zu Rom als Märtyrer starb, gab es schon überall Christen, in Korinth, Rom und besonders auch Antiochia (67). Diese ersten Christen waren wirklich bewundernswerte Menschen, Heilige und Helden in einer Person. Von den Juden verfolgt, von den Römern verachtet, fuhren sie fort, eine von Huld und Liebe erfüllte Lehre, die Vergebung der Sünden, die Gleichheit der Menschen vor dem höchsten Herrn, die Nichtigkeit der irdischen Güter gegenüber dem ewigen Leben zu predigen. Sie waren dem Kaiser untertänig, aber sie weigerten sich, die Götzenbilder anzubeten und auf den Altären der heidnischen Götter Opfer zu bringen.

Die Sklaven, die Proletarier, die Elenden, die Frauen bekehrten sich. In den Vororten der großen Städte führte eine von den Reichen, den Soldaten und den Senatoren, die zu vollkommenen Lakaien des Kaisers herabgesunken waren, ausgebeutete, ganz und gar zerlumpte Bevölkerung ein klägliches Dasein. Diese Unglücklichen hatten bereits alle Hoffnung verloren. Das Evangelium gab sie ihnen wieder. Was taten ihnen Foltern, Hunger, Verbannung, Gefängnis, Peitschenhiebe und Krankheiten, wenn eine wundervolle Ewigkeit ihrer wartete! Weder die Philosophen noch die Patrizier noch die Reichen und ebensowenig die Künstler oder die Dichter bekannten sich zu der neuen Lehre. Zwei Jahrhunderte war das Christentum ausschließlich eine Religion für die geistig Armen und die Unglücklichen.

Aber grade seine Verfolgung sollte ihm eine ganz außergewöhnliche Macht verleihen.

Dem schwachsinnigen Claudius war Nero gefolgt (54).

Zu allererst schien dieser etwas Achtung für die Gerechtigkeit bekunden zu wollen. Etwas Unerhörtes für einen Kaiser! Aber solche ehrgeizigen Bestrebungen währten bei einem noch so jungen Manne nicht lange. Bald zeigte er sein wahres Gesicht und wurde so grausam, lasterhaft, hinterlistig, lächerlich, wie man es nur wünschen und von einem so plötzlich zum unumschränkten Herrscher gewordenen heruntergekommenen jungen Lebemann erwarten konnte. Eines Tages kam es ihm in den Sinn, Rom in Brand zu stecken, nur um einem rührseligen Schauspiel beizuwohnen, das ihm erlaubte, Verse zu deklamieren. Und als ihm nun einfiel, wie schön es doch sei, zur Grausamkeit noch den Hohn hinzuzufügen, verfiel er auf den geistreichen Gedanken, die Christen der Brandstiftung zu beschuldigen.

Eine große Zahl der Anhänger der neuen Religion endete unter schrecklichen Foltern. Sie wurden den wilden Tieren in den Zirkussen preisgegeben, ein abstoßendes Schauspiel, das aber die blutdürstige Menge erfreute. Nur wenige Christen schworen ihren Glauben ab; die übrigen treugebliebenen mußten, wenn sie ihre Religion ausüben wollten, schon einen Versteck aufsuchen. Sie flüchteten sich in die Katakomben, die ihren geweihten gottesdienstlichen Handlungen lange Zeit hindurch ein schützendes Obdach gewährten, das sie den Späheraugen der römischen Polizei und der gewerbsmäßigen Angeber entrückte.

Eine Verfolgung erfüllt nur dann ihren Zweck, wenn sie kein Erbarmen und kein Mitleid kennt. Wird nicht alles vernichtet und bleibt nur irgendetwas verschont, so verfehlt sie die gewünschte Wirkung. Oft verdoppelt sie sogar die Widerstandskraft der Verfolgten. Der Glaube der überlebenden Christen nahm eine schwärmende Begeisterung angesichts der Foltern eines ihrer Glaubensbrüder an, und jedem neuen Opfertode eines heldenmütigen und glaubensstarken Blutzeugen folgten auch stets zahlreiche neue Bekehrungen.

In dem gewaltigen römischen Reiche freilich machte diese heimliche Verbreitung eines neuen Glaubens unter Sklaven und Proletariern nicht weiter viel Aufsehen. Die Schriftsteller der Zeit sprechen davon überhaupt nicht oder kaum. In den Städten Asiens, Europas und Ägyptens, großen wie kleinen, faßte die römische Zivilisation ebenso friedlich wie dauerhaft festen Fuß. An den äußersten Grenzen des Reiches bestanden die Legionen überall wieder und wieder die härtesten Kämpfe gegen die Barbaren. In Rom gab es noch immer einen Senat, Konsuln, Prätoren, Zensoren, und alle diese Würden wurden noch immer leidenschaftlich erstrebt. Es schien in der Welt überhaupt nichts anders

werden zu wollen, als daß höchstens von Zeit zu Zeit die Namen der Kaiser wechselten.

Jetzt waren es die Soldaten, die sich damit befaßten, sie zu bestimmen. Nach Neros Tode (68) hatte der Senat die Kaiserwürde an den bejahrten Galba verliehen, doch die Prätorianer zogen ihm Otho vor, und Galba wurde ermordet. Andere Truppenteile ernannten Vitellius, noch andere Vespasian. Nach einer langen Reihe unrühmlicher Kämpfe wurden nun auch Otho und Vitellius von ihren Soldaten ermordet, und Vespasian konnte im Triumph in Rom seinen Einzug halten (70).

Unter der Herrschaft Vespasians nahm sein Sohn Titus das aufsässige Jerusalem durch Sturm. Das jüdische Volk wurde fast völlig vernichtet. Die Geschichte der Menschheit hat gewiß viele Schrecken gesehen, doch die Greuelauftritte jenes Tages haben die Grenzen alles überhaupt nur Denkbaren überschritten. Die Hälfte der Einwohner wurde niedergemetzelt; die übrigen erlagen dem Hungertod oder wurden als Sklaven verkauft. Niemals konnte das Judentum und Jerusalem sich von diesem vernichtenden Schlage wieder erholen. Die Christen sahen in dem verhängnisvollen Ereignis eine gerechte Buße für den Tod Jesu Christi (70).

Und doch war Titus, dieses „*Ergötzen des Menschengeschlechts*", kein Ungeheuer; aber wenn ein Feldherr an der Spitze seiner Truppen eine Stadt erstürmt, wenn sich den Launen oder der Rache des Siegers kein Widerstand entgegenstellt, bedurfte es schon einer nicht ganz gewöhnlichen Stärke, wenn der Sieger seinen Sieg nicht mißbrauchen sollte.

Domitian, der Bruder des Titus, führte eine ruhmlose und grausame Herrschaft (81—96). Er schließt die Reihe der zwölf ersten Kaiser würdig ab. Vielleicht haben die Patrizier, die allein imstande waren, Geschichte zu schreiben, die Leiden übertrieben, die die Cäsaren entfesselt haben. Sicher gab es unter diesen elenden Kaisern mehr Glückseligkeit und Zufriedenheit, als man glauben möchte, wenn man die Geschichte ihrer kriegerischen Heldentaten liest. Die Gesetze des Reiches waren zu gerecht und das Reich zu weit, als daß ein Mann, mochte er auch noch so abscheulich sein, Schrecken und Verbrechen überallhin hätte verbreiten können.

Doch in jedem Falle war das Zeitalter der Antonine für die Welt glücklicher als das der Julier und Flavier. Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus waren weise, und Marcus Aurelius war geradezu bewundernswert

Nach der kurzen Regierung des Nerva (96—98) folgte ihm sein Adoptivsohn Trajan (98—117).

Die ehrfurchtgebietende Weltmacht des römischen Reiches vermochte es gleichwohl nicht zu hindern, daß die mit jedem Tag an Stärke und kühner Verwegenheit zunehmenden Barbaren immer furchtbarer wurden. Die Germanen am Rhein, die Dazier an der Donau, die Parter in Asien

erneuten, von den römischen Reichtümern verlockt, immer wieder ihre feindlichen Grenzüberfälle. Da unternahm Trajan die schwierige Aufgabe, nunmehr seinerseits zum Angriff überzugehen und ihre völlige Unterwerfung zu versuchen. Seine Adler waren überall siegreich, wohin er sie auch führte, von der Donau bis zum Persischen Meerbusen und von Indien bis zum Pontus Euxinus. Obwohl die römische Herrschaft sich auch schon bei seinem Regierungsantritt über die ganze Welt auszudehnen schien, fand er auch dann noch Möglichkeiten, sie zu erweitern. Die Trajansäule zu Rom bewahrt für die Nachwelt die Erinnerung an seine kriegerischen Unternehmungen in Mitteldazien.

Auch als Herrscher zeigte er eine gleiche Arbeitskraft wie als Feldherr und war nicht weniger rührig daheim in seinem Palast zu Rom als draußen an den Ufern der Donau heldenmütig.

Die Regierung Trajans bezeichnet den Höhepunkt der römischen Größe. Unter ihm war es gelungen, die Barbaren zurückzuschlagen und die Christen zum Gehorsam gegen die Reichsgesetze zu zwingen. Aber die Stunde naht bereits, wo Barbaren und Christen über diese Gesetze selbst Herren sein sollten.

Hadrian (117—138), Antoninus (138—161), Marcus Aurelius (161—180) setzten Trajans Werk fort und mißbrauchten, so allmächtig sie waren, ihre Allmacht nie. Hadrian war vielleicht noch mehr als Augustus der Beschützer der Künste. Überall erhoben sich die stolzesten Prachtbauten. Die herrlichsten Paläste wurden nach dem Muster der griechischen Kunst von ihrer gelehrigen römischen Schülerin geschaffen und mit Bildsäulen bevölkert. Hervorragende Schriftsteller wie Seneca, der tiefe Philosoph (2—66), Juvenal, der leidenschaftliche und phantasievolle Dichter (42—125), Plinius, der gelehrte Naturforscher (23—79), Tacitus, der größte unter allen Geschichtsschreibern (55—140), verbreiteten hohe und edle Gedanken und vor allem die stoische Weltanschauung, die die letzte geistige Zuflucht und der letzte Trost aller derer wurde, die sich bis in jene Zeiten hinein ihre Unabhängigkeit und Freiheit gewahrt hatten.

Durch ein eigenartiges Spiel des Zufalls war nun gerade der erlauchteste unter den Stoikern ein römischer Kaiser und Nachfolger von Männern wie Octavian, Caligula und Nero. Es war Marcus Aurelius.

Marcus Aurelius war nicht nur ein Philosoph, er war auch ein furchtloser Feldherr, der die Strapazen und Gefahren seiner Soldaten teilte und wie der gemeinste unter seinen Legionären, in seinen Mantel gehüllt, auf der Pritsche lag. Er ist wirklich ein großer Kaiser gewesen und hat uns ein Buch hinterlassen, das man, auch ohne sich einer Lästerung schuldig zu machen, dem Evangelium wegen mancher ähnlichen Züge, die als ebenbürtig beide aufweisen, an die Seite stellen kann. Die Gleichheit aller Menschen, die Verachtung der niedrigen Leidenschaften, die Ehrfurcht

vor dem Gesetze, der kaltblütige Mut im Unglück, die Überlegenheit der Vernunft und — alles beherrschend! — die sich dem Gewissen aufnötigende Pflicht, die einzige Gottheit, der die Menschen zu huldigen haben! So hat der unumschränkte Herr und Gebieter von hundert Millionen Menschen gedacht und gelebt.

Marcus Aurelius, der Kaiser und Stoiker, bleibt in seiner großartigen und erhabenen Vereinsamung eine der eigenartigsten und glänzendsten Erscheinungen der Menschheitsgeschichte.

Nach einer achtzigjährigen Ruhe fiel das römische Reich wieder ins Unglück zurück. Commodus, der Nachfolger des Marcus Aurelius, war ein nicht weniger verworfenes Wesen als ein Tiberius, ein Caligula oder auch ein Nero. Wie sie, fiel auch er durch Meuchelmord.

Der Tod des Commodus, des letzten der Antonine, entfesselte die militärische Anarchie. Der Kaiser Pertinax, den sich die Prätorianer selbst gegeben hatten, wurde von den nämlichen Prätorianern schon nach Verlauf von drei Monaten ermordet (193). Nun kam die Kaiserwürde meistbietend unter den Hammer. Sie wurde Didius Julianus zugeschlagen, der mehr als alle seine Mitbewerber versprochen hatte, aber er fand bereits Septimius Severus vor, der die illyrischen Legionen, die kriegsgeübtesten des gesamten römischen Reiches, befehligte. Gleichzeitig wurden auch noch andere Kaiser von andern Legionen ausgerufen, so Pescennius Niger im Orient und Albinus in Britannien.

Über seine ohnmächtigen Nebenbuhler siegreich geblieben, führte Septimius Severus nunmehr ein drückendes Regiment. Er war ein geehrter Haudegen, der auch die letzten noch übriggebliebenen Scheinfreiheiten stürzte. Sonst war er ein rauher Kriegsfürst, der bald mit den Parthern, bald mit den Kaledoniern, bald am Euphrat und bald am Clyde blutige Schlachten schlug (193—211).

Sein Sohn und Nachfolger Caracalla ist vielleicht der schlimmste unter allen Cäsaren (211—217), war er doch noch eitler als Nero, noch wahnsinniger als Caligula und noch grausamer als Tiberius.

Die Kaiser nach ihm sind nur noch unheimliche und grauenhafte Schatten, die bereits deutliche Spuren von Roms Verfall an sich tragen.

Heliogabalus ist ein Syrer. Er führt in Rom aus seiner Heimat die orientalischen, zweigeschlechtigen Götter ein, trägt Frauenkleidung, umgibt sich mit Eunuchen und verbindet mit seinen Geheimkulten die unzüchtigsten Ausschweifungen. Er hat nicht einmal den Mut, auf anständige Weise zu sterben, und findet so, als er sich den Dolchen der Meuchelmörder gegenübersieht, das einzige Ende, das seiner würdig ist. Feige flüchtet er sich auf den Abtritt, fällt in die Grube und erstickt darin elendiglich.

Maximinus ist ein roher Krieger; er hat nichts Römisches mehr; daß ihn die Prätorianer zum Kaiser ausersehen haben, verdankt er aus-

schließlich seinem riesigen Wuchse und seiner unersättlichen Gefräßigkeit (235—238).

Dann gab es andere, nur von einem Teile der Legionen ausgerufene Kaiser, die mit den Kaisern, die die mit ihnen rivalisierenden Legionen bestimmt hatten, im Kampfe lagen. Ihre unbekannten Namen zusammenzustellen, wäre zwecklos. Es gab einen Augenblick gleichzeitig zwanzig Kaiser in aller Welt verstreut, in Pannonien, in Gallien, in Ägypten, in Syrien, in Achaja. Der römische Senat bestätigte alle, die ihm die jedesmal Rom am nächsten stehenden Legionen angaben.

So war dieser römische Senat wirklich nur noch ein Schatten, aber ein durch alle Erinnerungen aus der Vergangenheit Ehrfurcht einflößender Schatten. Mit Diocletian (284—305) verschwindet er dann ganz aus der Welt.

Zweihundert Jahre waren nun seit Trajans Thronbesteigung verflossen, und anscheinend stand das römische Reich noch immer. Aber alles hatte sich von Grund aus umgewandelt.

Die Anhänger Christi waren nicht mehr zu zählen, und allmählich hatte auch die neue Religion ihre festen Glaubenssätze (Dogmen) ausgebildet. Die Christen waren nicht mehr, wie zu Zeiten des Petrus und Paulus, einige wenige gebrechliche Sklaven, arme Freigelassene und elende Handwerksburschen, die heimlich zusammenkamen, um die Lehren ihres Messias zu hören, das Wort Gottes auszulegen und ihre schlichten Bräuche auszuüben. Vielmehr hatte im Laufe der Zeit eine große Zahl reicher Patrizierinnen und hervorragender Frauen ein glänzendes Beispiel zur Bekehrung gegeben. So waren die Christen jetzt eine große Partei im Staate geworden. Allmählich hatte sich unter ihnen eine in die verschiedensten Rangstufen gegliederte Priesterherrschaft, eine geistliche Hierarchie, gebildet, die auf einer so scharfsinnigen, folgerichtigen und starken Lehre fußte, daß auch heut, trotz aller geschickten und notwendigen Umwandlungen, aus der Vergangenheit doch noch immer jene Hierarchie und jene Lehre da sind.

Da eine Religion der Zucht und der Lehre nicht entbehren kann, so bestand die christliche Kirche von nun an nicht bloß aus einem gläubigen Laienpublikum, sondern außerdem auch noch aus geweihten Priestern, die die Aufgabe hatten, das Wort Gottes unter Ausschluß aller übrigen zu lehren. Die Priester berufen Bischöfe, die über sie zu sagen haben, und unter diesen Bischöfen der erste ist der Bischof von Rom oder der Papst.

Hervorragenden Männern von hohem Geist und Gemüte, die im Studium des Griechischen zu Hause waren, wie Irenäus und Tertullian, war es allmählich durch ihre gelehrten Erklärungen der Evangelien gelungen, Unsicherheiten zu zerstreuen, Dunkelheiten aufzuklären und Widersprüche zu lösen. Die christliche Religion hatte seitdem durch ihr erhabenes Be-

mühen, Vernunft und Glauben, Philosophie und Religion in Einklang zu bringen, einen Zusammenhang und eine Einheit bekommen, wie sie bis dahin noch keine Religion gekannt hatte.

Trotz der mehr oder weniger heftigen Verfolgungen, die die Kaiser im Laufe der Jahrhunderte versucht hatten, waren doch mittlerweile *Konzilien* oder Versammlungen von Bischöfen zustande gekommen, die sich über gewisse fundamentale Lehrsätze oder Dogmen einigten. So fanden Konzilien in Karthago, in Alexandria und in Antiochien statt, waren doch Ägypten und Syrien damals mehr als selbst Rom zu einer Art von Brennpunkten des jungen Christentums geworden.

Helle Brennpunkte, zwischen die keine verdunkelnde ernste Ketzerei trat! Den ruchlosen syrischen und den wunderlichen griechischen Gottheiten stellte sich dort der strenge und vernunftgemäße jüdische Monotheismus entgegen, geläutert durch die reine Sittlichkeit der Evangelien. Die Hoffnung, eine große und unermeßliche Hoffnung, winkte allen Gläubigen. Daher wuchs auch die Zahl der Christen immer mehr. Es gab Christen im Heer und beim Gericht, unter den Verwaltungsbeamten und unter den Senatoren. Sie bauten Kirchen und Schulen. Sie wurden eine Macht, die die Behörde weder übersehen noch bekämpfen konnte. Die Opfer der alten Religion waren nur noch eine verjährte Überlieferung. Sie bestanden jedoch weiter, denn immer dauern die äußeren Formen des Kultus auch dann noch an, wenn schon längst aller Glaube daran erloschen ist.

Diocletian versuchte umsonst, die Christen noch ein letztes Mal durch eine Verfolgung zu vernichten. Sie war ebenso grausam und ebenso unwirksam wie die andern.

Von allen Seiten stürzte das Reich zusammen. Die Barbaren griffen, durch den Reichtum der Völkerschaften mit römischer Kultur und ihre Schwäche ermutigt, alle Grenzen bedrohlich an. Schon waren keine Legionen mehr aufzutreiben, um ihnen Halt zu gebieten; denn anstatt an den Grenzpfählen des Reiches zu lagern, hatten sich die Soldaten und die von ihnen selbst mit Befestigungswerken versehenen Städte zurückgezogen. In Britannien, in Numidien, in Armenien, an der Donau, überall wichen die römischen Heere vor jenen neuen Völkern zurück, die nichts weiter als Krieg kannten und nichts weiter als zu plündern verlangten. Eine verderbte Zivilisation hatte sie nicht herabgewürdigt, und ihre Stärke war ihre Fruchtbarkeit, eine Fruchtbarkeit, die alle Niedermetzelungen unter ihnen zwecklos machte. Hinter den Angreifern drängten sich wieder neue unbekannte Völkerschaften, die sie ihrerseits vorwärtstrieben, zum Ansturme gegen die römische Welt.

Aber die römische Welt verjüngte sich selber nicht mehr; eine freiwillige Unfruchtbarkeit und eine Art fester Wille sich nicht fortzupflanzen

zerrüttete die Ehen. Die Fluren wurden entvölkert; die Städte wurden die Zufluchtstätten der schlimmsten Abenteurer, die Schlupfwinkel der schmutzigsten Ausschweifungen. Rom konnte keine Soldaten mehr ausheben; seine Heere waren nur noch Heere von Söldnern, ja von Barbaren; denn das Reich konnte gegen die Barbaren nur noch mit Unterstützung der Barbaren selbst ankämpfen.

Diocletian dachte, daß noch immer zu viel Freiheiten übrig wären, und so schaffte er die letzten Spuren der alten Republik ab. Er nannte sich nicht mehr Imperator, sondern Herr (*Dominus*). Es gab keine aus freien Wahlen hervorgegangenen selbständigen Verwaltungsbeamten mehr, sondern nur noch Diener des Kaisers, die unmittelbar von dem Herrscher als solche berufen wurden, Herzöge, Grafen, Statthalter. Er trug das Diadem, schmückte sich mit kostbaren Kleinodien und ließ sich von einem ganzen Harem bedienen. Wie vor den Königen von Persien mußte man sich vor ihm niederwerfen. Die Würdenträger wurden Lakaien, und die Lakaien wurden die vornehmen Herren. Die rühmlichen aristokratischen Überlieferungen von dereinst sanken zu einer einförmigen sklavischen Unterwürfigkeit herab.

Das monarchische Prinzip, das die Völker in ihrer Kindheit noch in seiner ganzen schafsmäßigen Einfältigkeit aufgefaßt hatten, jenes Prinzip, das schon dereinst die Griechen und die alten Römer verwünscht hatten und das auch Kaiser wie Nero und Commodus nicht wieder in Rom einzuführen vermochten, war nun in seiner ganzen Häßlichkeit triumphierend wiedergekommen.

In derselben Zeit untergrub Diocletian selbst die Einheit des römischen Reiches und ernannte aus freiem Willen zwei Augusti, d. h. zwei Kaiser, und außerdem zwei Cäsaren, die im voraus dazu bestimmt waren, jenen zu folgen. Der eine erhielt Gallien und Spanien, der andere Griechenland und die adriatische Küste, ein dritter Italien und Afrika. Diocletian selbst nahm sich Thrazien und das Morgenland.

Ja, um sein weites Reich leichter zu regieren, wollte er auch nicht mehr in Rom bleiben, in jenem Rom, das er so verachtete und von dem er so verachtet wurde; er verlegte daher den Sitz seines Reiches nach Nikomedien in Kleinasien, aber alles war umsonst; er konnte nur feststellen, daß er auch jetzt den Verhältnissen gegenüber ohnmächtig blieb, und so dankte er auf seine alten Tage müde und von allem angewidert ab (305)

Nun machten die verschiedensten Bewerber ihre Ansprüche auf die Kaiserwürde geltend; einer verriet den anderen, und Ströme Blutes flossen in diesen Kämpfen zwischen so vielen Nebenbuhlern. Da zog Konstantin, der ernannte Cäsar in den beiden Gallien, seinem Widersacher, dem unvornehmen Maxentius, dem Cäsar Italiens, entgegen und brachte ihm in allernächster Nähe Roms an dem Pons Milvius eine vernichtende Nieder-

lage bei (312). Einer späten Sage zufolge soll Konstantin während der Schlacht ein leuchtendes Kreuz am Himmel bemerkt haben, auf dem er die Worte erkannte: „*In hoc signo vinces*!" Von dem Tage an soll er sich dann entschlossen haben, Christ zu werden. In Wirklichkeit aber war Helena, Konstantins Mutter, bereits lange vor dieser Schlacht Christin geworden und auch die Bekehrung von Konstantin selbst schon geraume Zeit vorbereitet gewesen.

Das bisher stets verfolgte Christentum tritt damit seine Weltherrschaft an. Die Macht geht an die katholische Kirche über, die auf lange Zeit hin unumschränkt über die Massen und ihre Gewissen herrschen sollte.

Mit diesem Zeitpunkt endet das Altertum, das immer noch weit reicher an Ruhmestaten als an beschämenden Vorgängen ist. Konstantin überläßt nun Italien ungeschickten Statthaltern und den Barbaren. Byzanz an den Gestaden des Bosporus wird von jetzt an Konstantins Stadt und heißt nun Konstantinopel, und das oströmische Reich tritt an die Stelle des alten römischen Reiches, das entartete Spätrömertum an die Stelle des echten, ursprünglichen.

Alles wandelt sich in den menschlichen Gemeinschaften, doch nichts darin geht verloren. Die Barbaren und die Christen sollten es zuwege bringen, die Einrichtungen Roms von Grund aus umzustürzen und die Meisterwerke Athens auszurotten. Doch was tut es? Athen und Rom sind noch heute in unserem ganzen modernen Dasein lebendig.

Die Welt des Altertums ist nicht entschwunden, hat sie doch der Menschheit das hinterlassen, was die eigentliche Kraft und Stärke der Menschheit ausmacht: die athenische, die Kunst und das Denken, die römische, das Recht und die Verwaltung. Die lateinische Sprache ist in den verschiedensten Gestaltungen diejenige, die noch heute Millionen und aber Millionen von Menschen sprechen. Und nachdem die Kirche zwölf Jahrhunderte lang geherrscht hatte, bis endlich der menschliche Geist seine Macht wiederfand, sollte er von da an nach Rom und Athen zurückkehren.

Fünftes Buch.

Die Kirche.

Die Zeiten, die der Bekehrung Konstantins folgten, waren durch das Ringen des Christentums mit dem erlöschenden Heidentum bezeichnet.

Der Glaube der Christen war um so tiefer, je heftiger die Verfolgungen waren, die er noch eben durchgemacht hatte. Nun verträgt sich Glaube etwa nicht mit Duldsamkeit. Daher war auch schon bald nicht mehr das geringste von der Verehrung der alten Götterbilder zu bemerken, die höchstens durch Volksaberglauben manchmal in christliche Kultusgegenstände umgearbeitet wurden. Die Bildsäulen wurden zertrümmert (*Ikonoklasten*), die Tempel zerstört oder in Kirchen umgewandelt. Alles, was an die den falschen Götzen geweihte Kunst der Griechen und der Römer erinnerte, wurde in Acht und Bann getan. Ein neuer Stil in der Malerei, Bildhauerei und Architektur verdrängte die Kunst eines Phidias und eines Praxiteles, jene auserlesene Kunst, deren Nachahmung sich die römischen Künstler zur Ehre gerechnet hatten, und mißgestaltete Bilder traten an die Stelle der Meisterwerke.

Bis dahin hatten die verschiedenen Kirchen, wie die römische, die syrische, die afrikanische, die griechische, die ägyptische, einigermaßen ihre Unabhängigkeit voneinander bewahrt, aber jetzt verlangte die Ausbreitung des Christentums strengere Regeln und eine straffere Hierarchie. Die Gewalt der Priester über die Gläubigen, der Bischöfe über die Priester, des Papstes über die Bischöfe und der Konzilien über den Papst wurde allenthalben erhöht. Große und edle Geister, die Kirchenväter, vertieften die Dogmen, legten das Evangelium aus, indem sie für die Gleichnisse den einen oder den andern Sinn beschlossen und nach hin- und hergehenden gründlichen Erörterungen die Bestätigung ihrer Auslegung bei den Konzilien einholten. So bildete sich allmählich die allgemeine (katholische) Religion in ihrer starken Einheit und unerbittlichen Logik aus.

Aber das endgültige Dogma triumphierte erst nach herzzerreißenden blutigen Zerwürfnissen; denn diese theologischen Streitigkeiten, die alle Geister entflammten, brachten tiefgehende Spaltungen hervor.

So gab es eine, die gefährlicher als alle übrigen war und im Begriffe stand, die Oberhand zu gewinnen. Ein Priester namens Arius bewies mit Gründen, die hier unmöglich ausgeführt werden können, daß in der Heiligen Dreieinigkeit keine Gleichheit zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist

bestünde. Da Arius ein gewandter Logiker und ein begabter Redner war, traten viele Priester seiner Ansicht bei.

Da berief Konstantin, der sich zum bevollmächtigten Schutzherrn des gesamten Christentums entwickelt hatte, ein Konzil nach Nicäa, in dem des Arius Ketzerei feierlich verdammt wurde (321). Konstantin selbst, der die Unerschütterlichkeit seines neuen Glaubens beweisen wollte, übernahm es, diesem Beschlusse des Konzils Gesetzeskraft zu geben. Jeder Anhänger des Arius wurde zum Tode verurteilt.

So hatte kaum die Verfolgungswut gegen die Christen nachgelassen, als sich nunmehr die Christen selbst gegenseitig verfolgten.

Die Ketzerei des Arius zeigte hartnäckige und zähe Widerstandskraft. Noch zwei Jahrhunderte nach dem Konzil von Nicäa waren Spuren davon in Syrien und Ägypten vorhanden.

Andere Christen, die ein nicht weniger lebhafter, aber um vieles schwärmerischer Glaube von den spitzfindigen Erörterungen der Theologie und den gebrechlichen Größen dieser Welt fernhielt, schlugen wieder einen andern Weg ein. Besonders im Morgenlande und noch mehr in Ägypten, in dem Lande der metaphysischen und religiösen Träumereien, traten sie nicht bloß zum Beten, sondern auch zu einem gemeinschaftlichen Leben zusammen. Es bildeten sich christliche Ordensbrüderschaften. Einige unter diesen Ordensbrüdern, die von einem noch glühenderen Glauben waren, wie Cönobiten, Asketen, Einsiedler, zogen sich in die Wüste zurück, um sich zu kasteien und zu Gott zu beten.

Aber die Schicksale der Asketen waren nicht etwa gleiche wie die den Klostermönchen vorbehaltenen. Der Asketismus ging bald in dem Sande der afrikanischen Wüste unter, während noch lange nach ihm in den verschiedensten und verfeinertsten Gestalten die Organisation der Mönche in Konventen, Klöstern und Mönchsorden eine ganz ungewöhnliche Entwicklung erfuhr. Das Mittelalter und auch die Neuzeit hat diese noch in voller Blüte gesehen.

Es war wahrhaftig kein plötzlicher Zwischenfall von entscheidender Wirkung, wie wir ihn bisweilen auf der Bühne bei einem Sensationsstück erleben, der die Ablösung des heidnischen Götterkultus durch die christliche Religion herbeiführte. Nein, so unvermittelt war die neue Lehre wirklich nicht zur Herrschaft gelangt. Vielmehr konnte man geraume Zeit ein Schwanken zwischen den beiden rivalisierenden Religionen bemerken, besonders auch bei den Kaisern, derart, daß beispielsweise die letzteren nach dem Vorgange Konstantins noch lange an dem kaiserlichen Gewande neben dem christlichen Sinnbilde des Kreuzes die heidnischen Abzeichen der Oberpriesterwürde trugen.

Ja, sogar einige Jahre hindurch (355—362) bekannte sich ein Kaiser ebenso kühn wie offen wieder zum alten Heidentum. Es war dies Julian,

von den Christen, deren Lehre er tatsächlich zurückwies, *Apostata* genannt. Julian versuchte den Hellenismus noch einmal ins Leben zurückzurufen. Aber die Zeiten waren schon von zu starrer Unduldsamkeit und Glaubenswut erfüllt, und so war er, so geschickt er sich auch als Staatsmann zeigen mochte, nicht imstande, die Gemüter zu beruhigen.

Obwohl ein wackerer Soldat, konnte er doch nicht die Barbaren für die Dauer zurückdrängen. Er fand in einem Alter von nur dreiunddreißig Jahren bei Susa in einer großen Schlacht gegen die Perser einen ruhmvollen Tod. Es wird berichtet, daß er das Geschoß, das ihn tödlich getroffen hatte, aus der Wunde zog und es mit dem Ausruf in die Luft warf: „Du hast gesiegt, Galiläer!" Die Sage ist in dieser Gestalt wohl kaum der Wirklichkeit entsprechend, aber jedenfalls sinnig und bezeichnend. Von jenem Tage an war die Religion Christi in der Tat die große Weltmacht geworden, als die wir sie von nun an kennen.

Nach einer Reihe unbedeutender Kaiser, wie Jovian, Prokop, Valentinian, Valens, Gratian, folgt Theodosius (379—395), der nach seinen mehr oder weniger mittelmäßigen Vorgängern einmal wieder durch Fähigkeiten hervorragt.

Er versuchte noch einmal die Einigkeit des Reiches herzustellen und hatte auch, solange er lebte, damit Erfolg; aber schon nach seinem Tode teilte sich das Reich wieder unter seine beiden Söhne.

Er bekämpfte die Heiden wie auch die Arianer. Durch strenge Verordnungen verhinderte er die Verbreitung der Ketzerei und tilgte er die letzten Spuren des Heidentums. Gleichwohl mußte er sich den anmaßenden Forderungen der katholischen Kirche fügen. Schon mischte sich die geistliche Gewalt beherrschend in die Angelegenheiten des Staates. Der Heilige Ambrosius zu Mailand verwehrte dem Kaiser Theodosius so lange den Zutritt zur Kirche, bis er sich durch öffentliche Buße von den allerdings abscheulichen Metzeleien, die er in Thessalonich zugelassen hatte, zu reinigen entschloß.

Um einen kräftigeren Widerstand gegen die Barbaren zu ermöglichen, hatte er sich mit ihnen in Unterhandlungen eingelassen und sich mit den Goten verbündet; hatten doch die Streitmächte Roms wirkliche Römer schon lange nicht mehr aufzuweisen. Die schlimmsten Feinde des Reiches wurden in seine Heeresabteilungen eingegliedert.

Schon gegen Ende des vierten Jahrhunderts war der Ansturm der Barbaren nicht mehr wie vor Zeiten eine bloße Drohung, sondern bereits eine ernste Wirklichkeit. Von allen Seiten folgten immer wieder neue Stämme stoßend und drängend den Germanen nach, jenen alten Feinden Roms, die es ja nun schon so lange und so gut kannte. Aber nicht bloß mit kriegerischen, nein, auch mit friedlichen Einbrüchen überzogen die Barbaren Rom gleichfalls von allen Seiten. In die fast völlig vereinsamten

Fluren drangen sie ein und ließen sich dort nieder, ohne jeden Kampf, ja auf dem geräumten Grund und Boden von der zurückgebliebenen umwohnenden Bevölkerung noch freudig willkommen geheißen.

Aus dem nördlichen Germanien und den baltischen Ländern waren die Goten in Thrazien, Italien und Gallien eingebrochen. So hatten sie ein gotisches Reich gründen können, das sich bald in zwei selbständige Stämme schied: die Wisigoten oder Westgoten (westlich der Elbe) und die Ostrogoten oder Ostgoten (376), die sich an den Ufern der Donau und am Schwarzen Meere niederließen.

Andere bisher unbekannte Völkerschaften germanischen und slavischen Ursprungs überschwemmten die beiden gallischen Provinzen Roms, den römischen Teil Germaniens und alle übrigen Teile des Reiches; sie nannten sich Franken, Burgunder, Vandalen, Alamannen*), Angeln, Sachsen; die damals noch vollkommen neuen Namen sollten in Zukunft die der großen europäischen Völker werden.

Diese noch jungen Barbarenstämme drängten wieder andere derartige weiter, die die römische Zivilisation bereits halb umgebildet hatte, und nötigten auch ihnen wieder ihre wilden Sitten auf. So herrschte überall Schrecken; Legionen aber gab es nicht mehr, um der zerstörenden Flut Einhalt zu tun.

Da schien es einen Augenblick dem Theodosius mehr durch Verträge als durch Schlachten gelingen zu wollen, den Ansturm zurückzuschlagen. Aber nach seinem Verschwinden begann er sich sogleich wieder zu regen, und diesmal konnte seinem weiteren Vordringen nichts in den Weg gelegt werden.

Es war der Westgotenkönig Alarich, der nun in Thessalien, Mazedonien, Griechenland und Italien eindrang, überall, wo er hinkam, plünderte und raubte. Mehrmals zwar wurde er zunächst besiegt, blieb aber schließlich selbst Sieger und bemächtigte sich Roms, das er einer furchtbaren Plünderung aussetzte. Er war allerdings ebenfalls zum Christentum übergetreten, doch galt das der Kirche nicht so recht als eigentlicher Gewinn, weil Alarich aus unbekannten, doch wohl wirklich nicht gerade philosophischen Gründen den arianischen Ketzerglauben angenommen hatte.

Während sich die Westgoten im südlichen Gallien niederließen, drangen die Vandalen, ein anderer germanischer Stamm, nachdem er zuvor den Rhein überschritten und die beiden gallischen Provinzen verwüstet hatte, in Spanien ein. Die Herren der Welt sind jetzt nicht mehr die Nachfolger der römischen Cäsaren, sondern ein Theodorich, der König der Westgoten, und ein Geiserich, der König der Vandalen.

---

*) Nach den *Alamannen* werden ja die Deutschen von den Franzosen *Allemands* genannt.

In diesen stürmischen Zeiten, wo in wenigen Jahren Reiche neu erstanden und auch schon wieder vergingen, gab es nur ein wahrhaft großes Reich, das vandalische (422—476). Geiserich war mit seinem Heer in Afrika gelandet. Er eroberte Mauretanien, nahm Karthago und Hippo (Bona), welches letztere er zu seiner Hauptstadt machte (435). Er verstand es, sich eine Flotte zu schaffen, fuhr nach Korsika, Sardinien, den Balearen und unterwarf alle diese Inselländer seiner Macht. Er drang bis Rom vor, das er belagerte und plünderte, eine denkwürdige Plünderung, die länger als die Belagerung dauerte. Von da fuhr er nach Dalmatien und dann nach Griechenland, so daß es ihm gelang, ein gewaltiges, wenn auch vergängliches Reich zu gründen.

Die Geschichte, so nachsichtig, wie sie im allgemeinen Eroberern gegenüber ist, hat sich gegen die Vandalen äußerst streng gezeigt. Alamannen, Franken, Burgunder, Langobarden, Normannen, Sachsen, sie alle haben in der Welt die gleiche tierische Zerstörungswut betätigt, und doch stehen ihre Namen geehrt da, während der der Vandalen, man weiß nicht recht, warum, berüchtigt ist.

* * *

Noch ein anderer, weit furchtbarerer Völkersturm kündigte sich drohend an, in dessen Verlaufe mehr Blut fließen und sich mehr Trümmer anhäufen sollten als in allen vorangehenden Kriegen, die doch schon wahrhaftig mörderisch und entsetzlich genug gewesen waren. Diesmal waren es die Hunnen.

Bisher waren die angreifenden Völker stets von gleicher Menschenrasse gewesen als die angegriffenen: Franken, Goten, Burgunder, Vandalen, Dazier, ja auch die Parther, alle waren sie von weißer Rasse, Menschen von kräftigem Körperbau, hochgewachsen, blauäugig und blondhaarig. Aber in den Hunnen lernt Europa eine neue Rasse kennen, die den älteren europäischen gegenüber in allem minderwertig ist, nur in ihrer Tierheit sie vielleicht noch übertrifft. Aus Mittelasien (der Mongolei) stammend, sind die Hunnen Barbaren unter den Barbaren. Attila, ihr häßlicher Häuptling, ist nur ihr typisches Abbild. Klein, untersetzt, zottig, mit engen Schlitzaugen und platt gedrückter Nase, gibt er ein widerwärtiges Wesen ab, das ebensoviel Ekel wie Entsetzen erregt. „Wohin der Huf meines Pferdes gekommen ist, wächst kein Gras!“ äußerte er wiederholt. Und er bezeichnete sich selbst als Gottesgeisel.

Aber er wußte auch, wie alle echten Eroberer, an gewissen Tagen mit der Gewalt die List zu vereinen. Man nötigt dem Morgen- und dem Abendlande vom Pontus Euxinus bis zur Seine und von Thessalien bis zum Rheine seine Herrschaft nicht auf, wenn man ihr nicht mit ein wenig Schlauheit von mehr oder minder zweifelhaftem Werte nachhilft.

Er fängt im Osten an, indem er die Germanen Thraziens bedrängt und hinschlachtet (446). Ein schwacher oströmischer Kaiser, Theodosius II., zahlte ihm eine drückende Abgabe (sechstausend Pfund Gold) dafür, daß er nicht auch in Konstantinopel einzog.

Da wandte er sich wieder zum Abendlande zurück, von einem anderen Kaiser veranlaßt, der noch schwächer als Theodosius war, Valentinian. Er wollte auf dem Wege über die beiden Gallien nach Rom vorrücken und ergoß sich mit einem unzähligen Schwarme von Barbaren aller Rassen, die herbeigeströmt waren, um ihm Folge leisten und unter ihm rauben und plündern zu dürfen, über den Rhein. Überall, wo er hinkommt, folgen Verheerung und Entsetzen. Blühende Städte wie Trier und Reims werden dem Erdboden gleichgemacht. Er dringt bis Paris vor, das, wie die Sage berichtet, die Heilige Genoveva rettet, dann bis Orleans. Aber die germanischen Völker, die damals unter den römischen Adlern kämpften, die Franken und die Westgoten, unter der Führung des Aetius, eines großen Feldherrn von dunkler Herkunft, bringen ihm in der Champagne auf den Katalaunischen Feldern nach einem der blutigsten Kämpfe, die die Geschichte erlebt hat, eine vernichtende Niederlage bei (451).

Doch es gelang ihm, zu entkommen und, aus Gallien zurückgedrängt, sich wieder auf Italien zu werfen und Rom zu bedrohen.

Das Blut jener alten Römer, die einem Hannibal widerstanden hatten, floß nicht mehr in den Adern irgendeines Römers jener Zeit, und so kamen sie der Gottesgeisel schon auf halbem Wege nicht als Soldaten, sondern als Flehende entgegen. Vielleicht war Attila ebenso wie sein Heer des Krieges müde; jedenfalls nahm er den Tribut, der ihm damals angeboten wurde, um sich an die Ufer der Donau in seinen Holzpalast zurückzuziehen und hier ein Jahr später zu sterben (453).

Nach seinem Tode brach das Hunnenreich zusammen, das sich noch weit vergänglicher erwies als das Alexanders. Doch dieser gräßliche Völkersturm war darum nicht weniger verhängnisvoll gewesen. Ganz abgesehen von den Verwüstungen und Metzeleien, die er angerichtet hat, hat er Mongolenblut in das Blut der weißen Rassen gemischt, wodurch dieses nur an Wert verlieren konnte.

* * *

Das 4. und 5. Jahrhundert gehören zu den traurigsten der menschlichen Vergangenheit.

Alle Zivilisation ist erloschen, braucht doch der Kulturmensch etwa gar nicht so lange Zeit, um zu dem Zustande der Wildheit zurückzukehren.

Die Fluren werden eine nach der andern verlassen; auch die Städte, mochten es die sein, die vor Zeiten groß gewesen waren, oder die, die es noch einmal werden sollten. Die Bewohner des Landes und der Heide

(„Heiden", *pagani*), die für ihre alten abergläubischen Bräuche Achtung bewahrt haben, werden von den Christen gehetzt und verfolgt oder von den Barbaren niedergemetzelt. Die alten Baudenkmäler werden zerstört, sei es von ketzerischen Sekten, von denen es wimmelt, sei es von den Barbaren selbst. Der Einfluß Roms ist nur noch in der Erinnerung vorhanden; er ist gleichzeitig geschätzt und unbekannt; denn die Barbaren, die sich in den eben noch von ihnen geplünderten Ländern niederlassen, wissen von allem Vorausgegangenen nichts. Spanien, Germanien, Gallien, Kyrenaika, ja Italien haben keine Thermen mehr noch Luxusvillen, noch Zirkusse, noch Theater.

Bildliche Darstellungen, die die denkbar ungeschicktesten und plumpsten Machwerke sind, verdrängen die edle griechische Plastik. Es gibt keine Geschichtsschreiber, Philosophen und Dichter mehr. Die germanischen oder keltischen Sprachen, die vor der der Römer zurückgewichen waren, verschwinden vollends, da sich alle Barbaren beeilen, Latein zu sprechen. Aber das Latein, das sie sprechen, besteht nur noch aus mehreren Abarten desselben, die verdorben, mißgestaltet und ebenso barbarisch sind wie sie selbst, und ist dazu bestimmt, sich durch fortgesetzte Umgestaltungen schließlich je nach der Gegend zu dem Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Provenzalischen, Französischen und Rumänischen zu entwickeln.

Inmitten dieser allgemeinen Trostlosigkeit waren die christlichen Kirchen die einzige Zuflucht.

Das Abendländische Römische Reich war dahingeschwunden. Ein germanischer Heerführer Odoaker hatte den letzten der Kaiser abgesetzt, einen Knaben, der sich vermöge einer sonderbaren Laune der Geschichte nach dem Gründer Roms Romulus und zugleich nach dem Gründer des Kaiserreichs Augustus nannte (476).

Nach Odoaker wurden die Ostgoten, die Theodorich nach Italien geführt hatte, die Herren dieses Landes (493). In jenem Augenblicke waren die Westgoten die Herren von Südgallien mit der Hauptstadt Toulouse (418), von Spanien und von Afrika. Der Ostgotenkönig Theodorich, der die meisten der traurigen Herrscher seiner Zeit an Staatsweisheit übertraf, suchte die durch die vielen Kriege angerichteten schweren Schäden wieder ein wenig gut zu machen und durch eine gemeinsame Gesetzgebung, unter die er sie stellte, ein Zusammenleben zwischen Siegern und Besiegten, d. h. zwischen Italienern und Barbaren, zu ermöglichen.

Im nördlichen Gallien hatte der Stamm der Franken das Übergewicht gewonnen, dank der staatsklugen Geschicklichkeit eines seiner Häuptlinge. Chlodwig ist gewissermaßen als der Gründer des Königreichs Frankreich anzusehen (466—511). Dieser scheinbar so plumpe und ungeschickte Barbar war im Grunde ein höchst berechnender Staatsmann.

Die über die Galloromanen gewonnene Schlacht bei Soissons (486) öffnete ihm das Seinetal, wo er seine Macht fest begründete. Er kämpfte auch gegen die benachbarten germanischen Völkerschaften siegreich: im Norden gegen die Alamannen, die er bei Tolbiacum, im Osten gegen die Burgunder, die er an den Ufern der Ouche (500), im Süden gegen die Westgoten, die er bei Vouillé in der Nähe von Poitiers schlug (507). Er hatte sich zum Christentume bekehrt und wurde von dem Heiligen Remigius zu Reims gekrönt. Dieser Häuptling eines kleinen germanischen Stammes wurde so der erste König von Frankreich.

Die Barbaren hatten die Länder, in die sie kamen, bei ihrer Ankunft verwüstet vorgefunden und kaum eine weitere Eroberung machen können, als die des bloßen Grund und Bodens. Aber das Klima war weniger rauh als in den düsteren Wäldern der Weichsel oder der Elbe. Daher setzten sie sich schon lieber in den eroberten Gebieten fest, als daß sie erst wieder auf neue Eroberungen ausgingen. So die Vandalen in Afrika, die Westgoten in Spanien, die Franken und die Burgunder in den beiden Gallien, die Ostgoten und die Langobarden in Italien, die Alamannen, die Bajuvaren und die Sachsen in Germanien, die Angeln auf dem britischen Inselland, alle erstrebten dauernde Niederlassungen, und siehe da, vom sechsten Jahrhundert an hörten in der Tat die Völkerwanderungen und Völkerstürme auf. Die Führer nahmen von den Ländern Besitz, die Krieger mischten sich mit der einheimischen Bevölkerung und begannen den Boden zu bearbeiten oder sich in Marktflecken niederzulassen. Die Soldaten verwandelten sich in Ackerbauer und Handwerker. Von nun an gab es keine Völkerwanderungskriege mehr, sondern nur noch Kriege der Eifersucht zwischen zwei benachbarten Stämmen, deren Häuplinge das eigne Gebiet auf Kosten des andern erweitern wollten. Solche Häuptlinge nannten sich gern Könige. Der Ostgotenkönig Theodorich machte sogar einen vergeblichen Versuch, die alte römische Kaiserwürde seiner Person zu Ehren wieder aufrichten zu wollen.

Chlodwig, Dagobert, Chlotar maßten sich alle Kennzeichen des Königtums an; sie bauten sich Paläste und umgaben sich mit einer Art Hof, an dem sie alles neu erstehen ließen, was geeignet war, die Erinnerungen an das alte Rom wieder lebendig zu machen.

Chlodwig und die Franken waren im Jahre 497 zum Christentum übergetreten. Die Angeln und Sachsen, die in das Land der Briten (Großbritannien) eingedrungen waren, traten später im 6. Jahrhundert über. Die Sachsen Norddeutschlands waren die letzten, die die christliche Religion annahmen; im Jahre 800 nötigte sie ihnen Karl der Große durch heiße Kriege auf.

Die Volksgrenzen jener Zeit stimmten etwa keineswegs genau mit den heutigen überein. Die Einheit Frankreichs existierte ebensowenig wie

die Germaniens, Spaniens oder Italiens. Es ist nicht unnütz, hieran diejenigen zu erinnern, die in unsern zufälligen augenblicklichen Grenzen unverbrüchliche Schicksalsbeschlüsse für die Ewigkeit sehen. Der König von Frankreich war gleichzeitig Herr über den Rhein wie über die Seine und genau ebenso deutsch wie französisch. Die Burgunder hatten den Südosten, die Westgoten die Mitte und den Südwesten Galliens inne, die Langobarden nahmen nach Zurückdrängung der Ostgoten ganz Italien in Besitz.

Nichts war veränderlicher als diese Grenzen. Noch nach dem Tode eines jeden Königs teilten sich seine Söhne in die Erbschaft. Die Bevölkerungen wechselten ihre Herren mit vollkommener Gleichgültigkeit; denn unter den verschiedensten Namen blieb das Elend immer das gleiche.

Die Fürsten waren ohne Gewalt über die Gemüter, die wahre Herrschaft war die der katholischen Kirche. Sogar gegenüber den Barbaren ist die sittliche Macht nicht ganz einflußlos. Und jetzt, wo von dem römischen Staatsgebäude nur noch schwache Spuren übrig waren, war unter den Trümmern allein die Kirche aufrecht und unversehrt stehen geblieben, die Kirche, die selbst den erstaunten Barbaren einen Glauben eingab, den sie zwar nicht richtig verstehen konnten, dessen Größe sie aber unbestimmt ahnten. Die Krippe von Bethlehem und das Kreuz von Golgatha sind geeigneter, die Seelen zu rühren, als der Gorgias des Plato.

Die Priester, die Bischöfe, die Mönche waren durch die Macht der Tatsachen gewissermaßen die Hüter dessen geworden, was von der alten griechisch-römischen Kultur noch zu retten möglich war. In die Klöster, die die Barbarenkönige allein achteten, hatten sich alle die Menschen geflüchtet, die noch zu denken fähig waren. Es handelte sich nicht etwa um gelehrte oder begabte Schriftsteller, sondern es waren Leute, die in einem lebendigen und schlichten Glauben lebten und mitten in der allgemeinen Unwissenheit einige Achtung für die Dinge des Geistes bewahrten. Es war das gewissermaßen ein schwacher Lichtschein, der schüchtern in all der dichten Finsternis flackerte.

Während das weströmische Reich von den Barbaren zerstückelt wurde, baute das oströmische zu Byzanz den überlieferten Formenkram immer weiter aus und brachte ihn dadurch nur noch mehr herunter.

Diese oströmischen Kaiser, unbedeutende Persönlichkeiten, die ihre Mittelmäßigkeit der strengen Beurteilung der Geschichte entzieht, hatten nichts weiter zu tun, als sich mit ihrem Palastzeremoniell, mit den Ränken ihrer Dienerschaft und mit den Spitzfindigkeiten ihrer Theologen zu beschäftigen. Nur einen gab es, der eine wirkliche Tatkraft zeigte, und das war Justinian (527—565).

Wenn auch unter seinen Untertanen eine Spaltung in zwei Parteien herrschte, die sich nach den Farben der Kunstreiter eines Zirkus die *Blauen*

und die *Grünen* benannten, so konnte er aus ihnen doch ein geschultes und kriegstüchtiges Heer aufstellen, das unter dem Oberbefehle des Belisar den Vandalen Afrika wieder abnahm. Später nahm ein von Narses befehligtes Heer auch den Ostgoten wieder Italien ab. Einen Augenblick dehnte sich Justinians Reich wieder fast so weit wie das des Augustus aus, hatte er doch im Norden die Germanen, im Osten die Parther siegreich zurückgedrängt. Er konnte beinahe hoffen, die große kaiserliche Macht von ehedem wieder erstehen zu sehen.

Aber wenn der Name des Justinian der Nachwelt erhalten zu werden verdient, so geschieht dies nicht etwa um seiner vergänglichen Eroberungen willen, sondern allein wegen seiner unsterblichen juristischen Wirksamkeit. Er ließ durch Tribonian alle römischen Gesetze, alte wie neue, zu einem Rechtskodex sammeln, der ein unvergleichliches Denkmal bildet, das noch heute fast bindende Kraft für die Fachmänner besitzt. Alle neueren Gesetzgebungen haben das römische Recht zur Grundlage, so wie es uns Justinian überliefert hat. Tribonian war der Anordner, Justinian der Anreger für dies Werk, das an sich nur eine fleißige Zusammentragung ist. Und doch genügte dies vollständig, den Namen der Nachwelt zu erhalten.

Das oströmische Reich schien also von der Völkerwanderung verschont bleiben zu sollen. Zwar drohten die Goten, die Avaren, die Slaven von allen Seiten, doch gelang es ihnen gleichwohl nicht, in Byzanz einzudringen.

Aber wenn auch die alte griechisch-römische Kultur durch die kaiserlichen Einrichtungen scheinbar zur Hälfte erhalten geblieben war, so war sie darum nicht minder vergänglich. Der Verfall war nur etwas weniger stürmisch, aber doch gleichwohl ebenso sicher wie im Abendlande. Die Baumeister schufen Kirchen und Basiliken, die mit den verschiedenartigsten Ornamenten überladen und dabei, vielleicht mit Ausnahme des gewaltigen Gottestempels der Heiligen Sophia, trotz ihrer unermeßlichen Ausdehnungen wahrhafter Größe entbehrten. Die antiken Statuen wurden als Darstellungen von Gottheiten einer entehrend gewordenen Religion durch christliche Heiligenbilder ersetzt, und die Schönheit des menschlichen Körpers verhüllte sich jetzt ungeschickt unter vergoldeten Gewandungen. Die Mosaik trat an die Stelle der Malerei und die Anfertigung von Heiligenbildern an die Stelle klassischer Bildhauerkunst. Auf dem Gebiete des Theaters gab es nur noch Zirkusrennen und auf dem Gebiete der Literatur gab es überhaupt nichts mehr.

Von aller Erfahrungs- oder Geisteswissenschaft bleibt nichts weiter übrig, als nichtssagende weitschweifige Hin- und Hererwägungen der unbegreiflichsten theologischen Spitzfindigkeiten. Niemals gab es einen solchen Überfluß an Sekten und eine derartige Schwärmerei für die albernsten

Dinge. Anläßlich einer untergeordneten Rangfrage weigert sich der Patriarch von Byzanz, den Bischof von Rom als Vorgesetzten anzuerkennen, und die griechische Kirche bezeichnet sich als *orthodox*, um sich von der römischen Kirche trennen zu können, die sich ihrerseits nicht weniger bescheiden den Namen einer *katholischen*, d. h. einer allumfassenden, zulegt.

Kurz, die Barbarei war die gleiche im Morgen- wie im Abendlande.

Im Morgenlande grausame und unfähige Kaiser mit einem Volke von Sophisten, Höflingen und Sklaven. Im Abendlande halb wilde Könige, die nur die rohe Gewalt kannten und über verwüstete Gegenden herrschten. Im Abendlande das Gewimmer der Kindheit, im Morgenlande das Todeszucken der Altersschwäche. Das war der Zustand Europas, als Mohammed in die Erscheinung trat.

Mohammed oder Muhammed wurde zu Mekka in Arabien im Jahre 571 geboren. Arabien ist eine öde Gegend, nicht sowohl ein anbaufähiges Ackerland, als eine von einer unbarmherzigen Sonnenglut ausgedörrte Sandwüste. Die Bevölkerung dort war schon damals, wie heute noch, von äußerst geringer Dichtigkeit und in einem kläglichen Zustande. Mekka, das 80 Kilometer vom Roten Meer abliegt, war die einzige bedeutendere Stadt. I. J. 571 betete man dort noch Götzenbilder an, und in der wohl zum Teil mit dem Judentum verwandten und sonst nicht recht einzuordnenden Religion stand vor allem der Patriarch Abraham in großen Ehren.

So ursprünglich und niedrig auch die Bildungsstufe dieses Volkes war, es zählte doch schon Reiche und Arme, wohlhabende Kaufleute und gedrückte Proletarier, wie etwa die damaligen Schäfer und Kameltreiber; aus einer solchen niederen Klasse war ja auch, wie die sagenhafte Überlieferung berichtet, höchst wahrscheinlich Mohammed hervorgegangen.

Seine frühesten Jugendjahre sind traurig und düster. Etwas wirklich Verbürgtes über ihn wissen wir erst aus dem Jahre 613, wo er bereits einigen Anhängern eine neue Religion verkündete. Er war damals 42 Jahre alt. Er behauptete, unmittelbar von Gott, dem Herrn des Weltalls, Allah, eine übernatürliche Offenbarung empfangen zu haben. Er erzählte, daß das göttliche Buch, der Koran, ihm von dem Engel Gabriel auf den Befehl von Allah selbst diktiert worden sei.

Zunächst fand diese erstaunliche Behauptung keine rechten Gläubigen und erregte nur Spott und Verfolgungswut. Zehn Jahre lang gewann Mohammed nur wenig Anhänger, und auch die zu erhalten war ihm schwer genug gefallen. Da flüchtete er eines Tages, um seinen Feinden zu entrinnen und besonders auch, um noch mehr Bekehrungen zu versuchen, als ihm in seiner engeren Heimat gelingen wollte, nach Yatrib, das von nun an den Namen Medina bekam; dieses Ereignis wird von den Moslems

als die Hedschra bezeichnet und bildet das Datum, das sie als Ausgangspunkt der mohammedanischen Zeitrechnung angenommen haben (16. Juli 622).

Medina war bisher eine zum Teil heidnische und zum Teil jüdische Stadt; nun wurde sie mohammedanisch. Der Koran war ihr geheiligtes Buch, ein der hebräischen Bibel mit mehr oder weniger Treue nachgebildetes. Die jüdische Überlieferung vereinigte sich hierin mit den Phantasiegebilden Mohammeds. Abraham, Moses und Jesus Christus werden hier die Propheten, die nur die Vorboten für den letzten Messias, den größten von allen, Mohammed, sind.

Bisher war die Werbung für die neue Religion noch etwas zaghaft vor sich gegangen. Jetzt faßt sie sich Mut. Ihre Apostel werden kühn. Eine Moschee wird gebaut; ein bescheidenes Heer wird ausgerüstet, die neue Lehre zu verteidigen. Der Koran wird das allgemeine Buch. Er hört auf, bloß noch eine einfache Sammlung von sittlichen Begriffen zu sein, um von nun an vielmehr eine ganze Gesetzessammlung zu bilden, die eine genaue gesellschaftliche Ordnung vorschreibt, deren Grundlage eine Religion mit einem bestimmten Kultus ist.

Gleich in den ersten Jahren nach der Hedschra schlägt der Islam bereits genau die Richtung ein, die er später immer weiter verfolgen sollte: die Werbung für den Glauben durch die Waffen. Hiervon rührt eine ganz eigenartige Mischung von Plünderungs- und Bekehrungszügen her.

Zu Anfang fanden sich recht viel Schwierigkeiten. Die Muselmanen von Medina waren zunächst nur eine Handvoll Leute; doch, obwohl durch beständige Kämpfe noch mehr gelichtet, nahmen sie gleichwohl Jahr für Jahr an Zahl zu. Nach mancherlei Zwischenfällen drangen sie endlich im Jahre 8 der Hedschra (630) siegreich in Mekka ein. Mehr aus Furcht als aus Überzeugung bekehrten sich nun auch die Bewohner von Mekka; die anderen jüdischen, heidnischen und sogar christlichen arabischen Stämme wandten sich dem Erfolge zu und schlossen sich der neuen Lehre an. Die erobernde Macht des Islam hatte ihre Laufbahn begonnen.

In diesem Augenblick vereinte Mohammed bereits ein Heer von dreißigtausend Mann; er schickte sich auch schon an, gegen die griechischen (oströmischen) Heere in Syrien zu Felde zu ziehen, als er vom Tode überrascht wurde.

Der unbekannte Kameltreiber war mittlerweile zu einem mächtigen Herrscher geworden, und er konnte mit einigem Stolz auf die Entwicklung seiner Macht zurückblicken. Aber wieviel höher hätte wohl noch sein Herz geschlagen, wenn er das wunderbare weitere Schicksal der von ihm ins Leben gerufenen Religion hätte voraussehen können? Heute gehören ihr Millionen und aber Millionen von Menschen an. Sie stellt sich ebenso entschieden der Religion Buddhas wie der Jesu gegenüber. Sie

ist eine der größten sittlichen und wirtschaftlichen Kräfte der Welt geworden.

Es ist recht lächerlich, mit Voltaire zu behaupten, daß Mohammed ein bewußter Betrüger gewesen sei, der, um eine Rolle zu spielen, eigens zu diesem Zwecke ersonnene Märchen verbreitet hätte. Nein, ein solcher Betrug ist nicht bloß unwahrscheinlich, sondern einfach ganz und gar unmöglich. Mohammed ist vielleicht ein Verblendeter gewesen, ein Betrüger war er sicher nicht. Er hat mehr oder weniger unklare Traumbilder, Gesichte gehabt, die dadurch, daß er sie seinen begeisterten Jüngern erzählt hat, schließlich für ihn selbst den vollen Anschein bestimmtester Wirklichkeit gewonnen haben. Im Koran herrscht eine so tiefe Überzeugung, ein so starker Glaubenshauch, ein so feuriger Bekehrungseifer, daß für die Schöpfung des so genialen, fast übermenschlichen Werkes, das hinter der Ilias und der Bibel um nichts an Schönheit zurücksteht, unmöglich ein von langher vorbereiteter und planmäßiger Täuschungsversuch angenommen werden kann.

Der Koran ist nicht etwa ausschließlich eine Bekehrungsschrift; er ist auch gleichzeitig ein großartiges Dichtwerk. Der Zauber, den er ausgeübt hat, beweist, bis zu welchem Grade sich die menschliche Seele von den prächtigen Bildern verführen läßt. Eine ebenso gelehrte wie begeisterte Dichtung, die die Größe eines einzigen Gottes in einförmigen, aber gerade durch diese Einförmigkeit wirksamen Ausdrücken besingt!

Doch dieser Gott, dessen Preis und Ehre in jedem Verse wiederkehrt, ist ohne metaphysische Tiefe. Er ist auf der Vorstellung von einem allmächtigen, allwissenden, sehr weisen und sehr gütigen höchsten König aufgebaut. Von dem Throne aus, auf dem er im Himmel sitzt, lenkt er Sterne, Sonne und Erde. Er sieht alles, was die Menschen machen, die schwachen Menschen. Er hat alles geschaffen: Osten und Westen, Nacht und Tag, Meer und Sand, Gewitter und Sturm, Wolken und Geschöpfe. Alles gehorcht ihm: Alles steht in seiner mächtigen Hand. Der Mensch ist ein niedriger Sklave, dem der Blick und der Wille Gottes überallhin folgt. Der Gottheitsbegriff des Korans beruht ausschließlich auf der unbedingten Herrschaft des einen einzigen Gottes.

So ist es die große Pflicht des Menschen, diesen Meister anzubeten und vor ihm niederzufallen. Aber man soll auch barmherzig sein, Almosen spenden, das Recht beobachten und alle die als Brüder ansehen, die diesen einzigen Gott verkünden. Im ganzen ist die Sittlichkeit des Koran schön und rein, wenn auch Ströme von Blut um seinetwillen vergossen worden sind.

Als eine schlichte logische, von Bräuchen fast vollkommen verschont gebliebene Religion, die mit einer unbeabsichtigten Feinfühligkeit Vorschriften einer höchst einfachen Sittenlehre mit einem ebenso einfachen

Weltbilde vereinigt, ist der Islam wie geschaffen für Völker, die noch in ihrer Kindheit stehen. Es bedarf keiner tiefen Überlegung, um die so einfache Vorstellung zu erfassen, daß der Himmel von einem Gotte bewohnt wird, der nach Aussehen und Benehmen nicht anders ist, als irgend ein sehr vornehmer und sehr prachtliebender Herr, und daß es Gesetz ist, ihm zu gehorchen. Es ist kaum viel mehr, was sich darüber in dem Koran findet, aber es genügt, um die Welt zu erobern.

Bis zum Koran beschränkte sich alles, was in arabischer Sprache geschrieben war, auf einige höchst mittelmäßige und unschöne Gedichte. Der Koran erst eröffnete recht eigentlich die arabische Literatur, so daß in ihm nicht allein ein religiöses Lehrbuch, sondern mindestens ebenso das älteste und schönste Denkmal einer ganzen Sprache zu sehen ist.

Das Arabische wurde von einigen Tausenden Menschen gesprochen: Kaufleuten, Schäfern, Viehtreibern, Kamelführern, die in dem unfruchtbaren und öden Arabien in den verschiedensten Teilen zerstreut lebten. Mit dem Koran sollte sich das Arabische schneller in der Welt verbreiten, als es das Griechische und das Lateinische vermocht hatten. Schon hundert Jahre nach Mohammeds Tode sollte man in Bagdad, Cordova, Karthago wie Smyrna überall das gleiche Arabisch sprechen. Kein Buch, als höchstens noch das Evangelium, hat eine so überraschende Herrschaft auf das Gemüt der Menschen ausgeübt.

Die Eroberung Asiens, Afrikas und eines Teiles von Europa in der denkbar kürzesten Zeit verbreitete überallhin Furcht und Schrecken wie ein einschlagendes Gewitter. Sie war ebenso dem Buche wie dem Schwerte zu verdanken. Götzenanbeter, Heiden, Juden, Christen traten über. Es heißt im Koran, daß die Ungläubigen allezeit und überall bekämpft und sämtlich Gott unterworfen werden müßten. Es ist ein heiliger Krieg; wer in ihm fällt, geht geradenwegs ins Paradies ein. Daher jener unerbittliche Fanatismus, der den Sieg an die stürmenden Heere heftete; die verschiedenen Besiegten verbanden sich sogleich und wurden dann ebenso fanatisch wie die Sieger.

Damaskus und Syrien unterwarfen sich (634). Schon zwei Jahre darauf Persien und Kleinasien (636). Der Kalif Amru belagert Alexandrien, das nach einjähriger Belagerung fällt (641). Die noch immer wunderbare Bibliothek wird von Omar in Brand gesteckt, und es ist nicht sicher, ob das aus religiöser Verblendung oder aus kriegerischer Wildheit geschah; denn diese beiden bösen Feen mengen sich immer in die mohammedanische Eroberung ein. I. J. 642 wird Armenien erobert, i. J. 648 Cypern, i. J. 651 Rhodus, i. J. 653 ganz Ägypten. I. J. 672 eröffnen die Araber die Belagerung von Konstantinopel, und schon unmittelbar darauf beginnen sie auch mit dem Römischen Reich anzubinden. Sie nehmen Korsika und Sardinien (669), plündern

Sizilien, bemächtigen sich Karthagos (670) und dringen bis nach Spanien vor (711).

Noch zu Lebzeiten der Witwe Mohammeds, Aischa, hatte der Islam bereits die Hälfte des Mittelmeeres und ganz Asien, soweit es auch schon den Alten bekannt war, erobert.

Bei diesen stürmischen Eroberungen ging es nicht ohne furchtbare Rangstreitigkeiten zwischen den einzelnen Heerführern ab. Die Geschichte gestaltet sich in diesem Teile so düster, so blutig und so einförmig, daß es zwecklos ist, die wildesten und scheußlichsten Entwicklungen dieser entsetzlichen Tragödie zu zeichnen. Übrigens tut es auch wenig zur Sache, wer der und der General oder Kalif gewesen ist; schließlich triumphiert ja doch kein anderer als der Koran, und ist allein er der unwiderstehliche Sieger. Während sich zu Medina und zu Mekka Mohammeds Nachfolger um die Herrschaft stritten, breiteten sich arabische Sprache und Gesittung wie eine andringende Flut aus. Vergeblich stritten sich die Kalifen von Ägypten, Afrika und Bagdad in wildem Kampfe um die Oberherrschaft. Nichts konnte dem Eroberungszuge des Islam Einhalt tun.

Zu Anfang des 8. Jahrhunderts werden auch die Mauren Moslems. Die Westgoten werden aus Afrika vertrieben. Nach der Schlacht bei Xeres (711) genügen Musa fünf Jahre, um ganz Spanien zu unterwerfen und bis zu den Pyrenäen vorzurücken (710—715).

Die Araber fanden in Spanien keine Soldaten, die sie bekämpft hätten, und so ließen sie sich hier nieder, ohne irgendwelchen Widerstand zu finden. Die Christen (Westgoten oder den Westgoten untertänige Hispano-Römer) unterwarfen sich den neuen Herren und traten in großer Anzahl zum Islam über. Viele unter ihnen jedoch flüchteten sich in die Berge, um ihren alten Glauben bewahren zu können.

In weiterer Verfolgung ihres Bekehreramtes und ihrer Plünderungen überschritten die Araber die Pyrenäen, bemächtigten sich der Stadt Bordeaux und drangen tief in die Mitte Frankreichs bis nach Poitiers vor. Aber hier stießen sie auf Widerstand bei dem Frankenheere unter dem Oberbefehle von Karl Martel (732).

Abderhaman, der die sarazenischen Truppen befehligte, wurde besiegt und fiel in der Schlacht. Es fand ein gewaltiges Gemetzel statt, und der arabische Siegeszug auf europäischem Boden hatte ein für allemal sein Ende gefunden. Es war das erstemal, daß die Heere des Propheten sich zurückziehen mußten. Vierzig Jahre später überschritten die Franken ihrerseits unter der Führung von Kaiser Karl dem Großen die Pyrenäen, und nun ließen sich umgekehrt die Sarazenen auf ihrem eigenen spanischen Gebiete besiegen.

Aber soweit auch die Niederlage bei Poitiers die Eroberer zum Zurückweichen gebracht hatte, der Islam in Asien, Afrika und Spanien blieb

gleichwohl noch immer mächtig. Damals entwickelte sich eine neue Kultur in ihrem ganzen Glanze, jenes verfeinerte sinnliche Arabertum, das von Bagdad bis Cordova, von Smyrna bis Alexandria eine erstaunliche Einheit in Sitten, Religion, Baudenkmäler und Sprache einführte.

Während das Abendland und Byzanz noch tief in der Nacht eines das Licht der Vernunft scheuenden Christentums steckte, das ebenso wirr wie spitzfindig war, machten sich die Araber nun schon seit langer Zeit an das Studium der Geistes- und Erfahrungswissenschaften sowie aller schönen Künste. Sie hatten Romanschriftsteller, Dichter, Theologen, Philosophen, Grammatiker, Ärzte, Gelehrte (Mathematiker, Astronomen, Alchimisten, Juristen). Schulen, die beinahe den Charakter von Universitäten trugen, erstanden in Bagdad, Cordova, Alexandria, Damaskus Moscheen von einem bisweilen geradezu bezaubernden Stile wurden erbaut, wie die Alhambra von Granada. Der Handel nahm einen ungeahnten Aufschwung und mit ihm auch der Luxus. Die Meisterwerke, die die großen Geister von Athen und Rom hervorgebracht hatten, wurden erhalten und übersetzt. Zwei bis drei Jahrhunderte hindurch hat die Zivilisation weit mehr in der zu jener Zeit in ihrem hellsten Lichte strahlenden Araberwelt als in der damals noch so tiefstehenden Christenheit einen sicheren Hort gefunden.

Alles in allem ist es nicht etwa viel, was wir den Arabern verdanken. Ihr Denken ist von weniger Tiefe als Eigenartigkeit, und unsere moderne Kultur schuldet ihnen allein dafür Dank, daß sie es gewesen sind, die damals den Untergang des griechischen Geisteslebens verhindert haben.

Aber wenn auch auf die Abendwelt der mohammedanische Einfluß nur schwach gewesen ist, so ist er jedenfalls für Afrika und Asien ein durchgreifender gewesen. Hier hat er sich für alle Zeiten verewigt mit einer Zähigkeit, die geradezu ein Wunder zu nennen ist. Ungeachtet zehn langer Jahrhunderte, die für das Abendland an gründlichen Umgestaltungen so fruchtbar gewesen sind, ist das Morgenland noch heute genau so geblieben, wie es in den fernen Zeiten der Abassiden war. Der Koran wird in den Schulen gelehrt und in den Moscheen gelesen, genau wie vor tausend Jahren. Es herrscht noch immer derselbe geistige Zustand, dieselbe ästhetische Anschauung, dieselbe literarische Kunst, derselbe Handels- und Gewerbebetrieb. Der Islam der Araber hat überall, wo er durchgegangen ist, auf das Leben der Menschen ein dauerndes und einförmiges Gepräge gedrückt.

Weit mehr, er hat auch bis heute noch nicht aufgehört, erobernd zu sein. Gerade im Augenblicke versucht er wieder einmal, sich in der alten Welt weiter auszudehnen, und wenn er in Europa zurückweicht, so gewinnt er überall wo anders neue Verehrer. In der gegenwärtigen Stunde, wo die Religion Christi weder die chinesischen oder indischen Volksmassen

noch die Neger in Afrika erreicht, breitet sich Mohammeds Religion durch ihre erhabene und natürliche Einfachheit leicht aus und dringt, da sie nicht mehr die Gewalt anzurufen vermag, auf dem Wege friedlicher Eroberung bis in Indien und China ein. Der Islam zählt heute über zweihundert Millionen Anhänger.

Was ihn charakterisiert, ist ein kindlicher und demokratischer Monotheismus, der fast jeden äußeren Kultes entbehrt. Und was seine Moral betrifft, so unterscheidet sie sich nicht viel von der, die Bibel und Evangelium, aus denen er doch stammt, lehren.

Buddhismus, Islam und Christentum teilen sich heute in die Welt. Aber wer kann wissen, ob nicht eine oder die andere dieser Religionen, die alle fast die gleichen sittlichen Lehren predigen, siegen oder auch schwinden wird. Der Buddhismus hält sich durch die Zahl seiner Bekenner und die geistige Mittelmäßigkeit seiner Gläubigen. Christentum und Islam anderseits sind zwei mächtige miteinander wetteifernde Religionen, die sich nicht einschüchtern lassen. Ein Moslem kann einen Christen ebensowenig bekehren, wie ein Christ einen Moslem. Auch heute noch erscheinen genau so wie schon einst zur Zeit der Kreuzzüge Kultus und Dogma bei beiden gleich unüberwindlich. Wer weiß jedoch, was aus dem einen wie dem andern angesichts der immer mehr zunehmenden Vernunft und Wissenschaft eines Tages werden wird?

Der Sieg Karl Martels bei Poitiers verschaffte seinem Sohne Pippin dem Kleinen die französische Königskrone. Die merowingischen Könige, die entarteten Nachkommen Chlodwigs, hatten die Christenheit nicht gegen die Araber verteidigen können; sie hatten den höchsten Adel in ihre nächste Umgebung gezogen; der aber ließ sie selbst im Stich, als sie ihm nichts mehr zu bieten hatten, und so fielen sie der allgemeinen Verachtung anheim. Da sperrte Pippin den letzten Merowinger in ein Kloster ein und ließ sich zum Könige von Frankreich ausrufen (752). Ein tüchtiger Staatsmann und tapferer Soldat, bereitet er den Ruhm seines Sohnes Karls des Großen vor, wie Philipp von Mazedonien den seines Sohnes Alexander.

Karl der Große ist eine jener sagenhaften Persönlichkeiten, um deren Besitz sich Sage und Dichtung mit der Geschichte streiten. In der tausendjährigen Ferne erscheint er uns gerade ebenso märchenhaft wie ein Theseus, ein Abraham oder ein Agamemnon. Die Heldengesänge, die Schwänke und die Volksepen der alten französischen, deutschen und spanischen Literatur führen ihn uns in den verschiedensten Gestalten vor Augen, einmal als einen Eroberer, dann wieder als einen Heiligen und abwechselnd als erhabenen Herrscher, unbesieglichen Krieger, unversöhnlichen Gerichtsherrn, fürsorglichen Beschützer der Schulen und schließlich am Ende seiner Tage als einen leichtgläubigen und redseligen Greis wie liebevollen und leutseligen Landesvater.

Und so groß auch der Ruhm ist, mit dem er gefeiert wird, so läßt derselbe doch die Wirklichkeit nicht etwa hinter sich zurück. Durch seinen mit Weisheit gepaarten Mut, seine mit Kühnheit gepaarte Vorsicht ist er wirklich eine von den großen Gestalten der neueren Zeit.

Ebenso war er auch in der Tat ein trefflicher Krieger und ein großer Staatsmann.

Das Frankreich, das er als Erbteil von seinem Vater Pippin dem Kleinen bekam, umfaßte Aquitanien, die Täler des Rheins und der Seine. Aber tatsächlich erstreckte sich seine Macht lange nicht so weit.

Auf allen Seiten seines Reiches hatte er Feinde und Nebenbuhler. Jenseits von Aquitanien die Mauren, Sarazenen und Araber, lauter Mohammedaner, die die Niederlage bei Poitiers nicht etwa zu Boden geworfen hatte. Im Südosten die Langobarden, die Herren Italiens und der Provence, die sich anheischig machten, die Päpste ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Was die ebenso endlose wie unbestimmte Ostgrenze betrifft, so war sie bedroht und unsicher. Die Sachsen, die immer noch Heiden waren, hatten auch noch die heldenmütigen Kampfessitten des alten Germaniens bewahrt. An den Ufern der Donau lagerten Hunnen, die die Sachsen noch an Wildheit und Ungestüm überboten (Avaren und Tschechen). Im Norden plünderten die Friesen, die Dänen und die Normannen, die mehr Seeräuber als Soldaten waren, von Zeit zu Zeit die Küsten und drangen sogar am Ende von Karls des Großen Regierung bis zur Mündung der Seine vor.

Gegen sie alle der Reihe nach führte Karl der Große seine siegreichen Truppen.

Gleich nach dem Tode seines Bruders Karlmann, der einen Teil von Pippins Reich geerbt hatte, trägt er kein Bedenken, sich als alleinigen Herrscher ausrufen zu lassen, ohne Rücksicht auf die Rechte zu nehmen, die die Söhne Karlmanns, seine Neffen, vorbrachten. Er verstößt seine junge Frau Desideria, die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, und überzieht unter dem Vorgeben, den Papst gegen die Pläne des Langobardenkönigs verteidigen zu müssen, Italien mit Krieg. Italien unterwirft sich fast ohne Kampf, und er zieht in Rom ein. Er gesteht dem Papst einige Ländereien für den Kirchenstaat zu und wird zum Entgelt dafür zum Langobardenkönig ernannt (774).

Nachdem er so Herr über ganz Italien geworden war, zog er nun gegen die Sachsen zu Felde, und das war wirklich ein schrecklicher Krieg. Die beiden Gegner wetteiferten an Ausdauer und Grausamkeit. Dreißig Jahre lang (770—800) wurde ganz Sachsen von den leidenschaftlichsten und blutigsten Kämpfen heimgesucht. Der letzte Verteidiger sächsischer Unabhängigkeit, Widukind, mußte sich schließlich unterwerfen und zum Christentum übertreten. Er empfing feierlich die Taufe, und seinem

Beispiel folgte dann auch das sächsische Volk. An jenem Tage verfuhren die Heere Christi ganz wie die Heere Mohammeds; nur der Sieg hatte die Bekehrung zur Folge, und die Sachsen wurden nur Christen, um nicht niedergemetzelt oder in die Gefangenschaft geschleppt zu werden.

Zwischendurch kämpfte Karl der Große auch noch am andern Ende des Reiches mit den Sarazenen. I. J. 778 drang er in Spanien ein und nahm Pampelona. Nachdem er aber Saragossa lange ganz vergeblich belagert hatte, blieb ihm nichts übrig, als wieder über die Pyrenäen nach Frankreich zurückzukehren. Hierbei wurde seine Nachhut in dem Engpaß von Roncesvalles ganz unvermutet von den Feinden überfallen und trotz heldenmütigen Widerstandes bis auf den letzten Mann niedergemacht. Zu den Opfern gehörte auch ein Graf namens Roland. Diese Waffentat ist der Ausgangspunkt einer herrlichen Dichtung geworden, die das unvergängliche Denkmal der französischen Sprache in ihrer Entstehung bildet; es ist dies das *Rolands*lied. Diese epische Dichtung, deren Abfassung ins 11. Jahrhundert fällt, hat vom historischen Standpunkt auch nicht das geringste Interesse; denn was auch darin begegnen mag, alles beruht auf bloßer Erfindung. Aber es zuckt darin die große Seele des Rittertums. Roland ist ein ebenso großer Held wie Achill, vielleicht sogar ein noch wackererer Kämpe. Obwohl von Feinden umgeben, verschmäht er es lange und er kann sich erst todeswund dazu entschließen, sein Horn zu benutzen, um Karl den Großen zur Hilfe herbeizublasen.

Noch zwei Jahrhunderte lang, bis zur Renaissancezeit hin, sollte das Rittertum Rolands im Engpaß von Roncesvalles, so wie es von unbekannten Dichtergenien ausgesponnen und ausgeschmückt worden ist, den Franzosen den Heldenmut eines Leonidas in den Thermopylen eingeben. Das *Rolandslied* ist Frankreichs *Ilias*.

So rühmlich auch diese Heerfahrt war, sie endete beinahe mit einer Niederlage. Karl der Große kam denn auch schon in den nächsten Jahren wieder auf den Gedanken, noch einmal nach Spanien zu gehen. Diesmal blieb er zwar siegreich, konnte aber gleichwohl nur bis zum Ebro vordringen. Doch sein Kampf mit den Moslems in Spanien setzte etwa nicht einen gleichzeitigen Kriegszustand mit ihren Stammes- und Glaubensbrüdern in Asien voraus. Vielmehr hat, wie es scheint, Karl der Große mit ihrem allbeliebten Kalifen zu Bagdad, Harun al Raschid, einen Freundschaftsbund, ja sogar ein regelrechtes Völkerbündnis geschlossen. Bekannt ist ja, wie der große Frankenkönig durch Abgesandte des morgenländischen Fürsten die kostbarsten Geschenke erhielt.

Ein letzter schwerer und blutiger Krieg sollte noch Karl dem Großen eine Mehrung seines Ruhmes und Reiches bringen. Es war der Krieg mit den Avaren (791—796), einem hunnischen Stamme, der sich an den Ufern der Donau (Ungarn) niedergelassen hatte. Sie wohnten diesem

großen Strome ganz nahe und hatten dort ein weites Dorf aus Holz gebaut, in dem sie ihre Beute aufstapelten. Wie die Sachsen, Langobarden und Sarazenen, wurden nun auch die Avaren besiegt, und so dehnte sich Karls des Großen Macht über das ganze christliche Europa aus.

Er war damit der Erbe der weströmischen Kaiser geworden, und es fehlte ihm nur noch der Titel. Und den sollte er in Rom finden. Am 25. Dezember 800 rief ihn Papst Leo III. in der Peterskirche zu Rom zum Kaiser aus.

Dann kehrte er heim nach Aachen, der Stadt, die er so sehr liebte und deshalb zur Hauptstadt seines weiten Reiches machte, und versuchte in dieses unermeßliche und undurchdringliche Gebiet, über dem er jetzt als oberster Lehnsherr stand, etwas Ordnung und Frieden zu bringen.

Er läßt die alten deutschen Gesetze und Volksrechte niederschreiben und trifft auch selbständig neue Anordnungen, sogenannte *Kapitularien*, weil er sie in den Sammlungen in Kapitel einteilen läßt, Anordnungen, die Gesetzeskraft oder vielmehr über die verschiedenen alten Gesetze der in seinem Reiche so zerstreuten Volksstämme das Übergewicht bekommen; er sucht Stützen für seine Macht und ehrt darum die Priester, Mönche und Päpste; er achtet die Sitten der unterworfenen Völker und verlangt von ihnen nur, sich der etwas unklar umgrenzten Amtsgewalt der ihnen geschickten Aufseher (*Missi Dominici*) zu fügen. Er schont die ihm unterstehenden Lehnsherren, die Grafen (*Comites*), die alljährlich zu den *Maifeldern* aufgeboten werden in dem Augenblicke, wo gerade irgendein unvermeidlicher Feldzug in Sicht ist, er gibt ihnen auf, sich mit ihren mit allem ausgestatteten Lehnsmännern in vollen Waffen zum Kriege zu stellen, wie es dereinst in grauer Vorzeit in den Tagen des Tacitus die germanischen Häuptlinge taten.

Vor allem strebt er, die freien Männer, Handwerker wie Gewerbetreibende, die sich weder Grafen noch Herren zu sein rühmen können, an Kraft und Einfluß zu heben aus dem unwillkürlichen Gefühl heraus, daß grade sie die festesten Stützen der kaiserlichen Gewalt bildeten.

Karls des Großen Fürsorge erstreckt sich auf alles. Dieser Kriegsmann, der dauernd im Felde liegt, hat für die Macht des Geistes ein besseres Verständnis als noch irgendeiner von den Barbaren bisher. Er umgibt sich mit Priestern und Mönchen, die nicht so unwissend sind wie seine rohen Waffengefährten; er sucht Latein schreiben und sprechen zu lernen; er richtet Schulen ein, baut Kirchen, gründet Klöster, in denen die Künste in Ehren stehen und sucht den Ackerbau zu fördern und den Handel zu heben. Auch um seine eigene Person herum in seinem Palaste zu Aachen sucht er ein verfeinertes Hofleben einzurichten, bei dem allen hervorragenden Geistesgrößen, die er aus In- und Ausland zusammenberuft, mit Hochachtung begegnet werden muß.

Doch bei aller Tatkraft und Weitsichtigkeit konnte er nichts Dauerndes schaffen oder auf die Entwicklung der Völker gestaltend einwirken. Mohammed hatte das Morgenland von Grund aus erneuert. Karl der Große konnte die Geschicke des Abendlandes nicht wesentlich ändern. Was er geschaffen, war nur allzu vergänglich, weil es ganz und gar von seiner überragenden Persönlichkeit abhing.

So blieb in der Tat schon wenige Jahre nach seinem Tode (814), in dem Vertrage von Verdun (843), kaum noch etwas anderes von ihm übrig, als die Erinnerung an eine fast übermenschliche Macht und ein reicher Kranz von Sagen, die seine mächtige Gestalt hervorgerufen hatte. Anstatt sich zu einem einzigen Volke zu vereinen — und daraus wäre der größte Segen für die Menschheit entsprossen! — sollten von nun an Jahrhunderte und Jahrhunderte hindurch Frankreich und Deutschland unversöhnliche Gegner werden! Und leider ist auch heute noch immer kein rechtes Ende für diesen unseligen Gegensatz zwischen den beiden Nachbarvölkern abzusehen!

Der Vertrag von Verdun bezeichnet den Anfang eines dem heutigen nur recht wenig entsprechenden Europas. Das Reich Karls des Großen wird unter seine drei Enkelsöhne verteilt. Der älteste, Lothar, erhält das größte Stück, das bevölkertste, das reichste, das, an dem der Kaisertitel hängt; es ist die ganze Gegend, die sich zwischen den beiden Gebieten des jetzigen Frankreichs und Deutschlands ausdehnt, von den Niederlanden bis Italien. Ein Teil dieses so weiten Gebiets bekam sogar den Namen nach dem, der damals sein Herrscher wurde, nämlich Lotharingen, ein Name, der später zu Lothringen verkürzt wurde. Von den beiden andern Enkelsöhnen Karls des Großen erhielt der eine, Ludwig, Deutschland, der andere, Karl, Frankreich. Nach anfänglichem Kampfe miteinander versöhnten sich Ludwig und Karl und verbanden sich gegen ihren gemeinsamen Feind, den älteren Bruder Lothar, und schlossen in Straßburg angesichts der Truppen in feierlicher Weise einen Bundesvertrag; Ludwig von Deutschland sprach seinen Eid französisch, Karl von Frankreich den seinen deutsch. Die betreffende Urkunde (die sogenannten *Straßburger Eide*) bildet das älteste schriftliche Zeugnis der französischen Sprache.

So waren seit dieser Zeit Frankreich und Deutschland durch Völker getrennt, die weder Franzosen noch Deutsche sein durften und die zum höchsten Unglück für diese beiden größeren, so bedeutenden europäischen Völkerschaften zehn Jahrhunderte lang beständige Anlässe zum Kriege gebildet haben.

Der blendende Titel eines abendländischen römischen Kaisers ging unter den Nachkommen Karls des Großen von einem zum andern weiter, je nach dem Zufallsspiel der Kriege oder auch der Interessenpolitik der Päpste. Eine kurze Reihe von Jahren vereinte sogar ein einziger Fürst

das ganze Reich seines Ahnen in seiner Hand. Es war der schwache Karl der Dicke, der Urenkel Karls des Großen (881—888). Später wurde die Kaiserwürde immer nur einem deutschen Herrscher zuteil.

Mit dem Kaisertitel war der Titel eines Königs von Italien verbunden. Daher stammen die unaufhörlichen Züge der Deutschen nach der Apenninenhalbinsel, die so einen gewissen Schein von Recht haben, daher jene Kriege, jene Räubereien, jene Feindseligkeiten, die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts dieses so schicksalsgeprüfte Land verwüsteten.

So sollten sich durch das Auseinanderfallen des großen fränkischen Reiches jahrhundertelange Kriege für Europa vorbereiten und der Vertrag von Verdun der Welt noch ganz unleidliche Sorgen machen.

Verhängnisvoll waren für Europa die beiden Jahrhunderte gewesen, die Karl dem Großen vorangegangen waren, aber noch verhängnisvoller sollten die beiden folgenden werden.

Je unabhängiger der Adel von Jahrzehnt zu Jahrzehnt geworden war, um so roher wurde er auch. In ihren Graf- und Baronschaften waren die adligen Herren die Besitzer des Grund und Bodens, aber auch der Menschen auf demselben. Ihre Leibeigenen wurden gleich richtigen Sklaven für die geringsten Verstöße gepeitscht oder gehenkt, erbarmungslos gebrandschatzt und zu den härtesten Fronen genötigt. Gesetzlosigkeit herrschte überall völlig willkürlich; denn die Laune, mit der diese unzähligen kleinen Tyrannen die Provinzen Frankreichs, Deutschlands und Italiens ganz nach Gutdünken unter sich teilen, ist weiter nichts als Gesetzlosigkeit, Gesetzlosigkeit in ihren beiden grausamsten, scheinbar so verschiedenartigen Formen, in denen der Unsicherheit und der Sklaverei.

Vergebens suchte die Kirche diesen Barbarenhäuptlingen einige Kultur zu geben und etwas Milde in ihre Sitten zu bringen; sie fand keinen Gehorsam und wurde zudem auch durch eigene Verdorbenheit geschwächt. Trotz aller päpstlichen Verordnungen heirateten die Priester oder hielten sogar Weiber in wilder Ehe aus. Während Jesus Verachtung der irdischen Reichtümer gepredigt hatte, dachten die Mönche, ja selbst die Bischöfe an weiter nichts, als daran, sich zu bereichern und ihre Besitzungen auszudehnen, derart, daß die Leute aus dem Volke sich abwechselnd zwischen den adligen Herren und den Priestern als Opfer ihrer gleich großen und miteinander wetteifernden Raubsucht hin- und hergeworfen sahen.

* * *

Weitere, vielleicht noch schrecklichere Plünderer traten auf: die Normannen oder Nordmannen, die aus Dänemark und Skandinavien kamen. Mit Beginn des Frühjahrs rüsteten sie immer eine kleine Flotte von festgebauten Schiffen aus, mit denen sie es auf die Küsten absahen. Mit Waffen und Lebensmitteln gut versehen, unerschrockene und er-

probte Seeleute, Soldaten ohne Furcht und ohne Bedenken, segelten sie die Meeresufer entlang, bis sie die Mündung eines Flusses gefunden hatten; nun fuhren sie ihn hinauf, bemächtigten sich einiger kleinerer Ortschaften, deren Bewohner erschrocken die Flucht ergriffen, und plünderten von hier aus ringsherum die Burgen, Städte und Klöster und waren dabei ganz besonders bestrebt, Geiseln zu nehmen, für die sie dann hohes Lösegeld verlangten. Im Herbste kehrten sie darauf wieder mit reicher Beute beladen an den heimischen Herd zurück, wo sie ihre Frauen und Kinder wiederfanden. Bei solchen Plünderungen begegneten sie kaum irgendeinem nennenswerten Widerstande; denn die wehrlose Bevölkerung wußte sich nicht zu helfen, und die feudalen Herren waren mehr darum besorgt, ihre persönlichen Streitigkeiten untereinander abzumachen, als ihre Lehnsmänner ihrer Pflicht gemäß zu schützen.

Je strafloser die Normannen davonkamen, um so frecher wurden sie. Sie erscheinen zum erstenmal im 6. Jahrhundert in der Nähe von Calais. I. J. 795 setzen sie sich auf den Faröer-Inseln fest; i. J. 800 gehen sie an den Küsten Frieslands mit zweihundert Schiffen an Land und plündern die ganze Gegend. Hierauf landen sie fast jedes Jahr in Schottland und Irland. I. J. 836 nehmen sie die Insel Walcheren in Besitz; i. J. 840 fahren sie in die Seine ein, plündern Rouen und Jumièges und ziehen verwüstend und sengend im Land umher. Während einer Küstenfahrt i. J. 844 suchen sie die Loire heim, besetzen Nantes und dringen bis Tours vor. Kurz darauf fahren sie auch die Gironde hinauf und plündern Toulouse. Jedes Jahr werden die Fahrten weiter und kühner. Sie dehnen sich bis an die Küsten Spaniens und Lusitaniens aus, erstrecken sich über den Tajo und gehen bis nach Cadiz. Später durchsegeln Normannen auch die Meerenge von Gibraltar und steuern in die Rhône hinein bis Valence hinauf. Andere gelangen bis nach Sizilien und Italien, wo sie die Stadt Pisa plündern. Einige unter ihnen sind noch tollkühner, durchkreuzen das Atlantische Meer und suchen Grönland und Nordamerika auf.

Diese Fahrten verbreiteten weithin Schrecken und Grauen. Die gebrandschatzten Bevölkerungen baten ihre Herren um Hilfe. Die Klöster wurden mit Befestigungen versehen und Burgen mit Verließen, Schanzen und Türmen erbaut. Die Dörfer wurden so angelegt, daß sie im Kreise um einen Herrensitz lagen, der mit Zinnen versehen, von einer Zugbrücke geschützt und auf einer Anhöhe errichtet war, um sich gegen alle Überrumpelungsversuche verteidigen zu können. Stadt- wie Landbewohner stellten sich unter das Banner ihres gnädigen Herrn, und die feudale Zwangsherrschaft wuchs.

* * *

Doch die Normannen wurden von Tag zu Tag zahlreicher und nach ihrer Jagdbeute wilder. Im Jahre 885 drangen sie mit siebenhundert Fahrzeugen und nahezu vierzigtausend Mann bis Paris vor. Die Stadt hielt einer zehnmonatlichen Belagerung stand, und in dieser Zeit geriet die Bevölkerung der gesamten Umgegend in die schlimmste Bedrängnis. Pest, Hungersnot, Armut, alle diese ständigen entsetzlichen Begleiterinnen des Krieges, waren auch diesmal herbeigeeilt. Karl der Dicke, der König von Frankreich und Kaiser von Deutschland, hielt es für leichter und vorsichtiger, den Seeräubern statt des Kampfes lieber ein Kaufgeld anzubieten.

Aber diese dachten diesmal gar nicht mehr daran, das liebliche Frankreich, das sie immer wieder hingelockt hatte, zu verlassen. Auch für die kühnsten Abenteurer kommt stets ein Augenblick, wo sie sich nach Ruhe sehnen. Viele Normannen setzten sich nun in dem Lande fest, das sie bisher so verwüstet hatten, verlangten die Taufe und vollzogen ihre Unterwerfung unter den Landesfürsten.

Einer ihrer Häuptlinge, Rollo, verhandelte mit Karl dem Einfältigen und erlangte die Einräumung eines weiten Gebiets (911). Im folgenden Jahre ließ er sich taufen. Er wurde der erste Herzog der Normandie. Die Ländereien dieses fruchtbaren Gebiets wurden unter seine Waffengefährten verteilt, die damit Herren der Landschaft wurden. Bald nahmen die wilden Seeräuber des Nordens, die sich nun mit der französisch-gallisch-römischen Bevölkerung mischten, die Sprache und die Religion des von ihnen teils eroberten, teils erkauften Landes an. Nach Vollendung zweier Menschenalter waren sie Franzosen geworden.

Bis zur Schlacht bei Hastings (1066) begibt sich in Europa nichts weiter Erwähnenswertes. In Spanien führen die Könige mit wechselndem Glücke fortgesetzte Kämpfe gegen die Mauren. In Frankreich folgen den Karolingern die Kapetinger. In Deutschland ziehen die Kaiser gegen die Polen, Ungarn und Böhmen zu Felde. In dem Becken des Mittelmeers nehmen die Sarazenen Sizilien und Sardinien ein und bedrohen Italien. In Großbritannien entthront das dänische Königshaus das sächsische. Überall Krieg, Seuche, Hungersnot, Plünderung und Unglück.

* * *

Inmitten dieses ganzen Trümmerhaufens blieb allein die christliche Kirche in ihrer ganzen Gewalt unerschüttert und aufrecht; denn der Glaube war damals tief, blind und weltbeherrschend. Niemals gab es weniger Ketzereien, Spaltungen oder Ungläubigkeiten. Der Zweifel ist unbekannt. In ganz Europa erhebt sich auch nicht eine Stimme, um die Lehre der Kirche etwa irgendwie zu erörtern oder gar zu bestreiten. So haben denn auch die Priester Waffen, die, wenn auch geistige, darum nicht weniger schrecklich sind. Sie gebrauchen sie gegen adlige Herren,

Könige und sogar Kaiser. Keiner von ihnen wagt dem Kirchenbanne zu trotzen, wurde doch in jenen Zeiten geistiger Trägheit ein mit dem Bannfluch belegter Mensch wie ein Pestkranker angesehen. Im Jahre 1077 muß der deutsche Kaiser Heinrich IV., um dieser so schweren Strafe zu entgehen, sich zu Canossa vor dem Papste demütigen.

Weit häufiger jedoch übt die Kirche ihren Einfluß zum Guten aus. So vermag sie bereits im Jahre 1050, um den mörderischen Kriegen, die von Provinz zu Provinz, von Grafschaft zu Grafschaft wüteten, wenigstens ein vorübergehendes Ende zu machen, den Gottesfrieden zu verkünden, durch den der Krieg für eine bestimmte Zeit untersagt ist. Sie hat auch das *Asylrecht,* und die von den geistlichen Gerichtshöfen gepflegte Gerechtigkeit ist weniger streng und weit unparteiischer als die der Herren.

Wenn im 10. und 11. Jahrhundert die Gewalt der Kirche in raschem Zunehmen begriffen ist, so ist es ihr Reichtum zur gleichen Zeit noch viel mehr. Die Güter der Kirche wachsen von Jahr zu Jahr, und niemals gibt sie, was sie einmal erworben hat, wieder heraus.

Klöster erstehen überall mit Stiftungen, die keine Rechtsprechung anzufechten vermag, mit Vorrechten, denen sich auch nicht einer von den Feudalherren zu widersetzen wagt. So ist die Kirche bald die Besitzerin alles Reichtums.

Von ihren begüterten Abteien aus bringen jedoch die Mönche in die allgemeine Unbildung und Sittenroheit, auf die sie in jener Zeit von allen Seiten stoßen, noch einige Kultur hinein. In diesem Sinne ist die Tätigkeit der Benediktiner, der Franziskaner und der Dominikaner (1221) von reichem Segen begleitet. Sie sind mehr unterrichtet und weniger verdorben als die Pfarrer und Bischöfe. Durch ihren lebendigen Zusammenhang mit der Laienwelt und ihre geringe Fühlung mit Rom begünstigt, streben sie, wenn nicht für die Lehre, so doch wenigstens für das Privatleben von der priesterlichen Vormundschaft unabhängig zu werden, so sehr, daß wiederholt die Päpste dazwischentreten müssen, um, wenn auch ziemlich erfolglos, gegen die schimpflichen Sitten der weltlichen Geistlichkeit zu eifern.

Augenscheinlich litt die durch nichts ins Wanken zu bringende Gläubigkeit der niederen Volksklassen auch ebensowenig unter diesen Verfehlungen. Doch ließ allmählich die Reinheit der christlichen Dogmen nach; die Anbetung der Heiligen und der Jungfrau Maria nahm bald eine unerwartete Entwicklung. Man vergaß Christus und besonders Gott den Vater, um nur noch die Mutter Gottes und ihr ganz kleines Kind anzubeten. Das Leben der Heiligen wurde erklärt, umgearbeitet und gestaltete sich zu erbaulichen Fabeln. Die Bilder der Jungfrau schmückten alle Kirchen. Die Reliquien wurden Gegenstände der Verehrung und des

Handels. Die Götzendienerei, die in der Tiefe jedes menschlichen Geistes schlummert, hob wieder ganz unverhohlen ihr Haupt empor. Noch niemals gab es zu irgendeiner andern Zeit eine so weitgehende Unterwerfung und Schwächung des Geisteslebens. Wenn man vom Rolandslied oder den Kunstschöpfungen der wunderbaren gotischen Dome absieht, die uns noch heute entzücken, bleibt der Geist des Menschen vier Jahrhunderte lang in einen schweren Schlaf versunken, von dem kein Ende abzusehen zu sein scheint.

Sittliche Knechtung durch die Kirche, wirtschaftliche Knechtung durch den Adel, das ist der doppelte Charakter der Zeit des Lehnswesens.

In Frankreich beginnt diese Zeit unmittelbar nach Karl dem Großen, um mit Ludwig XI. zu endigen; in Spanien, Italien und England macht sie nahezu dieselben Wandlungen durch wie in Frankreich, und in Deutschland sollte sie noch länger dauern.

Wenn Karl der Große in seinen Gesetzgebungs-, Kriegs- und Verwaltungswerken eigentlich überall leidlichen Erfolg gehabt hatte, so zeigte er doch in einer Sache vollkommene Ohnmacht, nämlich in dem Versuche, den Adel der königlichen Gewalt unterzuordnen. Gleich hinter ihm beginnt die Lehnsherrschaft. Solange er am Leben ist, senkt sie noch verschämt ihr Haupt; aber kaum ist er dahingeschwunden, so werden die Herren in ihren Herrschaften mächtiger als der König selbst. In ganz Frankreich und in ganz Deutschland beginnt die Lehnsherrlichkeit ihr wildes Spiel entfesselt zu treiben. Der Riesen- und Wunderbau des alten römischen Kaiserreichs stürzt auf allen Seiten zusammen. Jeder kleine Herr will selbständig werden und nur den eignen Launen und Interessen zu gehorchen brauchen.

* * *

Die Formen der Lehnsherrschaft (im 9., 10. und 11. Jahrhundert) sind zu verschiedenartig und verwickelt, als daß eine gemeinsame Beschreibung sich gleichmäßig auf alle europäischen Völkerschaften anwenden ließe.

Die Lehnsherrschaft ist vor allem die Trennung sämtlicher Menschen in zwei unterschiedliche Klassen; die einen sind die Herren, Besitzer, Ritter, Adligen. Die andern sind die Leibeignen oder Hörigen, von ihrem Herrn beinahe wie Sklaven abhängig. Der Adel vererbt sich von Vater zu Sohn und die Hörigkeit ebenso.

Unter den Herren besteht eine Rangstufung. Es gibt große Herren und kleine Herren, die Lehnsmänner der ersteren. Häufig sogar, wie in Deutschland, ist die Lehnsordnung noch verwickelter, und es bestehen an fünf Arten von Herren unter mannigfaltigen Bezeichnungen, wie Herzöge, Grafen, Barone, Ritter. Der Adlige ist Besitzer von Lände-

reien, die ihm bald durch Erbschaft zugefallen, bald von dem Lehnsherren überlassen sind.

Über seine Ländereien ist der Adlige unumschränkter Gebieter. Er zieht die Abgaben (Steuern); er läßt die Leibeignen für sich arbeiten (fronen); er leitet einen Gerichtshof; er hebt Truppen aus. Er ist ein richtiger unumschränkter Herrscher, der als Grenze für seine Gewalt nur ein unbestimmtes Lehnsverhältnis gegenüber noch mächtigeren Herren kennt, von denen er wieder abhängt, dem König in Frankreich, Spanien und England, dem Kaiser in Deutschland.

Eine Volkseinheit gibt es nicht. Ganz Europa ist zwischen kleinen Machthabern zerstückelt, die unter dem Vorwande, ihre Untertanen zu schützen, sie in harter Knechtschaft halten und ohne jede Kontrolle eine Gewalt ausüben, für deren Einschränkung keine Behörde und kein Gesetz zu sorgen da sind.

In den Städten, die sich nun zu bilden beginnen, sind die Handwerker und die Krämer der Leibeigenschaft nicht unterworfen. So schiebt sich dort allmählich eine Klasse zwischen den Leibeignen und den Adligen ein; es ist die Klasse der Städter und der Bürger, die sich etwas Unabhängigkeit zu wahren wissen. In gewissen großen Städten Deutschlands, Italiens, Flanderns kommen mit einemmal einige städtische Freiheiten zum Vorscheine. Diese Städte verwalten sich selbst; sie haben einen Senat, einen Bürgermeister, Schöffen, Räte, Richter.

Aber selbst den Bürgern gegenüber haben die Adligen ganz übertriebene Vorrechte, um wieviel mehr noch den Leibeignen! Diese sind völlig wehrlos. Den einzigen Schutz, den sie finden, der aber auch nur unsicher und teuer erkauft ist, bietet ihnen die Kirche und der König. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts sollte ein Augenblick kommen, wo die Kirche und der König mit vereinter gemeinsamer Anstrengung sich auf die Bauern und die Städter zu stützen lernen sollten, um damit den Adel besser bekämpfen zu können.

Bei alledem sind die Adligen trotz ihres Hochmuts, ihrer Vorrechte und ihrer Anmaßungen von keinem andern Geblüt als die Leibeignen. Alle Persönlichkeiten, die dem Lehnsherrn nähertreten, können Ländereien zu Lehn bekommen, was ihnen erblichen Adel verleiht. Die Diener des Fürsten werden wieder ihrerseits Herren. Und der Fürst selbst ist auch nur ein glücklicher Krieger, ein aus dem Volke hervorgegangener Mann, der sich zu schlagen und Ritter zu werden verstanden hat. Nach Verlauf von zwei bis drei Geschlechtern bilden sich Diener und Ritter ein, Menschen von anderm Safte zu sein als die Leute aus dem Volke und reden das schließlich noch dem Volke selbst ein.

Ihr wesentliches Gepräge bekommt diese Zeit des Lehnswesens von ihrer bunten Verschiedenartigkeit. Es gibt Tausende von kleinen Herr-

schaften, und jede dieser Herrschaften hat ihre besondere Gesetzgebung, die mit jedem neuen Herrn wechseln kann. Der heillose Wirrwarr aller dieser nur denkbaren Gewohnheitsrechte spricht jeder ordnungsmäßigen Aufzählung Hohn; aber all die unendliche Mannigfaltigkeit im einzelnen führt doch immer nur zu dem gleichen Ergebnis: der Vernichtung der Schwachen durch die Starken, der Unterdrückung der Kleinen durch die Großen, der Ausbeutung der Armen durch die Reichen.

Diese Adligen und Ritter waren in ihrem Mangel an geistiger Bildung und ihrer noch ganz ursprünglichen Sittenroheit völlig wie große Kinder, tapfer bis zur wahnsinnigsten Verwegenheit, mit Leidenschaft an ihren Vorrechten hängend und sich nur schwer in ein Gesetz fügend, wäre es selbst das der Kirche. Da verbreitete sich wie ein neuer sittlicher Lehrsatz die aufopfernde Hingabe für die *Standesehre* in einer Weise, wie sie die Alten noch nicht oder wenigstens noch kaum gekannt hatten. Die Ehre ist die Entfaltung der Würde der Einzelpersönlichkeit, die Achtung für die beschworene Treue; sie verlangt, daß ein Edelmann keines seiner Ehrenrechte aufgibt und daß er zu ihrer Verteidigung mit Einsetzung des Lebens kämpft.

Gleichzeitig hebt sich auch die Lage der Frau — allerdings nicht im Volke, wo die Frau, leibeigen wie ihr Mann, außerdem noch die Leibeigne ihres eignen Mannes war, wohl aber bei den Bürgern und vor allem bei den Adligen —. Die Trouveres huben an, die Reize der Frau zu besingen, die Ritter, die Farben einer vornehmen Dame, ihrer Herrin, anzunehmen, und alle ohne Unterschied, Adlige wie Hörige, Geistliche wie Laien, blindlings die Jungfrau Maria anzubeten.

* * *

Mitten in diesem Lehnszeitalter wurde Großbritannien von den Normannen erobert.

Obwohl die britische Insel in den sie einschließenden Meeren einen starken natürlichen Schutz fand, hatte sie fast gleichzeitig wie Gallien die römische Herrschaft und Gesittung kennen gelernt. Die Briten, die sie bewohnten, wurden halbe Römer, während im Norden der großen Insel die Skoten, Pikten und Kaledonier (die heutigen Schotten) im Schutz ihrer Berge unabhängig geblieben waren. Übrigens führten, wie es unzivilisierte Nachbarstämme stets zu tun pflegen, Briten und Kaledonier beständige Kriege miteinander.

Im fünften Jahrhundert kamen die Angeln und Sachsen von Germanien nach Großbritannien hinüber. Trotz des bewundernswerten Heldenmuts des Königs Artus, des sagenhaften Anführers der Briten, blieben schließlich doch die Einwanderer siegreich. Sie vermochten sogar ein angelsächsisches Königreich zu gründen, das zu großer Macht gelangte.

Dann kamen auch noch die Dänen hinüber, und eine geraume Zeit setzte sich in einer endlosen Reihe von Schlachten zwischen Dänen und Angelsachsen der Kampf um die Herrschaft fort. Einem sächsischen König Alfred dem Großen (849—901) gelang es endlich, den größten Teil der Insel unter seinem Szepter zu vereinen. Ebenso tüchtig als Gesetzgeber wie als Krieger, glückte es ihm, Ruhe, Ordnung und Ständigkeit in sein Land zu bringen. Unter seiner und seiner Nachfolger Herrschaft lernte England endlich ein wenig Frieden und Wohlstand kennen.

Zu Anfang des elften Jahrhunderts setzte wieder einmal die kriegerische Auswanderung ein, die die Völker offenbar noch immer nach Süden oder nach Westen zu drängen scheint. Unter der Führung des gefürchteten Seeräubers Knut unternahmen die Dänen eine siegreiche Fahrt nach England und entthronten die sächsischen Könige. Aber die Macht der Dänenkönige sollte nicht von langer Dauer sein (1016—1042). Die Sachsen wurden bald wieder die Herren des Landes.

Der letzte König des sächsischen Hauses war Harold. Unter seiner Herrschaft erfuhr England einen neuen Völkersturm. Ein großes Ereignis, das auf die Geschicke der Welt einen segensreichen Einfluß ausübte.

Mit Berufung auf nichtige Vorwände, mit schlechter Verhehlung seiner Begehrlichkeit unter dem Scheine berechtigter Eigentumszurückforderung und mit dem Vorgeben, die Verteidigung der katholischen Kirche in die Hand nehmen zu wollen, griff Herzog Wilhelm von der Normandie England an und eroberte es.

Welches auch die Folgen dieses siegreichen Angriffs gewesen sein mögen, die Eroberung Englands war, wie die meisten Eroberungen, in Wirklichkeit nur ein riesiger und einträglicher Plünderungszug. Aber dieser Plünderungszug wurde mit solchem Heldenmute geführt und von einer so fähigen Staatskunst befruchtet, daß er die Billigung und die Bewunderung aller Geschichtsschreiber gefunden hat.

Am 27. September 1066 brach Wilhelm von St. Valery an der Somme mit einem Heere von 60 000 Mann, Franzosen, Flamländern und besonders Normannen auf. Einige Tage später (14. Oktober) begegnete er bei Hastings den sächsischen Streitkräften unter der Führung von Harold. Die Schlacht war lang und blutig. Harold fiel zugleich mit den meisten seiner Soldaten. Da zog Wilhelm, ohne noch irgendwelchen weiteren Widerstand zu finden, in London ein und ließ sich in der Westminster-Abtei zum König krönen (25. Dezember 1066).

In den ersten Jahren seiner Regierung mußte er zunächst eine Reihe von Aufständen niederwerfen, die so ernst wie richtige Kriege waren. Aber er ging aus allen als Sieger hervor. Als gleichzeitiger Herrscher der Normandie wie Englands zog er abwechselnd von einem Lande zum andern, trotz seines dicken Schmerbauchs unermüdlich und jeden Augenblick

bereit, sich zu schlagen; hierbei brannte er Städte und Dörfer nieder, schlachtete die Aufständischen erbarmungslos hin, schloß und löste seine Bündnisse nach den Erfordernissen der Stunde, fügte sich der Geistlichkeit scheinbar stets willig, während er ihr ein anderes Mal wieder Gesetze diktierte, und erregte so gleichzeitig Schrecken und Bewunderung.

In den neueroberten Ländern richtete er einen Lehnsstaat ein, der sich den bisher von ihm ausschließlich gekannten und so erfolgreich durchgeführten Plünderungen in einer Weise anpaßte, wie es nur ein so alter Praktikus wie er fertig bringen konnte. Die angelsächsischen Herren ersetzte er nämlich durch die normannischen, von denen er aber nun zum Entgelt einen Treu- und Lehnseid forderte. Sie wurden für einen Kriegsfall verpflichtet, eine je nach der Ausdehnung ihres Gebiets mehr oder weniger große Zahl von Mannschaften zu stellen. Alle normannischen Krieger, die an dem Heereszuge teilgenommen hatten, wurden also zwar belohnt, aber gleichzeitig zu Untergebenen des Eroberers.

Trotz einer aufrichtigen Frömmigkeit und Gottergebenheit hatte Wilhelm eine viel zu hohe Vorstellung von seiner königlichen Gewalt, um sich der Kirche gegenüber ohne weiteres zu beugen. Er behielt sich die Wahl der Bischöfe vor und ersetzte die angelsächsischen Priester durch französische. Er schränkte die Gerichtsgewalt der Kirche ein und beanspruchte ein Aufsichtsrecht über die vom Papste gesandten Bullen.

Es war das um dieselbe Zeit, wo sich in Italien Kaiser Heinrich IV. von Deutschland vor dem Papste zu Canossa demütigte. Barfüßig und nur mit einem wollenen Büßerhemde bekleidet wartete er drei Tage lang in den Laufgräben und vor den Toren der dortigen Burg, bis Gregor VII. geruhte, ihm Absolution zu gewähren.

Als Wilhelm der Eroberer starb, war er der mächtigste Fürst ganz Europas und verfügte über ein kriegserprobtes Heer, blühende Staatsfinanzen, den zauberischen Ruf eines gefeierten Siegeshelden und die wirkliche Macht eines unumschränkten Herrschers über den größten Teil von England und ein Drittel von Frankreich.

Die normannischen Sieger nahmen nun die Sprache und die Sitten der von ihnen besiegten Angelsachsen an. In zwei Menschenaltern war die Verschmelzung vollendet. Gleichwohl blieb die Wirkung dieses Eindringens des Normannentums in das ursprüngliche Germanentum auf das ganze staatliche und gesellschaftliche Leben Englands eine tiefe und nachhaltige.

So hat das englische Volk, gerade wie alle übrigen europäischen Völker, seine endgültige Gestalt erst durch wiederholte Völkerwanderungen und Eroberungszüge gewonnen. Eingeborenen unbekannten Ursprungs haben sich zunächst die Kelten, die wahrscheinlich aus Deutschland eingewandert sind, später die Sachsen, die ebenfalls aus Deutschland kamen, die Dänen, die aus Skandinavien und die Normannen, die aus Frankreich

kamen, nacheinander beigemischt. Diese Mischung aller der genannten Stämme hat nun das so edle englische Volk hervorgebracht, das trotz seiner starken nationalen Einheit auch nicht die geringste ethnische Einheit besitzt. Und es ist auch nicht mit irgendeiner der vielen europäischen Völkerschaften anders! Unsere Ursprünge sind überall die gleichen! Das gleiche Blut fließt in unser aller Adern! Wir sind alle durch eine so enge Verwandtschaft verbunden, daß die sämtlichen, ausschließlich durch die eigennützigsten Interessenkämpfe der Fürsten, entfesselten Kriege ohne Ausnahme in Wahrheit eigentlich niemals etwas anderes waren als das, was wir sonst Bürgerkriege nennen.

Selten hinterlassen die Gründer von großen Reichen Erben, die ihr Werk fortzuführen oder auch nur zu erhalten verstehen. Die Nachkommen Wilhelms, die höchst mittelmäßig und gewalthaberisch waren, dachten immer nur an Krieg, und zwar an den Krieg mit ihren verhaßten Nebenbuhlern, den Königen von Frankreich. So sollte von nun an zum schweren Unheil der beiden edlen Völker die Geschichte Englands mit der Frankreichs durch ebenso unerbittliche wie unfruchtbare blutige Fehden auf lange Zeit verbunden bleiben.

* * *

Die letzten Jahre des elften Jahrhunderts waren durch ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung gekennzeichnet: die Kreuzzüge.

Dieselben dehnten sich über das ganze zwölfte Jahrhundert aus.

Papst Gregor VII. (1073—1085) hatte nach langer Zeit wieder zum allerersten Male den schwachen Versuch gewagt, die Sitten der Priester von Grund aus umzugestalten und die Unterwerfung der Fürsten zu fordern. Sein Traum war, der höchste Führer zu werden, alle Gewissen zu beherrschen und alle Willensregungen zu lenken. Er dachte darüber nach, wie er, auf die Gläubigkeit der christlichen Völkerschaften gestützt, die Anmaßungen der Könige, der hohen Herren oder auch seiner eignen Bischöfe zurückweisen könnte. Aber in seinem Ringen um die Macht mit dem deutschen Kaiser mußte sich Gregor schließlich besiegt erklären.

Seine Nachfolger waren schon glücklicher. Dank den Kreuzzügen wurden die Päpste im zwölften Jahrhundert zu den höchsten Schiedsrichtern der katholischen Welt.

Auf der Kirchenversammlung zu Clermont (1095) stellte sich Papst Urban II. entschlossen an die Spitze einer großen Volksbewegung, die Völker, Könige und Kaiser fortriß. „Ist es nicht für die Kinder Christi beschämend, daß sein Grab in den Händen der Ungläubigen ist? Wollen es die Christen Europas ruhig mitansehen, wie die Barbaren ihre Brüder in Syrien und Palästina um ihres Glaubens willen martern? Der Krieg zur Befreiung des Heiligen Grabes ist ein heiliger Krieg, und wer in denselben ziehen wird, wird Vergebung aller seiner Sünden finden. Heftet

ein Kreuz auf eure Kleider zum Zeichen eures Glaubens und machet euch zum Heiligen Lande auf. Gott will es!"

Es war ein gewaltiger Begeisterungssturm, der die Bevölkerungskreise überall, in Flandern, Deutschland und Frankreich, damals fortriß. Ein Mönch von Amiens, Peter der Einsiedler, predigte den Kreuzzug, von Ort zu Ort wandernd und seine beklagenswerten Zuhörer mit sich lockend. Unter seiner Führung zogen die Pilger, an Zahl nahezu zweihunderttausend, durch ganz Deutschland, Ungarn und Bulgarien. Da man leben mußte, plünderten diese eigenartigen Wanderkrieger, ihren Zug mit Verwüstung und Vernichtung bezeichnend. Aber auch sie wurden auf ihrem Weg übel mitgenommen. So war ihre Zahl schon beträchtlich zusammengeschmolzen, als sie in Konstantinopel anlangten (30. Juli). Die Griechen erleichterten ihnen die Überfahrt über den Bosporus, aber sobald sie ans andere Ufer hinübergekommen waren, metzelten die Türken sie nieder.

Das war der klägliche Ausgang dieses Kreuzzugs der kleinen Leute. Der nachfolgende Nachzug der Ritter war schon ernster.

Die Mannschaft des Heeres war zwar heldenmütig, kühn und begeistert, aber jeder soldatischen Zucht abhold. So kamen sie auf vier verschiedenen Wegen in Konstantinopel an (1096). Dann zogen sie nach Kleinasien weiter und erfochten durch das glänzende Feldherrngeschick des normannischen Ritters Bohemund, den sie zum Führer gewählt hatten, einen bedeutenden und entscheidenden Sieg in der Schlacht bei Doryläum.

Es bedurfte einer Zeit von zwei Jahren, um bis nach Jerusalem zu gelangen, sich vorher der Städte Nicäa und Antiochia zu bemächtigen und die türkischen Heere zu zerstreuen, die sich nach jeder Niederlage neubildeten und noch verstärkt zurückkehrten. Die Krankheiten, die Schlachten, besonders aber andauernde Streitigkeiten untereinander, hielten die Kreuzfahrer in ihrem Vormarsche auf, und sie wären auch sicher unterlegen, wenn nicht auch im Sarazenenheere beständige Meinungsverschiedenheiten die Führer entzweit hätten. Am 15. Juli 1099 drangen endlich die Christen in Jerusalem ein, wo sie ihren Sieg durch ein grausiges Gemetzel und Blutbad schändeten. Schon zu Titus' Zeiten war dort das Blut in Strömen geflossen. Ein düsteres Verhängnis scheint über dieser Unglücksstadt schon von Alters her geschwebt zu haben.

Gottfried von Bouillon wurde nun zum König von Jerusalem ausgerufen, Bohemund zum Fürsten von Antiochia. Auch noch manchem andern von den adligen Herren fielen Städte und Ländereien zu. Syrien und Palästina wurden geradezu französisches Gebiet. Auch in unsern Tagen ist auf Grund einer Überlieferung, die sogar lange Jahrhunderte der Gleichgültigkeit noch immer nicht haben verwischen können, der französische Einfluß der maßgebende in Syrien und Palästina geblieben.

Doch der Einrichtung des französischen Lehnsstaats an den morgenländischen Gestaden des Mittelmeers war keine allzulange Lebensdauer beschieden. Viele Kreuzfahrer waren in Kummer und Not dahingestorben, und die meisten von denen, die mit dem Leben davongekommen waren, waren in die Heimat zurückgekehrt.

So waren die, die zurückblieben, wenn auch mutig und tüchtig, so doch an Zahl nicht gar zu stark. Europa schickte ihnen nicht mehr Lebensmittel noch Geld, und so war ihr Los ein klägliches. Als nun auch noch gar im Jahre 1146 die Türken immer bedrohlicher wurden, entschied man sich für einen neuen Kreuzzug. Er endete für die nur schlecht ausgerüsteten und schlecht befehligten christlichen Heere mit einem vollständigen Mißerfolge, so daß schließlich Jerusalem von den Türken wiedereingenommen wurde (1187).

Papst Innocenz III. suchte nun die Christenheit für einen abermaligen Heereszug zu gewinnen. Sein Einfluß war ein so gewaltiger, daß er die drei größten Herrscher Europas: König Richard von England, König Philipp August von Frankreich und den deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa zu bestimmen vermochte, nach dem Heiligen Lande zu ziehen.

Dieser dritte Kreuzzug mißlang ebenso wie der vorhergehende. Kaiser Friedrich, der durch seine Tapferkeit die Herzen aller Kreuzfahrer gewonnen hatte, fand gleich zu Anfang des Krieges das Ende seines tatenreichen Lebens. Philipp August machte sich im Grunde seines Herzens recht wenig aus den asiatischen Angelegenheiten, und so beeilte er sich, um sich wieder möglichst bald den Regierungsgeschäften des eignen Landes zuwenden zu können, sowie er es nur mit einigem Anstand konnte, nach Frankreich heimzukehren. Richard Löwenherz aber, ein ebenso grausamer wie heldenmütiger, höchst abenteuerlicher ritterlicher König, wurde nach mancherlei Wundertaten von Tapferkeit schließlich doch so völlig besiegt, daß er den Sultan Saladin um Frieden bitten und Jerusalem ein für allemal aufgeben mußte. So blieb Saladin Herr von Ägypten, Syrien, Palästina und Kleinasien. Er war nach seinem Siege weit hochherziger, als es jemals die Christen gewesen waren, und führte seine Herrschaft ohne jede Grausamkeit.

Bisher hatten alle Kreuzzüge in christlicher Gläubigkeit und Abenteuerlust ihre Triebfeder gehabt. Der vierte Kreuzzug wurde von weniger rühmlichen Gefühlen eingegeben.

Die Stadt Venedig hing nur noch dem Namen nach vom oströmischen Reich ab, doch durch die Schwäche der Kaiser behielt sie in Wahrheit volle politische Selbständigkeit. Allmählich schüttelte sie das Joch ganz ab und gab sich eine republikanische Verfassung. In dieser Zeit sammelte sie auch durch ihren Handel bedeutende Reichtümer und erweiterte ihr Gebiet.

I. J. 1201 erbot sich der hochbetagte Doge von Venedig, Dandolo, die Kreuzfahrer nach Ägypten zu schaffen unter der Bedingung, daß ihm ein Teil der Beute abgetreten würde. Die Kreuzfahrer nahmen das Anerbieten an. Da bestimmte der Doge mit einemmal die Christen, anstatt gegen die Moslems vorzugehen, doch lieber gegen die Seeräuber Illyriens zu Felde zu ziehen. Hierauf wandten sich die Kreuzfahrer nun geradwegs gegen das oströmische Reich. So wurde Konstantinopel, eine christliche Stadt, im Sturme von Soldaten genommen, die selbst im Namen Christi kämpften (1204). Das griechische Kaisertum, d. h. das griechisch-katholische, wurde durch ein lateinisches, d. h. römisch-katholisches, ersetzt. Die Venetianer aber wurden die Herren der Ionischen Inseln und fast aller Inseln des Ägäischen Meeres.

Das lateinische Kaisertum währte nur ein halbes Jahrhundert; doch Venedig blieb von nun an auf lange hin die Beherrscherin des Adriatischen Meeres.

So gleicht der vierte Kreuzzug in nichts dem ersten. Er wird nicht mehr, wie dieser, durch die gläubige Begeisterung einer unwissenden christlichen Masse, sondern nur noch durch den schlauen Ehrgeiz einer Minderheit vermögender Großkaufleute geführt.

Überall wächst in der damaligen Zeit der Eigennutz und sinkt der Glaube. Weder die Massen noch die Ritter, noch selbst die Päpste kümmern sich viel um das Heilige Grab. Aufrichtig und fromm interessiert sich nur noch einer für die Grabstätte Christi, und das ist König Ludwig IX. von Frankreich.

Ludwig IX. (der Heilige Ludwig), war weder ein besonders begabter Feldherr noch ein besonders hervorragender Staatsmann, aber seine hagere, durchgeistigte Erscheinung, aus der so viel Sanftmut, Ruhe und Friede sprach, sticht erfreulich ab von der der meisten Könige und Herren jener Tage mit ihrem so boshaften, hartherzigen und habsüchtigen Aussehen. Leutselig, unerschrocken und treu, liebte er die Gerechtigkeit über alles und hielt sein einmal verpfändetes Wort selbst den Ungläubigen. Er verabscheute den Krieg, und in jenen kampfdurchtobten Zeiten fand er sich höchstens bereit, die Waffen gegen die Anhänger des Islam, also die Feinde Christi, zu ergreifen. Fromm bis zu einer überschäumenden Inbrunst, ließ er sich gleichwohl nicht in der Führung der Regierungsgeschäfte von Papst und Priestern bevormunden. Vielleicht wäre es klüger von ihm gewesen, ruhig in Frankreich zu bleiben, um hier die Ausübung seines königlichen Berufes fortzusetzen, aber seine Frömmigkeit duldete das für die Länge der Zeit nicht, sondern wurde allmählich Herr über ihn, und so unternahm er einen Kreuzzug (1248—1252), der elend scheiterte. Einige Jahre später wandte er sich noch einmal den heiligen Stätten zu. Aber er wurde wider seinen Willen durch eine längere Verzögerung in Tunis zurück-

gehalten und wurde hier von der Pest dahingerafft. Dies war der letzte Kreuzzug (1270).

So blieb Jerusalem in den Händen der Türken, ebenso Ägypten, Syrien und die ganze afrikanische Küste. Die große Anstrengung der Christenheit hatte schließlich nur dazu gedient, die Macht des Islam zu kräftigen. Kein politisches Ergebnis, kein sittlicher Vorteil war aufzuweisen. Die Kriege im allgemeinen, aber ganz besonders die Religionskriege, sind nun einmal keine Förderungsmittel für die Zivilisation! Was die Christen aus dem Morgenlande nach Hause gebracht haben, ist, soviel man auch dagegen einwenden mag, im Grunde recht wenig, was sie aber dem Morgenlande gegeben haben, noch viel weniger, waren sie doch noch zu jeder Zeit in einem roheren gesellschaftlichen Zustande als die Araber; die arabische Welt ist freilich auch nach den Kreuzzügen völlig auf dem Standpunkte stehen geblieben, auf dem sie schon vorher bis dahin gestanden hatte. Ein paar Jahre friedlichen Verkehrs hätten hier sicher mehr gewirkt als ein Jahrhundert von Schlachten und Gemetzeln.

Man kann nicht einmal behaupten, daß die europäischen Völker dadurch, daß sie Schulter an Schulter unter derselben Fahne kämpften, sich gegenseitig verstehen und lieben gelernt hätten, sollten doch noch so viele folgende Zeitalter eine ununterbrochene Reihe von Kriegen und Feindseligkeiten zwischen Franzosen, Engländern, Italienern und Deutschen erleben!

Und doch, welch wunderbares Schauspiel dieser erste Kreuzzug, in dem eine aufrichtige, heldenmütige Masse, die sich aus allen Völkern und allen Ständen zusammensetzte, von einer uneigennützigen und edlen Idee entflammt und von einer glühenden Leidenschaft getrieben hinauszieht, ohne daß sie dazu etwa irgendein Herrscher anzuspornen oder zu leiten brauchte! In der Geschichte der Menschheit findet sich nichts, was diesem allgemeinen Ausbruche gläubiger Begeisterung auch nur einigermaßen an die Seite zu stellen wäre.

* * *

Im 12. und 13. Jahrhundert ist die Kirche noch immer allgewaltig; aber schon zu dieser Zeit beginnt ihre Macht so langsam herunterzugehen, treten doch ganz unvermutet und plötzlich völlig unvorhergesehene Hemmungen in die Erscheinung.

Es entstand nämlich damals zu Salerno in Italien die erste Universität, d. h. eine Hochschule, in der sämtliche Wissenschaften der Zeit gelehrt wurden (1096); eine zweite folgte zu Bologna (1158). Die Universität Paris stammt aus dem Jahre 1200. Bald wurde sie unter allen die berühmteste und besuchteste. Von allen Seiten Europas strömten die Schüler herbei, ungestüm, streit- und händelsüchtig, begeistert

und eifersüchtig auf ihre Vorrechte. Es wurde viel Theologie, etwas Recht und etwas Medizin getrieben.

Sicher blieben diese Universitäten, an denen Kleriker und Laien ihre Vorlesungen hielten, strenggläubig im Sinne der Kirche und ihrem Geiste treu; doch setzt dieser Unterrichtsbetrieb schon die wissenschaftliche Untersuchung voraus, derart, daß von nun an die katholischen Dogmen auszulegen, also zu erörtern waren. Die Theologie, die Jurisprudenz und ganz besonders auch die Medizin dieser Universitäten, schlossen sich zu jener Zeit eng und geheimnisvoll in ziemlich willkürlichen und wunderlichen Formeln in einer Weise ab, über die wir heute lächeln würden. Und doch war es auch schon damals der menschliche Geist, der sich zu befreien suchte!

Auch machten sich gleichfalls schon damals ganz von ferne einige Ketzereien bemerklich: in Italien, besonders auch im Süden Frankreichs die der Albigenser und im Gebiete von Lyon die der Waldenser. Sie traten nur schüchtern hervor und wagten sich kaum zu zeigen. Doch plötzlich kamen sie zum offenen Ausbruch und erhoben sich in einer für die katholische Einheit bedrohlichen Weise. Nachdem es die Kirche mit Überredung und dann auch mit Bann vergeblich versucht hatte, mußte sie zur Gewalt schreiten und die Könige zu einem Kreuzzuge gegen diese armen französischen Bauern bestimmen, die sicher leichter zu besiegen waren als die sarazenischen Heere (1299). Die Unterdrückung war blutig. Die Ketzerei wurde nun allerdings mit Stumpf und Stiel ausgerottet, aber es war doch schon viel, daß sie überhaupt hatte entstehen und sogar vorübergehend eine bedenkliche Macht gewinnen können.

Die Feudalmacht des Adels wurde damals von den Herrschern Frankreichs, Englands und Deutschlands hart mitgenommen. Besonders heftig wurde sie von den Königen von Frankreich bekämpft. Den ersten Kapetingern, Ludwig VI. und Ludwig VII., wollte es noch nicht recht gelingen, die Besitzungen oder auch nur den Einfluß der Könige von Frankreich auf ihre Kosten auszudehnen, aber Philipp August (1180—1223) hatte schon mehr Glück.

Dieser König erbaute in seiner Hauptstadt Paris den Louvre, der anfangs ein befestigtes Schloß gewesen war, zwei Jahrhunderte später ein Palast wurde und heute ein Museum ist, ein wahrer Mittelpunkt für die Kultur Frankreichs und vielleicht auch für die der Welt. Er kämpfte mit den Normannen, den Engländern, den Deutschen sowie mit dem Papste. Er nahm das Anjou, das Poitou, die Normandie und trat, als sich Johann ohne Land, der König von England, gegen Frankreich mit dem deutschen Kaiser Otto verbunden hatte, den vereinten deutsch-englischen Heeren entgegen und brachte ihnen eine vernichtende Niederlage bei Bouvines bei (1214).

Dieser Sieg hatte entscheidende Folgen. Durch ihn wurde Philipp August mit einem Schlage der mächtigste Herrscher Europas, aber er bewirkte noch ganz etwas anderes. Er rief in England eine schwere Empörung gegen Johann, den unfähigen König dieses Landes, hervor. Zu Windsor versammelt, verweigerten die englischen Barone ihrem Herrscher den Gehorsam, wenn er nicht gewisse Bürgschaften bewilligte. Es war die *Magna Charta,* die dem durch seinen Adel vertretenen englischen Volke Freiheiten gab, die denen an die Seite zu stellen sind, die in alten Tagen die Plebejer zu Rom nach langen, schweren Kämpfen dem Senate abgerungen hatten. Der König versprach, jede Steuer erst seinen Vasallen zur Bewilligung vorzulegen und die freien Angehörigen seines Königreichs ausschließlich nach festen und bestimmten Rechtssätzen zu richten. So wurden die Untertanen eines Königs zu Bürgern eines Volkes.

Vergebens suchten Johann und seine Nachfolger diese bedeutungsvolle Urkunde anzufechten. Die englischen Lords hielten ihre Ansprüche aufrecht. Nicht nur darf der König ohne die Zustimmung der Lords keine Steuern erheben, sondern er ist auch gehalten und verpflichtet, sie jährlich wenigstens einmal zu berufen, um ihre Ausstellungen entgegenzunehmen. Diese Vereinigung bildet den Ausgangspunkt für das spätere Parlament.

Ein bescheidener Anfang für eine große Sache! Die Tatsache der freien Ermächtigung zur Annahme oder Verweigerung von Steuern ist die Grundlage des parlamentarischen Systems. Es ist jenes ursprüngliche Recht, durch welches jeder einzelne einen Anteil an der höchsten Staatsgewalt hat, insofern, als er seiner Stimme durch den Abgeordneten, den er ins Parlament entsendet, Gehör verschaffen kann. Die politische Gesamtentwicklung der modernen Völker hängt von dieser englischen Einrichtung ab: der Großen Urkunde von Johann ohne Land (1215).

Es gab zunächst nur eine einzige Versammlung, die Kammer der Lords, das Oberhaus. Aber schon einige Jahre später erlangten die Eigentümer und die Bürger das Recht, ebenfalls Abgeordnete zu entsenden. Es war das die Kammer der Gemeinen, das Unterhaus (1254). So hatte seit dem 13. Jahrhundert in England das parlamentarische System eine feste Grundlage gewonnen. Den andern Völkern Europas sollten noch sechs Jahrhunderte langen und erbitterten Kampfes bevorstehen, ehe sie dasselbe errangen.

Wie im 12. und 13. Jahrhundert die Geschichte Englands und Frankreichs eng zusammengeht, so auch in derselben Zeit die Deutschlands und Italiens.

Auch einer der deutschen Kaiser, Otto, war so eine Art Eroberer (936—955). Er schlug die Ungarn zurück und ließ sich in Rom vom Papste zum Kaiser des Heiligen römisch-deutschen Reiches salben.

Italien war in diesem Reich inbegriffen. So hat denn auch bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts der Besitz Italiens noch immer in den Köpfen der Nachfolger Karls des Großen herumgespukt. Ob es sich um die einstigen Hohenstaufen oder um die heutigen Habsburger handelt, sie werden stets das Gebiet von Mailand, die Lombardei und die Toskana für sich beanspruchen. Es macht ihnen wenig, daß die Italiener eine andere Sprache sprechen und daß ihre Sitten und ihre Abstammung andere sind. Alle deutschen Kaiser sollten von nun an die Eroberung Italiens zur Grundlage ihrer Politik machen zum Unglück für beide, Deutschland sowohl wie Italien.

Einer der mächtigsten deutsch-römischen Kaiser war Friedrich Barbarossa (1152—1190), eine halb sagenhafte Gestalt, wie alle Persönlichkeiten, die es bis zu einer bestimmten Höhe von Berühmtheit gebracht haben. Friedrich suchte es in Deutschland wie Philipp August in Frankreich zu machen, d. h. die Lehnsfürsten, die damals zur Verteidigung ihrer Unabhängigkeit auch hier zu den blutigsten Fehden mit dem Kaiser schritten, endgültig unter seine Oberherrlichkeit zu bringen. Ein tragisches Geschick wollte es, daß gerade er bei seiner großen Frömmigkeit mit dem Papste Krieg führen mußte. Doch gingen die Päpste mit Bannbullen vor, so blieb dem Kaiser schließlich nichts weiter übrig, als an der Spitze einer bewaffneten Macht zu erscheinen.

Aber der gewaltigste unter allen deutschen Kaisern war Barbarossas Enkel Friedrich II. (1215—1250). Schon mit einem Alter von drei Jahren war er König der beiden Sizilien. Seine Erziehung hatte Papst Innocenz III. geleitet, dem es nach der Niederlage Kaiser Ottos bei Bouvines (1214) durch List gelang, die Absetzung des geschlagenen Fürsten durchzusetzen, um statt dessen schon im folgenden Jahre seinen Zögling in einem Alter von erst zweiundzwanzig Jahren zum Kaiser krönen zu lassen.

Friedrich nahm seinen Aufenthalt besonders zu Palermo in Sizilien, wo das dortige arabische Kulturleben dem sonstigen abendländischen an Zivilisation weit voraus war. Er hielt einen Harem. Er neigte zu keinem bestimmten Religionsbekenntnis, doch hatte er für die Moslems eine besondere Vorliebe. Er zog an seinen Hof Rechtsgelehrte, die die Verwaltung lediglich nach weltlichen Gesichtspunkten auf Grund des römischen Rechtes führen mußten, und Dichter (Trobadors und Minnesänger).

Im gleichzeitigen Besitze von Unteritalien und Deutschland mußte er seine Hauptgegner in dem Papste und den Städten der Lombardei sehen. Der Kampf gegen die Päpste war äußerst heftig. Dreimal wurde Friedrich in den Bann getan, doch im Gegensatz zu allem jemals bisher Erlebten gleichwohl nicht von seinen Untertanen im Stiche gelassen. Beim Tode Gregors IX. ließ Friedrich die Kardinäle, die zum Kon-

klave zusammentreten sollten, gerade als sie Rom auf dem Wasserwege erreichen wollten, auf hoher See gefangennehmen und zwang nunmehr die Kirche, ziemlich zwei Jahre (21 Monate) ohne Papst zu bleiben. Ein weiterer Papst, Innocenz VI., mußte nach Genua flüchten (1245).

Aber Friedrich wurde von den lombardischen Städten besiegt, die einem deutschen Fürsten nicht gehorchen und die ihnen auferlegten schweren Steuern nicht bezahlen wollten. Der Kampf dauerte Friedrichs ganze Regierung hindurch, an deren Ende er so ziemlich sein gesamtes kaiserliches Ansehen in Deutschland verloren hatte. Der Sohn, den er hinterließ, sollte nur vier Jahre herrschen und zu seinem Nachfolger hinwiederum ein zweijähriges Kind hinterlassen. Dieser Mangel an Thronerben sollte dem deutschen Reich die blutigsten Bewerbungskämpfe um die Kaiserwürde zwischen den mit den Päpsten verbündeten verschiedensten ausländischen Machthabern bringen, was für dasselbe den Anfang zur Anarchie bedeutete.

Trotz alledem war Friedrich einer der bedeutendsten und eigenartigsten Fürsten des Mittelalters. In seinen Anschauungen gleicht er modernen Herrschern weit mehr als solchen seiner Zeit. Niemals war Deutschland ruhiger als unter ihm, niemals Italien reicher.

Aber es war auch zu derselben Zeit, wo in dem letztgenannten dieser beiden Länder wenigstens in den Städten überall zwei feindliche Parteien entstanden: die Welfen als des Papstes und die Ghibellinen als des Kaisers Anhänger.

Die Herrschaft der Deutschen über Italien dehnte sich bis über Sizilien aus. Kaiser Friedrich II. war so eine Zeitlang der alleinige Herr eines ganz riesenhaften Reiches, das das gesamte Deutschland, das gesamte Italien und auch einen Teil der Provence umfaßte.

Doch diese Oberherrengewalt, die mehr zum Schein als in Wirklichkeit vorhanden war, sollte nicht lange währen. Dem stets in Aufruhr befindlichen Adel in Deutschland, den um ihre kommunalen Freiheiten wenig besorgten italienischen Städten wie den ihrer weltlichen Güter enthobenen Päpsten gelang es nach Friedrichs II. Tode, alles ihnen jemals vom Kaiser Entrissene wiederzugewinnen und das Reich dermaßen aus den Fugen zu bringen, daß hier die feudale Anarchie stärker erschien als zu irgendeiner Zeit bisher.

In Frankreich war es im Gegensatz hierzu den Königen gelungen, ihre Gewalt immer mehr zu befestigen, ob nun Philipp August (1180 bis 1220) oder Ludwig (1226—1270) regierte. War dieser ein edeldenkender und gottesfürchtiger Fürst gewesen, der sich durch solche zwei Tugenden für immer den Beinamen „der Heilige“ erworben hatte, so erwies sich hinwiederum dessen Nachfolger Philipp der Schöne als höchst staatskluger Herrscher (1285—1314). Er verstand es, den

königlichen Kronbesitz um ein beträchtliches zu erweitern (die Champagne und das Lyonnais), bei seinen Untertanen die militärische Dienstpflicht einzuführen und bei seinem unersättlichen Bedürfnis nach Geld so geschickt die Rolle eines Falschmünzers zu spielen, daß er immer wieder unbemerkt mehr oder weniger falsche Münzen auf den Markt werfen konnte, sowie die verschiedensten Steuern im voraus zu erheben und schließlich noch zu demselben Zweck eine gerichtliche Verurteilung der Tempelherren herbeizuführen wußte. Diese Ritter, halb Priester, halb Soldaten, waren die ersten gewesen, die den Versuch machten, ein internationales Banksystem zu begründen. Seit der Zeit der Kreuzzüge, besonders auch gerade während ihres Verlaufs, hatten sie auf diese Weise wohl oder übel unermeßliche Reichtümer erworben, die der König unter Aufbietung seiner gesamten List an sich zu bringen suchte. Die Unglücklichen wurden wegen Ketzerei und betrügerischer Machenschaften mit öffentlichen Geldern in Anklagezustand versetzt und zum Feuertode verurteilt.

Obwohl Enkel des Heiligen Ludwig, ließ sich Philipp der Schöne durch keinerlei sittliche Bedenken in seinen höchst zweifelhaften Plänen beirren. Als er mit dem Banne belegt worden war, bestellte er eine Bande Strolche, die sich des höchsten Priesters in rohester Weise bemächtigten. Der arme hochbetagte Greis (88 Jahre alt) starb einen Monat nachher (1303), wie es hieß, an den Folgen des Schreckens und der Erregung, die ihm dieser Vorfall gebracht hatte. Durch seine Ränke brachte es Philipp nun auch zuwege, daß ein Franzose zum Papst ernannt wurde, dem er Avignon als Wohnsitz anwies, wo er ihn besser in Abhängigkeit von sich halten konnte. Diese Verlegung des päpstlichen Sitzes bildete ein Ereignis von einschneidendster Bedeutung. War die gesellschaftliche Stellung des höchsten Priesters durch dasselbe ganz bedenklich gesunken, so war es die sittliche natürlich noch viel mehr!

Mit seinem Tode hinterließ Philipp der Schöne eines der blühendsten Reiche. Er war es, der die Grundlage zu der späteren starken Einheit Frankreichs gelegt hatte.

Niemals war auch je zuvor der französische Einfluß in der Welt so mächtig gewesen: in Konstantinopel ein lateinischer Kaiserthron, in Syrien fränkische Lehnsherrschaften, aber auch in Sizilien, Italien, England trugen Franken die Fürstenkrone. Ja, auch in Böhmen kam das königliche Szepter in die Hand eines französischen Herrn (1306).

Es war das auch die Zeit, wo die französische Sprache zum erstenmal ein gewisses einheitliches Gepräge bekam. Der *Romanz de Renart* und die *Denkwürdigkeiten* des Geschichtsschreibers Joinville bilden schon, wenn auch noch aus der Ferne, die leisen Vorboten der gegenwärtigen

Sprache. Aber gleichwohl steckte Europa — wie natürlich auch Frankreich — noch immer tief in der Barbarei. Weder Wissenschaft noch Malerei, noch Dichtkunst!

Damals jedoch war es, wo Baukünstler, deren Namen so gut wie völlig in Vergessenheit versunken sind, jenen herrlichen Wunderbau ersannen, den wir als gotischen Dom bezeichnen: das Werk vieler, nicht eines einzelnen, das ein schon ererbter gläubiger Sinn einer Unzahl von Arbeitern zu Christi Ruhm errichtete, ohne darum irgendwelchen für die eigne Person erstreben zu wollen. Der gotische Stil hat in Frankreich seine Entstehung gefunden (Saint-Denis 1143) und sich von dort über ganz Europa verbreitet. Zu Chartres, Paris, Bourges, Amiens, Reims, Westminster, Köln, Mailand war es eine wirkliche Pracht, jene großartigen, kühnen und gewaltigen Riesen einen nach dem andern wie aus der Erde emporwachsen zu sehen! So wurde der kalte romanische Kirchenbaustil von dem soviel erhebenderen gotischen abgelöst. Bei allem noch so wunderlichen Formenreichtum an Blattornamenten, bei allem noch so üppig wuchernden phantastischen Schmuckwerk gewähren uns diese Denkmäler gotischer Baukunst doch jenes entzückende Gefühl der Wonne und des Wohlgefallens, das sonst nur die erhabensten Kunstschöpfungen griechischer Tempel in uns hervorzurufen vermögen.

So erwachte die Menschheit ganz allmählich aus ihrem tiefen Schlafe. In derselben Zeit nahm auch das Elend ein wenig ab. Ein bescheidenes Maß von Wohlstand trat an die Stelle dauernder Not; das Land bevölkerte sich wieder; man merkte bei den Bürgern schon etwas reicheren Aufwand, bei den Bauern schon etwas gemütlichere Behaglichkeit. Die Dörfer entwickelten sich, die Städte erschlossen sich wieder dem Handel und Wandel, und durch die Sicherheit und den Frieden erstarkte auch die Geistesbildung. Es war wie eine erste Renaissance.

Und siehe da — plötzlich kommt ein langer, ruchloser Krieg dazwischen, um diese ganze noch so junge Zivilisation zu vernichten und das Herannahen der Neuzeit zu verzögern, aus seinem Schauplatze Frankreich aber ein Trümmerfeld zu machen!

Die Verantwortung für dies unselige Wagstück, das volle hundert Jahre dauert, fällt ganz allein auf England oder vielmehr auf seine Könige zurück. Sie maßten sich in der Tat an, die Franzosen mit Gewalt unter ihre Herrschaft zu bringen, wie es doch auch umgekehrt ihrem französischen Ahnen Wilhelm dem Eroberer mit den Angelsachsen gelungen war.

Die Engländer sind in diesem Kriege bei allen ihren Zusammenstößen mit dem Feinde fast ausnahmslos Sieger geblieben. Die Tapferkeit war auf beiden Seiten gleich groß, gleich groß auch die Zahl ihrer Kämpfer. Aber der wesentlichste Bestandteil der französischen Truppen war die Reiterei. Obwohl bis zur Tollkühnheit heldenmütig und entsprechend ein-

gebildet, kannten doch diese Reiter von der eigentlichen Kriegskunst auch nicht das geringste. Worauf sie sich ausschließlich verstanden, war ihre Lanze, mit der sie nach allen Regeln der Turniere und allen Vorschriften des Rittertums schwere Stöße zu versetzen wußten. Die Engländer hingegen führten von Beginn des Krieges an ihre Schützen ins Treffen; es waren dies äußerst geschickte und kräftige Kämpfer, die mit ihren Bogen gar weithin trafen und mit ihren Pfeilen auch aus der Entfernung die Panzerhemden der französischen Ritter durchbohrten.

So wurde gleich die erste Schlacht verloren (Crécy 1346).

Im Anschluß an diesen großen Sieg bemächtigte sich der englische König Eduard III. der französischen Stadt Calais (1347), um sie alsbald dem eignen Reich einzuverleiben. Calais mußte zwei Jahrhunderte lang englisch bleiben (bis zum Jahre 1558).

Nach einem kurzen Waffenstillstande begann der Krieg von neuem. In England war auf Eduard III. wieder Eduard IV. gefolgt, in Frankreich auf Philipp VI. Johann der Gute, und es kann für zwei junge Könige gar kein angenehmeres Vergnügen geben als Krieg!

Aus denselben Gründen wie bei Crécy fiel auch diesmal wieder der Sieg den Engländern zu (Poitiers 1356). Der französische König Johann der Gute wurde gefangen genommen.

Die verhängnisvollen Zeiten des zehnten Jahrhunderts waren wiedergekommen. Banden von bewaffneten Kriegern, Söldner ohne alle Treu und Glauben verwüsteten die Lande, alle gleich schändlich, ob Freund oder Feind, ob Engländer oder Franzose. Aus den dem Könige von Frankreich damals noch gehörigen Landschaften mußte um jeden Preis Geld herausgepreßt werden, damit für die als Gefangene zurückgehaltenen Ritter und den König selbst das verlangte Lösegeld bezahlt werden konnte. Furchtbare Seuchen, die getreuen Freundinnen des Krieges, kündeten sich überall an. Der Papst zu Avignon hatte nur noch eine Schattenmacht, und der gefangen gehaltene König wurde von seinem Sohne, dem Dauphin Karl, vertreten, einem zwanzigjährigen jungen Prinzen ohne jeden Nimbus und jedes Ansehen. Und trotz aller dieser Mißgeschicke dachten die adligen Ritter, die sich aus den Gemetzeln von Crécy und Poitiers gerettet hatten, noch immer an nichts anderes, als an ihre privaten Händel und Streitigkeiten.

Unmittelbar vor der Schlacht bei Poitiers hatten die nach Paris zusammenberufenen Generalstände dem Könige Beihilfe bewilligt. Aber nach der blutigen Niederlage des französischen Heeres wollten sie nicht darauf verzichten, dem Dauphin ihre Bedingungen zu diktieren. Dieser aber weigerte sich nachzugeben. An der Spitze der Unzufriedenen stand der Vorsteher der Pariser Kaufmannschaft, Etienne Marcel. Dieser hatte hohe und edle politische Gedanken, mit denen er seiner Zeit weit voraus

war. Aber seine schlimmsten Feinde waren seine eignen Anhänger, die ihn zu Unvorsichtigkeiten trieben und ihn durch alle möglichen verbrecherischen Handlungen bloßstellten. Während die meuterischen Bauern von der Partei des Jacques Bonhomme, die sogenannten *Jacques*, sich auf dem flachen Lande der grausamsten Selbsthilfe schrankenlos hingaben, lernte Paris die Greuel des Bürgerkrieges kennen; hierbei kam es einmal zwischen Etienne Marcels Freunden und Feinden zum Handgemenge, in dessen Verlauf Etienne Marcel einem hinterlistigen Mordanschlage zum Opfer fiel (1358). Und von nun an kam die bitterste Not über das gesamte arme französische Volk.

Nach seiner Thronbesteigung jedoch gelang es dem bisherigen Dauphin und nunmehrigen König Karl V. (1364—1380), endlich seinem Reiche einen kurzen Frieden zu verschaffen dank der verdienstlichen Tätigkeit eines Duguesclin, des heldenmütigen Feldherrn aus der Bretagne sowie auch des gesamten französischen Volkes, das unter dem Drucke des Auslandes die unbestimmte Empfindung von dem Erwachen jenes Gefühls in sich spürte, das nun schon seit dem Ende der römischen Republik nicht mehr in der Welt zu finden war. Es war dies das Nationalgefühl, d. h. das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum gesamten Volke.

Die Regierung Karls V. bedeutete für die Franzosen eine vorübergehende Unterbrechung seiner Drangsale. Dessen Sohn Karl VI. (1380 bis 1422) verfiel in Wahnsinn, und nun mischte der Bürgerkrieg seine unheilverkündende Stimme in die des äußeren Krieges.

Der englische König Heinrich VI. hatte sich nun auch zum König von Frankreich ausrufen lassen. Paris mit seinem Residenzschlosse, seiner Festung, seiner Universität und ihrem damals schon die Welt erfüllenden Ruhme, dieses Paris sollte jetzt den Ausländer in seinen Mauern dulden und sich als Herrscher gefallen lassen. Die unglaubliche Niederlage bei Azincourt (1415) lieferte dem Feinde alles Land nördlich der Loire aus. Karls VI. Erbe, Karl VII., war nur noch König zu Bourges.

In diesem Augenblicke trat Johanna von Arc hervor.

Das so fromme, keusche und kühne Lothringermädchen aus den einfachsten Ständen bildete sich in ihrem unerschütterlichen Glauben an Gott ein, es sei ihr der Erzengel Michael erschienen, um ihr zu befehlen, die Engländer aus dem Lande zu jagen und den französischen König Karl nach Reims zu führen und dort krönen zu lassen. Mit einem Häuflein Reisiger, die ihr gelang, von ihrer fast übernatürlichen Macht zu überzeugen, brach sie nach Chinon auf, wo sich gerade der König aufhielt, und meldete ihm ihre göttliche Sendung. Nicht ohne Mühe erwirkte sie sich ein kleines Heer mit der Ermächtigung, den Engländern, die die Stadt Orleans belagerten, in den Rücken zu fallen. Es gelang ihr, dort

einzudringen. Sogleich faßten die Belagerten wieder Mut und verdrängten die Engländer. Orleans war befreit (8. Mai 1429).

Dieser unerwartete Erfolg schien ein Werk Gottes. Und so fand jetzt auch Johannas Sendung bei dem Volke Glauben. Edle und Gemeine kamen jetzt aus allen vier Windrichtungen des Landes, um sich unter ihr Banner zu scharen und todesmutig zu kämpfen. Man bewunderte ihre Güte, ihre Unerschrockenheit, ihren durchdringenden und klaren Verstand. Eine ungewöhnliche Kühnheit beseelte sie mitsamt ihrem Heere. Alle Schlachten, die sie lieferte, endeten in Triumphen. Von Sieg zu Sieg führte sie ihren König bis nach Reims, wo er seine Krönung beging und sich salben ließ (17. Juli 1429).

Als sie sich kurze Zeit darauf bei Compiègnes in ihrem kriegerischen Ungestüm einmal zu weit vorgewagt hatte, geriet sie in die Gefangenschaft der Engländer, die sie nach Rouen brachten, um sie hier vor Gericht zu stellen (23. Mai 1430).

Da ereignete sich eine jener heuchlerischen Komödien, die, in dem Gewissen der Völker mit ehernem Griffel eingegraben, eine dauernde Stätte finden. Die Doktoren der Universität Paris, die normannischen Bischöfe, die englischen Generale, kurz alle Großen dieser Welt verständigten sich damals, um Johanna als Ketzerin und Hexe zu erklären. Die kühnen und ruhigen Antworten der Heldenjungfrau vermochten nicht ihre herzlosen Richter zu rühren. Sie mußte zu Rouen den Feuertod mit allen seinen unsäglichen Qualen erleiden (30. Mai 1431).

Von dem König im Stich gelassen, von der Kirche verdammt, von den Engländern auf den Scheiterhaufen gebracht, ging dieses schlichte Bauernmädchen, das Frankreich gerettet hatte, heldenmütig in den Tod.

Die Verurteilungen eines Sokrates, eines Jesus und einer Johanna von Arc sind drei schwere Verbrechen im Namen der Kirche, die sich wie drei große dunkle Flecken aus dem Leben der Menschheit abheben.

Zwar hatte Johannas Ruhmes- und Heldenlaufbahn den ganzen Haß des Auslandes erweckt. Doch erstanden jetzt im eignen Lande Karl VII. überall warme Verteidiger. Er selbst erwachte aus seiner Stumpfheit und stellte zum erstenmal ein wirkliches stehendes Heer auf, d. h. eines, das ausschließlich aus Berufssoldaten bestand, eines, das nicht, wie es bisher bei den Feudaltruppen gang und gäbe war, nach jedem Kriege immer wieder auseinanderlief.

Ein neues Gewaltmittel für den Krieg war soeben mit der Erfindung des Schießpulvers in die Erscheinung getreten. Bei Crécy war es, wo zum erstenmal auf dem Schlachtfelde jene vollkommen neuen Maschinen zu sehen gewesen waren, aus denen *kleine Eisenkugeln geflogen kamen, um Menschen und Pferde zu erschrecken.* Diese Donnerbüchsen machten in kurzer Zeit rasende Fortschritte, so daß bereits Karl VII. zu Ende seiner

Regierung über eine Artillerietruppe verfügte. Freilich sollten noch lange, etwa bis zum Jahre 1500 hin, die Feuerwaffen lediglich für den Belagerungskrieg angewendet werden.

Die Vorbedingung für die Einrichtung eines starken Heeres ist die eines starken Finanzwesens. Daher beschloß auch Karl VII. drückende Steuern und führte, von dem waghalsigen und geschickten Jacques Coeur unterstützt, bei sich eine regelrechte Finanzverwaltung mit ihrem ganzen umfänglichen und verwickelten Geschäftsbetrieb ein. Er wurde damit zu einem ganz modernen Herrscher, der seine Macht auf die beiden Eckpfeiler jedes monarchischen Regierungsgebäudes stützt: ein zuverlässiges Heer und geordnete Finanzen.

Nach und nach zogen sich auch die Engländer zurück. Schon im Jahre 1453 besaßen sie weder mehr Paris noch auch die Normandie, noch auch die Gascogne. Es gehörte ihnen nur noch Calais.

Als Karl VII. starb (1461), war die Macht der feudalen Herren in dem Kriegssturme untergegangen, um der schon lange in ihrem Einfluß gestiegenen Königsgewalt nunmehr endgültig Platz zu machen.

Als die Engländer in ihr Vaterland zurückgekehrt waren und dann nicht mehr in Frankreich Krieg führen konnten, begannen sie nunmehr den Krieg untereinander. Ein langjähriger Bürgerkampf zerriß England von jetzt an. (*Der Krieg der beiden Rosen* 1452—1485.) Stolz auf ihre jedem Ansturm gewachsene Unabhängigkeit und reich von der in Frankreich gemachten Beute vernichteten sich die englischen Lords und Barone gegenseitig um die Wette, um ihre Unabhängigkeit und ihre Reichtümer zunächst noch immer zu vermehren. Doch zum Schlusse verblieb gleichwohl der Sieg einem Könige in der Person Heinrich Tudors, der durch Beschlagnahmen oder durch Schenkungsverträge die meisten der grundherrlichen Ländereien an sich zu reißen wußte. Er gewann so dieselbe Gewalt über den Adel Englands wie Karl VII. über den Frankreichs.

In Deutschland blieb im Gegensatz zu diesen beiden Ländern die Feudalmacht noch vorläufig in ihrem ganzen Umfange bestehen. Nachdem das Haus Hohenstaufen ausgestorben war (1254), waren die deutschen Fürsten übereingekommen, ihr Oberhaupt selbst zu ernennen. Die sieben Wahl- oder Kurfürsten (die Bischöfe von Mainz, Köln und Trier, der König von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg) bezeichneten nun selbst einen Herrscher, der später in Rom vom Papste zum Kaiser zu krönen war. Einer dieser Kaiser, ein Edelmann schweizerischer Abstammung, Rudolf von Habsburg (1273), eroberte in einem Kriege mit dem Könige von Böhmen das Herzogtum Österreich und begründete jenes mächtige österreichische Herrscherhaus, das noch heute regiert. Eine lange Zeit hindurch fiel die deutsche Kaiserwürde, obgleich damals für ihren Besitz die Wahl und nicht, wie

im heutigen Deutschen Reiche, die Erblichkeit entschied, immer wieder einem Habsburger zu.

Gleichwohl war die Macht des Kaisers keineswegs so gesichert wie die des Königs von Frankreich oder auch die des Königs von England. Die deutschen Herren, groß oder klein, waren ganz richtige Herrscher, die dauernd zu Aufständen neigten und eine Gewalt über sich nicht anerkennen wollten. I. J. 1450 gab es noch keine deutsche Einheit, die größer gewesen wäre als die französische zu Zeiten Karl Martels fünf Jahrhunderte zuvor.

Doch gelingt es erfreulicherweise auch damals schon dem Geiste des deutschen Volkes, dessen Wesen zu allen Zeiten in zäher Ausdauer und mühsamer Arbeit bestanden hat, den feudalen Anmaßungen und Rempeleien seiner adligen Herren erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Die Städte legen zu ihrem Schutze feste Wälle an und sichern sich dadurch vor junkerlichen Überfällen. Sie führen Selbstverwaltung ein, werden freie Städte und treiben blühenden Handel. Ja, es glückt ihnen, untereinander einen Bund abzuschließen und so die bald so einflußreiche *Hansa* zu begründen. Lübeck, Hamburg, Köln, Bremen, Danzig erwerben große Reichtümer durch einen regen Verkehr mit England, Flandern, Schweden und sogar Rußland.

Auch zeigt sich damals schon ein Anfang von deutscher Literatur. Die Sprache gewinnt allmählich festere Gestalt. Das *Nibelungenlied*, dem die deutsche romantische Schule und später der Genius eines Wagner neues Leben gegeben haben, ist das große Volksepos aus jener Zeit. Universitäten erstehen nach dem Muster der Pariser Hochschule, um im deutschen Leben einen Platz einzunehmen, der im Laufe der Zeit sich noch erheblich steigern sollte.

England hat, ganz und gar von dem Krieg in Anspruch genommen, noch immer weder Künstler noch Dichter aufzuweisen. Doch die dereinstige englische Sprache mit ihrer weiten Herrschaft über die Welt kündet sich jetzt schon leise in ihren ersten Anfängen an. Aus dem Angelsächsischen und dem Französischen emporgewachsen, entwickelt sie sich allmählich aus beiden zu einem einheitlichen Ganzen.

Wie anders Frankreich, das trotz aller Nöte und Leiden des hundertjährigen Krieges bereits seine Geschichtsschreiber in Villehardouin (1160 bis 1213) und Froissart (1338—1404) besitzt, seine entzückenden Dichter in Charles d'Orléans (1391—1450?) und François Villon (1431—1488?) und schließlich auch seinen Theologen, der sein unsterbliches Werk in lateinischer Sprache geschrieben hat — ist es der Franzose Gerson oder der Flamländer Thomas a Kempis? —, nämlich die *Imitatio Jesu Christi*, ein Werk von seltener Mystik, das aus den Einöden der Thebais zu kommen scheint! Es ist der Lobgesang auf die Vernichtung in Gott

oder auf eine Art himmlisches Nirwana, ein in hoffnungsloser Verzweiflung am irdischen Leben ausklingendes Werk! Weder der *Prediger Salomo* noch Buddha haben mit beredteren Tönen die Eitelkeit alles Irdischen verkündet!

Aber es war weder Frankreich noch England oder etwa Deutschland, von wo diese große zivilisatorische Bewegung ausging. Vielmehr hat die eigentliche Renaissance ihren Ursprung in Italien.

Von mehreren Herrschern gleichzeitig geknechtet, vermag Italien seine äußere Drangsal zu vergessen und einen Zustand der geistigen Befreiung herbeizuführen, in dem es seine Künste und Wissenschaften in einem Maße triumphieren sieht, daß es seinen kulturellen Einfluß bald über die ganze Welt ausdehnen sollte. Selten gab es eine so große sittliche Kraft im Verein mit solch einer politischen Schwäche.

Wie in dem gesamten übrigen Europa, hatte auch auf der Apenninenhalbinsel der Feudalismus das ganze Land in lauter kleine Teile zerrissen. Das römische Reich war durch eine Unzahl von untereinander eifersüchtigen und feindlichen Fürstentümern ersetzt worden. Aber trotz der wahnsinnigen Kriege, die Provinzen und Städte zerfleischten, trotz der grausigen Seuchen, die sie heimsuchten, trotz der unmenschlichen Gelüste der deutschen Kaiser und der normannischen Fürsten Frankreichs und Englands wußten sich die Bürger der großen Städte ein gewisses Maß Unabhängigkeit zu erringen und sogar, was noch mehr als die Unabhängigkeit bedeutet, sich eine staatliche Sicherheitsbehörde zu schaffen. Sie waren auf den so sinnigen Einfall gekommen, Bandenführer zu unterhalten zu ihrem persönlichen Schutze (*condottieri*), gerade wie man in unsern zivilisierten Stadtgemeinden eine Polizei unterhält, die die Aufgabe hat, die Ordnung in den Straßen zu wahren.

Venedig, schon immer durch seine örtliche Lage geschützt, war zudem jetzt eine selbständige Republik geworden. Es hatte durch seinen Handel im Morgenlande außerordentliche Reichtümer gesammelt und legte eine geschäftliche Tüchtigkeit an den Tag, in der es damals kein europäisches Volk mit ihm aufzunehmen vermochte.

Noch reicher allerdings, ja die reichste und bedeutendste Stadt von ganz Italien war Florenz. Es hatte den erstaunlichsten Wohlstand entfaltet dank seiner Tuchfabrikation, seines Bankgeschäftes und seiner Goldschmiedekunst. Wie Venedig, hatte sich auch Florenz in eine Republik verwandelt, eine recht eigenartige Republik, die sich die Herrschaft despotischer Tyrannen gefallen ließ.

Es kam vor, daß sich solche Tyrannen von Florenz, deren Amt mehr oder weniger erblich war, durch gleichzeitige Vererbung der dazugehörigen Eigenschaften von ihren Vorfahren her als fähige Köpfe, feine Politiker und begeisterte Verehrer für die Erzeugnisse der Kunst und die Werke des

Geistes erwiesen. Sicherlich waren ihre Sitten ebenso grausam wie nicht allzustreng. Aber sie wurden gleichwohl zu großen Wohltätern.

Dank dieses Reichtums und dank dieser Sicherheit verfeinerte sich die Zivilisation der Stadt Florenz in immer höherem Maße. Während des ganzen 14. Jahrhunderts war sie weit mehr als Rom die geistige Hauptstadt Italiens. Die Sprache, die damals in Florenz gesprochen wurde, ist bereits die heutige italienische Sprache, eine würdige Tochter des Latein, klangreich und geschmeidig, bilderreich und wohllautend und gleich fügsam dem Gebrauche der Gelehrten, der Redner wie der Dichter.

Unter den letzteren der größte, der sich ihrer für sein Schaffen bediente, war Dante (1265—1321).

Seine *Göttliche Komödie* ist ein gewaltiges Dichtwerk, dem er als Voraussetzung zugrunde legt, daß er selbst von Vergil durch Hölle, Fegefeuer und Paradies geführt werde. Mit Zuhilfenahme dieser dichterischen Erfindung erzählt Dante die packendsten Zwischenfälle der von ihm erlebten Bürgerkriege. Seine Erzählungen bedeuten in sich nichts, aber in der Dichtung ist es die Form, die alles macht. Nun aber ist in der Schöpfung Dantes, die tief in die menschliche Seele dringt, die Form eine ganz wunderbare. Alles in der so herrlichen poetischen Offenbarung ist noch lebend, noch zuckend, abwechselnd lyrisch, satirisch und philosophisch, bald heftig, bald zart und immer erhaben!

Niemand kann die italienische Renaissance so großartig eröffnen wie Dante. Er ist der älteste, ehrwürdigste und auserwählteste aller Meister dieser glanzvollen Zeit.

Ihm ist es also zu danken, daß die italienische Sprache schon damals so gut wie zu ihrer abschließenden Gestalt gekommen ist. Ebenso glänzend und fast gleichzeitig trugen zwei andere hervorragende Schriftsteller zu deren Vollendung bei: Boccaccio (1313—1375), vor allem aber Petrarca (1304—1374).

Florenz hat im 14. und noch im 15. Jahrhundert ferner auch Künstler gehabt, denen sich ebensowenig irgend etwas anderes an die Seite stellen läßt wie seinen damaligen Dichtern.

In der Malerei unternimmt Giotto (1266—1337) zum ersten Male den entschiedenen Versuch, sich von den steifen und kalten byzantinischen Sudeleien freizumachen. Orcagna (1329—1368) hinterläßt auf dem Campo Santo von Pisa eine ganz wunderbare Schöpfung. Es ist die Zeit der *Frührenaissance*, deren Vertreter nur zu lange geringgeschätzt, aber heute als vielleicht den erprobten Kunstgenossen der ihnen folgenden Geschlechter überlegene Meister erkannt worden sind: Fra Angelico (1387—1455), Filippo Lippi (1406—1469) und der entzückende Botticelli (1447—1510), dessen liebliche Anmut noch niemand wieder erreicht hat.

Florenz bringt auch die großen Meister der Bildhauerkunst hervor: Niccolò Pisano (1206—1278), Lorenzo Ghiberti (1378—1455) und besonders Donatello (1383—1466). Anstatt den Versuch zu machen, die lautere Vollendung der Kunst des Altertums sklavisch nachzuahmen, schaffen die Florentiner zwar mühseligere und gekünsteltere, aber dabei auch weit lebensvollere Werke, die dem Marmor oder der Bronze eine Beweglichkeit geben, die die griechische Kunst allerdings gewiß gekannt, sich jedoch bemüht hatte, unter einer leidenschaftslosen Ruhe zu verbergen.

Überall erstehen herrliche Prachtbauten. In Venedig, wo bereits die Markuskirche die schönste Leistung byzantinischer Kunst aufwies, ist es vollends der Dogenpalast, an dem sich später sogar die sarazenische Arabeske einträchtig zu dem christlichen Spitzbogen gesellte.

Zu Pisa, zu Parma, zu Florenz, zu Siena finden wir Taufkapellen, Glockentürme, Dome, deren zarte Schönheit kein Baumeister späterer Jahrhunderte je zu erreichen vermocht hat.

Aber all dieser Glanz der italienischen Kunst blieb dem übrigen Europa fast unbekannt. Spanien kämpfte gegen die Mauren, Frankreich rang mit England und England mit Frankreich. Die Deutschen zerfleischten sich gegenseitig. Die Slawen waren vorläufig noch nichts weiter als Wilde.

Obwohl der christliche Glaube noch immer unangetastet dastand, zeigten sich doch schon Ansätze zu Bewegungen von mehr oder weniger auflehnendem Charakter. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts hatte der Priester Johann Hus als Vorläufer der Reformation ganz Böhmen gegen gewisse katholische Dogmen, besonders auch gegen die päpstliche Autorität aufgewiegelt. Volk und Adel des Landes unterstützten ihn, und die Ketzerei machte rasende Fortschritte.

Johann Hus wurde vor das Konzil zu Konstanz geladen; er beging die heldenmütige Unvorsichtigkeit, vor dieser größten aller Kirchenversammlungen zu erscheinen. Man hatte ihm ja allerdings Sicherheit des Lebens zugesagt, aber man hielt sich nicht gezwungen, einem Ketzer das Wort zu halten. So wurde er eingekerkert und dann *gerichtet*, wenn anders man diese heilige Bezeichnung auf die ungerechteste Verurteilung, die es je gegeben hat, anwenden und dadurch in ihrer Heiligkeit entweihen darf. I. J. 1415 erlitt er den Feuertod.

Johann Hus eröffnet das Zeitalter der Märtyrer des selbständigen Denkens.

Nach seinem Tode erhoben sich seine Anhänger. Zwanzig Jahre lang sollte Böhmen das Opfer eines grauenhaften Religionskrieges werden, ja einer der blutigsten Kämpfe — und das bedeutet wahrhaftig nicht wenig! —, die überhaupt jemals die Geschichte befleckt haben! Schließlich unterlagen die Hussiten, nachdem auch sie unsägliche Greuel begangen hatten.

Man darf aber dafür nicht den so geistvollen und doch so ohnmächtigen Begründer ihrer Lehre verantwortlich machen (1434).

So beginnt bereits eine sich allerdings nur langsam entwickelnde Gegenbewegung gegen die bisher unangefochtene Autorität der Kirche. Die Streitigkeiten der Päpste mit den Herrschern, die italienische Renaissance, die Ketzereien der Albigenser, Waldenser und Hussiten bedeuten schon die ersten Geburtswehen einer neuen Zeit.

* * *

Zwei große Ereignisse von nicht völlig gleicher Bedeutung treten nun ein, die das Ende des Mittelalters bezeichnen: die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken (1453) und die Entdeckung der Buchdruckerkunst (1450).

* * *

Die Araber hatten zwar noch den Kreuzzügen der Christen standgehalten, aber sie wußten sich bereits nicht mehr gegen den Völkersturm der Angehörigen der gelben Rasse, der Mongolen, zu schützen. Aus dem asiatischen Berglande kommend, war ein turkomanischer Stamm lange Zeit in Kleinasien seßhaft gewesen, hatte sich aber gleichwohl inmitten der blühenden arabischen Zivilisation seine wilden Sitten und sein völliges Heidentum bewahrt. Halb Nomaden und halb Räuber, waren sie die Feudalen Asiens. Einer jener Barbaren, der kühner als alle seine Gefährten war und sich mit diesem elenden Leben nicht begnügen wollte, Osman, ging an die Eroberung von ganz Kleinasien und hatte dabei die glänzendsten Erfolge zu verzeichnen. Er ließ sich Fürst nennen und bekehrte sich zum Islam (1289).

Seine Nachfolger setzten seine Eroberungspolitik fort. An die Stelle der sinnlichen, weichlichen, verfeinerten griechisch-arabischen Zivilisation setzten sie eine rohe und unerbittliche Militärherrschaft. Sie wußten sich eine Stütze zu geben in einem starken stehenden Heere, einer Truppe von *Janitscharen,* d. h. ihren Familien entrissenen und im Islam erzogenen Christenkindern. Die Janitscharen waren bald durch ihre Manneszucht und Unerschrockenheit das zuverlässigste Heer jener Tage und damit ein blindes und schreckliches Werkzeug für ehrgeizige Eroberer.

Es sind dies die heutigen Ottomanen oder Türken, die sich jetzt an die Spitze der islamitischen Bewegung stellen. Herren von Syrien, Arabien, Turkestan und Kleinasien, überschreiten sie den Bosporus und überschwemmen mit ihren Horden Griechenland und die Balkanhalbinsel. Obwohl sie sich bis jetzt noch nicht Konstantinopels zu bemächtigen vermögen, rücken sie gleichwohl schon bis ins Innere Europas vor und

dringen, nachdem sie Serbien und Bulgarien verheert haben, sogar bereits in Ungarn ein. Aber dort wurden sie von den Streitmächten des Landes unter Johann Hunyady und dem Ungarnkönig Wenzel zurückgehalten (1444).

Doch es war das nur ein Waffenstillstand in dem heiligen Kriege. Einige Jahre später (1453) eröffnete Sultan Mohammed II. die Belagerung von Konstantinopel.

Mohammed II. ist das Urbild des erobernden Kriegers, der sich kein Hindernis auch nur vorstellen kann und dessen Wildheit seiner Tapferkeit gleichkommt. Er ging als unbestrittener Sieger aus dem Kampfe hervor.

Vergebens suchte nun noch der letzte der oströmischen Kaiser Konstantin XIII. Paläologus, den zweihunderttausend türkischen Soldaten Mohammeds einen Widerstand entgegenzusetzen. Die Griechen von Konstantinopel entbehrten des sittlichen Haltes und der militärischen Kraft. Konstantin konnte nur eine Handvoll Soldaten ausheben, um gemeinsam mit ihnen zu kämpfen und zu sterben.

Nun wurde die Stadt Konstantinopel einer Plünderung preisgegeben, mit der ein ebenso großes Blutbad verbunden war. Es gab über hunderttausend Tote. Durch diese herrliche Waffentat erwarben die Türken das Recht, eine europäische Macht zu werden!

Mehrere Jahrhunderte lang sollten diese Türken bleiben, was sie ursprünglich gewesen waren: ein Heer von ebenso heldenmütigen wie ungesitteten, durch Glaubenswut verblendeten Soldaten, das sein Feldlager mit seinen Pferden, Söldnern, Kanonen inmitten europäischer Kultur aufgeschlagen hat.

* * *

Etwa um dieselbe Zeit machte ein bis dahin ziemlich unbekannter Mainzer Kaufmann, namens Johannes Gutenberg, die Erfindung der Buchdruckerkunst, eine Erfindung, die eine allgemeine Umwälzung hervorrufen sollte.

Es gibt in der Geschichte der Menschheit zwei Hauptabschnitte. Der eine ist der, in dem sich die Gedanken, so fruchtbar und wirksam sie auch sein mögen, nur mit einer außerordentlichen Langsamkeit über Familie, Gemeinde und Volk hinaus ausbreiten können. Der Mensch kann den übrigen Menschen, seinen Brüdern, seine Stimme weder weithin mitteilen noch vernehmlich machen. Es sind dies die der Buchdruckerkunst voraufgegangenen alten Zeiten.

Aber sobald ein menschlicher Gedanke, durch die Buchdruckerpresse in Tausenden von Exemplaren vervielfältigt, imstande ist, die Entfernungen unbehindert zu überwinden, überall einzuziehen, in Hütten wie Paläste, weithin Anhänger zu gewinnen und sein Licht bis in die ödesten Gegenden

dringen zu lassen, dann kann sogleich das persönlichste Werk auch die Seelen der übrigen Menschen erreichen und ein ergänzender Wesensteil der gesamten Menschheit werden. Es ist dies der zweite Hauptabschnitt in unserer Geschichte: die Neuzeit.

Anfangs Vereinzelung, alsdann Zusammenarbeit.

Fortschritt ist allein auf die letzte Weise möglich. Auf ihre eignen Kräfte angewiesen, ist die Geistigkeit eines Menschen entwaffnet. Sie muß von den Geistigkeiten anderer Menschen unterstützt werden. Die Eroberung der Wahrheit, dieses höchste Ziel, von dem unser Glück abhängt, wird nie dem Genie eines einzelnen Menschen zu verdanken sein; was unentbehrlich ist, ist gemeinschaftliche Arbeit. Getrennt sind wir ohnmächtige Geschöpfe; vereinigen wir unsere Anstrengungen, sind wir unüberwindliche Wesen.

Nicht etwa sofort hat die Erfindung Gutenbergs die Welt in die neuen Bahnen geleitet. Dazu, daß aus einer großen Entdeckung die fruchtbaren Keime aufgehen, die sie in ihrem Schoße birgt, sind natürlich lange, Jahrhunderte umfassende Zeiträume notwendig, und es sollte noch bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts, d. h. bis zur Thronbesteigung des triumphierenden Journalismus, dauern, daß uns die Entdeckung der Buchdruckerkunst ihre segensreichen Wirkungen restlos erschloß.

I. J. 1454 erscheint in Mainz ein erstes derartiges Werk (*Ablaßbriefe*), das mit beweglichen Lettern gedruckt ist. Eine *Bibel* erscheint 1456, eine andere 1460 in Bamberg, noch eine andere 1462 in Mainz, woselbst auch Ciceros *De Officiis* i. J. 1465 gedruckt wird. 1466 gibt es schon eine Buchdruckerei in Rom. I. J. 1470 etabliert sich eine in Paris an einer so hervorragenden Stätte wie der Sorbonne, eine zweite in Venedig und eine dritte in Bologna.

I. J. 1480 besitzt jede größere europäische Stadt eine Buchdruckerei: Straßburg, Metz, Poitiers, Caen und Lyon in Frankreich, Oxford und London in England, Lerida, Sevilla, Saragossa und Granada in Spanien, Prag in Böhmen, Haarlem, Antwerpen, Utrecht, Gent und Brüssel in Flandern, Mailand, Lucca und Neapel in Italien, Basel, Münster (Kanton Bern) uud Genf in der Schweiz, Köln, Speyer, Nürnberg, Ulm, Würzburg, Eßlingen, Erfurt und Augsburg in Deutschland.

Mit jedem Jahre nimmt die Zahl der gedruckten Werke wie die der Exemplare von jedem einzelnen zu.

Von nun an sollte der letzte unter den Bürgern eines jeden Landes in der Lage sein, aus sich selbst heraus verstehen zu lernen, zu lesen und wiederzulesen — denn das Buch liegt bereit zur Hand, zu Häupten! —, was bedeutende Menschen gedacht oder was bedeutende Dichter geträumt haben; er wird sich mit der *Bibel* beschäftigen können, dem Gottesbuche

seiner Religion, das törichte Mönche ihn in einem unverständlichen Latein herleiern ließen und durch kindische Auslegungen völlig im Sinne entstellten. Was ursprünglich der ausschließliche Besitz einiger weniger hochgestellten Persönlichkeiten gewesen war, sollte nun das Eigentum eines jeden Menschen werden, der lesen gelernt hatte. Der geringste Dorfhandwerker unserer Zeit kann heute eine Büchersammlung besitzen, die reicher ist, als dereinst die eines Aristoteles oder Cicero gewesen sind.

Seit dem Jahre 1454 sollte die Zunahme der allgemeinen Bildung dank der Ausbreitung des Geisteslebens durch das Buch eine deutliche Vorwärtsentwicklung, ja geradezu eine gewisse Überstürzung zeigen. Durch das Buch und bald auch durch die Zeitung *findet das Denken eines Menschen überall in dem anderer und das anderer in seinem eignen Denken einen Widerhall.*

Das ist das gewaltige und segensreiche Zusammenarbeiten aller Menschenwesen, die auf unserem winzigen Planeten leben.

Bisher war die Menschheit stets gespalten und darum ohnmächtig gewesen. Aber von nun an sollte sie sich zu einer gemeinsamen Anstrengung gegen Unwissenheit und Beschränktheit vereinen.

Sechstes Buch.

Das Königtum. (1450—1789).

In den folgenden drei Jahrhunderten (1450—1789) errang das Königtum eine unumschränkte Macht. Das monarchische Zeitalter folgt dem feudalen. Die katholische Kirche sieht ihre Gewalt über die Fürsten, ihre Macht über die Völker, ihre Herrschaft über die Gewissen schwinden. Große, in sich geschlossene Volkseinheiten treten an die Stelle der zerrissenen Gutsbezirke. Ein jeden Widerstand überwindender Wille sich auszudehnen, vergrößert die Macht des kleinen Europas, das seine Flotten und Ansiedler über den ganzen Erdkreis entsendet. Sobald die Menschheit erst die Herrschaft über sich in eigne Hände zu nehmen bestrebt ist, beginnt sie die Eroberung ihrer Freiheit damit, daß sie sich die Materie durch die Wissenschaft dienstbar zu machen sucht.

Es handelt sich um nicht mehr als drei Jahrhunderte, aber in dieser für eine derartige Aufgabe fast lächerlich kurzen Zeitspanne ist von dem Menschen mehr geleistet worden, als in allen vorangehenden zwölf Jahrhunderten zusammengenommen. Das neunzehnte Jahrhundert insbesondere sollte für die Ausbreitung der menschlichen Kraft für sich allein noch einmal ebensoviel leisten, wie schon die drei voraufgegangenen großen Jahrhunderte bisher gemeinsam geleistet hatten.

Dieses für die Hebung der Menschheit so fruchtbare Zeitalter beginnt mit der Entdeckung Amerikas und der Erforschung des Erdballs; hierbei hat keiner eine wichtigere Rolle gespielt als Spanien.

* * *

Wie auf dem Boden Frankreichs, Englands, Deutschlands und Italiens, hatten sich auch in den spanischen Landen alle möglichen Stämme und Völker zusammengefunden und miteinander vermischt. Vielleicht ist in das Blut von Kelten, Iberern, Römern, Westgoten und Vandalen, die alle abwechselnd Sieger oder Besiegte gewesen sind, auch etwas Araberblut gedrungen. Doch es ist jedenfalls nicht viel gewesen, sind doch Araber und Moslem zwei ganz verschiedene Begriffe, die man nur gewöhnlich nicht genügend auseinanderzuhalten vermag. So waren bereits im 10. Jahrhundert die moslemischen Bevölkerungsklassen des Landes fast immer nur von Alters her eingesessene Spanier, die zum Islam übergegangen waren.

Im 8. Jahrhundert waren die Araber bereits die Herren der gesamten Halbinsel. Ihr Anführer Abderrahman gründete damals in Cordova ein spanisch-arabisches Königreich, das zweihundert Jahre lang, vom Glücke begünstigt, gedieh.

Die Christen nahmen nun zunächst ihre Zuflucht in das nördlich gelegene Gebirge und begannen von hier aus einen unerbittlichen, Jahre dauernden Kampf gegen die Araber; doch der Erfolg blieb lange aus. Als Herren Andalusiens bebauten die Araber seinen reichen Boden. Große mohammedanische Städte waren emporgewachsen, wie Toledo, Cordova, Granada, Sevilla, mit blühenden Industrien. Im Gegensatz hierzu waren die in das steinige Kastilien und das bergige Galizien zurückgedrängten Christen zwar arm, doch tapfer und bescheiden.

Aber schließlich, wenn auch erst nach langer Zeit, sollten die Christen in diesen verspäteten Kreuzzügen triumphieren. Die spanische Seele läuterte sich in ihnen. Indem sie aber auf diese Weise an Stolz und Tapferkeit das denkbar Äußerste leistete, wurde sie grausam und hart. Kein Volk hat so viel Heldenmut und zugleich so viel Barbarei gezeigt.

Der volkstümlichste Held war der Cid, der an Sagenhaftigkeit sogar noch Roland übertrifft (11. Jahrhundert). Seine halb erfundene Geschichte wurde in ungekünstelten, doch äußerst schwungvollen Versen in dem *Romancero del Cid* (1245?) erzählt, einer Dichtung, die zur Verherrlichung des christlichen Geistes und der Würde des Rittertums die höchsten Töne anschlägt. Der *Romancero* bildet in der spanischen Literatur den Ausgangspunkt.

Die christlichen Königreiche der Pyrenäenhalbinsel waren im 13. Jahrhundert Portugal, Aragonien, Kastilien, Navarra, Leon und Katalonien. Aber die starke Konzentrationsbewegung, die damals in ganz Europa vor sich ging, dehnte sich auch auf seine südwestliche Halbinsel aus und schränkte nach und nach die Zahl dieser Reiche so ein, daß aus ihrer Gesamtheit das vereinigte Königreich Spanien hervorging. Nur Navarra, das von den alteingesessenen Pyrenäenstämmen bewohnt war, sollte lange Zeit von dem übrigen Spanien getrennt bleiben und auch später nur zur Hälfte spanisch, zur Hälfte aber französisch werden. Portugal allerdings mit seiner besonderen Sprache bewahrte schon damals, wie ja auch heute noch, seine Selbständigkeit. Doch im übrigen wurde nun Spanien ein einziges Königreich.

Zuerst kamen die Könige von Kastilien auf den spanischen Thron. Ferdinand III. vereinigte die Reiche Kastilien und Leon (1129—1252); er vertrieb die Mauren aus Sevilla und Cadiz, so daß auf diese Weise den Moslems das reiche Königreich Granada blieb.

Ganz ebenso hatten sich die Könige von Aragonien Kataloniens bemächtigt und damit auch Siziliens und Sardiniens.

Der Erbe dieses großen Königreichs Aragonien, Ferdinand V. (1452 bis 1516), wurde nun durch seine Heirat mit der Erbin des kastilischen Thrones, Isabella, i. J. 1474 der Herr der gesamten spanischen Lande.

Er verjagte auf Nimmerwiedersehen die Moslems aus der ganzen Halbinsel (Belagerung und Eroberung von Granada 1492). Den Beinamen eines Katholischen hat sich dieser König durch seinen übermäßigen Eifer wahrlich verdient; in dem letzten furchtbaren Vernichtungskampfe gegen die Mauren hat er ebensoviel Treulosigkeit wie Mut gezeigt. Er hatte den Verteidigern des belagerten Granadas für den Fall ihrer Übergabe Gerechtigkeit und Freiheit versprochen. Doch kaum war er Herr der Stadt, so zwang er die Besiegten, unter Androhung des Scheiterhaufens oder, für den Fall der Begnadigung, der Verbannung, zur Abschwörung ihres Glaubens. Ganz Andalusien wurde geplündert und entvölkert. Der Sieg war so vollständig, daß die kastilianischen Heere auch noch über das Meer gingen und in Marokko eindrangen. Die ganze Berbernküste wurde für einen Augenblick, wenn nicht untertänig, so doch wenigstens tributpflichtig: Tlemsen, Bougie, Oran, ja sogar Tunis.

Der Kreuzzug Ferdinands V. gegen die Juden war schon weniger rühmlich. Die Juden, Handwerker, Wucherer, Händler, manchmal auch Gelehrte, Künstler und Ärzte und von überlegener Kultur, wehrten sich, als ihren einzigen Verteidigungswaffen, mit Wehklagen. Sie wurden vertrieben, verbrannt und zwangsweise bekehrt. Kurz, sie verschwanden aus Spanien so gut wie ganz. Es blieb nur eine kleine Zahl dieser Unglücklichen übrig, die, von der Inquisition gehetzt und zu einem elenden Schicksale gezwungen, sich nur nach der arabischen Herrschaft zurücksehnen konnten, die sicher weniger barbarisch war.

Die Inquisition, die ursprünglich zur Bekämpfung der Mauren und Juden begründet worden war, hatte eine ganz unglaubliche Gewalt erlangt, ja war mächtiger als die Könige selbst geworden. In Frankreich, in Italien, in Deutschland hatten diese herrischen und glaubenswütigen Mönche bei den Herrschern nur mäßige Gunst gefunden; aber in Spanien fanden sie kein Hindernis auf ihrem Wege. Was der Großinquisitor auch für Befehle und Anweisungen geben mochte, er äußerte sie alle im Namen der Religion, und so waren sie geheiligt, welche sie auch sein mochten. Der berühmte Torquemada, der aus Spanien ein Trümmerfeld machte, war als zerstörendes Element nicht weniger gefürchtet, als ein bewaffneter Einfall von Barbaren.

Bis dahin hatte Spanien über die Grenzpfähle seiner Halbinsel hinaus nur eine sehr verschwindende Rolle gespielt, hatte es doch mit seinen erbitterten Kämpfen gegen die Mauren vollauf genug zu tun. Mit Ferdinand V. tritt es nun auch auf den Kampfplatz der europäischen Mächte, um als eine ebenbürtige Wettbewerberin mit ihnen um die Palme zu ringen. Sein kriegsgewohntes Heer sollte von nun an von Eroberung zu Eroberung schreiten und Spanien im 16. Jahrhundert zur bedeutendsten Militärmacht der Welt werden lassen. Am Schlusse seines Lebens sieht sich

Ferdinand V. sogar als Herr eines Teils von Italien. Er kann als derjenige betrachtet werden, der den Ruhm Karls V. vorbereitet hat.

* * *

Doch nicht bloß auf Europas Grenzen beschränkt sich die Ausdehnung Spaniens. Sie genügen seinem Volke nicht, und es geht über das Atlantische Meer und schafft drüben die Grundlage zu einer neuen Welt.

* * *

So unglaublich es klingt, die Alten wußten in der Tat auf dem Erdballe von nichts anderm als von Europa und den Ländern um das Mittelmeer. Bei dem Periplus des Hanno handelte es sich um eine nur vereinzelte Entdeckungsfahrt und bei Platos Atlantis, jener großen Wunderinsel jenseits der Säulen des Herkules, wahrscheinlich nur um eine Sage.

Im 10. und 11. Jahrhundert wagte sich eine kühne Schar normannischer, dänischer und norwegischer Entdecker aufs Weltmeer hinaus. Einige von ihnen erreichten auch Grönland; andere drangen sogar ganz sicher schon damals bis nach Amerika vor. Doch das war von geringer Bedeutung, zogen doch weder der Handel noch die geographischen Wissenschaften irgendwelchen Nutzen aus ihren Entdeckungen.

Doch Ehre sei der ungewöhnlichen Waghalsigkeit, Kühnheit und Unternehmungslust, so ohne Führer aufs ungefähre den Küsten den Rücken zu kehren und sie immer weiter hinter sich zu lassen, um in die einsamen Fernen unbekannter Weltmeere hinauszusegeln!

Später wurden die Reisen leichter, dank der Erfindung des Kompasses, eines Magneteisens oder einer Magnetnadel (*Kalamit*), die sich immer wieder einer und derselben Himmelsrichtung zuwenden mußten. Es ist nicht genau bekannt, ob diese Entdeckung chinesischen oder arabischen Ursprungs ist. Jedenfalls war sie schon im 11. Jahrhundert den Christen bekannt, so daß bereits bei den Kreuzfahrern auf ihren Binnenmeerfahrten der Gebrauch des Kompasses gang und gäbe war.

Ein neapolitanischer Seemann Flavio Gioja kam auf den genialen Gedanken, die Magnetnadel auf einem Stift anzubringen, und das Ganze in einem solchen Gehäuse frei schweben zu lassen, das selbst wieder durch seine eigenartige schwebende Lage gegen die Schwankungen des Schiffes geschützt war (1302).

Es waren die Portugiesen, die diesen so sinnreichen Mechanismus zum ersten Male nutzbar machten. Zu einer Zeit, wo der Venetianer Marco Polo die Länder des äußersten Ostens, China und Japan, erforschte (1307), wo die Genuesen und die Neapolitaner in Handelsverkehr mit

Indien traten, entdeckten die Portugiesen bei ihren afrikanischen Küstenfahrten die nordwestliche Inselwelt dieses Erdteils und begannen sogleich die Ansiedlung des neuentdeckten Landes.

Der König von Portugal, Heinrich, mit dem Beinamen der *Seefahrer* (1390—1460), förderte den Unternehmungsgeist seiner Untertanen aufs kräftigste. Unter seiner Regierung lernten die Portugiesen die Kap Verdischen Inseln mit São Vicente, wohin sie zuerst kamen, dann Madeira (1420) und die Azoren (1431) kennen. Alle wurden Ansiedlungen, die sich gut fortentwickelten.

Als die Portugiesen ihre afrikanischen Küstenfahrten immer weiter ausdehnten, entdeckten sie schließlich Guinea und den Kongo (1481). Sie wagten sich nicht recht in das unheimliche Innere, vor dessen mannigfaltigen Gefahren und schädlichen Gesundheitseinflüssen sie sich fürchteten. Aber sie tauschten mit den Küstennegern einige minderwertige Kurzwarenartikel gegen Goldstaub aus.

Alle diese Seeleute hatten dieselbe Hoffnung. Indien mit seinen Perlen, seinen kostbaren Hölzern, seinen prächtigen Stoffen zog sie an. Sie dachten, daß sie, wenn sie an der Küste Afrikas immer weiter entlang führen, schließlich Indien erreichen müßten. Eine überseeische Entdeckungsfahrt unter der Leitung von Diaz (1486) kam bis zu der äußersten Südspitze von Afrika, wobei es das Kap der guten Hoffnung (Vorgebirge der Stürme) kennen lernte.

Man schloß hieraus, daß man nicht auf dem richtigen Wege nach Indien sei. Da nun die Portugiesen mit eigensinniger Hartnäckigkeit immer wieder den Weg durch das Mittelmeer einschlugen, um ihn, wie sie sich irrtümlich dachten und wie es heute möglich wäre, dann durch das Rote Meer fortzusetzen, aber jedesmal von neuem bei der damals noch nicht durchstochenen Landenge von Suez die ersehnte Verbindung zwischen beiden Meeren vermissen mußten, so war auch nun der Seeweg nach Indien noch immer nicht gefunden. Ohne etwa irgendeinen klaren Begriff von der Kugelgestalt der Erde zu haben, kam gleichwohl schon damals mancher auf den Gedanken, daß, wenn man immer weiter nach Westen führe, man schließlich irgendwo Asien wiederfinden müsse. Es war das nur so eine kindliche Phantasie ohne jede reale Grundlage! Viele unter den kühnen portugiesischen Seefahrern hatten ohne Zweifel einen solchen Gedanken gehabt, der italienische Geograph Toscanelli zum Beispiel; aber es gab nur einen Mann, der ihn zur Ausführung brachte: es war Christoph Kolumbus (italienisch Cristoforo Colombo, spanisch Cristobal Colon, 1446 bis 1506).

Kolumbus war in Genua als Sohn armer Weber geboren. In zarter Jugend kam er schon nach Portugal, verheiratete sich dort, machte Fahrten durchs Mittelmeer, zu den Azoren und zum Kap Verde und wurde ein

erfahrener Seemann. Da versuchte er König Johann von Portugal für ein Unternehmen, das sein Denken und Trachten erfüllte, zu gewinnen (1488); doch er wurde zurückgewiesen. Neue Gedanken finden bei den Königen genau so wenig Verständnis wie bei der großen Masse.

Aber nach vielen Bemühungen gelang es ihm gleichwohl, die Königin Isabella von Spanien seinem allerdings auf den ersten Blick kaum durchführbar erscheinenden Vorhaben geneigt zu machen.

Er segelte von Palos am 3. August 1492 ab mit drei Karavellen, die ihm Isabella zugestanden hatte (La Capitana, La Pinta, La Niña). Die Besatzung war neunzig Mann stark, lauter Spanier bis auf einen Engländer. Am 9. August erreichte er die Kanarischen Inseln, wo er sich fast einen Monat aufhielt. Am 6. September fuhr er wieder ab und steuerte nach Westen, d. h. ins vollkommene Unbekannte. Zweiunddreißig Tage ununterbrochen hintereinander fuhr er kühn und verwegen immer geradeaus und immer weiter und weiter, ohne sich durch die wiederholt in stürmischer Weise geäußerten Bedenken in dem sich einmal gesetzten Ziele beirren zu lassen. Doch sprachen bereits gewisse Zeichen dafür, daß das Land nicht mehr allzufern sein könne. Es wurden Vögel und schwimmende Hölzer sichtbar. Am 12. Oktober 1492 tauchte beim ersten Morgengrauen — man kann sich die unsägliche Freude denken! — ein Eiland im schmucken Grün auf. Es war San Salvador, eine der Bahamainseln. Kolumbus ging als erster an Land und pflanzte, auf die Knie sinkend, sein nach damaliger Art kreuzförmiges Schwert auf dieses unbekannte Land auf, als ein Sinnbild für seine nunmehrige Besitzergreifung im Namen seines Fürsten und in dem seines Heilandes, nach dem er die Insel benannte (San Salvador = Heiland).

Bei den Wilden, die von allen Seiten nackt, wie sie die Natur geschaffen hatte, herbeiliefen, erkundigte er sich, ob sie nicht Gold hätten, das sie ihm bringen könnten.

Da er jedoch kein Gold vorfand und immer noch hoffte, auf die fabelhaften Reichtümer jenes gesuchten Indiens zu stoßen, das er nun ganz nahe glaubte, machte er sich auf die Weiterfahrt. Nun entdeckte er noch zwei Inseln, zuerst Cuba und dann Haiti, wo er eine kleine Besatzung zurückließ, um nun nach Europa zurückzukehren (15. März 1493). Er wurde wie ein Triumphator empfangen. Wenn der spanische Hof auch noch nicht die Bedeutung des Ereignisses in seiner ganzen Tragweite übersah, so begriff er doch soviel, daß es keine Kleinigkeit war, was der genuesische Seemann mit seinen drei erbärmlichen Karavellen geleistet hatte. So wurden ihm denn für eine zweite Reise auch schon siebzehn Schiffe gewährt und fünfzehntausend Mann mitgegeben, die zukünftigen Ansiedler einer neuen Welt. Schnell war man reisefertig; jeder wollte gern der erste sein, der in den Gold- und Wunderländern ankam.

Kolumbus verließ nun Spanien zum zweitenmal am 25. September 1493. Neue Inseln wurden entdeckt, und in Cuba und Haiti eine zukunftsreiche spanische Besiedlung angebahnt. Kolumbus verblieb dort zwei Jahre und behandelte die schwächlichen Eingeborenen zwar hart, doch nicht mit der Roheit, die die andern Europäer gegen sie anwandten, die beutegieriger als eine Schar Raubvögel sich um ein Wildpret untereinander rauften, wie ein Schwarm Geier um ein Aas.

Am Hofe von Madrid regten sich Ränke und Umtriebe. Kolumbus wurde zurückgerufen, um sich wegen gewisser Handlungen und Äußerungen zu rechtfertigen; er tat das, so gut er konnte, und fuhr noch einmal aus. Aber mit den Zeiten seines Ruhmes war es vorüber. Die Antillen waren in königlichen Besitz übergegangen, und schon machte man dem Kolumbus seine Vorrechte streitig. Es war das um so eher möglich, als mit der spanischen Herrschaft zugleich Unordnung, Anarchie, Plünderung und Roheit eingezogen war. Ein von dem König entsandter Statthalter namens Bobadilla beschlagnahmte die Güter des Mannes, der die Neue Welt entdeckt hatte. Kolumbus wurde ins Gefängnis geworfen und bald wie ein Überführter in Ketten nach Europa zurückgeschafft, wo er dann endlich freigelassen wurde. Aber er hatte auch auf dieser Reise neue Länder entdeckt und das amerikanische Festland aufgefunden (Columbia und Venezuela, 1508). Allein er selbst ließ sich von seinem Glauben nicht abbringen, daß er in Indien gewesen sei.

Er machte noch eine letzte Reise, die nichts weniger als glücklich war. I. J. 1504 kehrte er nach Spanien zurück, gealtert, entmutigt, verkannt und auch nur von wenigen erkannt, ein in ein eigenartiges religiöses Schwärmertum versunkener phantastischer Projektenmacher. Er erfuhr die Qualen des Siegers, der seinen Ruhm überlebt, und sah sein Werk der Raubgier der damaligen Jugend preisgegeben.

Die von ihm entdeckte Welt trägt auch nicht den Namen des Kolumbus. Durch eine jener vielen Ungerechtigkeiten, deren Urheber unbekannt geblieben sind und sich so der Verantwortung entzogen haben, trägt Amerika den Namen eines florentinischen Seefahrers Amerigo Vespucci, der auf seiner ersten Reise in spanischem Auftrage zum zweiten Male nach Kolumbus Mittelamerika (1497) und auf seiner dann folgenden in portugiesischem Auftrage zum zweiten Male nach Pedro Cabral Brasilien (1503) entdeckte.

Doch darum bleibt der Ruhm des wagemutigen Genuesen ungeschmälert. Er besitzt — und das ist das Kennzeichen der größten unter den Menschen! — Kühnheit im Handeln wie im Denken. Weder haben die Spötteleien anderer sein Denken beeinflussen noch ihre Zweifel sein Handeln beeinträchtigen können. Niemals hat jemand vorher oder nachher mit so erbärmlichen Hilfsmitteln einen so folgenreichen Sieg über entfesselte Elemente und feindliche Menschen davongetragen.

Während Spanien sich der Antillen und des amerikanischen Festlandes bemächtigte, wurden von seiten Portugals nicht geringere Eroberungen gemacht.

Bartholomäus Diaz hatte sich nicht recht über das von ihm entdeckte gefährliche Kap der Guten Hoffnung, das er selbst wohlweislich Vorgebirge der Stürme benannte, hinausgetraut. Vasco de Gama unternahm dies Wagnis und fuhr weiter die Ostküste Afrikas hinauf, bis er in das Gebiet von Mozambique kam. Hier fand er, friedlich mit den einheimischen Negern vereint, Araber, die ihm den Weg nach Indien genau zeigten. Auf seiner ersten Reise nach Asien (1497) hätte man Vasco beinahe für einen Menschenfreund halten können, der es nur nebenbei auf ein paar einträgliche Geschäfte abgesehen hatte; aber schon fünf Jahre später zeigte er sich in seiner ganzen grausamen Unbarmherzigkeit. Auf der Reede von Kalkutta, dem Haupthafen Indiens, erklärte er als den einzig berechtigten Herrscher dieses so gewaltigen Reiches den König von Portugal. Und da weder die indischen Rajahs noch die arabischen Kaufleute sich ihm fügen wollten, beschoß er die Stadt mit den allerneuesten, soeben auf den Schiffen eingeführten unförmigen Sprengmaschinen. Nun stellte er wie ein richtiger Seeräuber auf die schwachen indischen Fahrzeuge Jagd an, bohrte die Schiffe in den Grund, metzelte die Mannschaften nieder und nahm das ausschließliche Recht des Handelsverkehrs für Portugal in Anspruch. Von Furcht und Schrecken gelähmt, gingen die Einheimischen auf alles ein.

Jedes Jahr bewegte sich jetzt von neuem ein portugiesisches Geschwader die afrikanische Küste entlang, bis es in Indien anlangte und Soldaten und Statthalter dorthin brachte. Eine dieser Fahrten, die Cabral leitete, verirrte sich nach Westen und endete an der Küste Brasiliens („Land mit den roten Hölzern"). *Felix culpa*! Brasilien sollte bald die größte und reichste der portugiesischen Kolonien werden.

Der Handel der Portugiesen in Indien war streng militärisch geordnet. Sie sandten Schiffe, ließen sich an irgendeinem abgesonderten und durch einen sicheren Hafen geschützten Orte nieder, bauten dort eine Festung und zwangen die Einwohner der gesamten Umgegend, ihnen die Erzeugnisse ihres Bodens, Spezereien, Stoffe, ja sogar Sklaven zu verkaufen. Zudem erkannten sich, einer auch von den Holländern, Franzosen, ja sogar Engländern treu gewahrten Überlieferung zufolge, die verschiedenen Vizekönige gegenseitig nicht an. Doch im Anfang ging alles gut. Albuquerque legte zu Goa einen bedeutenden Kriegshafen an (1510) und setzte sich in Malakka und dann auch in Ormus fest (1515).

Schon damals war das portugiesische Kolonialreich ganz unermeßlich. Und doch sollte es sich bald noch weiter ausdehnen. Indochina, die Molukken, Borneo, Sumatra, gar nicht zu sprechen von dem Roten Meer und

dem Persischen Busen, alle diese Gegenden achteten keine andere Fahne als die portugiesische. Alle Meere, gleichviel, ob asiatisch oder afrikanisch, waren portugiesisch geworden. Kein Kolonialreich ist so ausgedehnt, aber auch so gebrechlich gewesen!

Portugals Hauptstadt Lissabon war damals im 16. Jahrhundert eine der reichsten Städte der Welt. Die von seinem Volke gesprochene Sprache hatte allmählich ihren Abschluß gefunden und zeichnete sich durch Lebendigkeit, Klarheit und Bilderreichtum aus. Ein großer Dichter, Camões (1572), feierte die hehren Taten der heldenmütigen Seefahrer, die auf eine kurze Zeit ihrem so kleinen romanischen Volke das mächtigste Reich der Welt geschenkt hatten.

Die Spanier nutzten die Reisen des Kolumbus ebenso gründlich aus wie die Portugiesen die des Vasco de Gama. I. J. 1520 nahm ein Angehöriger des letzteren Volkes, Magalhães, dem die ersteren ein Geschwader von fünf Schiffen anvertraut hatten, wieder den alten Gedanken des Kolumbus auf, daß, wenn man immer nach Westen steuere, man schließlich Indien finden müsse. Er fuhr Südamerikas ganze Küste entlang, dann durch die nach ihm benannte Magelhaensstraße und schließlich in einen bisher unbekannten gewaltigen Ozean ein, den Stillen Ozean. Nach einer langen, nicht endenwollenden Seefahrt kam er dann auf den Philippinen an, wo er seinen Tod fand. Seine Mannschaft, die immer weiter nach Westen steuerte, erreichte noch die Molukkeninseln, wo die Portugiesen bereits einen regelrechten Handel trieben. Einem der Schiffe des Magalhães gelang es, nach Europa zurückzukehren; seit seiner Abfahrt waren gerade drei Jahre vergangen. Zum ersten Male war nun ein Schiff um die ganze Erde herumgefahren.

Auf den Antillen hatte Kolumbus nur ganz wilde Stämme gesehen. Es waren Leute von mittlerem Wuchse mit kleinen und geschlitzten Augen, vorstehenden Backenknochen und borstigem Haare, Leute, die nicht lesen und schreiben konnten, wohl aber Feuer anzumachen, Kanoes und Hütten zu bauen und verschiedene Töpferwaren zu verfertigen verstanden. Als aber Pedro de Halvaredo im Auftrage des Statthalters von Cuba in Mexiko eindrang (1517), traf er dort völlig zivilisierte Völkerschaften an. Diese Mexikaner waren von fast gleicher Abstammung wie die Eingeborenen der Antillen, und doch waren sie keine Wilden mehr.

In bezug auf die Herkunft der Stämme, die den riesigen amerikanischen Erdteil in dem Augenblicke bewohnten, wo dieser von den Europäern entdeckt wurde, ist man auf reine Hypothesen angewiesen. Es sieht fast so aus, als ob alle diese Rassen einen gleichen mongolischen Ursprung haben und als ob sie von asiatischen Wanderungen aus über den äußersten Norden Sibiriens nach Alaska hinübergegangen seien, ohne das Meer allzuviel berührt zu haben, und sich von da über ganz Amerika ausgebreitet,

sich hier fortgepflanzt und nach mehreren Arten unterschiedlich geteilt hätten.

Wer eine ganz oberflächliche ethnographische Einteilung der Menschheit entwerfen wollte, könnte etwa sagen, daß Europa von den Weißen, Afrika von den Schwarzen, Asien oder zum allermindesten Ostasien von den Gelben und Amerika von Stämmen bevölkert sei, die den Gelben ganz nahe stünden und wohl von ihnen stammen müßten, mit olivenbrauner Haut, spärlichem Bartwuchs und gesträubtem Haare.

Die Hypothese, die die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist die, daß die Gelben durch die amerikanischen Boden- und Klimaverhältnisse etwas gewandelt sich in ganz Amerika ausbreiteten. Die einen blieben in den nordamerikanischen Prärien (Rothäute). Sie führten ein Nomadenleben, waren Fischer oder Jäger und trieben nur höchst selten Ackerbau. Andere gingen mehr nach Süden. Hier unter dem milderen Himmel wurden diese Wilden zivilisierte Menschen und schlossen sich auch zu richtigen Völkern zusammen. Diese Stämme, die um so kultivierter wurden, je näher sie dem Äquator kamen, sind wohl früher sehr viel zahlreicher und stärker als heute gewesen, nach den Spuren zu urteilen, die sie beispielsweise an den Ufern des Mississippi hinterlassen haben. In dem Maße, wie man umgekehrt unter den Äquator hinuntergeht, sieht man wieder der Wilden Lebensweise in die Erscheinung treten. Die Patagonier Südamerikas waren noch roher und ungebildeter als die Sioux Nordamerikas.

In Mexiko, in Honduras, in Peru war die Zivilisation schon sehr alt. Es gab dort bereits Könige und eine von Priestern bediente Religion. Majestätische Gebäude schmückten die größeren Städte, in denen bereits damals Reiche und Arme, Edelmänner und Handwerker, Maler, Bildhauer, Ärzte, Dichter und Soldaten vertreten waren. Die Mexikaner hatten also, ganz wie Europäer, eine alte Geschichte, die jedoch etwas dunkel ist und uns nicht so anzieht, weil ihr Stamm uns ganz fremd ist und in seinem Dasein auch nicht den geringsten Einfluß auf das unsere gehabt hat.

Auch sie haben die Einfälle fremder Völker und die Eroberungskriege gekannt. Zu der Zeit, wo die Spanier hinüberkamen, waren die bisherigen Mexikaner (Nahuas, Tolteken) unter dem Joch der Azteken, der Eroberer ihres Landes.

In Peru, in Yukatan, in Mexiko bleiben von der an Glücks- und Unglücksfällen wahrscheinlich reichen ganzen langen Vergangenheit nur noch einige kümmerliche Stämme elender Mischlinge und einige die Spuren alter Herrlichkeit zeigende Ruinen. So kann eine ganze gewaltige zivilisierte Welt verschwinden und zugrunde gehen, ohne irgend etwas anderes zu hinterlassen als Steintrümmer für Touristen und Sehenswürdigkeiten für Museen.

Es scheint übrigens nicht, als ob die Mexikaner imstande gewesen wären, irgend eine nennenswerte wissenschaftliche oder sittliche Höhe zu

erreichen. Ihre Kunst war plump und von ihren Schriften ist nichts auf uns gekommen. Sie beteten äußerst blutdürstige Götzen an, und so standen die Menschenopfer bei ihnen in hoher Gunst. Ihr Hauptgott war eine Art Moloch mit dem drolligen Namen Huitzilopochtli (Vitzliputzli), zu dessen Ehren man ab und zu eine Anzahl Kriegsgefangene schlachtete; es sollen angeblich einmal an einem Tage siebzigtausend gewesen sein. Die siegreichen Azteken wurden von der uransässigen Bevölkerung, die ihnen nur durch die blutigsten Kriege untertänig geworden war, aufs höchste gehaßt und verabscheut.

So wenig uns auch alle diese so knechtischen und gleichzeitig so durchtriebenen, auf einer so hohen und zugleich einer so kindlichen Kulturstufe stehenden Völkerstämme anheimeln mögen, so können wir uns darum gleichwohl doch nur mit dem höchsten Abscheu von der unglaublich rohen Grausamkeit abwenden, mit der Fernando Cortez, der spanische *Conquistador,* und seine Nachfolger diese Unglücklichen behandelten, und müssen das — was die Mexikaner betrifft — umsomehr, als diese damals vollkommen verteidigungsunfähig waren. Mit ihren Schiffen, Hakenbüchsen, Pferden erschienen überdies die Spanier wie übernatürliche Wesen, gegen die irgend etwas zu wagen vollkommen überflüssig sei. Cortez hatte nicht mehr als fünfhundertundfünfzig Soldaten bei sich. Diese Handvoll Leute genügte, um ein unbekanntes, dreimal so großes Land wie Spanien mit mehreren Millionen Einwohnern zu unterwerfen. Durch Verrat bemächtigte er sich des Königs von Mexiko Montezuma und wurde hierauf innerhalb von vier Jahren Herr des ganzen Landes. Diese vier Jahre bildeten nur eine herzzerreißende Orgie von Zerstörungen, Gemetzel und Plünderungen. Die einheimische mexikanische Rasse wurde stark gelichtet, aber der kleinen spanischen Truppe gelang es, Mexiko, Guatemala und Honduras zu erobern. Cortez selbst aber kehrte nur wenige Jahre später nach Spanien zurück, wo er von den meisten seiner früheren Freunde verlassen starb (1547).

Alles, was uns bei der Eroberung von Mexiko entgegengetreten war, wiederholte sich ganz ebenso bei der von Peru. Auch in diesem Lande war eine uralte Zivilisation heimisch. Nachdem die Inkas, ein Volk, das zur Hälfte aus Kriegern bestand, die verschiedenen älteren Stämme, die vor ihnen Peru, Bolivia und Chile innegehabt hatten, zu unterwerfen verstanden hatten, hatten sie es verschmäht, eine so kindliche Zivilisation, wie sie etwa die Mexikaner besaßen, nun auch für ihr Volk aufzubauen. Götter aus reinem Golde, doch weniger blutgierig als die mexikanischen, wenn auch ganz ebenso stumpfsinnig, wurden in den prunkvollen Tempeln angebetet. Gold war also, wie man sieht, in solchem Überfluß vorhanden, daß es wahrhaftig die Raubgier der europäischen Abenteurer heranlocken konnte. Doch erfolgreich war unter den vielen allein ein Schweinehirt namens Francisco Pizarro. Mit zweihundert Soldaten drang

er in Peru ein (1532). Die Peruaner, uneinig, abgestumpft, ängstlich, wie sie waren, wurden ohne Kampf besiegt und ohne Widerstand niedergemetzelt. Sie suchten vergeblich sich durch Gold loszukaufen. Die Spanier nahmen das Gold, was sie aber nicht hinderte, den Überbringern die Kehle abzuschneiden. Zudem konnten sich die Plünderer auch nicht untereinander verständigen. Die ganze Geschichte der Eroberung von Peru hallt von den persönlichen Streitigkeiten der beiden triumphierenden großen Räuber Almagro und Pizarro um die Beute wider.

Diesen blutigen Räubereien, den gemeinsten in der ganzen Geschichte der Menschheit, trat ein einziger Mann entgegen, ein Priester von dem Orden der Dominikaner, Bartolomeo de las Casas (Bartholomäus de Casis). Unermüdlich in der Verteidigung der unterdrückten Eingeborenen, fuhr er zwölfmal immer von neuem über das Weltmeer nach Spanien zurück, um die Könige seines Heimatlandes zu veranlassen, den maßlosen Erpressungen und Ausbeutungen jener durch die Ansiedler und Statthalter für immer einen Riegel vorzuschieben. Aber seine Stimme fand nur selten Gehör, und sein Name ist wenig genannt. Es geht einem immer so, wenn man die Gerechtigkeit anruft.

Fünfzig Jahre waren seit dem Tage verflossen, an dem Kolumbus zum ersten Male Land von dem neuen Erdteile bemerkt hatte, und schon war eine ganze Welt erobert worden, erobert, bevor sie noch durchforscht war. Mexiko, Florida, die Antillen, Mittelamerika, Peru und Chile waren spanisches Land geworden. Die Eingeborenen kamen nicht mehr in Betracht. Als eine minderwertige Rasse, die dazu verurteilt war, einer lebensfähigeren den Platz zu räumen, ließen sie die Plünderungs-, Eroberungs- und Vernichtungszüge ruhig über sich ergehen. Die, die dem Blutbad entkamen, flüchteten sich in die Wälder, um hier ein elendes Leben zu führen und von nun an richtige Wilde zu werden. Andere, die in den halbzerstörten Städten zurückblieben, mußten sich mit den niedrigsten Berufen, ja meist mit dem Sklavenstande begnügen. Es kamen allerdings auch häufig Kreuzungen mit den Weißen vor, doch die daraus entstammenden Mestizen bildeten sowohl in bezug auf die körperlichen Kräfte wie auf die geistigen Fähigkeiten eine nur höchst mäßige Volksklasse. Zum Glücke für diese großartigen Länder bringt eine sehr rührige europäische Einwanderung, die auch heute noch nicht ihren Abschluß gefunden hat, beständig frisches Blut hinzu, und es ist mancherlei Aussicht für ein zukünftiges Wachstum und Gedeihen dieser jungen Völker vorhanden.

So teilten sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts Portugal und Spanien in die weite Welt. Alles amerikanische Land wurde spanisch, allerdings abgesehen von Nordamerika, das noch öde dalag und überhaupt nicht erforscht war, Argentinien, das völlig unbekannt war, und Brasilien, das

portugiesischer Besitz wurde. Auch die afrikanischen und asiatischen Gewässer bildeten samt und sonders portugiesische Besitzsphären.

* * *

Durch diese in der Geschichte einzig dastehenden Eroberungen erbten Spanien und Portugal die alte römische Macht, und es schien damals wirklich, daß die Welt lateinisch werden sollte. Weder Frankreich noch England, noch ganz besonders Deutschland und Italien hatten so ehrgeizige Absichten, und ihr Gesichtskreis ging nicht über ihr kleines Europa hinaus.

In Frankreich dachten die Könige nur daran, die Macht der Krone innerhalb des eignen Landes zu stützen und zu stärken.

Keiner machte sich dies mehr zur Aufgabe als Ludwig XI. (1461 bis 1483).

Dieser eigenartige Mann, der so viel für das königliche Ansehen und die französische Einheit geleistet hat, hatte von einem Ritter rein gar nichts an sich. Er war ohne jede Vornehmheit und ohne jeden Mut, unerbittlich gegen seine Feinde, arglistig, knickrig und abergläubisch. Doch sei dem, wie ihm wolle, er hat in seinem Reich eine vortreffliche Ordnung hergestellt. Hat er das Volk durch sehr harte Steuern ausgesaugt, so hat er auf der anderen Seite höchst gesunde Finanzen hinterlassen und den Handel in wirksamster Weise gefördert. Er hat ein ausgezeichnetes Heer zu bilden verstanden aus kriegserfahrenen und an Manneszucht gewöhnten Söldnern, die er aus Schottland und der Schweiz berief, und er hat eine der besten Artillerien der Zeit geschaffen. Er war ein außerordentlich geschickter Staatsmann, der seine Ziele mit List und Verschlagenheit verfolgte. Mit den eigensüchtigen Bestrebungen der Fürsten, die Frankreich zu zerstückeln drohten, wurde aufgeräumt.

Sein Hauptgegner war Herzog Karl der Kühne von Burgund (1433 bis 1477). Dank ihrer Bündnisse und Kriege waren die Herzöge von Burgund ebenso mächtig geworden wie die Könige von Frankreich selbst. Sie besaßen Burgund, ganz Flandern, die Franche-Comté, die Pikardie, die Champagne, Savoyen und strebten nach der Kaiserkrone. Karl der Kühne versuchte sogar die Rolle eines Eroberers zu spielen und unternahm so einen Feldzug gegen die Schweiz. Aber er hatte mit rauhen Bergbewohnern zu tun, die ihre Unabhängigkeit zu verteidigen wußten. Zu Gransen und Murten (1476) triumphierten ihre Bürgerheere über seine adligen Ritterscharen. Noch weniger glücklich war Karl im Kampfe gegen die Lothringer, wo er bei der Belagerung von Nancy fiel (1477).

Damit war Ludwig XI. von seinem furchtbarsten Gegner befreit. In der Tat endigte mit Karl dem Kühnen zugleich auch die Macht der Herzöge von Burgund. Die Niederlande wurden unabhängig; Burgund und die Pikardie fielen an die französische Krone zurück.

Die Nachfolger Ludwigs XI. setzten seine Politik fort. In Frankreich, wie in Spanien und England, überall zeigt sich dasselbe Streben nach Zentralisierung und unumschränkter Herrschaft, dasselbe Ringen um die nationale Einheit unter dem Szepter eines absoluten Monarchen. I. J. 1550 hat sich diese Einheit gebildet nach großen Schwierigkeiten, aber auf starker Grundlage für Frankreich, England und Spanien; Deutschland und Italien indessen bleiben nach wie vor zerstückelt und unfähig, sich zu verteidigen.

Frankreich hätte außerordentlich reich und blühend sein können, wenn es seine Könige nicht über fünfzig Jahre lang nach Italien in ebenso stumpfsinnige wie heldenmütige Kriege geführt hätten (1494—1549).

Da war es zunächst das waghalsige Unternehmen Karls VIII., Ludwigs XI. Sohn. Unter dem nichtigen Vorwande, daß er der Erbe des Königreichs Neapel sei, überfällt er Piemont (1494), das Herzogtum Mailand, die Staaten des Papstes Alexanders VI. (Borgia) und zieht als triumphierender Sieger in Neapel ein (1495). In fünf Monaten hat er die ganze Halbinsel unterworfen. Keiner der kleinen Fürsten, die sich damals in Italien teilten, hat ihm irgendwelchen Widerstand entgegenzusetzen gewußt.

Diese nicht gerade sehr fest begründete und sehr zuverlässige Eroberung weckte die Eifersucht der Spanier und den Unabhängigkeitssinn der Italiener. Venedig, der Papst und der Kaiser vereinigten sich mit dem König von Spanien, um einen Bund gegen die Franzosen zu bilden. Karl VIII. mußte seinen Rückzug antreten. Auf demselben stieß er bei Fornovo auf das Heer der Verbündeten; zwar gelang es ihm noch einmal, nach Frankreich zurückzukehren, doch brachte er von seinem Heere nur noch elende Trümmer heim.

Ludwig XII. hatte von seinem Vorgänger wenig gelernt. Er setzte dieselbe unsinnige Eroberungspolitik fort, besetzte wieder das Herzogtum Mailand und die ganze Lombardei und rief natürlich ein neues Bündnis hervor, das noch weit mächtiger war als jenes, durch das es gelungen war, Karl VIII. zu vertreiben. Papst Julius II. hatte sich an die Spitze der Verbündeten gestellt. Er war ein rauher Krieger, der den Helm lieber als die Tiara auf dem Haupte trug und der sich bald mit Frankreich, bald mit dem Kaiser, bald mit Spanien, ja sogar bald mit dem Sultan verbündete, je nachdem es die Politik des Augenblicks erforderte. Er tat den König von Frankreich in den Bann, aber die päpstlichen Bannstrahlen waren bereits nur noch eine altmodische Waffe. Ludwig XII. antwortete mit der Berufung eines Konzils nach Pisa. Er hoffte, die Absetzung des Papstes durchzusetzen.

Dieser Versuch zur Herbeiführung einer Kirchenspaltung schlug fehl. Ein Heer aus Spaniern, Venetianern und Päpstlichen zog gegen das Frank-

reichs aus. Dieses wurde von einem zwar noch sehr jugendlichen, aber ganz hervorragenden Feldherrn Gaston von Foix befehligt, der zu Ravenna einen glänzenden, aber nutzlosen Sieg davontrug (1512), wobei er den Tod fand. Zum zweiten Male verlor nun Frankreich die Oberherrschaft über Italien.

Auch Franz I., der nun Ludwig XII. folgte, wiederholte die Irrtümer seiner beiden Vorgänger und zog sofort wieder in den Krieg mit Italien. Er fing mit einem glänzenden Sieg über die im Dienste des Papstes, des Kaisers und Spaniens stehenden Schweizer bei Marignano an (13. September 1515). Der Sieg war so entschieden, daß der Friede sofort unterzeichnet wurde. Das Herzogtum Mailand wurde Frankreich zuerkannt.

Einige Jahre später war dieser vergängliche Besitz schon wieder verloren. So hatten dreißig Jahre des Krieges nur dazu gedient, schließlich doch die Vertreibung der Franzosen aus ganz Italien, und nun für immer, herbeizuführen. Noch niemals hatte die Politik der feindlichen Einfälle und Schlachten so klar ihre Ohnmacht gezeigt.

* * *

Aber diese Streifzüge des französischen Heeres unter Führung abenteuerlicher Herrscher von Mailand nach Pavia, von Florenz nach Neapel, von Venedig nach Rom zeitigten ganz überraschende Ergebnisse. Frankreich kannte bisher Italien überhaupt noch nicht; nun lernte es dasselbe kennen, also auch, wie man sich denken kann, würdigen und bewundern. Italien, dem Frankreich Plünderung und Verwüstung brachte, hat umgekehrt Frankreich mit Licht und Aufklärung vergolten.

Seit den Kriegen mit Italien verbreitet sich die Kunst dieses Landes in der ganzen Welt, besonders auch in Frankreich. Vielleicht hätte die Einführung in dieselbe um geringeren Preis, als um solche Ströme Blutes geschehen können!

Nach Erfindung der Buchdruckerkunst waren die ersten gedruckten Bücher die Werke der bedeutendsten griechischen und lateinischen Schriftsteller.

In Italien besonders grub man die Schriften der Klassiker aus, die in den verschiedenen Klöstern versteckt ruhten, und man machte erstaunliche Entdeckungen. Man fand Vergil, Cicero, Aristoteles, Sophokles, Plato, Tacitus, Titus Livius, Aeschylus, Homer wieder. Man begeisterte sich für diese wunderbaren Werke, deren Schönheit in um so hellerem Glanz erstrahlte, je elender die der Gegenwart waren. Die Bewunderung für das Altertum war so groß, daß lange Zeit hindurch (bis gegen 1525) nur sehr schwer Drucker zu finden waren, die bereit gewesen wären, irgendein Werk der Zeitgenossen zu drucken.

Die Schriftsteller machten es also nur so, wie es die Baumeister schon ein halbes Jahrhundert vorher gemacht hatten, ebenso die Meister der Plastik und die Maler; sie kehrten nach Athen zurück.

Die Menschen jener Zeit nannten diese Rückkehr zur Kunst- und Gedankenwelt des Altertums *Renaissance* (Wiedergeburt), aber die Künstler und erst recht die Schriftsteller des 13. und 14. Jahrhunderts, die man heute in der Tat wieder zu Ehren zu bringen sucht, bereiten einem mit ihren Stümpereien nur eine schmerzliche und niederdrückende Enttäuschung. Doch als die Menschheit zur antiken Schönheit zurückkehrte, genoß sie wirklich den Zauber eines neuen Morgenrots.

In Italien glaubten die Fürsten, Bischöfe und Päpste mit Recht, daß sie sich selbst durch nichts mehr ehren könnten als dadurch, daß sie die bedeutenden Künstler wie ihresgleichen behandelten, sie an ihre Tafel zogen und sie großartig bezahlten. Auf diese Weise wurden alle diese glänzenden Paläste erbaut und mit den kostbaren Bildsäulen und Gemälden ausgestattet, die noch heute Italiens Stolz ausmachen.

Durch ihren umfassenden Geist wie durch ihren ursprünglichen und schöpferischen gewaltigen Gedankenreichtum versinnbildlichen besonders zwei Männer dieses ruhmvolle Zeitalter: Leonardo da Vinci (1452—1519) und Michelangelo (1475—1564).

Leonardo da Vinci hat in allem Großes geleistet; er war gleichzeitig ein gewaltiger und eigenartiger klassischer Maler (*die Gioconda, das Heilige Abendmahl*), ein bedeutender Ingenieur und ein scharfsinniger und gründlicher Gelehrter. Mit besonderer Liebe hatte er Anatomie getrieben, derart, daß sich in seinen Gemälden sittlicher Ausdruck mit anatomischer Realistik paart. Er war Chemiker und Mathematiker. Er suchte durch genaue und planmäßige Beobachtung den Vogelflug zu erforschen und entwarf sogar, der Zukunft vorauseilend, eine Flugmaschine. Er sah die Kunst und die Wissenschaft, das Wahre und das Schöne nicht als zwei widerstreitende Gottheiten an, hatte er sich doch entschlossen, ihnen beiden sein Leben zu weihen. In allen Dingen ist sein weiter Geist dem seiner Zeitgenossen beträchtlich voraus. Als Zeuge des so vielerlei Kummers, den der Krieg um ihn entfesselte, hat er über die Tollheit des Krieges und der Schlachten die bitterste Entrüstung ausgesprochen. Leonardo da Vinci ist einer der Männer, die dem Menschengeschlecht zur höchsten Ehre gereichen.

Michelangelo hatte eine Seele, die ebenso stürmisch, wie Leonardo da Vincis friedlich und heiter war. Er ist der größte unter den Meistern der Plastik; er gibt dem Marmor Bewegung, Geist, Leben (*Moses, die Pietà, das Grabmal der Mediceer, David*). Seine Malerei gibt seiner Bildhauerkunst an Großartigkeit nichts nach (*Sixtinische Kapelle, Jüngstes Gericht*). Auch als Baumeister ist Michelangelo, der die San Lorenzo-

kirche in Florenz und die Peterskirche in Rom geschaffen hat, ebenso groß wie als Maler und Bildhauer. So ist Michelangelo in den drei darstellenden Künsten der gleiche hervorragende Meister. Doch er war auch Dichter. In seinen Sonetten erkennt man denselben hohen schwungvollen Geist, aber auch dieselbe innige Hingebung an das Ewige und Göttliche.

Es ist noch eine große Zahl anderer, fast ebenso erlauchter Namen zu nennen: Raffael Santi (1483—1520), der trotz eines vorzeitigen Todes eine ebenso riesenhafte wie erhabene Arbeit geleistet hat, Correggio (1494—1534), Andrea del Sarto (1487—1553), Tizian (1477—1576), lauter bewundernswürdige und fruchtbare Künstler, die zu Rom, Parma, Florenz, Venedig unvergleichliche Malereien hinterlassen haben, die in ihrer Vollendung nicht übertroffen, ja vielleicht nicht einmal erreicht worden sind.

Sie haben vor allem auf Bestellung der Bischöfe und der Kirchen Heiligenbilder gemalt, Madonnen, Heilige Familien. Doch sie waren darum kaum von einer echten religiösen Idee durchdrungen. Bei diesen Künstlern hatte das Heidentum mit den zauberischen Reizen seiner Schönheit den festen Glauben vergangener Tage erstickt, und mit ihnen schickte sich ganz Italien an, zum Altertum zurückzukehren und seine falschen Gottheiten anzubeten.

Niemals wohl hat der christliche Glaube weniger schwer auf den Gewissen gelastet. Adlige und Bürgerliche, Arbeiter und Hörige, Künstler und Soldaten, die einen wie die andern erklärten ihre geistige Mündigkeit. Eine allgemeine Ungläubigkeit ergriff die Gemüter, bei den Priestern noch mehr als bei der großen Menge und bei den Päpsten wieder noch mehr als bei den Priestern.

Es gab damals ein sonderbares Schauspiel, das so leicht nicht wieder erlebt werden wird: Päpste, die ungläubiger und ausschweifender waren als irgendeiner der ungläubigsten und ausschweifendsten unter ihren Zeitgenossen. Auf einen Sixtus IV. (1471—1484) und einen Innocenz VIII. (1484—1492) folgte ein Alexander VI. Borgia (1492—1503). Dieser war ein höchst unsauberer und unsittlicher Charakter, der die päpstliche Würde wahrlich geschändet hätte, wenn man sie nach den Tugenden des höchsten Priesters der Kirche zu beurteilen gehabt hätte. Dieser einzigstehende Papst vergiftete mit derselben Seelenruhe Feinde und Freunde und lebte mit seiner eigenen Tochter Lucrezia in Blutschande.

Da empörte sich der katholische Glaube, so geschwächt er auch war. Ein Dominikanermönch aus Florenz, Gerolamo Savonarola, erkühnte sich gegen das siegreich vordringende Heidentum lauten und stürmischen Einspruch zu erheben. Den alten Propheten in Israel ähnlich, predigte er in der Stadt Florenz, sagte schwere Mißgeschicke als Züchtigungen für die allgemeine Verderbnis voraus, donnerte gegen die Adligen, Reichen und Priester und verband die mönchische Strenge mit einer

Art demokratischen Kommunismus. Er hatte eine vornehme Seele, die sich frei wußte von jeder Unlauterkeit und Schändlichkeit. Da ließ ihn Papst Alexander VI. verbrennen (1498).

Ein seltsames Schauspiel, das wie geschaffen schien, einige Zweifel an der menschlichen Gerechtigkeit aufkommen zu lassen: ein Borgia zündete den Scheiterhaufen eines Savonarola an. Übrigens war Savonarolas Tod nichts anderes als ein kurzes, fast unbemerkt vorübergegangenes Zwischenspiel in der großen Bewegung, die das gesamte geistige Leben zur Lösung ganz anderer Aufgaben fortriß, als die waren, die ihm das mystische Schwärmertum des florentinischen Mönches gestellt hatte.

* * *

Frankreich, England und Spanien waren damals die drei miteinander wetteifernden großen und reichen einheitlichen Monarchien, die in der Lage waren, wenn es darauf ankam, gewaltige Heere auf den Kampfplatz zu stellen.

Ein Zufall fügte es, daß im Jahre 1516 diese drei großen Reiche unter der unumschränkten Herrschaft dreier noch ganz jugendlicher Fürsten standen. Der König von England war damals der fünfundzwanzigjährige Heinrich VIII., der König von Frankreich der einundzwanzigjährige Franz I. und der König von Spanien der sechzehnjährige Karl V. Die Kämpfe um die Macht zwischen diesen drei jungen Nebenbuhlern sollten nun bald das Geschick Europas bestimmen.

Heinrich VIII., dessen Leben in die Jahre 1491—1547 fiel, und der seit 1509 auf dem Throne saß, ein schöner, verführerischer und prächtiger Ritter, der ebenso verschwenderisch, wie sein Vater Heinrich VII. geizig war, erwies sich bei aller Vergnügungssucht nicht weniger geschäftseifrig. Als Staatsmann zeigte er sich recht fähig, aber doch nicht genug, um seinem Despotismus eine Maske aufzusetzen. Im übrigen war er grausam, eitel, ausschweifend und alles in allem von einem trotzigen Eigennutze, dem keinerlei Edelmut auch nur irgendwie Einhalt tun konnte.

Franz I., der von 1495 bis 1547 lebte, war ein noch prächtigerer Ritter als sein englischer Nebenbuhler, schön und verführerisch wie er, auch eitel, verschwenderisch und ausschweifend. Wie er, ein trotziger Egoist, der aber seine Laster mit einem vornehmen Edelmute zu erkaufen verstand. Im übrigen tapfer bis zum Übermaße, unfähig zur Arbeit, unüberlegt in seinen Handlungen, aber unwillkürlich geneigt, das Schöne zu lieben und zu bewundern, nichts wissend von Haß und Grausamkeit und ebenso unfähig, eine gemeine Tat zu begehen, als einer seiner königlichen Aufgaben auch nur eine einzige seiner vielen Vergnügungen zu opfern.

Karl V., der i. J. 1500 geboren war und i. J. 1558 starb, war, wenn das möglich ist, noch eigennütziger als sein französischer und sein

englischer Nebenbuhler, doch umgekehrt auf der einen Seite ebenso tapfer und auf der andern ebenso ausschweifend wie sie. Ein zügelloser Ehrgeiz erstickte bei ihm jeden Edelmut, aber er besaß eine wunderbare Zähigkeit in seinen Plänen, eine außerordentliche Arbeitskraft, ein ebenso riesiges wie sicheres Gedächtnis und alle Eigenschaften eines fähigen Staatsmannes. Er war der einzige unter den dreien, der religiös war, tief und aufrichtig religiös. Die Sorge um die katholische Religion ist immer die Richtschnur für all sein Tun gewesen.

Diese drei Fürsten nahmen alle ein trauriges Ende im besten Mannesalter an den verzehrenden Folgen ihrer Ausschweifungen. Franz I. starb zuerst, von der scheußlichen Krankheit niedergestreckt, die bisher in Europa völlig unbekannt gewesen war. Heinrich VIII., der durch seinen Schmerbauch immer unkenntlicher und von unheilbaren Geschwüren ganz zerfressen war, starb unter gräßlichen Qualen. Der gichtische und gebrechliche Karl V. wurde noch an seinem Lebensabend von einem heftigen Trübsinnsanfall ergriffen. Dieser Mann, der der mächtigste Herrscher der Welt gewesen war, erkannte nun das Nichtige aller Macht. Er dankte ab und schloß sich in das Kloster Saint-Just ein, um hier ein Jahr später in gottseligem Glauben zu sterben.

Sie führten alle drei miteinander Krieg, einen Krieg, der aber trotz aller der Schlachten, die sie sich gegenseitig lieferten, unentschieden blieb. Ein Triumph des europäischen Gleichgewichts! Die drei Reiche standen sich so an Kräften gleich, daß auch dreißig Kriegsjahre keinem von ihnen einen nennenswerten Vorsprung verschaffen konnten.

Über einen einzigen Punkt jedoch schienen sie sich verständigt zu haben: die furchtbare Vermehrung der Steuern und der Heere. Schon entspannen sich zwischen den Fürsten auf Kosten der Völker jene Überbietungen an Geld und Soldaten, die schließlich in der heutigen widersinnigen Politik wirrster Gesetzlosigkeit und tollster Kriegslust enden sollten.

Schließlich wußten die drei großen Fürsten jeden Widerstand gegen ihre königliche Gewalt zu brechen. Dabei taten sie außerordentlich viel für die Pflege edler Geselligkeit. So waren Despotismus und Egoismus bei ihnen gleich groß.

Dreißig Jahre lang setzte sich das Ringen (zwischen Franz I. und Karl V.) mit buntem Wechsel des Glückes fort. Heinrich VIII. pendelte von einer Seite zur andern, allein darauf bedacht, daß nicht einer seiner beiden Nebenbuhler zu mächtig wurde.

Nach dem glänzenden Siege bei Marignano schien die Überlegenheit Frankreichs erwiesen. Aber Karl V. wurde zum deutschen Kaiser ausgerufen (1519), wodurch er sofort Ehre und Einfluß gewann. Sein Reich war so unermeßlich, *daß die Sonne in seinen Landen nicht unterging.* Er

besaß Nord- und Südamerika, Deutschland, Flandern, Sardinien, Sizilien, Neapel, die Franche-Comté, Ungarn, Böhmen und Spanien.

Nachdem er sich die Unterstützung Heinrichs VIII. gesichert hatte, wollte er von den Franzosen wieder Mailand zurückgewinnen. Nach drei Jahre langem Ringen blieb ihm schließlich der Sieg. Franz I., ein ebenso trefflicher Ritter wie schlechter Feldherr, wurde in der Schlacht bei Pavia vollständig geschlagen und gefangen genommen (1525). Zwar besaß er ein schönes Heer und eine starke Artillerie, aber er glaubte sich in der Schlacht wie in einem Turniere und mißachtete jede neuere Waffengattung.

Als Gefangener nach Madrid gebracht, versprach hier Franz I. alles, was sein Besieger verlangte: das Herzogtum Mailand, Burgund und eine schwere Summe Geldes.

Da wurde die Macht Karls V. gar zu groß. Und so wandte sich das Bündnis, das sich i. J. 1525 gegen Frankreich gebildet hatte, jetzt ohne die geringsten Bedenken gegen den Kaiser. Der Papst, der König von England und Sultan Soliman taten sich nun mit Franz I. gegen Karl V. zusammen, und wieder war das unglückliche Italien, wie immer, Kriegsschauplatz und Kampfespreis. Die kaiserlichen Heere drangen in Rom ein, das nun der Plünderung preisgegeben war. Aber von den Türken bedroht, die bis vor die Tore Wiens vorgerückt waren, mußte der Kaiser das Spiel aufgeben. Aber auch der König von Frankreich zog seit der unglücklichen Schlacht bei Pavia dem Kriegsleben bei weitem sein Jägerleben vor und den Nachtlagern auf der Pritsche den Aufenthalt in seinem Schlosse Fontainebleau. So wurde der Friede zu Cambrai unterzeichnet (1529).

Inzwischen hatten Luther und seine ketzerischen Genossen Kirche und Königtum in ihrem Bestand und in ihren bisherigen Daseinsformen bedroht! Dem gemeinsamen Feinde gegenüber versöhnten sich die beiden katholischen Herrscher anscheinend wenigstens für einige Zeit. Um zu beweisen, daß er ein rechtmäßiger Nachfolger Karls des Großen sei, eröffnete Karl V. einen Kreuzzug gegen die Türken und die seeräuberischen Berbern, womit er sich den Anschein eines Kämpfers für die Christenheit gab.

Diesen Augenblick hielt nun Franz I. günstig für den Angriff, und so erklärte er dem Kaiser von neuem den Krieg. Karl V. antwortete durch eine Herausforderung seines Nebenbuhlers zu einem ritterlichen Lanzenstechen, die folgenden Wortlaut hatte: „*Wenn der König den Krieg will, wäre es schon das beste, Mann gegen Mann persönlich zu kämpfen.*“ Es hätte eine glückliche Neuerung bedeutet, die an die vergangenen Tage des epischen Heldenzeitalters zurückerinnert hätte, wenn damals für die Schlachten zwischen den Völkern wirklich die Zweikämpfe zwischen ihren

Königen eingetreten wären. Aber Franz I. nahm den wunderlichen Fehdebrief nicht an, sondern ging nun zum offnen Kriege über. Es gab wieder feindliche Einfälle und dann wieder friedliche Versöhnungen und dann abermals feindliche Einfälle. Endlich wurde der Friede geschlossen. Der Tod Franz I. und die Abdankung Karls V. hatten der Kampfeslust ihrer beiden Völker keinen Einhalt getan. Ihre Söhne und Nachfolger, Heinrich I. und Philipp II., schlugen sich auch jetzt noch einige Zeit miteinander, um allerdings dann bald den Vertrag zu Cateau-Cambrésis zu unterzeichnen. Spanien behielt seinen Besitz in Italien auch jetzt noch.

So hatten fünfundsechzig Kriegsjahre (1495—1559) den Spaniern und Franzosen keine andern Lorbeeren als ausschließlich solche des Kampfes gebracht.

* * *

Doch Franz I. ist nicht etwa bloß einseitig unter diesem Gesichtspunkt aufzufassen. Unter seiner Herrschaft und auch ein wenig dank seiner Bemühungen verschaffte uns die italienische Renaissance, die im Gegensatz zu den Waffen Italiens einen glänzenden Siegeszug durch Frankreich hielt, auch eine eigne französische Renaissance, die geradezu bezaubernde Leistungen aufzuweisen hatte.

Vor allem zog die Architektur aus der italienischen Kunst Nutzen. Um einen wirklich neuen Stil hervorzubringen, mußte sie sich noch von Grund aus umbilden! Wohin auch der Blick fiel, überall in Frankreich, besonders aber an den aller einseitigen Mystik und Symbolik so abholden lieblichen Loireufern, erhoben sich Schlösser von einem ganz auserlesenen Reize und in einem halb griechischen und halb gotischen Stile, der aber von allem, was man damals als griechisch kannte, vollkommen abwich, wie Chambord, Amboise, Blois und Chenonceaux. Für die Ausschmückung seines Palastes zu Fontainebleau beruft Franz I. aus Italien Maler sowie Bildhauer. In Paris erbaut ein italienischer Baumeister das Rathaus und beginnt ein Franzose Pierre Lescot i. J. 1546 den Louvre, jenes Wunderwerk, zu dem noch eine jede Kunstepoche Frankreichs einen neuen Beitrag liefern sollte.

Die französische Malerei läßt sich, so geschmackvolle Künstler die beiden Clouet, Vater und Sohn (Jean und François), auch sein mögen, doch nicht mit der der großen italienischen Meister auf eine Linie stellen, ebensowenig wie die französische Plastik. Trotz alledem bringt ein so köstlicher Meister der Bildhauerkunst wie Jean Goujon Werke von einer Zartheit hervor, die der des von Franz I. aus Florenz geholten Italieners Benvenuto Cellini zum mindesten gleichkommt.

Die französische Sprache hat noch nicht ihren endgültigen Abschluß gefunden. Aber es ist ihr ein genialer Mann erstanden, François Rabelais, der unter ganz tolle Albernheiten die ernstesten Dinge der Welt einzu-

streuen weiß (1483—1553). Rabelais ist ein sehr gelehrter, sehr skeptischer und sehr kühner Possenreißer, der unter seiner Possenreißerei die Seele eines ganz verwegenen Reformators birgt. Er fürchtet sich vor nichts und lacht über alles, derart, daß sein Buch eine allgemeine Satire ist. Übrigens hat er niemanden nachgeahmt, und niemand hat ihn nachgeahmt. Das alberne Epos vom Gargantua, Pantagruel und Panurge nimmt in seiner glänzenden Schalkhaftigkeit in der Weltliteratur aller Zeiten eine ganz eigenartige Sonderstellung ein (1532).

Wie die Künstler Frankreichs, kehren auch seine Schriftsteller zu dem griechischen und römischen Altertum zurück. Es sind die Humanisten, die der König von Frankreich durch Jahresgehälter und sonstigen Schutz hegt und pflegt. Für sie gründet er, in der Absicht, damit der Sorbonne ein Gegengewicht zu geben, das *Collège royal*, das spätere *Collège de France*, eine ausgezeichnete und großzügige Anstalt, die neben der Universität ersteht, ohne mit ihr zu verschmelzen, und die durch die Neuheit ihres Unterrichts die oft ebenso klassischen wie nichtsnutzigen Vorlesungen der Professoren an der Sorbonne mit ihren pedantischen Methoden zu verbessern sucht.

Weder England noch Spanien scheinen aus der Renaissance einen unmittelbaren Nutzen gezogen zu haben. Deutschland hingegen hat zu jener Zeit ganz außergewöhnliche Maler hervorgebracht: Hans Holbein (1497—1543), Lukas Cranach (1472—1553), tiefe Beobachter und naturgetreue Porträtmaler, und besonders Albrecht Dürer zu Nürnberg (1471 bis 1523). Die Fruchtbarkeit dieses Meisters war eine ganz außergewöhnliche. Seine Zeichnungen, die immer neues Interesse zu wecken wissen, sind nicht zu zählen. Wie alle großen Künstler dieses schönen Zeitalters, war er Maler, Kupferstecher und Bildhauer in einer Person, zeigte sich aber in allen seinen Schöpfungen stets von einer überraschenden Selbständigkeit. Seine von Gleichnissen und Sagen erfüllte schwärmende dichterische Einbildungskraft geht niemals so weit, in ihm das Verständnis für die lebendige Wirklichkeit zu ertöten, das den Künstler im letzten Grund allein beraten darf. Albrecht Dürer ist gleichzeitig ein in Sinnbildern redender Dichter, doch darum nicht weniger leidenschaftlicher Vertreter der Wirklichkeit. Er ist der größte Maler Deutschlands und auf einer Stufe mit Raffael, Velasquez und Rembrandt.

* * *

Doch das größte Ereignis dieses Jahrhunderts, weit größer noch als die Renaissance, ist die Reformation.

In der ganzen Christenwelt murrte seit einiger Zeit ein Geist des Aufstandes gegen die Mißbräuche der Kirche, in Frankreich, in England,

aber ganz besonders in Deutschland. Mehr als jedes andere Land hatte Deutschland unter der Allmacht der Päpste gelitten, die ihnen in den habgierigen und gewalttätigen Bischöfen Gebieter von einem oft unerträglichen Herrentume einsetzten. Die deutschen Priester und Mönche, die in Armut und Gebet lebten, unterwarfen sich zunächst, doch allmählich wurden auch sie von Unwillen erfüllt. Dieser Mangel an Unterwerfung schloß nicht etwa einen Mangel an Glauben in sich. Gerade im Gegenteil! Alle Meutereien dieser Zeit richteten sich nicht sowohl gegen die christliche Lehre als gegen Rom. Weder Wiclef in England noch die Waldenser in Frankreich, noch die Hussiten in Böhmen, noch Savonarola zu Florenz, noch Ulrich von Hutten in Deutschland haben sich gleichzeitig mit ihrer Erhebung gegen den Papst auch etwa gegen die Religion erheben wollen; sie hatten weit mehr religiösen Sinn als ihre Gegner.

Die Zeiten waren reif für eine Kirchenspaltung.

Was sie herbeiführte und ihr sogleich einen Anstoß und ein Leben von einer ganz wunderbaren Kraft gab, war das gewaltige Genie des deutschen Mönches Martin Luther (1483—1546).

Obwohl einer armen Bergmannsfamilie entstammend, hatte er es doch erreicht, gründliche Rechts- und Theologiestudien machen zu können. Mit zweiundzwanzig Jahren trat er ins Kloster, und seine schwärmerische Einbildungskraft fand allein in dem glutvollen Feuer Ruhe, das er in seine leidenschaftlichen Predigten goß. An der Universität zu Wittenberg, wo er Vorlesungen hielt, gewann ihm die Wucht seines Wortes die Studenten und die Gläubigen.

Seinen alten Wunsch, eine Romfahrt zu machen, hatte er i. J. 1511 zu befriedigen Gelegenheit gehabt, als er von seinem Orden mit Aufträgen nach Rom geschickt worden war. Aber er war von den Frechheiten des triumphierenden Heidentums aufs höchste im Innern entrüstet nach Hause zurückgekehrt. Papst Leo X. schätzte theologische Streitigkeiten und mönchische Askese weit weniger, als die Umrisse einer antiken Büste, und der Nachfolger des heiligen Petrus kannte keine andere Sorge, als Reichtümer aufzuhäufen, um seine Paläste mit altertümlichen Bildsäulen zu schmücken oder eine monumentale Kirche als den Dom für die ganze Welt zu bauen.

Da nahm Leo X. seine Zuflucht zu dem Ablaßvertriebe; es war dies ein außerordentlich einfaches und sinniges, übrigens schon längere Zeit bestehendes System, auf Grund dessen für eine bestimmte zum Schatze St. Peters beigetragene Geldsumme jeder Sünder Vergebung seiner Sünden erhielt. Luther entrüstete sich aufrichtig. Um ihn scharten sich einige Jünglinge, die sich nicht weniger entrüsteten als er, Studenten, Adlige, Leute aus dem Volke. Auch Fürst Friedrich von Sachsen, der Gründer der Universität Wittenberg, nahm für ihn Partei.

Vergeblich schickte der Papst eine Bulle, die die Ketzerei gleich in ihrem ersten Keime verdammte. Sie wurde zu Wittenberg feierlich verbrannt (1520).

Nun kam Luther in den Bann und wurde von Kaiser Karl V. vor den Reichstag zu Worms geladen (1521). Nach einigem Bedenken erklärte er laut und vernehmlich, daß er nichts zurücknehmen könne. Das war der endgültige Bruch mit den beiden großen Mächten jener Zeit: der Kirche und dem Kaiser.

Ein großes, für immer denkwürdiges Datum, das Morgenrot einer neuen Zeit!

Nachdem Luther in der zum Besitze des Kurfürsten von Sachsen gehörigen Wartburg Zuflucht gefunden hatte, verbrachte er hier zwei Jahre in Einsamkeit und ernster Sammlung. Dann konnte er seine Predigttätigkeit fortsetzen, und von allen Seiten strömten ihm Anhänger zu, Bauern, Adlige und Priester.

Mit den Bauern gewinnt die Reformation den Anschein eines Stände-, mit den Adligen eines Raubkrieges (Sickingen), mit den Priestern eines theologischen Glaubensstreites.

I. J. 1530 wurde das Bekenntnis der neuen christlichen Lehre in aller Öffentlichkeit und Feierlichkeit verlesen (Augsburgische Konfession). Bis auf einige wenige Zugeständnisse bedeutete das einen vollständigen Bruch mit dem katholischen Dogma, weigerten sich doch die Lutheraner gerade das anzuerkennen, was so ziemlich die gesamte Grundlage des Katholizismus ausmacht: die Unterordnung unter die päpstliche Allgewalt, die Ehelosigkeit der Priester und die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi bei dem heiligen Abendmahl.

Diese kühne Erklärung hatte auch die persönliche Gegenwart Karls V. zu Augsburg nicht zu unterdrücken vermocht. Er war darüber empört; aber von den Türken bedroht und in Furcht und Besorgnis vor dem König von Frankreich verschob er die festbeschlossene Ausrottung der Ketzerei lieber auf günstigere Zeiten.

* * *

Doch diese günstigeren Zeiten kamen nicht. Anstatt zu verschwinden, verbreitete sich die neue Lehre immer weiter. Ganz Norddeutschland wird lutherisch (Pommern, Württemberg, Hamburg, Hannover, Brandenburg). Auch in der Schweiz triumphiert sie dank den Bemühungen Zwinglis. Kalvin ließ sich in Genf nieder (1536). In Dänemark, in Norwegen und in Schweden bemächtigten sich die Könige der Güter der katholischen Geistlichkeit und gingen zur lutherischen Kirche über.

Als Luther i. J. 1546 starb, war die Reformation bereits zu mächtig, als daß sie noch hätte vernichtet werden können. Wohl hatte die katholische

Kirche einst die Arianer niederzuwerfen vermocht; sie hatte noch eben die Wiedertäufer (1535) und die Waldenser (1542) ausgerottet. Gegen den Protestantismus jedoch sollte sie nichts vermögen.

Das Werk Luthers bezeichnet gleichzeitig die Abbauung einer alten und die Aufbauung einer neuen Religion. Aber der Aufbau ist nur schwach, während die Befreiungstat ein Kraftwerk ersten Ranges ist.

Bei aller seiner Größe ist dieser gewaltige Mann aus den anscheinend unvereinbarsten Widersprüchen zusammengesetzt. Er hat die Allgewalt der Päpste angefochten, was ihn aber nicht hinderte, für seine Person fest an einen leibhaftigen Teufel zu glauben. Er hat Duldsamkeit gepredigt und doch im Leben manchmal eine geradezu leidenschaftliche Unduldsamkeit bewiesen. Wie alle Religionsstifter, hat auch er nicht ahnen können, was seine Anhänger und Nachfolger noch einmal alles aus seiner Lehre machen würden. Sicher ist der Triumph des Protestantismus Luther zu danken, aber seit seinem Dahinscheiden ist eine solche Menge protestantischer Sekten entstanden, die gleichzeitig so viele Anhänger haben und doch alle hinwiederum so stark voneinander abweichen, daß diesen so vielen und so mannigfaltigen Glaubensabarten einfach jede gemeinsame Einheit fehlt. Unter den Protestanten unterscheidet sich ein Teil von den Katholiken nur durch ganz unbedeutende Kleinigkeiten, andere hinwiederum erkennen nicht einmal die Gottheit Christi an.

Mag dem sein, wie ihm wolle, dank Luthers Großtat war es eine gewaltige Religion, die man damals in die Welt treten sehen konnte, wenn anders man den Namen Religion einer Lehre geben kann, die weder eine Offenbarung kennt noch einen vorgeschriebenen rituellen Kult, noch geweihte Priester.

Luther selbst, der von den einen als Heiliger und von den andern als Betrüger angesehen wurde, war von beiden, einem Betrüger wie einem Heiligen, gleich weit entfernt. Rücksichtslos offen gegen jedermann, bieder, natürlich und keusch starb er arm und ohne daß er jemals auch nur einen einzigen Andersdenkenden auf den Scheiterhaufen gebracht hätte. Trotz seines kindlichen Aberglaubens, seiner etwas wunderlichen Glaubenslehre und seiner wütenden Streitsucht ist und bleibt er ein wahrhaft großer Mann. Er zählt zu den heldenmütigsten Kriegern des Geistes. Mag er selbst an die Freiheit geglaubt haben oder nicht, jedenfalls wurde er zu einem Befreier.

Wenn die Reformation in Deutschland demokratisch war, war sie in Frankreich aristokratisch und in England monarchisch.

In Frankreich hatten die Vertreter der Geisteswissenschaften oder, wie man sie damals nannte, die *Humanisten*, zu denen sich auch eine Anzahl Adliger rechnen durfte, zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein Maß

von geistiger Unabhängigkeit, wie es die große Masse nicht kannte. Noch vor Luther wagte ein hochbetagter Professor der Universität Paris, Lefèvre d'Etaples (i. J. 1512), einen Kommentar zu den Paulinischen Briefen zu veröffentlichen. Es war dies ein sehr kühnes Buch, wird doch darin ausschließlich der Heiligen Schrift irgendwelche Autorität zugestanden. Derselbe Lefèvre d'Etaples übersetzte das Neue Testament (1523) wie auch das Alte (1528) zu einer Zeit ins Französische, wo auch Luther die Bibel noch nicht ins Deutsche übersetzt hatte. Und die Bekanntmachung des Volkes mit den Heiligen Büchern, das gerade ist ja die Grundlage der Reformation.

Als die Schriften und Predigten Luthers in Frankreich bekannt wurden, fanden sie alsbald einen freudigen Widerhall, doch nicht sowohl gleich in den breiten Massen des Volkes als vorläufig noch allein in dem Adel, der damals die Blüte des Landes darstellte. Des Königs Schwester selbst, Königin Margarete von Navarra, der volkstümliche Dichter Marot, der ehrwürdige Bischof von Meaux Briçonnet, der Hellenist Budäus, sie alle neigten zur Reformation, ohne ihr ausdrücklich anzugehören. Lange Zeit war auch Franz I. unentschieden. Auf der einen Seite sah er den Papst, die Sorbonne und die ganze große Masse des Volkes, aber daneben Karl V., seinen verhaßten Nebenbuhler, auf der andern einige aufgeklärte Forscher, Adlige, Buchdrucker, Gelehrte, Künstler und Freigeister, lauter Elemente, die Franz I. im Grunde seines Herzens bevorzugte.

Groß war die Versuchung, diesen zu folgen, und eine Zeitlang schwankte auch der König und sah es nur widerwillig mit an, als Jobert, Doullon und Berquin den Feuertod erleiden mußten. Aber gegen Ende seiner Regierung ließ er, siech und durch sein Siechtum auch geistig gebrochen, alles gehen, wie es ging, genehmigte die Verbrennung des Etienne Dolet (1543) sowie das Blutbad unter den Waldensern und trat nun ganz entschieden zur Partei Karls V. über, um mit Nachdruck gegen die noch im Entstehen begriffene Ketzerei zu kämpfen. Er hätte nur zu wollen brauchen, und Frankreich wäre damals protestantisch geworden.

So aber hatte Jean Calvin, um sich seinen Verfolgern zu entziehen, nun schon seit mehreren Jahren (1533) Frankreich verlassen. Jean Calvin (1509—1565) ist jemand, der nach Luther und auch so ziemlich in denselben Grenzen wie Luther den Protestantismus zum zweitenmal begründet hat.

In noch verhältnismäßig früher Jugend hatte er in lateinischer Sprache eine Abhandlung verfaßt: *Institutio christianae religionis* (*Institution chrestienne*, 1536), eine kühne Schutz- und Trutzschrift zugunsten der Reformation, die, schon i. J. 1540 von ihm selbst ins Französische übersetzt, bald den maßgebenden Wegweiser für den französischen Protestantismus bildete.

Die Stadt Genf hatte den reformierten Glauben angenommen. Hier lebte Kalvin, von seinem beredten und feurigen Freunde Guillaume Farel berufen, von 1536 bis zu seinem Tode. Er war zuerst Professor der Theologie, dann Professor des Konsistoriums. Da er allmächtig war, übte er schließlich eine richtige iktatur aus, die ihn zu ganz abscheulichen Übertreibungen verleitete. Die Theologen, die nicht genau so dachten wie er, wurden auf Grund eines Scheingerichtsverfahrens dem Feuertode überliefert. Es fielen verhältnismäßig nur wenig Opfer, sah man doch im ganzen nicht mehr als sechzig Scheiterhaufen lodern, was für jene Zeit nicht viel ist. Doch unglücklicherweise war unter den Märtyrern auch ein besonders hervorragender Mann; es war dies der Spanier Miguel Servet, der soeben den Blutkreislauf entdeckt hatte (1555).

Kalvin starb zehn Jahre nach der Gewalttat an Servet (1564). Schon hatte sich seine Lehre über ganz Frankreich verbreitet und zahlreiche Anhänger gewonnen. Eine düstere und kalte Lehre, die nur von einer einzigen schwärmerischen Vorstellung belebt war: der Vorherbestimmung (Prädestination)! Und in der Tat, Kalvin leugnete ganz wie Luther den freien Willen. Diese beiden Männer, deren gesamtes Wirken der Freiheit gegolten hat, konnten dieselbe im menschlichen Gewissen nicht finden. Die Entgegnung der Katholiken fiel ebenso reichlich aus, wie sie sich auf armseligen Spitzfindigkeiten aufbaute. Dieses ganze Theologengeschwätz, um dessentwillen sich an hundert edle Menschen verabscheuen, verbrennen und hinschlachten ließen, wog nicht eine einzige Seite des Epiktet oder auch nur ein einziges Gleichnis des Evangeliums auf.

Kalvin hat einen ganz wunderbaren Einfluß ausgeübt. Er hat die Reformation nach Schulmeisterart zu lehren verstanden, da, wo Luther nur geträumt und gepredigt hatte. In der rauhen Schule Kalvins erzogen, sollten die französischen Protestanten bald allen ihren Verfolgern mit so vielem Heldenmut und so segensreichen Wirkungen für ihre Sache die Stirn bieten können, wie man sie nur einst an den ersten Christen unter Nero bewundert hatte.

Von allen Seiten erschienen nun kühne Bücher, die sich an solche Dinge heranwagten, die bisher als die heiligsten angesehen worden waren. Thomas Morus zu Oxford veröffentlicht i. J. 1515 eine Schilderung der Republik *Utopia*, die dem *Lob der Narrheit* des Erasmus und den *Faicts et Dicts de Pantagruel* (*Taten und Worte des Pantagruel*) von Rabelais an die Seite zu stellen ist. Rabelais, Erasmus und Morus sind keineswegs offene Protestanten, die sich als solche zu erkennen gegeben haben. Sie haben nicht gerade ein besonderes Verlangen danach, geächtet und verfolgt zu werden, und so bekennen sie sich zur alleinseligmachenden Kirche. Gleichwohl denken sie frei und haben dadurch, vielleicht unbeabsichtigt, der Reformation die Bahn geebnet. Sie hatten sich hinter die Maske des

Possenreißers versteckt, ein bequemes Mittel, die Wahrheit sagen zu können, ohne das Martyrium auf sich nehmen zu brauchen.

Ganz anders verlief die Reformation in England. Heinrich VIII. verstand in religiösen Dingen keinen Spaß. Er hielt sich für einen Theologen, und so unterließ er nicht, ganz wie seine erlauchten Freunde Franz I. und Karl V., die Reformation zu bekämpfen. Aber in der gleichen Zeit, wo er die Protestanten verfolgte, brach er mit dem Papste und eröffnete so in England, wenn auch nicht die Ketzerei selbst, aber doch ihre Vorbotin, die Kirchenspaltung.

Eine Frauenfrage war es, um derentwillen er sich von der Kirche trennte. Ebenso selbstherrlich in seiner Liebe wie in seiner Theologie, beanspruchte er ganz nach freiem Ermessen, eine Ehe eingehen und sie auch wieder trennen zu dürfen. Doch solchen Ehescheidungen von Herrschern sind die Päpste schon immer wenig entgegenkommend gewesen. Diesmal wollte es Clemens VII. um so weniger sein, als die erste Frau des Königs von England, Katharina von Anjou, die Tante Karls V., des zuverlässigsten Beschützers des Papsttums, war. So gab es zwischen dem Papst und dem König von England einen empfindlichen Bruch.

Die Güter der Klöster waren beträchtliche. Sie wurden beschlagnahmt (*Augmentation Act*). Es bildete das eine Quelle unermeßlicher Einnahmen für den König und seine Günstlinge. Die Mönche wurden verjagt, die katholischen Heiligenbilder den Flammen überliefert. Das Parlament, knechtselig, wie es war, ging auf alles ein und erklärte, daß das Oberhaupt der englischen Staatskirche der König sei.

So kam es auch, daß Heinrich VIII. sich ebensowenig ein Gewissen daraus machte, sich seiner Minister auf dem kürzesten Wege zu entledigen, wie er es mit seinen Frauen getan hatte. Zu der Zeit, wo er noch dem Katholizismus angehörte, führte er die Regierung zuerst mit Kardinal Wolsey, der, wenn nicht eine tödliche Krankheit seiner Verurteilung vorausgegangen wäre, ohne Zweifel auf dem Schafott geendet hätte, und dann mit Sir Thomas More, der in der Tat enthauptet wurde. Sein Bruch mit der Kirche wurde durch Verhandlungen herbeigeführt, mit denen er Thomas Cromwell beauftragt hatte (1530). I. J. 1540 wurde auch schon dieser enthauptet.

Nun aber erst seine Frauen! Das ist erst ein wenig erbauliches Kapitel! I. J. 1533 verstößt er Katharina und heiratet Anna Boleyn. I. J. 1536 wird Anna Boleyn enthauptet, und schon am folgenden Tage heiratet er Johanna Seymour, dann Katharina Howard, die ebenfalls enthauptet wurde, und dann Katharina Parr, die sicher demselben Schicksal anheimgefallen wäre, wenn den König nicht rechtzeitig der Tod ereilt hätte.

Grausam, ausschweifend, eitel, ist Heinrich VIII. einer von jenen eigensinnigen Tyrannen, deren unsterbliches Urbild Nero ist. Scheiter-

haufen und Schafott waren das Argument, das er stets in Bereitschaft hielt, um eine Erörterung abzuwehren oder auch eine seiner vielen Liebschaften zur Eingehung einer neuen zu lösen.

Sein Sohn Eduard VI. (1547—1553) war erst zehn Jahr alt, als er König wurde. Anstatt seiner führte sein Oheim, der Herzog von Somerset, die Regierung. Mit ihm trat die englische Monarchie ganz offen zum Kalvinismus über.

Eine eigens für englische Verhältnisse eingerichtete Gottesdienstordnung, die auch Kalvins Beifall fand, wurde nunmehr eingeführt. Die Königliche Regierung ließ die letzten noch übriggebliebenen katholischen Andachtgegenstände verbrennen und die letzten Kirchenverbände und Klöster zerstören. Somerset hatte so viel Haß gegen sich aufgehäuft, daß auch er schließlich angeklagt, verurteilt und enthauptet wurde (1552).

Auf Eduard VI. folgte seine Tochter Maria Tudor (1553—1558). Sie war katholisch, und so mußten auch die amtlichen Kreise Englands wieder die Religion wechseln. Und wieder gab es Märtyrer, die mutig starben, wie man denn überhaupt in jenen Zeiten zu sterben verstand.

I. J. 1588 kommt Elisabeth, Anna Boleyns und Heinrichs VIII. Tochter, zur Herrschaft. Unter ihrer langen Regierung (1558—1603) bekam die Reformierte Kirche ihren endgültigen Abschluß in ihrem Reiche (in Gestalt der Anglikanischen Hochkirche).

In Spanien kann von der Reformationsbewegung nicht recht die Rede sein, aus dem einfachen Grunde, weil sie dort so gut wie gar nicht vorhanden war. Das Volk blieb hier nicht nur der römischen Religion an und für sich treu, sondern es wahrte sogar auch die Inquisition, die nicht gezögert hätte, die Protestanten wie die jüdischen Scheinchristen oder die Araber zu behandeln und ihnen, wie diesen, Massenautodafés anzuzünden. Aber der spanische Glaube wankte nicht.

In Italien war der Protestantismus ebenso ohnmächtig wie in Spanien; war es aber in Spanien Gläubigkeit, die ihn nicht aufkommen ließ, so war es in Italien Gleichgültigkeit.

Doch in halb Nordeuropa hatte die Ketzerei triumphiert. Die Katholiken begriffen jetzt die Notwendigkeit einer Abwehr, die sie nun mutig in die Hand nahmen, indem sie zunächst damit anfingen, bei sich selbst einzukehren.

So zeitigte die Reformation das sonderbare Ergebnis, daß sie die römische Kirche, die sie anfangs bedrohte, schließlich ebenfalls reformierte, und zwar sowohl in bezug auf die Unumstößlichkeit ihrer Dogmen wie in bezug auf die Strenge ihrer Sittenlehren. Am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, also bis zu Luther und Kalvin, war keine von den mancherlei Vorschriften, die die Lehre oder die Sitten betrafen, wirklich scharf und bestimmt abgefaßt. Die Mönche waren ohne jedes Ansehen,

die Priester unwissend, die Bischöfe habgierig und die Päpste ungläubig. In den oberen kirchlichen Kreisen hatte an Stelle des tiefen Glaubens und der Überzeugungstreue der ersten Jahrhunderte ein vornehmer Skeptizismus Platz gegriffen.

Alles in der Religion war damals strittig und schwankend: Gottesdienstordnung und Dogma. Die Ehelosigkeit (der Zölibat) der Priester war ein Gegenstand beständiger Meinungsverschiedenheit. Die Kirchenversammlungen oder Konzilien zu Konstanz und Basel hatten sich nur mit großer Mühe über die Wahl eines Priesters zu verständigen gewußt. Wenn die Borgia und die Medici auf den päpstlichen Stuhl gelangten, hatten sie immer nur Vergnügungs-, Geld-, Kunst- oder Kriegssorgen. Nach der Reformation wird plötzlich alles anders, gleich anfangs mit dem bejahrten Paul III. (1534—1549), besonders aber mit der Inquisition, die ihren Beschlüssen Geltung zu verschaffen weiß. Die Päpste werden jetzt streng, ja geradezu düster. Sie verstatten den Priestern keine Freiheiten mehr, sei es in ihrem Privatleben oder in ihren theologischen Anschauungen, und sobald sich erst bei den Priestern der Glaube gehoben hatte, sollten von nun an immer dann, wenn die Päpste nicht mehr die Priester zur Tugend anhielten, dies umgekehrt die Priester den Päpsten gegenüber tun.

Einem Mönch, Ignatius von Loyola (1491—1556), gebührt das Verdienst, eine derartige Läuterung der Kirche unternommen zu haben.

Es war dies ein junger spanischer Edelmann, der den Feldzug mitgemacht hatte. Er wollte die strenge Manneszucht, die das Wesen aller Heere im Kriege ausmacht, nun auch auf die religiösen Dinge übertragen. Die Priester seines Ordens oder, wie er es nannte, seiner *Gesellschaft* (Jesuiten) sind vor allem zum unbedingten Gehorsam verpflichtet. Anstatt jenes asketische Leben der Einkehr und Schwärmerei zu führen, in dem sich bisweilen die Mönche der andern Orden verloren, um gänzlich zu verderben, mußten die Jesuiten mitten in das Getümmel des Lebens (das weltliche Leben), Irrlehren bekämpfen, die Jugend unterweisen, unerlaubte Laster zur Anzeige bringen, und zwar den allgemeinen priesterlichen Vorschriften treu bleiben, aber als höchste Autorität das Gebot ihres *Generals* anerkennen.

Gleich von ihrer Gründung i. J. 1540 an machte die Gesellschaft Jesu rasende Fortschritte. In Spanien, Portugal und Deutschland konnte man an den verschiedensten Punkten Jesuitengymnasien erstehen sehen.

Die Jesuiten waren mit geringen Ausnahmen fromme und leidenschaftliche Christen, die als glühende Verteidiger ihrer Kirche gegen die hereinbrechende Ketzerei in die Schranken traten und das Christentum bis an das Ende der Welt unter Wilden und Ungläubigen zu verbreiten strebten. Durch ihre Bedeutung auf geistigem Gebiete und ihre strengen Sitten haben

sie sich unter den Vorkämpfern des katholischen Glaubens für alle Zeiten den ersten Platz erobert. Die monarchischen Regierungen haben sie freilich immer nur mit einigem Mißfallen gesehen als unabhängige Männer, die kein anderes Gesetz kannten, als das ihres Ordens. Man hat sie verfolgt und verleumdet, was sie übrigens nicht gehindert hat, gelegentlich selbst die Verfolger und Verleumder zu spielen.

Unter dem Eindruck dieser neuaufblühenden katholischen Begeisterung führten die Päpste die Geistlichkeit wieder zur strengsten Innehaltung der Glaubenssätze und kirchlichen Sitten zurück.

Das Konzil zu Trient (1545—1563), eines der bedeutendsten in der gesamten Kirchengeschichte, faßte die römisch-katholische Lehre klipp und klar in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise zusammen. Im Gegensatz zu dem bunten Durcheinander der Ansichten der dem Katholizismus abtrünnigen Christen bestand die große Macht der römischen Kirche darin, den vielfachen und verschiedenartigen Sekten, in die der Protestantismus zerfiel, eine einzige einheitliche Lehre von einer ganz wunderbaren Geschlossenheit und Folgerichtigkeit entgegenzusetzen. Die Tridentiner Kirchenversammlung stellt in allen Einzelheiten die wesentlichsten Grundsätze des Katholizismus fest, Grundsätze, die noch heute eine unumstößliche Herrschaft ausüben. Es sind dies die sieben Sakramente, die heilige Messe mit der wirklichen Gegenwart, die alleinige Autorität der Kirche für die Auslegung der Heiligen Schrift, der Zölibat der Priester. Es war das alles zwar nichts neues, aber etwas, das bisher noch niemals in so bestimmter Weise gesagt und gefordert worden war.

Die feurige Sprache Luthers hatte das Christentum aus seiner Betäubung geweckt. Jetzt galt es für jeden Christenmenschen Farbe zu bekennen. Es gab nicht ein Gemüt, das nicht von einem gewissen Zustand der Erregung ergriffen worden wäre. In Frankreich, in Deutschland, in England, überall ging man mit wahrem Feuereifer an die Erörterung der schwierigsten religiösen Streitfragen. Wo man sich aber nicht durch Vernunftgründe hatte überzeugen können, nahm man seine Zuflucht zur Gewalt. Es hieß entweder zum Pastor in die Predigt oder zum Priester in die Messe, wenn man nicht als ein Abgesandter des Teufels gelten wollte! Dazu war die noch nicht hundert Jahre alte Buchdruckerkunst zu einer gefürchteten neuen Macht geworden, die das Feuer schürte. Die polemischen Schriften verbreiteten sich überall und säten Zweifel, Zwietracht und Haß.

Wie schon einmal vor langen Zeiten in Byzanz, so herrschte auch jetzt wieder in der Christenwelt ein Pfaffengezänk und eine religiöse Fehde, durch die alles menschliche Streben zum Schönen und Wahren in öder und nichtiger Unfruchtbarkeit unterging, jenes Streben, das die Renaissance so herrlich hatte anbrechen sehen.

Das 16. Jahrhundert, das mit einem Christoph Kolumbus, einem

Michelangelo und einem Kopernikus eingeläutet worden war, sollte in unseligen Religionskriegen ausklingen. Sicher haben diese Kriege manche glänzenden Waffentaten gezeitigt; viele Glaubenszeugen haben in ihnen die Gelegenheit gefunden, ihren Heldenmut zu beweisen und ihre Überzeugungstreue mit Blut zu besiegeln; manche Seelen haben sich in diesem Kampfe gestählt. Aber das war nicht mehr ein Reich Gottes zu nennen, und Christus, für den man sich zu schlagen vorgab, war in Wirklichkeit völlig in Vergessenheit geraten.

Doch wer wollte behaupten, daß die wesentliche Voraussetzung aller Freiheit — Gewissensfreiheit, persönlicher Freiheit, nationaler Unabhängigkeit — nicht darin bestehe, sie sich erst durch Blut erkaufen zu müssen?

Die religiösen Kämpfe in Frankreich, vom Tode Heinrichs II. bis zur Thronbesteigung Heinrichs IV., haben von den Königen Frankreichs wohl kaum eine nennenswerte Einwirkung erfahren. Von den drei Söhnen Heinrichs II., den drei letzten Valois, Franz II. (1559—1560), Karl IX. (1560—1574) und Heinrich III. (1574—1589) starb der erste in dem jugendlichen Alter von siebzehn Jahren nach einer nur einjährigen Regierung, war der zweite ebenso unfähig wie verkommen, der dritte vielleicht noch unfähiger und verkommener als der zweite! Aber sie wurden unter der Vormundschaft ihrer Mutter Katharina von Medici gehalten; es war dies eine ränkesüchtige und abergläubische Italienerin, die aus den Lehren eines Macchiavelli keine andern Herrschertugenden als Doppelzüngigkeit und gemeinste Hinterlist herauszuholen gewußt hatte.

Ein Volk verzeiht seinem Könige alles, wenn er nur recht tapfer und bieder ist. Karl IX. und Heinrich III. waren keines von beiden, daher wurden sie auch sehr schnell unvolkstümlich. Die Franzosen hatten sich zudem in ihrer Mehrzahl zu höchst aufrichtigen und äußerst fanatischen Katholiken entwickelt. Sie rechneten also für die beabsichtigte große Hugenottenhetze weniger auf die Person des Königs als auf gewisse adlige Herren, die sehr tapfer und ebenso ehrgeizig wie tapfer waren, nämlich die Guisen. Die bekannte Maria Stuart stammte mütterlicherseits gleichfalls aus dem Hause der Guisen, die sich lange vergeblich weigerten, die so unglückliche Prinzessin König Franz II., diesem halben Kinde, zur Frau zu geben.

Auch die Kalvinisten hatten an der Spitze ihrer Partei Männer aus dem höchsten Adel, deren Ehrgeiz an sich nicht geringer als der der Guisen war, aber doch durch die kalvinistische Sittenstrenge in gewissen Schranken gehalten wurde, so einen Admiral von Coligny, einen Montmorency und einen Condé.

In jenem Zeitalter war das Nationalgefühl viel weniger stark ausgeprägt als das religiöse. Keiner der damaligen Franzosen hatte auch nur das leiseste Bedenken Geld oder militärische Unterstützungen vom Auslande anzu-

nehmen; die Guisen suchten ihre Anlehnung an Spanien, die Kalvinisten an England.

Aber wenn einer Spanien fürchtete, war es Katharina von Medici, war doch dieses Land die mächtigste und habgierigste der Monarchien der Zeit. So konnte auch Katharina, mochte sie auch die Kalvinisten noch so sehr bekämpfen und verfolgen, die Guisen ebensowenig ausstehen.

I. J. 1562 brach nun zwischen Hugenotten und Katholiken der offene Krieg aus, und er fand die schon längst ersehnte endgültige Erledigung erst i. J. 1594, wo Heinrich IV. in Paris einzog. Wenn Bürgerkriege stets an Unbarmherzigkeit noch die andern Kriege überbieten, so hat dieser unter denen aller Zeiten das Höchstmaß daran geleistet! Und innerhalb desselben hinwiederum waren es unter den beiden Parteien die Katholiken, deren Unmenschlichkeiten besonders furchtbar waren.

Der Massenmord der Bartholomäusnacht ist das erschreckende Sinnbild des Zeitalters. Durch Königlichen Erlaß (Vertrag von Saint-Germain 1570) beruhigt, waren die kalvinistischen Führer Condé, Coligny und der noch ganz jugendliche König Heinrich von Navarra nach Paris zur Hochzeit Margaretes, der Schwester des französischen Königs, mit dem König von Navarra gekommen. In der Nacht des 24. August 1572 stürzte sich der von den Soldaten des Herzogs von Guise aufgehetzte, geführte und geschützte Pariser Pöbel auf die Hugenotten. Auch der greise Coligny fiel einem Bubenstreiche zum Opfer. Die Zahl der Mordtaten ist nicht genau bekannt, aber sicher waren es in der einen Nacht mehr als zweitausend. Die Blüte von ganz Frankreich mußte damals in Paris ihr Leben lassen. Der große protestantische Dichter Agrippa d'Aubigné hat gegen den König Karl IX. die furchtbare Anklage erhoben, daß er, der nicht einmal den traurigen Mut gehabt hätte, der Anstifter dieses heimtückischen Überfalls sein zu wollen, zum Spaße mit einer Hakenbüchse hinter den Hugenotten hergeschossen habe, die die vom Morden berauschte Menge auf den Straßen verfolgte oder auch in die Seine warf.

Der Papst hieß die Tat des französischen Königs noch nachträglich gut, ja der König von Spanien beglückwünschte ihn.

Auch in der Provinz fand das Beispiel von Paris Nachahmung. Es wurden zusammengenommen in Paris wie in Troyes, Orleans, Toulouse und anderen Städten etwa achttausend Menschen dahingeschlachtet. Doch mit Ziffern lassen sich die großen Verbrechen der Weltgeschichte überhaupt nicht bemessen! Die Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht ist in der Volksseele für alle Zeiten lebendig geblieben als eine der furchtbarsten Erinnerungen an Grausamkeit und Verrat.

Zwar waren die Reihen der Hugenotten erschreckend gelichtet, aber gleichwohl gaben sie sich noch nicht besiegt. Mit dem Mute der Verzweiflung

nahmen sie den Krieg noch einmal auf, sie sammelten sich in einigen Städten, besonders in La Rochelle, das sie befestigten.

* * *

Zwei Jahre später starb Karl IX. Der Thronerbe war sein Bruder Heinrich, der, soeben zum König von Polen ernannt, nun schleunigst nach Paris heimkehrte, um sich die ihm zugefallene französische Krone aufs Haupt zu setzen.

Er fand Frankreich durch den Bürgerkrieg in zwei Hälften zerrissen und die königliche Gewalt alles Ansehens und Einflusses beraubt. Die Guisen, die der traurige Ruhm der Bartholomäusnacht dem Pöbel nur noch teurer gemacht hatte, strebten ganz offen nach der französischen Krone, als die einzigen wahrhaften Verteidiger des katholischen Glaubens, wie sie angaben. Da riefen sie, von Spanien unterstützt, die *Ligue* ins Leben, ein eigenartiges Gemisch von kirchlichem Eifer und Demagogie, das sich im Grunde ebenso gegen Heinrich III., diese Jammergestalt von König, wie umgekehrt gegen die Hugenotten richtete. Natürlich war vor der Öffentlichkeit die Liga dem König nicht feindlich gesinnt, war dieser doch sogar anfangs wenigstens dem Namen nach ihr Anführer.

Der Mittelpunkt dieser sogenannten Heiligen Liga war Paris. Paris ist immer die Stadt blindester Entzückungsgefühle .und unbedachtester Haßanwandlungen gewesen. Die Seele seiner spottsüchtigen, wetterwendischen und bisweilen etwas oberflächlichen, gleichzeitig skeptischen wie leichtgläubigen, an allem, was Überlieferung ist, ebenso zäh hängenden wie zu jedem Umsturz geneigten, der edelsten Regungen nicht weniger als der feigsten Ausschreitungen fähige Bevölkerung kennzeichnet sich also mit einem Wort am besten als das, was man „Massenseele" nennt. Nun aber war i. J. 1580 Paris für Heinrich von Guise, mit dem Beinamen „der Benarbte", von einer ganz wahnsinnigen Leidenschaft ergriffen; dies ging so weit, daß er schließlich der Person des Königs durch seine Großsprecherei und seine Anmaßungen unerträglich wurde. Es erfolgte zwischen beiden eine Auseinandersetzung und darauf ein derartiger Bruch, daß der König Heinrich III. Paris verlassen mußte, um sich nach Blois zu flüchten, während die Pariser, nicht wenig stolz darauf, diesen gekrönten politischen Kuppler hinausgeworfen zu haben, nunmehr das Recht der Selbstverwaltung in Anspruch nahmen (Sechzehnerausschuß).

Nun trat Knappheit an Geld ein. Die Landstände (Generalstaaten), die letzte Hilfe der französischen Könige, wenn die Finanzen verzweifelt sind, wurden nach Blois berufen. Heinrich von Guise fand den Mut, sich ebenfalls dorthin zu begeben und dem Könige Vorhaltungen zu machen. Heinrich III. beantwortete diese Offenheit mit der Treulosigkeit, ihn heimlich in seinem Schlosse ermorden zu lassen (1588).

Der Bürgerkrieg begann von neuem, heftiger als je. Die Pariser und auch ein Teil des gesamten Frankreichs erklärten ihren Abfall vom König. Eine Truppe spanischer Soldaten quartierte sich in Paris ein, um die Liga und die Religion zu verteidigen. Da blieben dem Throne als einzige Stützen die Hugenotten übrig. Und so verband sich der junge König von Navarra, ein Protestant und zugleich der nächste Erbe der französischen Krone, nunmehr ganz offen mit Heinrich III., mit dem er an der Spitze der vereinten Heere der Hugenotten und Anhänger des Königtums gegen das aufrührerische Paris vorrückte.

Vierzigtausend Mann, ein buntes Durcheinander von Hugenotten, königstreuen Katholiken und schweizerischen Söldnerscharen, gingen nun unter Führung der beiden Könige Heinrich, des von Frankreich und des von Navarra, an die Belagerung von Paris. Die Erregung der Pariser war aufs höchste gestiegen; Universitätsprofessoren, Studenten, Leute aus dem Volke, Mönche, Edelleute vom Anhange der Guisen, alle brachen in erbitterte Schmähreden gegen Heinrich III. aus, den sie als den schlimmsten aller Tyrannen bezeichneten und mit Herodes und Sardanapal verglichen. Ein halb blödsinniger junger Mönch, Jacques Clément, machte sich zum Vollstrecker dieser Wutausbrüche. Er lauerte König Heinrich III. in Saint-Cloud auf und erdolchte ihn (1589).

Der König von Navarra, Heinrich von Bourbon, der Hugenotte, war nun von Gesetzes wegen französischer König unter dem Namen „Heinrich IV., des Königs von Frankreich allerchristlichste Majestät".

Zunächst war er noch ein König ohne Königreich und besonders ohne Geld, der nichts als ein ganz kleines, aber ebenso tapferes Heer zu seiner Verfügung hatte. Er hatte gegen die Spanier zu kämpfen und auch gegen die Liga, der so viele französische Katholiken beigetreten waren. Aber er ersetzte das Fehlende reichlich durch seinen Mut, seine Besonnenheit, seine Tatkraft und seine vornehme Gesinnung. Nach seinen Siegen bei Arques und Ivry ging er von neuem an die Belagerung von Paris, das jetzt ein spanisches Heer innehatte, nicht etwa in der Absicht, den dort bedrohten römisch-katholischen Glauben zu schützen, sondern vielmehr zu dem Zwecke, die Rechte ihrer Infantin auf den französischen Thron wahrzunehmen.

Es war nicht mehr die Zeit eines Franz I., wo Frankreich nicht recht wußte, wofür es sich entscheiden sollte, und zwischen der Reformation und der katholischen Kirche wie ein Pendel hin- und herschwankte. Fünfzig Kampfesjahre hatten schließlich jedem einzelnen Franzosen eine bestimmte Überzeugung aufgenötigt. Jetzt waren sie in ihrer großen Mehrheit entschiedene Katholiken. Heinrich IV., der sich darüber klar wurde, daß sie nie einen hugenottischen König wollen würden, dachte, daß „Paris eine Messe wert sei", und entsagte dem Protestantismus. Was ihm den Übertritt

so schwer machte, war nicht sowohl seine treue Gläubigkeit als reformierter Christ, mit der es sich halten ließ, als vielmehr die stille Mißbilligung seiner Getreuen. Doch es half alles nichts! Inmitten aller Kampfesarbeiten bei der Belagerung von Paris schwor er zu Saint-Denis am 25. Juli 1593 seinen kalvinistischen Glauben ab.

Bald zog er nun auch in die französische Hauptstadt ein (22. März 1594), von denselben Parisern, die ihn noch vor kurzem so sehr verhöhnt hatten, jetzt aufs freudigste willkommen geheißen. Paris bedeutete ja die ganze Hälfte Frankreichs, und nun erst war Heinrich IV. wirklicher König.

Der neue Papst Clemens VIII. sah ein, daß es unverständig von ihm sein würde, die einseitige spanische Politik seiner Vorgänger fortzusetzen, und so fand er sich mit der vollendeten Tatsache ab und gab seinen Segen.

Allmählich unterwarfen sich auch, zum Gehorsam zurückgeführt, die Anhänger der Liga. Die Spanier wurden aus dem Lande gewiesen (Vertrag zu Vervins 1598).

Die schwerste aller Fragen war die Religionsfrage. Aber auch sie fand nun ihre geschickte und friedliche Regelung durch das Edikt von Nantes (13. April 1598). Die Kalvinisten bekamen das Recht zur Eröffnung von Kirchen und Schulen und freien Zutritt zu jedem Staatsamt; der Grundsatz der Gewissensfreiheit wurde verkündet, als von nun an durchzuführen.

Leider hatte man für diese so große und doch so einfache Sache noch nicht das rechte Verständnis. Hugenotten wie Katholiken gaben nur nach, weil sie des ewigen Bürgerkriegs müde waren, aber im Innern blieb der Glaubenshaß auf beiden Seiten lebendig. Ludwig XIV., der ein Jahrhundert später durch einen Beschluß höchster Unduldsamkeit das große Werk seines Ahnen vernichtete, sollte von seinen Zeitgenossen besser verstanden werden als Heinrich IV., der im Jahre 1598 auf religiösem Gebiete Gewissensfreiheit erklärte.

Damit endeten in Frankreich jene schrecklichen Religionskriege, die nahezu ein halbes Jahrhundert gedauert hatten. Frankreich verarmt und fast ein Trümmerhaufen! Die besten seiner Söhne heimtückisch ermordet oder auf dem Schlachtfelde gefallen! Keine Möglichkeit, sich auf den neuen großen Gebieten zu betätigen, die sich soeben der Welt eröffnet hatten! Sollte das der so freudig begrüßten Reformation letztes Ende sein? Es hätte einen wirklich jammern können, wenn nicht aus allen nebelgrauen Wolken der Zeit das Morgenrot der Freiheit hervorgeleuchtet hätte!

Die fünfzehn Jahre der Regierung Heinrichs IV. waren für Frankreich äußerst glückliche. Die Finanzen hatten sich dank der weisen Sparsamkeit Sullys ganz wesentlich gehoben, Ackerbau und Gewerbe hatten neuen Mut gewonnen, das Heer sich verjüngt und ergänzt. Jetzt konnte das neuerstarkte und geeinigte Frankreich über ganz Europa herrschen und ihm

den Frieden aufnötigen. In seinen Denkwürdigkeiten hat Sully Heinrich IV. den Gedanken an eine Art europäischen Staatenbundes zugeschrieben, dessen Oberhaupt der König von Frankreich sein sollte und durch den ein dauernder Friede zwischen den Mächten gesichert worden wäre. Dieser *große Plan* paßt jedenfalls, ob er geschichtlich verbürgt ist oder nicht, ganz vortrefflich in den Kreis der Vorstellungen von Duldsamkeit und Gerechtigkeit, wie sie der König hatte, und sie seinem Jahrhundert so weit voraus sind, daß er damit zum Vorboten und Vorverkünder eines noch heute erwarteten neuen Zeitalters wird.

Aber das mit Spanien verschwägerte Haus Österreich, das auch in den Niederlanden herrschte, bildete vorläufig noch ein schlimmes Hindernis für die Unabhängigkeit des gesamten Europas. So riefen die deutschen und niederländischen Protestanten zu ihrem Schutze den König von Frankreich herbei. Während er noch mit den Rüstungen zu diesem großen Kriege beschäftigt war, wurde der Nichtsahnende nach einer Fahrt durch die Straßen von Paris, von der ihn so liebenden Bevölkerung stürmisch begrüßt, plötzlich in der Nähe des Louvre von einem heimtückischen Messerstoß des Fanatikers Ravaillac getroffen, der ihn jäh aus dem Leben riß (14. Mai 1610).

Heinrich IV. ist in der Erinnerung des Volkes nicht erloschen, ja es hat sich seiner Persönlichkeit sogar die Sage bemächtigt. Er lebt fort als ,,der gute König Heinrich''. Und in der Tat, er war gut und edel, weder nachtragend noch rachsüchtig. Gewiß, die Frauen sind seine große Schwäche gewesen, und er hat wahrlich nicht bloß eine Geliebte besessen; aber sein unheilbares Rittertum, das indessen niemals in schmutzige Gemeinheit ausartete, ist seinem guten Rufe nicht etwa im Wege gewesen, sondern hat vielmehr noch zu demselben sehr viel beigetragen. Unerschrocken und geistvoll, bewahrte er auch in der Gefahr, ja zu einem guten Teil noch im schwersten Unglück die so echt französische höchste Tugend, nie seine frohe Laune zu verlieren. Soweit es sein kräftiger, aber mit anmutiger Sorglosigkeit gepaarter Eigennutz nur irgendwie gestattete, liebte er sein Volk aufs herzlichste, und, so sehr er auch auf seine königlichen Vorrechte hielt, waren ihm doch Prunksucht und Prahlerei stets ein Greuel. Er hat schwere Prüfungen durchmachen müssen und hat dank seines Mutes und seiner Fähigkeit alle siegreich bestanden. Er war kühn und vorsichtig; in seinem Kopfe hat er viele große Ideen gestaltet, deren Verwirklichung ihm auch zu einem großen Teile gelungen ist. Mit einem Worte: Heinrich IV. nimmt unter den Königen Frankreichs den allerersten Ehrenplatz ein.

* * *

Das Zeitalter der inneren Wirren ist zwar im allgemeinen der Wissenschaft und Kunst nicht gerade günstig gewesen, aber doch dasjenige,

in dem Michel de Montaigne (1533—1592) seine köstlichen Werke geschrieben hat. Sie sind die Arbeit eines Skeptikers, verfeinerten Egoisten und tiefen Beobachters, der für die törichten religiösen Streitigkeiten, an denen seine Zeitgenossen ein so unsinniges Gefallen finden, nur ein ihn beschämendes Gefühl des Mitleids übrig hat. Der Stil seiner unvergleichlichen *Essays* ist hinreißend, lebendig und anmutig, das ist schon das vollkommene richtige moderne Französisch.

Bernard de Palissy (1500—1589), ein eifriger Hugenotte, starb im Gefängnis in Armut und Acht. Er war mehr, als bloß ein recht befähigter Töpfer. Er hat mit weit vorausschauendem Blicke die heutige vorgeschichtliche Forschung (Paläontologie) vorweggenommen. Als erster oder einer der ersten (nach Fabio Colonna) hat er den Mut gehabt, zu behaupten, daß die in der Erde gefundenen versteinerten (fossilen) Formen die Überreste der Wesen sind, die in den frühesten Zeitaltern der Erde lebten.

Der große Gelehrte auf exaktem Gebiete ist Viète, mit seinem lateinischen Schriftstellernamen Vieta*) (1540—1603), der die Algebra geschaffen hat, jene allerdings schon von den arabischen Meistern der Rechenkunst, wenn auch noch ganz unbestimmt, geahnte, so einfache, planvolle, gemeinverständliche und wirksame Sprache, ohne die jeder weitere Fortschritt in der mathematischen Analyse unmöglich gewesen wäre. Nun ist auch für einen Descartes und einen Leibniz Raum da, die erst eine Sprache haben mußten, in der sie sich ausdrücken konnten.

* * *

In einer Zeit, wo Frankreich an gegenseitiger Zerfleischung verblutete, hat Spanien zwar von eigentlichen Bürgerkriegen nichts erfahren, doch darum nicht etwa weniger unter dem langen Religionsstreite leiden müssen, ja vielleicht noch grausamer als Frankreich. In der Tat ist dieses Land von seinem Könige Philipp II. in einen Krieg mit der Reformation hineingezogen worden, der für dasselbe von Anfang bis zu Ende von den schwersten Mißgeschicken begleitet gewesen ist.

Philipp II. (1559—1598), der Nachfolger Karls V., hatte eine Macht geerbt, deren Umfang ganz bedrohliche Formen angenommen hatte. Die spanische Infanterie, die als eine der besten von ganz Europa galt, bestand aus alten erprobten Kriegern, die zwar im heißen Schlachtgetümmel, wenn nötig, bis in die sinkende Nacht hinein ihre Manneszucht wahrten, aber schon am nächsten Morgen sich als das denkbar tollste Raubgesindel entpuppten — es ist diese vom sittlichen Standpunkt als höchst verbrecherisch zu verdammende Eigenschaft für den kriegerischen Sinn von Soldaten etwa keineswegs ungünstig! —, die im übrigen nüchtern und tapfer,

*) Seine einschlägigen Werke sind, wie damals noch alle fachwissenschaftlichen Werke, nicht etwa in seiner Muttersprache, dem Französischen, sondern lateinisch geschrieben.

ebensowenig zu Furcht wie zu Mitleid geneigt und fanatische Katholiken waren, die sich teils von Berufs wegen, teils aus Überzeugung und auch teils zum Vergnügen schlugen. Dieses Heer verfügte auch über die genügende Menge Goldes. Von Peru, von Mexiko, von den Antillen und von den sämtlichen übrigen so unbarmherzig ausgesogenen damaligen spanischen Besitzungen in Amerika strömten die Edelmetalle herbei, ohne etwa der ewigen Leere der durch die Luxus- und Militärausgaben völlig erschöpften königlichen Schatzkammer vorbeugen zu können. Um irgendwelche inneren Unruhen brauchte man sich nicht etwa Sorge zu machen! Die Cortes waren ja gefügig, das Volk schwieg und die Inquisition, die eigentliche Herrin und Meisterin der Krone, stand natürlich mit Philipp II. unter einer Decke, teilte er doch alle ihre Bestrebungen.

Diese Bestrebungen, die den begeisternden Ausgangspunkt für alle seine Handlungen während seiner langen Regierung bildeten, fanden ihren gemeinsamen Mittelpunkt in dem Gedanken, daß ihm von Gott selbst die große Aufgabe gestellt wäre, allüberall die weltliche Herrschaft der katholischen Kirche wiederherzustellen. Für ihn bildeten Spanien, die Monarchie und die Religion das einzige Glaubensbekenntnis, das ihm unter drei verschiedenen Formen immer dasselbe zu sagen hatte.

Zunächst unterdrückte er noch den kleinen Rest von Protestanten, der der Inquisition entgangen war. Aber es war auch noch immer eine ganz kleine Zahl Moriskos (übergetretene Mauren) im Lande verblieben; sie wurden, nicht ohne erheblicheren Widerstand, verbrannt und niedergemetzelt. Angesichts solcher entschiedenen Maßregeln ist es schließlich kein Wunder, daß sich der ganzen Pyrenäenhalbinsel die völligste religiöse und monarchische Einheit bemächtigte.

So war es keineswegs in der reichsten spanischen Besitzung, den Niederlanden. Und in der Tat, vermöge wiederholter Akte einer bei der Diplomatie ja gewohnten Willkür hingen die Niederlande damals von der spanischen Krone ab. Es war das das Ergebnis einer Reihe von Fürstenehen gewesen, mit dem weder Sitten noch Abstammung, noch auch geographische Rücksichten irgendetwas zu tun hatten, waren doch die Niederlande von den Herzögen von Flandern an die Herzöge von Burgund, von da an die Habsburger und von da wieder an die Könige von Spanien übergegangen.

Die flandrischen Lande verfügten über unermeßliche Reichtümer, besonders auch in ihren so schönen und großen Städten, wie Gent, Loewen, Brügge und Brüssel. Die ihnen von Spanien auferlegten Steuern waren drückend, waren es doch diese rührigen und gewerbefleißigen städtischen Gemeinwesen, aus denen die spanische Schatzkammer ihre Haupteinnahmen bezog. Gleichwohl hatte Karl V. keinen Augenblick Bedenken getragen, zu der dort überall in die Erscheinung tretenden Härte des

Fiskus nun auch noch die der Inquisition hinzuzufügen. Und die Inquisition war äußerst blutig. Es ist wohl übertrieben, aber es wird von fünfzigtausend Opfern gesprochen, die ihr damals gebracht worden seien. Jedenfalls schien bereits, als Karl V. abdankte, in den Niederlanden sich ein Aufstand anzukündigen.

Und er sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Für alle Flamländer, Adel sowie Volk, waren die Spanier die verwünschten Ausländer. Zu den Grausamkeiten der Priester gesellten sich die Gewalttätigkeiten und die Ausbeutungen seitens der Beamten. In einigen Städten, besonders in Antwerpen, nahm der Aufstand sogleich den Charakter einer umfänglichen Volkserhebung an. Die Antwerpener Kirche wurde gestürmt und verwüstet (1566); Kaufleute, Adlige und Kalvinisten, alles bildete eine einheitliche und geschlossene Masse gegen den gemeinsamen Feind aus dem Auslande.

Sogleich trat der König von Spanien dem Sturme mit Entschiedenheit entgegen und suchte ihm die Stirn zu bieten. Er schickte deshalb in die Niederlande ein Heer von zwanzigtausend kriegstüchtigen Soldaten unter dem Oberbefehl des Herzogs von Alba. Und nun ging die Unterdrückung des Aufstandes mit unheimlicher Entschiedenheit vor sich; das Blut floß in Strömen, *dem Wasser gleich.* Graf Egmont wurde enthauptet; der vorsichtige Graf Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, mit dem Beinamen der Schweigsame, hatte jedoch rechtzeitig die Flucht ergriffen und sich mit einigen Tausend Flamländern in den beiden nördlichsten Provinzen Zeeland und Holland gesammelt.

Die Flüchtlinge, die in einem Landkriege den Soldaten des Herzogs von Alba doch nicht gewachsen gewesen wären, rüsteten nun einige Schiffe aus (*Wassergeusen*). Sie hatten sogleich einige Erfolge zu verzeichnen; aber auch der Prinz von Oranien behauptete im äußersten Norden mit seiner kleinen Schar von Getreuen das Feld. Acht Jahre lang (1568—1576) waren die unglücklichen beiden Provinzen den schlimmsten Verheerungen ausgesetzt. Antwerpen erholte sich erst zwei Jahrhunderte später wieder von jener Einäscherung und Plünderung, durch die diese vorher so schöne Stadt damals einem Schutthaufen gleichgemacht worden war.

Vergeblich suchte der Prinz von Oranien zwischen Protestanten und Katholiken zu vermitteln (Religionsfriede 12. Juli 1578) durch Vorschlag eines Ediktes, das genau so, wie es später das Edikt von Nantes tat, die Gewissensfreiheit sichern sollte. Doch niemand hatte das richtige Verständnis für das, was Graf Wilhelm damit bezweckte. Anstatt sich unter dem Szepter eines nationalen Herrschers zu vereinen, löste sich die damalige niederländische Bevölkerung vielmehr in ihre beiden Teile auf: den Norden, wo die Protestanten, und den Süden, wo die Katholiken vorherrschten. Der Süden söhnte sich mit Spanien aus, während sich die übrigen mehr

protestantischen Provinzen zur Utrechter Union vereinigten und unabhängig erklärten (1579). Dort trat ein illegitimer Enkel Karls V., Prinz Alexander Farnese von Parma, an die Spitze, hier der Prinz von Oranien, und noch dauerte der Kampf zwischen beiden Teilen mit wechselndem Erfolge fort, als Wilhelm von Nassau unerwartet durch Meuchelmord fiel (1587).

Jetzt war die Sache der Unabhängigkeit Flanderns anscheinend so gut wie besiegt. Bei allen ihren Zwistigkeiten mit dem Könige von Spanien schickten weder Frankreich noch England den Anhängern des Hauses Oranien Hilfe. Farnese gewann nach und nach alle aufrührerischen Städte wieder.

Aber Philipp II., in dessen Gedanken der gewaltige Vernichtungskampf, in den er sich soeben mit England eingelassen hatte, jetzt alles andere beherrschte, rief Farnese und einen Teil seiner Soldaten zurück. Infolgedessen gelang es den Kalvinisten unter der Führung des jungen Moritz von Nassau aus dem Hause Oranien, auch wieder die Oberhand zu gewinnen. Ja, Moritz von Nassau wußte ein kleines Heer aufzubringen und seinem teuren Holland, das nunmehr (1598) den Namen *Vereinigte Provinzen der Niederlande* erhielt, Anerkennung der Unabhängigkeit bei Frankreich und England zu verschaffen. Noch zehn Jahre wurde der Krieg zwischen Spanien und dem neuen Staatswesen fortgesetzt, ohne daß eine der beiden Mächte sich dafür besonders ins Feuer gelegt hätte. Schließlich stellte ein zwölfjähriger Waffenstillstand (1609) Frieden her.

So spalteten sich die Flandrischen Lande in zwei Teile. Der nördliche, der etwa mit dem heutigen Holland zusammenfällt und der vorwiegend kalvinistisch war, wurde eine Art unabhängiger Bundesrepublik, der südliche, in dem die Katholiken in der Mehrheit waren (Brabant und Hennegau, d. h. etwa das heutige Belgien), blieb spanische Provinz.

Aber das Land, soweit es in spanischen Händen blieb, hatte sich in ein Trümmerfeld verwandelt. Die erlesenste Bevölkerung war nach Holland ausgewandert und hatte dorthin seine Kunst, seinen Gewerbefleiß und besonders auch seine rege und emsige Tatkraft mitgenommen. Antwerpen, Brüssel, Gent und Brügge, die einst so blühenden Städte, waren sämtlich nur noch solche einzelnen Trümmerhaufen. Gerade im Gegensatz hierzu gelangten die holländischen Städte, die eine zahlreiche Bevölkerung von Auswanderern aus den südlichen Niederlanden, aber auch aus allen nur möglichen sonstigen Gegenden bereitwillig aufnahmen, zu einer ganz wunderbaren Blüte. Antwerpen wurde von Amsterdam, Brügge von Leyden vollkommen überflügelt und in den Schatten gestellt.

Es war das ein wichtiges Ereignis, die Gründung eines so wackeren kleinen demokratischen freien Staates inmitten des damals so ganz und gar monarchischen Europas! Ein kräftiger und arbeitsfreudiger Menschen-

schlag! Unglück und Verfolgung hatten bei ihm von jeher eine ungewöhnliche Tatkraft entwickelt und sollten es in Zukunft noch mehr! Ja, im 18. Jahrhundert sollte dieses Völkchen durch seine Tüchtigkeit auf kriegerischem und Handels-, wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete die Bewunderung der ganzen Welt erregen!

Die Hauptsorge Philipps II. war, wie bereits angedeutet, der Vernichtungskampf mit England.

Ehe er aber gegen England und seine Protestanten zu Felde zog, gab Philipp II. den Anstoß zu einem Kreuzzuge gegen den alten Feind der Christenheit, die Türken.

Seit der Einnahme von Byzanz hatten die Türken ihre bisherigen Vernichtungs- und Eroberungskriege ununterbrochen weiter fortgesetzt. Selim (1512—1520) entriß den Mamelucken Syrien (1513) und Ägypten (1517). Die Macht des Islams war damals in Osteuropa, Nordafrika und Vorderasien eine nahezu grenzenlose; sie erreichte ihren Höhepunkt mit Soliman. Soliman der Große, der Nachfolger Selims (1520—1566), war ein begabter, hochherziger und von den besten Absichten beseelter Fürst. Während seine Vorgänger wie Nachfolger nur eine lange Reihe toll gewordener Bluthunde darstellten, zeigte umgekehrt er ein gewisses Maß von einem sich bei seinen Umtrieben, Aufstandsunterdrückungen und Kriegsunternehmungen allerdings noch recht ungesittet äußernden Edelmute, so gut, wie er sich eben bei einem Sultan nur finden kann.

Er hatte seine See- und Landmacht zeitentsprechend umgestaltet. Mit dieser kämpfte er gegen Ungarn, mit seinen Kriegsschiffen gegen Venedig.

Als i. J. 1569 sein Nachfolger Selim II. das Arsenal von Venedig, seine Reederei und Schiffswerft in Brand gesteckt hatte, sandte Philipp II., um der christlichen Städterepublik für diese Missetat Genugtuung zu verschaffen, dem Dogen Andrea Doria fünfzig Galeeren zu Hilfe. Gleichwohl mußte dieser es ruhig mitansehen, daß Cypern in die Hände der Ungläubigen fiel (1570).

Im folgenden Jahre wollten Papst Pius V., der Doge Doria und König Philipp II. Cypern zurückerobern. Der Generalissimus des christlichen Heeres war der noch ganz jugendliche, aber ebenso heldenmütige wie begeisterte und fähige Don Juan d'Austria, ein natürlicher Sohn Karls V. und folglich ein Bruder Philipps II. Am 7. Oktober 1571 stießen die beiden feindlichen Flotten bei Lepanto zusammen. Um ein anschauliches Bild von der Grausamkeit der Zeit zu gewähren, mag nur an die eine Tatsache erinnert werden, daß zwölftausend Gefangene von seiten der Christen auf den türkischen Galeeren und ebensoviele von seiten der Türken auf den christlichen Galeeren als Sträflinge ruderten. Der Sieg der Christen war ein glänzender, wenn auch mit herben Verlusten erkaufter. Er wurde in Rom mit großem Gepränge gefeiert.

Karl V. hatte seinen Sohn und Nachfolger Philipp II. gezwungen, eine Frau zu heiraten, die zwölf Jahre älter und obendrein sehr häßlich war; aber es war Maria Tudor, die gewaltige katholische Königin Englands. Nach den Vermählungsfeierlichkeiten in London (1554) kehrte er nach Spanien zu seinen Regierungsgeschäften zurück, um Maria Tudor in ihrem Inselreiche zu belassen. Doch sie starb schon bald darauf. Da suchte er das seinen weiten Plänen so nützliche, entsprechende Ehebündnis mit Elisabeth, der Nachfolgerin von Maria Tudor, zu erneuern. Aber die junge englische Königin legte keinen sonderlichen Wert darauf, sich an einen Herrn und Gebieter zu fesseln, und wäre er selbst, wie dieser, durch das Weltmeer von ihr getrennt.

Diese beiden Reiche, das Philipps II. (1559—1598) und das Elisabeths (1558—1603) bildeten fast ein halbes Jahrhundert lang zwei Seitenstücke, die ihr Gepräge durch einen blutigen Wettstreit erhielten, der sich mit dem zwischen Karl V. und Franz I. vergleichen ließ. Philipp war der Verfechter des Katholizismus, Elisabeth die Verfechterin der Reformation. Die Geschichte, deren Unparteilichkeit in ihren Urteilen nicht größer ist als die einer erregten Masse, hat Philipp gebrandmarkt und Elisabeth verherrlicht. Doch vielleicht hat die unerbittliche Überzeugung des spanischen Königs mehr Größe an sich als die heuchlerische Eigennützigkeit und Selbstsucht Elisabeths. Allerdings ist der Baum nach seinen Früchten zu beurteilen, und da muß ohne weiteres zugegeben werden, daß Philipps blinde Schwärmerei in Glaubenssachen Spaniens Verfall, Elisabeths Zweifelsüchtigkeit auf diesem Gebiete hingegen Englands Größe herbeigeführt hat.

Der Seesieg bei Lepanto wurde nicht weiter verfolgt und ausgenutzt. Philipp kannte noch andere Feinde, die bedenklicher waren als die Türken, und auch Venedig fand zu viel Nutzen in dem Handelsverkehr mit denselben, um sich nicht zu beeilen, mit ihnen Frieden zu schließen.

Doch durch seinen großen Erfolg ermutigt und gekräftigt, glaubte der spanische König gegen das unter Elisabeth vom Katholizismus mit Entschiedenheit abgerückte England mit einer noch umfänglicheren Unternehmung, als die türkische war, vorgehen zu können.

Einige unbedeutende Streitigkeiten auf dem Gebiete des Seehandelsrechts waren des Krieges äußere Veranlassung, natürlich nicht seine tiefere Ursache. Seit 1580 hatte Philipp seinem Reiche auch noch Portugal unter dem Namen Lusitanien einverleibt und gleichzeitig damit alle die zahlreichen portugiesischen Besitzungen in Asien und Afrika. Den Haupthandel der Zeit aber, und den allereinträglichsten, den merkwürdigerweise alle europäischen Seeleute trieben, bildete der Fleischmarkt mit *schwarzer Ebenholzware*, d. h. mit andern Worten: die Negerausfuhr. Die Unglück-

lichen, die in Afrika zu den niedrigsten Preisen erstanden waren, wurden in den Antillen, in Mexiko, in Brasilien, in Florida gegen Gold weiterverkauft. Elisabeth, der alle Vorteile galten, streckte sogar einem der Sklavenschiffe, das bereits von den Spaniern mit Beschlag belegt worden war, Geld vor, um an seinen Geschäften Anteil nehmen zu können. Und in der Tat betrachteten die Mutterstaaten ihre Kolonien als ihr ausschließliches Eigentum, so daß innerhalb der spanischen Kolonien der Handel natürlich allein den Schiffen Spaniens vorbehalten wurde. Und bei einer solchen Rechtslage ließ nun Elisabeth in den englischen Häfen nicht bloß jenes eine Mal die spanischen Schiffe mit Beschlag belegen.

Einen Augenblick zögerte jedoch noch Philipp II., das große Kriegsunternehmen zu wagen. Zur festen Entscheidung in dieser nun schon so lange gehegten Absicht brachte ihn jedoch erst die Hinrichtung der Maria Stuart (1587).

Ein unermeßliches Geschwader wurde ausgerüstet (hundertdreißig Schiffe mit zweitausendsechshundertundvierzig Geschützen und fünfunddreißigtausend Mann). Es war die furchtbarste Flotte, die bis dahin jemals die Meere gesehen hatten. In dem Augenblick, wo sie auf das offene Meer hinausging (22. Juli 1588), wurde sie etwas vorzeitig mit dem stolzen Namen „*die unüberwindliche Armada*“ bezeichnet, sollte ihr doch noch dieser Name zum bittersten Hohne werden.

Lange nachher sollte ja noch einmal der Versuch einer Landung an Englands Gestaden von dem bei Boulogne bezogenen Küstenlager aus durch einen Eroberer versucht werden, der noch ein ganz anderer als Philipp II. war! Aber beide Male ist England dem großen Unheil, das ihm wahrscheinlich hieraus erwachsen wäre, durch sein gütiges Geschick und den Heldenmut seiner Marine entronnen!

Die spanischen Schiffe waren ungeschickt und bewegten sich langsam und schwerfällig; sie waren vollgepfropft mit Soldaten, die in dieser Überzahl zum hinderlichen und unnützen Ballast wurden, sobald die Elemente feindlich waren. Die kleinen englischen Fahrzeuge waren leicht und beweglich und wurden von einer verhältnismäßig geringen Zahl erfahrener und entschlossener Seemänner bedient, die jedenfalls groß genug war, um mit dem spanischen plumpen Riesengeschwader, das nicht von der Stelle zu kommen schien, ohne allzugroße Schwierigkeit fertig zu werden. Ein verschmitzter englischer Führer Drake, der seit vielen Jahren als Kapitän von Kaperschiffen alle Meere der Welt durchsegelt hatte, kam auf eine sinnreiche Erfindung. Er ließ Branderschiffe vom Stapel, die die feindliche Flotte in Flammen zu setzen drohten. Erschreckt ergriffen die Spanier die Flucht und trieben, von einem wütenden Sturme zerstreut, ohne jede Ordnung dahin, um an den Felsenküsten Schottlands oder Irlands ihren Untergang zu finden. Die spanischen Schiffe gingen mit

zwanzigtausend Mann ihrer tüchtigsten Soldaten fast ausnahmslos elendiglich zugrunde (August 1588).

So hatte Spanien seine gesamte Marine verloren. Die Herrschaft auf den Meeren sollte nun an England übergehen, und zwar so nachhaltig und unbestritten, daß weder Holland noch Frankreich in einem darauffolgenden ganzen Jahrhundert fortgesetzter ruhmreicher Kämpfe ein genügendes Maß von Beharrlichkeit und Stärke besessen haben, um sie ihm entreißen zu können.

Die letzten Lebensjahre Philipps, der überall, mochte es nun auf dem Ozean oder auch in den Niederlanden sein, besiegt und in seinen Hoffnungen getäuscht war, waren düstere. Mehr als je zuvor zog er sich in das von ihm erbaute unheimliche und verlassene Eskurial zurück. Er hatte einen Sohn gehabt, Don Carlos, der durch Schiller unverdienterweise berühmt geworden ist. Don Carlos war in Wirklichkeit ein bereits erblich belasteter Geisteskranker und eine schwächliche Frühgeburt, den sein Vater, anstatt ihn wie einen Verbrecher ins Gefängnis zu stecken, lieber als einen Verrückten ins Irrenhaus hätte sperren lassen sollen. Philipp II. wurde vom Unglück geradezu verfolgt. Er war von seiner eignen Geliebten, der Prinzessin von Eboli, verraten worden. Er sah den altehrwürdigen spanischen Thron, dem er sein ganzes Leben geopfert hatte, dazu verurteilt, in die Hände eines ohnmächtigen Schwächlings, seines zweiten Sohnes Philipp, überzugehen. Er fühlte, daß auch sein Volk, so fanatisch es sein mochte, allmählich der Folterstrafe müde war. Vielleicht machte er sich, wenn auch leider zu spät, jetzt endlich klar, daß das Blut kein *guter Tau* ist, und daß für ein Volk die landwirtschaftliche Arbeit mehr sittliche Förderung und sogar auch mehr wirtschaftlichen Nutzen bringt als die Ausbeutung von Goldbergwerken in Ländern mit Sklavenarbeit.

Und in der Tat war das Spanien, das vordem mit so viel Glanz auf der Weltbühne aufgetreten war, durch und durch in Verfall geraten. Und es scheint sogar, als ob mit diesem gänzlichen Verfall auch die geistige Fruchtbarkeit Spaniens verarmt sei; ein langer Zeitraum der Öde folgte der großen Epoche, in der Spanien das erste Volk der Welt gewesen war.

Als der in der Abgeschlossenheit seines Eskurials fast völlig vereinsamte und verlassene Sohn Karls V. sein nahes Ende fühlte, ließ er sich einen Menschenschädel mit einer goldenen Krone darauf bringen und hauchte, mit starrem Blicke auf diesem Sinnbild der Vergänglichkeit und der Königswürde verweilend, sein Leben aus.

In demselben Augenblick, in dem sich Spanien auf der Höhe seines militärischen Könnens fühlte, stand es auch auf der seines literarischen Schaffens. Besonders genial waren seine Leistungen auf dramatischem Gebiete. Was könnte auch wunderbarer für das Drama gestimmt sein, als die hohe, stolze und heldenmütige spanische Seele, die vielleicht eine

gewisse Herbheit haben mag, aber aller Leidenschaften der Liebe wie aller Regungen der Ehre, die man sich nur vorstellen kann, fähig ist.

Das Drama und das Lustspiel eines Lope de Vega und Calderon sollten noch den französischen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts als Muster dienen.

Doch es trat ein noch Größerer auf im Reiche des Geistes und der Feder, Cervantes (1547—1616).

Er hat eine jener damaligen unruhigen romantischen Existenzen geführt, die unsere heutigen ruheliebenden Schriftsteller überraschen würden. In der Schlacht bei Lepanto verwundet und gefangen genommen, mußte er auf den türkischen Galeeren rudern. Er hat eins der schönsten Werke menschlicher Phantasie hinterlassen (1605). *Don Quixote* ist tief und zart und zugleich entzückend komisch. Die Satire des Cervantes ist weniger grob, aber ebenso tief wie die des Rabelais und des Aristophanes. Die Geschichte dieses *Ritters von der traurigen Gestalt* ist ein Meisterwerk unter den Meisterwerken.

Und als ob damals in der so eigenartigen Zeit Spaniens und Englands Geschicke immer parallel laufen sollten, stirbt Shakespeare an demselben Tage wie Cervantes.

Unter der langen Regierung Elisabeths hat England ebenso geblüht, wie Spanien verarmt ist. Die Engländer haben ihrer Königin den Ehrennamen der großen Elisabeth gegeben, weil sie bei aller Inschutznahme des Protestantismus ihrem Reiche den schrecklichen Religionskrieg, der damals Frankreich und Deutschland zerfleischte, zu ersparen, dem Parlamente einige Freiheiten zu gewähren, der unwiderstehlichen Armada die Spitze zu bieten und die Finanzen zu kräftigen gewußt hat. Zu einem solchen Erfolge hat es eines eindringenden, klugen und geschmeidigen Verständnisses bedurft, das auch durch eine lächerliche Eitelkeit nicht beeinträchtigt werden konnte. Elisabeth läßt sich in mancher Beziehung mit Ludwig XI. vergleichen, der mit den kleinen Mitteln der List, der Geduld und eines schmutzigen Geizes, der Schöpfer der Größe des französischen Königtums wurde.

Ein tragisches und romantisches Abenteuer zieht sich durch die ganze Regierungszeit der Königin Elisabeth hindurch. Ihre Nebenbuhlerschaft mit Maria Stuart ist vielleicht rührender als ihr Vernichtungskampf mit Philipp II.

Schon lange war das mit England um sein Dasein ringende schottische Volk in freundschaftliche Beziehungen zu Frankreich getreten (die Schotten hatten an der Universität Paris schon seit dem Mittelalter eine sehr besuchte besondere Stiftung). Die Stuarts hatten sich als Könige von Schottland mit den Königen wie den Herren vom Hochadel in Frankreich verbündet. Jakob V. Stuart hatte eine Prinzessin von Guise, Maria von Lothringen,

geheiratet. Ihre Tochter Maria (Maria Stuart), die Königin von Schottland, wurde nun durch ihre Ehe mit Franz II. auch Königin von Frankreich. Aber Franz II. starb mit achtzehn Jahren, und Maria Stuart kehrte nach dem Tode ihres jungen Gatten nach Schottland zurück, um hier die Regierung zu übernehmen (1560).

Unglück und Dichtung haben dieser ebenso leichtfertigen wie anziehenden Frauengestalt auf dem Herrscherthrone zu ihrer Königskrone noch einen Glorienschein ums Haupt gewunden. Aber von Herzen Katholikin und Französin, hatte sie für die glühenden religiösen Leidenschaften des schottischen Volkes kein rechtes Verständnis. In der Tat war damals Schottland, wie das ganze übrige Großbritannien, in zwei Lager gespalten: Kalvinisten und Katholiken. Zu diesem religiösen Gegensatze traten noch dynastische Ansprüche hinzu. Maria Stuart glaubte Rechte auf den englischen Thron zu haben, wie andererseits Elisabeth auf den schottischen.

Aber Maria Stuart beging die Torheit, einen schottischen Edelmann namens Darnley zu heiraten, einen ziemlich kläglichen Menschen. Da entrollten sich die Wechselfälle eines wirren Liebesepos, das verwickelter war als das beliebigste Bühnendrama. Zuerst läßt Darnley den Italiener Riccio, den Geheimschreiber der Maria, der vielleicht auch ihr Geliebter war, meuchlings ermorden; dann versöhnt sich Maria scheinbar mit Darnley, dann sprengt Bothwell durch ein Pulverfaß das Haus, in dem Darnley wohnte, in die Luft. Bothwell wird auf Grund eines gerichtlichen Scheinverfahrens freigesprochen, und nun heiratet Maria Stuart schließlich noch Bothwell.

Da erhob sich ganz Schottland. Maria Stuart mußte flüchten und suchte Schutz in England. Mit herablassender Hochachtung gab ihr Elisabeth ein Gefängnis zum Obdach. Es mußte der englischen Königin ein wahrer Triumph sein, sie, die verhaßte Nebenbuhlerin, die Nebenbuhlerin in Schönheit und Königskrone, achtzehn Jahre lang unter Schloß und Riegel halten zu dürfen.

Erst i. J. 1587 stellte sie die Gefangene unter dem Vorwande, daß diese mit den Katholiken und Spaniern Ränke spönne, vor Gericht und setzte ihre Hinrichtung durch.

Im folgenden Jahre verschaffte die Vernichtung der unüberwindlichen Armada Elisabeth Ruhm und Macht. Sie starb gefeiert, angebetet und bewundert, nachdem sie noch vorher über einige vergebliche Aufstände siegreich geblieben war. Sie hinterließ ein unabhängiges und starkes England.

* * *

Wie in Spanien, hatte auch in England das Theater die Gunst von hoch und niedrig erobert. Mochte es sich nun wie in Italien um Possenreißereien handeln, in denen die Inhaber von Rollen eines ganz bestimmten,

von langher feststehenden überlieferten typischen Charakters die Zuhörerschaft erheiterten oder, wie im alten Griechenland, um Heldendramen, die die gewaltigsten Leidenschaften der Seele auf die Bühne brachten. Solch ein Gemisch von beidem, Lachen und Grauen, wie es sich ja auch in der Welt der Wirklichkeit nur allzuhäufig zusammenfindet, ist es, worin in der denkbar höchsten Steigerung die wundervolle Eigenart Shakespeares besteht. Er hat alles: die Anmut eines Homer, die Ironie eines Aristophanes, die Erhabenheit eines Äschylus, die durchschauende Unerbittlichkeit eines Tacitus. *Hamlet, Macbeth, der Sommernachtstraum* sind nicht eigentümlich englische, sondern allgemein menschliche Werke, die alle Zeitalter und alle Völker in Bewunderung und Entzücken versetzen. Nur zu lange war Shakespeare besonders auch in England selbst ein Verkannter, ja teilweise völlig Unbekannter. Doch heute steht er an erster Stelle, und die Nachwelt hat ihm eine, wenn auch späte Gerechtigkeit widerfahren lassen (1564—1616).

* * *

Noch im Jahre seiner Abdankung hatte Karl V. den protestantischen Fürsten Deutschlands ein bescheidenes Maß von Religionsfreiheit bewilligen müssen (Augsburg 1555), das will sagen: er verlieh jedem einzelnen von ihnen das Recht, die Religion seiner Untertanen selbst zu bestimmen. Dieser Versuch einer Beilegung des religiösen Zwistes in Deutschland dauerte, so gut es eben ging, fast ein halbes Jahrhundert an, auch noch in den Stunden, wo in Frankreich bereits die schmerzlichste Zerfleischung stattfand. Aber auch in Deutschland wollten damals die Völker noch nicht ihren religiösen Leidenschaften, besonders aber auch die Fürsten noch nicht ihren ehrgeizigen politischen Bestrebungen völlig entsagen. So sollte auch Deutschland, ebenso wie Frankreich, noch die Religionskriege kennen lernen; was sie dort später eintraten, das mußten sie um so drückender sein.

Fünfzig Jahre nach Luthers Tode war das in Protestanten und Katholiken ungefähr gleichmäßig geteilte Deutschland dem Namen nach einem und demselben deutschen Kaiser untertänig. Nun war dieser Kaiser damals immer ein Habsburger, d. h. ein glühender Katholik, wodurch die Katholiken natürlich ein Übergewicht bekamen.

Die Protestanten hatten den Norden, die Katholiken den Süden inne. An der Grenze zwischen Nord und Süd lag das damals besonders protestantische Böhmen. I. J. 1597 leitete der spätere Kaiser Ferdinand II., der vorher auch noch Erzherzog von Österreich werden sollte, eine große Verfolgung der österreichischen Protestanten damit ein, daß er diejenigen unter ihnen, die ihren Glauben nicht abschwören wollten, verbannte.

I. J. 1617 wurde er zum König von Böhmen ernannt und glaubte nun die Böhmen ebenso wie die Österreicher behandeln zu können; aber

die Böhmen lehnten sich hiergegen auf. In der Hauptstadt Prag stürzten die gegen den Kaiser aufständischen protestantischen Edelleute nach einem eigenartigen Landesbrauche, der schon öfter bei politischen Wortwechseln in die Erscheinung getreten war, zwei von Ferdinands Statthaltern, ohne ihnen übrigens nennenswerten Schaden zu tun, zum Fenster hinaus (*Exfenestratio Pragensis*, Prager Fenstersturz 1618). Da wuchs die Auflehnung zur offenen Empörung. Nach Abstammung und Sprache Slawen, haben die Böhmen ebensoviel Freimut, größere Lebhaftigkeit und geringere Überlegung als die Germanen. So ergriff der Aufstand bald ganz Böhmen. Die *Landstände* wurden zusammenberufen; sie sprachen die Absetzung Ferdinands aus und beriefen den jungen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum König von Böhmen. Friedrich, ein eifriger Kalvinist, erregte schon lange die Unzufriedenheit der Lutheraner, die ihn auch jetzt nicht unterstützten. Nun waren ohne die Unterstützung der lutherischen Fürsten die Aufständischen Böhmens, jeder Manneszucht und Erfahrung bar, nicht imstande, den kaiserlichen Streitkräften genügenden Widerstand zu leisten. Diese wurden von Tilly, einem ebenso tüchtigen General wie glühenden und aufrichtigen Katholiken, befehligt. In der Schlacht am Weißen Berge (8. November 1620) wurden die Böhmen vollständig geschlagen. Diese Schlacht entschied das Schicksal eines ganzen Volkes, gingen doch die slawischen Böhmen an jenem Tage ihrer nationalen Unabhängigkeit für immer verlustig.

Die katholischen Sieger verstanden ihren Sieg auszunutzen. Die böhmischen Adligen wurden gehenkt oder landesverwiesen, die Bauern zum Übertritt oder zur Auswanderung gezwungen. Wenn die Bevölkerung ihren Glauben nicht abschwören wollte, wurde zu wiederholten Malen eine Massenschlächterei unter ihr vorgenommen. Die irgendwie in Betracht kommenden Güter der Protestanten wurden sämtlich eingezogen und an die gutkatholischen österreichischen Adligen verteilt. Die tschechischen Bücher wurden verbrannt. Vierzigtausend Familien mußten ins Ausland fliehen, und in wenigen Monaten waren zwei Drittel des böhmischen Volkes verschwunden.

Aber diese traurige Niederwerfung eines ganzen Volkstums war nicht ohne Folgen. Böhmen wurde damals katholisch und blieb es ein für allemal.

Dies waren die Anfänge des dreißigjährigen Krieges.

Dieser war nicht nur ein religiöser, sondern auch, und zwar vorwiegend, ein Eroberungskrieg zugunsten der Habsburger. Stolz darauf, die Nachfolger Karls des Großen zu sein, strebten sie nach der unbedingten Vorherrschaft im Reiche. Weil sie diese Bestrebungen ihres kaiserlichen Ehrgeizes und ihren katholischen Glauben nicht genügend auseinander halten konnten, wollten sie aus ganz Deutschland ein ihnen untertäniges einheitliches katholisches Gebiet machen, so wie es die französischen Könige aus

Frankreich zu machen gewußt hatten. Sie fanden sich hierin im Gegensatz zu den Protestanten Deutschlands und des Auslandes, dem auf seine uralten verbrieften Rechte sehr eifersüchtigen deutschen Lehnsadel und sämtlichen europäischen Herrschern, die die unersättlichen Gelüste des Hauses Österreich nicht wenig in Schrecken setzten.

Da in jenen Tagen die Schlachten und die feindlichen Einfälle mehr noch als heute zum Vorwand für einträgliche Plünderung herhalten mußten, strömten die Soldaten oder richtiger die Raubgesellen von allen Seiten herbei. Die schlimmsten Abenteurer Europas kamen, um sich, einer zufälligen Eingebung folgend, in dies oder jenes Heer einreihen zu lassen, um Söldner in der schlimmsten Bedeutung des Wortes zu werden — Abenteurer ohne Treu und Glauben! Das unglückliche Deutschland wurde dreißig Jahre lang von Kriegerbanden gebrandschatzt, die im Grunde nichts weiter waren als ganz gemeine Räuberbanden. Das Gewerbe war gewinnbringend, ohne ernstere Gefahren, überhob jeder Arbeit und gab einen Schein von Ruhm.

Gleichzeitig mit den Protestanten Böhmens wurden auch die der Pfalz vom Kaiser niedergeworfen (1624). Jetzt fingen sich Frankreich und Holland zu beunruhigen an und stifteten, ohne sich selbst unmittelbar in den Krieg einzumischen, zuerst den König von Dänemark und dann den König von Schweden an, dazwischenzutreten.

Nach einigen, wenn auch nur teilweisen Erfolgen erlitten die dänischen und protestantischen Truppen eine völlige Niederlage von dem kaiserlichen Heere unter dem Befehle eines kühnen und erprobten Generals namens Waldstein oder Wallenstein.

Es war das ein böhmischer Edelmann, der, von Geburt ein Protestant, in früher Jugend zum Katholizismus übergetreten war. Übrigens gehörte alles, was religiöser Glaube heißt, zu seinen geringsten Sorgen, glaubte er doch ausschließlich an die Astrologie. Seine einzige Leidenschaft war eine ziemlich gemeine Käuflichkeit. Er führte Krieg, um Gebiet, Gold und Titel zu erwerben.

Er begriff sehr schnell, daß der Sieg immer nur dem Heere folgt, in dem Manneszucht herrscht, und es gelang ihm wirklich, der Herde von Abenteurern, die er zu führen hatte, eine gewisse Einheit zu geben. Dank seines Feldherrntalents wurde aus dieser Menschenmasse ein wirkliches Heer. So wurde es ihm nicht schwer, bei Dessau über den König von Dänemark Sieger zu bleiben (1626) und bis an die Ostsee vorzudringen.

Die protestantische Partei schien verzweifelt, hatte doch der Kaiser durch diesen Sieg seine ganze frühere Allmacht wiedererlangt. Ja, dieser hielt sich sogar stark genug, Wallenstein beiseite zu schieben, dessen Ehrgeiz natürlich mit den geleisteten Diensten wuchs. Es bekommt nun einmal einem Günstling nicht, sich gar zuviel Ruhm zu erwerben.

In diesem Augenblick erschien König Gustav Adolf von Schweden auf dem Kriegsschauplatz.

Wie Dänemark, hatte sich auch Schweden bis zu jenem Tage niemals in die europäischen Händel eingemischt. Weder Frankreich noch Deutschland noch auch Italien hatten bisher seine Soldaten gesehen. Gleichwohl hatte es schon eine lange Geschichte hinter sich. Im 15. Jahrhundert bildeten Dänemark und Schweden nur ein einziges Königreich. Da erklärten i. J. 1550 die Schweden, die das dänische Joch nur widerwillig ertrugen, ihre Unabhängigkeit und nahmen sich einen König aus dem eignen Volke. Es war das Gustav Wasa. Das schwedische Volk und Gustav Wasa wurden nun lutherisch.

Schweden war dünnbevölkert und arm, der Boden unergiebig, das Klima rauh, der Handel unbedeutend und der Großbetrieb noch ganz unbekannt. Aber die Schweden, bieder, kernig und stark, waren auch kriegerisch, wie es die Normannen, ihre Voreltern, gewesen waren. Ernst und feurig zugleich, neigten sie ganz ebenso zu stillem Schwärmen wie kräftigem Handeln. Luthers Lehre wurde sogleich mit einer Begeisterung angenommen, die ebenso kühl wie zu jedem Opfer bereit war. Aber das Volk wollte, so sehr es auch seinen Königen ergeben war, sich seine Freiheiten wahren, und so war der königliche Wille durch einen aus Wahlen hervorgegangenen Landtag eingeschränkt.

Gustav Adolf kann auf den Ehrentitel eines der größten Feldherren der Neuzeit Anspruch machen nicht sowohl wegen seiner hervorragenden Tapferkeit und Entschlossenheit auf dem Schlachtfeld als vielmehr, weil er zu den hervorragendsten Neuschöpfern von Taktik und Strategie gehört. Wie Cäsar und Hannibal, wußte auch er, daß die Infanterie, wenn sie leicht und beweglich ist, ein gefügiges Werkzeug in der Hand des Feldherrn bildet und die Königin der Schlachten ist. Nun setzt die Infanterie eine tadellose Bewaffnung voraus. Die Muskete der Infanteristen war ein schwerfälliges Werkzeug. Er entlastete sie und machte daraus eine handliche, verhältnismäßig leichte Feuerwaffe, die, von guten Schützen geführt, Spießen und Speeren trotzt.

Seine Leute, schwedische Bauern, die erst auf den Schlachtfeldern Deutschlands zu Soldaten geworden, waren von einer spröden lutherischen Frömmigkeit und beteten ihn an, bereit ihm zu folgen, wohin es auch sei.

Schweden war zu arm, um sie allein bezahlen zu können. So übernahm es Richelieu, den die Fortschritte des Kaisers beunruhigten, das nötige Geld für ihre Löhnung zu liefern (1631).

Die deutschen protestantischen Fürsten hatten bisher gezögert zu den beiden Parteien eine bestimmte Stellung zu nehmen, übte doch noch immer der Name des Kaisers seinen unwiderstehlichen Zauber aus.

Aber das kaiserliche Heer bemächtigte sich unter der Führung Tillys der Stadt Magdeburg. Diese Hochburg norddeutschen Protestantentums wurde nach der Erstürmung eingeäschert, geplündert und durch eine jener blutigen Massenschlächtereien befleckt, wie man sie nur in alten Zeiten hätte für möglich halten sollen, und die einen Schandfleck in der Geschichte eines Volkes bilden.

Das ganze protestantische Deutschland empörte sich jetzt und trat helfend Gustav Adolf zur Seite. Da ging dieser seinerseits zum Angriff über, trat bei Breitenfeld unweit Leipzig Tillys Heer entgegen und schlug es vollständig. Nun drang er in Württemberg und Bayern ein und trug einen zweiten großen Sieg über Tilly davon, der eine tödliche Wunde erhielt (Schlacht am Lech). Er selbst fiel einige Monate später bei Lützen (1632) auf dem Schlachtfelde, als er sich in seinem feurigen Ungestüm zu weit vorwagte. Er war erst achtunddreißig Jahre alt.

Gustav Adolf war mehr Soldat als Herrscher und hat seine Landeskinder ohne greifbaren Vorteil zu blutigen Kriegsabenteuern in die Fremde entführt. Aber er war frei von Prahlerei, Grausamkeit und Haß. Er hat Deutschland die religiöse Gewissensfreiheit gerettet und Brandenburg, der Pfalz und Sachsen das Schicksal des unglücklichen Böhmens erspart.

Wallenstein war vom Kaiser zurückgerufen worden; aber anstatt sich nun ehrlich der kaiserlichen Sache wieder anzuschließen, unterhandelte er insgeheim mit den protestantischen Fürsten, einzig und allein darauf bedacht, am Kaiser Verrat zu üben. Dieser kam ihm zuvor und ließ ihn zu Eger meuchlings ermorden (1634).

Wallensteins Tod nützte der kaiserlichen Sache fast ebenso wie der Gustav Adolfs. Vergebens suchten die Schweden wieder die Oberhand zu gewinnen; sie wurden bei Nördlingen völlig geschlagen (1634). Die meisten protestantischen Fürsten nahmen den ihnen vom Kaiser angebotenen Frieden an (Prager Friede 1635). Die freie Ausübung ihrer Religion wurde ihnen gewährleistet.

So hatte das Reich nacheinander über die Böhmen, die Dänen und die Schweden zu triumphieren vermocht. Es hatte nur noch einen Kampf zu bestehen, in dem es aber besiegt wurde, nämlich gegen Frankreich.

Richelieu, der als Minister Ludwigs XIII. in Wahrheit der Herrscher über Frankreich und zwar der unumschränkte Herrscher war, beunruhigte sich etwa nicht im geringsten um religiöse Fragen, wenn es sich darum handelte ein Bündnis zu schließen oder einen Krieg zu unternehmen. Er betrachtete alle die als Feinde Frankreichs, die solche Gebiete innehatten, die er als französische ansah, so den König von Spanien, der das Artois und die Freigrafschaft Burgund (Franche-Comté), und den Kaiser, der das Elsaß besetzt hielt. Er erklärte also Spanien und dem Kaiser den Krieg und verbündete sich mit den gemeinsamen Feinden beider, d. h.

mit den Schweden, den Vereinigten Provinzen der Niederlande und dem Herzog von Savoyen.

Diese beiden Kriege zogen sich über eine lange Reihe von Jahren hin und überdauerten auch noch den Mann, der sie veranlaßt hatte. Sie fanden keineswegs ihr Ende mit dem Augenblick, wo auf Ludwig XIII. Ludwig XIV. und damit auf Richelieu Mazarin gefolgt war. So währte der Krieg Frankreichs mit Deutschland volle zwölf Jahre (1635—1648) und der Frankreichs mit Spanien nicht weniger als 22 Jahre (1635—1658).

Anfangs erfuhr Frankreich nur Nackenschläge. Ein spanisches Heer überschwemmte vom Artois aus die Pikardie. Eine feindliche Reiterschar drang sogar einmal bis unmittelbar an die Tore von Paris vor. Ein österreichisches Heer drang aus der Franche-Comté her in Burgund ein. Doch Richelieus Verbündeter in Deutschland, Bernhard von Weimar, war glücklicher und entriß den Kaiserlichen das Elsaß (1638). Er starb schon im folgenden Jahre, und sein Heer trat nun ganz in französische Dienste.

Die guten Erfolge, die Spanien anfangs zu verzeichnen hatte, blieben bald aus. Da sich Portugal und Catalonien erhoben, mußte es einige seiner Truppen aus Frankreich nach der Pyrenäenhalbinsel zurückberufen, um gegen die Meuterer zu kämpfen. Es konnte jedoch noch immer einen guten Kern tapferer und erprobter alter Soldaten zurücklassen, die zwanzig Jahre lang auf allen nur erdenklichen europäischen Schlachtfeldern mitgekämpft hatten. Doch diese unvergleichliche Infanterie wurde in der Schlacht bei Rocroy gänzlich vernichtet (1643), und der Glanz eines als unbesieglich angesehenen Heeres erblaßte nun bald. Die Regierung Ludwigs XIV. begann mit einem bedeutungsvollen französischen Siege, der allein der glücklichen Kühnheit eines erst 21 jährigen Jünglings zu verdanken war. Es war dies der Herzog von Enghien, der spätere Prinz von Condé.

In Deutschland brachte das von Turenne geschickt und sachkundig geleitete französische Heer bei Nördlingen den Kaiserlichen, die elf Jahre vorher an derselben Stelle so glänzend über die Schweden gesiegt hatten, eine völlige Niederlage bei (1645).

Turenne bei Nördlingen und Condé bei Rocroy haben nicht nur Frankreich, sondern das von der alles beherrschenden Übermacht Spaniens und Österreichs bedrohte Europa gerettet, hatten sich doch diese beiden Mächte in dem ihnen gemeinsamen unversöhnlichen Katholizismus zur Ausrottung der Volks- und Gewissensfreiheit auf dem ganzen Erdteil geeinigt.

Jetzt wurden die kaiserlichen Heere überall geschlagen. Die vereinigten Franzosen und Schweden fielen in Böhmen und Bayern ein; es gelang ihnen sogar, bis an die Tore von Wien vorzurücken.

Da endlich bat der Kaiser, ohne sich um das ihm verbündete Spanien zu kümmern, um Frieden (der Westfälische Friede 1648).

Die Abmachungen dieses Friedens sind das große diplomatische Ereignis des 17. Jahrhunderts. Sie haben auf lange hin die Gebietsgrenzen der europäischen Staaten festgelegt.

Die Schweiz und Holland wurden als unabhängige Staaten anerkannt. Schweden gewann den nördlichen Teil Pommerns, d. h. Vorpommern und von Hinterpommern das rechte Oderufer. Der Kurfürst von Brandenburg bekam den südlichen Teil Pommerns, d. h. Hinterpommern mit dem Bistum Cammin; das war der unbedeutende Anfang zu der späteren mächtigen preußischen Monarchie. Frankreich behielt einen Teil des Elsaß, der also von nun an nicht mehr Reichsland war. Österreich blieb im Besitze von Böhmen und Ungarn; dem Kaiser verblieb sein kaiserlicher Titel. Aber auch den deutschen Fürsten wurde die Landeshoheit in ihren Einzelgebieten nicht geschmälert.

Die religiöse Freiheit der lutherischen wie der katholischen Bevölkerungskreise wurde bestätigt, blieb aber der Religion ihrer Fürsten untergeordnet. *Cuius regio, eius religio.*

Die Beschlüsse des Westfälischen Friedens drücken der Vorherrschaft Frankreichs in Europa das feierliche Siegel endgültiger Bestätigung auf. In der Tat hatte allein Frankreich den Ehrgeiz Österreichs in Schach zu halten und in die gebührenden Schranken zurückzuweisen gewußt. Wenn es auch Ungarn und Böhmen bekam, so war das Haus Habsburg doch gegen Schluß dieses langen Krieges geschwächt, gedemütigt und gezwungen den einzelnen Fürsten ihre Landesherrlichkeit und den einzelnen Völkern ihre Religion unangetastet zu lassen.

Doch der eigentliche Besiegte war das unglückliche Deutschland. Dreißig Jahre lang war es der Schauplatz wahnsinniger Zerstörungswut gewesen. Die Fluren verwüstet, die Städte niedergebrannt, der Handel vernichtet, die Freiheiten der einzelnen Gemeinden aufgehoben und ihre Bürgerschaften verhungert und verängstet! Überall Trümmer, Wehklagen und Jammer! Noch nie hatte der Krieg, der häßliche Krieg Unglück und Mißgeschick dermaßen gehäuft. Dreißig Jahre hatten genügt, um jenes edle Deutschland des 16. Jahrhunderts, das zu einem Mittelpunkt der Gesittung und des Wohlstandes bestimmt schien, in eine Wüste zu verwandeln, die von nichts anderem als Flüchen widerhallte. In manchen deutschen Städten war die Bevölkerung auf die Hälfte zusammengeschrumpft. Es ist gut, wenn die Deutschen diese dreißig unseligen Jahre ihrer Geschichte recht gründlich überdenken. Sie sollen daraus alle wesentlichen Voraussetzungen entnehmen, um einen unüberwindlichen Abscheu gegen den Krieg überhaupt zu fassen!

* * *

Zu derselben Zeit, wo sich Deutschland in ein Trümmerfeld verwandelte, erholte sich umgekehrt Frankreich von seinen Religionskriegen so weit, daß es sich sogar zu einer gewissen Blüte erhob. Diese ist aber nicht etwa dem Verdienste von König Heinrich IV. Sohn Ludwig XIII. zuzuschreiben, sondern allein dessen Minister Kardinal von Richelieu, hat er doch achtzehn Jahre für den König ganz allein regiert (1624—1642). So ist Ludwig XIII., wenn für nichts anderes, schon jedenfalls dafür Dank zu wissen, daß er es über sich gewonnen hat, fast seine ganze königliche Gewalt an seinen großen und überlegenen Minister abzutreten.

Die ersten Regierungsjahre Ludwigs XIII. waren unruhige. Die Königin-Mutter Maria von Medici, die für den noch minderjährigen König die Regierung führte, berief, als sie Geld brauchte, die Landstände (Generalstaaten) (1614). Doch das gewünschte Einvernehmen blieb aus, so daß die Stände wieder entlassen werden mußten. Sie gingen auseinander, ohne besonderen Widerstand zu leisten.

Die Königin-Mutter hatte ihre ganze Gunst einer ihrer Landsmänninnen, ihrer Milchschwester Leonora Galligai und deren Gatten Concino Concini zugewendet, der ein aus den untersten Volksklassen hervorgegangener, höchst ehrgeiziger Streber war und von ihr zu einem Marquis von Ancre und französischen Marschall ernannt wurde. Aber obwohl Ludwig XIII. noch ganz jugendlich war, ließ er ihn, auf seinen Einfluß eifersüchtig, ermorden. Concinis Frau aber wurde der Zauberei angeklagt und verbrannt.

Nach Concini suchte sich Ludwig XIII., der nun einmal kein selbständiger Herrscher war, einen neuen Günstling und fand ihn in Albert de Luynes, der alles kurz und klein regierte. Glücklicherweise starb de Luynes im Jahre 1623 und wurde nun durch Richelieu ersetzt. Dieser hervorragende und durch die Schwäche seines Königs allmächtig gewordene Mann bildete sich eine ebenso einfache wie bestimmte Ansicht, die er dank einer ihm innewohnenden außerordentlichen Zähigkeit und Geschicklichkeit durchzuführen wußte; er wollte, daß der König von Frankreich im gesamten Lande unumschränkter Herr sei und daß sich vor seinem königlichen Willen alles ohne Widerrede beuge. Aber es hieß dies die langjährige Überlieferung der sämtlichen französischen Herrscher seit Ludwig XI. verleugnen.

Es verfügten nämlich die Protestanten kraft des Ediktes von Nantes über sogenannte *Freistädte,* wodurch es ihnen ermöglicht wurde, gewissermaßen einen Staat im Staate zu bilden. Sie hatten das Recht, *sich zusammenzuschließen* und von den Ihrigen Beiträge für ihre Unternehmungen zu erheben. Sicher waren die französischen Hugenotten am Morgen nach einer jener einstigen so grausamen Verfolgungen in ihrem guten Recht, wenn sie Mißtrauen hegten und Bürgschaften verlangten. Aber jetzt,

nach etwa 25 Jahren, war dasselbe ein Mißbrauch des Rechtes und eine Anmaßung und sogar Unduldsamkeit ihrerseits, wenigstens in denjenigen Städten, in denen sie die Mehrheit hatten. So konnte Richelieu in dem, was bei den Hugenotten hochgespannter Unabhängigkeitssinn war, eine Übertretung ihrer Rechte sehen. Sie aber wollten nicht nachgeben, hatten sich vielmehr in La Rochelle gesammelt, wo sie unter dem Beistande der englischen Flotte,die ihnen Lebensmittel brachte, den sie belagernden Streitmächten des Königs einen langen und ruhmvollen Widerstand entgegensetzten. Trotz alles ihres Mutes wurden sie schließlich von Hungersnot überwältigt und zur Übergabe gezwungen (1628). Es waren bereits 16 000 Mann Hunger und Krankheit erlegen.

Doch Richelieu mißbrauchte diesen Sieg nicht, und das Edikt von Nantes stand damals noch immer in Achtung. Die Kalvinisten wahrten sich auch ferner das Recht der freien Ausübung ihres Kultus. Allerdings hatten sie schon damals keine *Sicherheitsplätze* mehr, aufdaß nur die politische Einheit des Reiches keinen Schaden litt.

Wie die Protestanten, mußten sich auch die adligen Herren der Rechtsprechung in des Königs Namen unterwerfen. Sie bekamen als alleinige Vorrechte nur solche, die ihnen die königliche Gunst aufzuzwingen geruhte. Nicht alle ließen sich ein derartiges halbes Dienerverhältnis gefallen; einige empörten sich. Nun kannte Richelieu keine Gnade mehr. Todesstrafen ereilten die Aufsässigen, bis sich überall der unerbittliche Wille des Königs durchsetzte.

Der Kampf, den Richelieu gegen Spanien und Österreich unternommen hatte, erschöpfte den Staatsschatz vollständig. Selbst wenn sie siegreich endigen, sind Kriege kostspielig; die, die Richelieu auf allen Seiten anfing, schlugen dem armen Frankreich Wunden, an denen es fast verblutete. Steuern mußten erhöht, Anleihen gemacht, ja sogar schließlich von Staats wegen die Zahlungen eingestellt werden. Das Elend war überall in Frankreich, in Stadt und Land, ein furchtbares. Die *Einnehmer* (Geldleute, die die Einziehung der Steuern gepachtet hatten) saugten das Volk erbarmungslos aus, und die Sendlinge des Königs konnten die Steuerpflichtigen nur dadurch zur Zahlung bewegen, daß sie ihnen Vollstreckungsbeamte in die Dörfer schickten. So wurde denn auch die Nachricht von Richelieus Tode mit allgemeiner Freude aufgenommen. Es war das vielleicht nicht gerecht, hatte er doch im Grunde alles in allem nicht so viel Schaden angerichtet als Gutes gestiftet.

Er hatte ohne Frage große Leistungen aufzuweisen; wenn die unumschränkte Gewalt einem Menschen von überlegener Befähigung zufällt, ist sie zum mindesten für eine vorübergehende Zeit von einem ganz wunderbaren Segen. Es ist keine Kleinigkeit, dem Richterstande die überwiegendste Stellung in der ganzen Beamtenschaft errungen und so

ziemlich im ganzen Reich eine einheitliche Rechtsprechung durchgeführt zu haben! Es ist keine Kleinigkeit, große Schiffahrtsgesellschaften ins Leben gerufen zu haben, wie die Gesellschaft *Neu-Frankreich*, die in Kanada unter Champlain eröffnet wurde, die *Amerikanische Inselgesellschaft*, die Martinique, Guadeloupe und Dominique umfaßt, die Senegal- und die Madagaskargesellschaft. Leider mißglückten diese Versuche; schon in dieser Zeit fehlte es in den französischen Ansiedlungen an Ansiedlern. Während die Holländer und besonders die Engländer und Spanier Ostasien und Amerika bevölkern, können sich die Franzosen, von einigen nicht gerade allzuhäufig vorkommenden Ansiedlern abgesehen, nicht dazu entschließen das *liebliche Frankreich* zu verlassen.

Überall verlangte Richelieu unbedingte Unterwerfung und Einheitlichkeit. Das war es, was er ins Heer einführte, wenn er ein Kriegsministerium schuf, das den Generälen, die bisher vollkommen nach eigner Willkür handelten, ganz bestimmt abgegrenzte Aufträge gab. Er regelte die Aushebung der Rekruten, die bisher gänzlich dem Zufall überlassen blieb. Er verschaffte der militärischen Stufenleiter einen Vorrang vor der des Adels. Ebenso konnten aus der Zivilbeamtenschaft die königlichen Verwaltungsbeamten und die Richter ihre Entscheidungen im Namen des Königs den entrüsteten Edelleuten als verbindliche auferlegen.

Er erstrebte sogar die Einheitlichkeit der französischen Sprache durch Verfügungen herzustellen und begründete dazu die französische Akademie, die die überlieferten Gesetze der Grammatik und des guten Geschmacks möglichst unversehrt erhalten sollte.

Unter seiner Regierung, wenn auch von ihm unabhängig, und sicher, ohne daß irgend jemand die ihr bestimmte glänzende Zukunft voraussehen konnte, wurde auch die erste in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrende Zeitung begründet. Ein im übrigen unbekannt gebliebener Arzt, der jedoch zweifellos einer der kühnsten und erfinderischsten Köpfe war, die Frankreich jemals hervorgebracht hat, Théophraste Renaudot, begründete die *Gazette de France* (1631). Es war nur ein kleines und auch nur alle acht Tage herausgegebenes Blatt von vier Seiten. Ein damals fast unbemerkt gebliebener bescheidener Anfang zu der gegenwärtigen modernen Presse, d. h. zu jener Großmacht, die heute alle Hoheitsrechte, die es nur geben kann, an sich gerissen hat.

* * *

Aber eine andere Macht, die vielleicht noch größer als die Presse war, trat in jener ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in die Erscheinung. Es war die Wissenschaft.

Sie nahm nun sogleich den ihr wesentlichen Charakter an, nämlich den internationalen. Zu einer Zeit, wo noch die wilden Gelüste der Fürsten

die religiösen Verblendungen der Völker ausbeuten und Heere dazu treiben sich gegenseitig zu vernichten, verfolgen bereits die Gelehrten mit der größten Geduld ihr mühseliges und segensreiches Werk bis zu Ende, ein wahrhaft erhabenes Ziel, zu dessen Erreichung sie sich vereinigen nicht nur in Gedanken-, sondern auch in Sprachgemeinschaft! Das Lateinische bleibt noch immer die wissenschaftliche Sprache. Lehrer und Studenten ziehen von einem Ende Europas zum andern, von Universität zu Universität, um zu studieren, zu lehren, zu forschen und die Grundlagen für jene große Republik der Wissenschaften vorzubereiten, die eines Tages dem Menschen die Befreiung dadurch bringen soll, daß sie ihn die Wahrheit kennen lehrt.

Die Kunst hatte bereits das 16. Jahrhundert vollkommen umgestaltet. Das 17. Jahrhundert hat die Wissenschaft erneuert, und die großen wissenschaftlichen Wahrheiten der Neuzeit stammen von damals her.

Kepler in Deutschland, Harvey in England, Galilei in Italien, Descartes in Frankreich sind es, die das Morgenrot dieses neuen Zeitalters herbeiführen.

Schon Kopernikus (1473—1543), ein Pole, hatte die Sonne als den Mittelpunkt der Welt angesehen, und Tycho de Brahe, ein Däne (1546 bis 1601), hatte sogar bereits dank seiner vollkommenen Instrumente wertvolle astronomische Beobachtungen zu machen gewußt. Aber der eigentliche Neuschöpfer der Astronomie war erst der Deutsche Johann Kepler (1571—1630), der, auf seines Vorgängers an der Prager Sternwarte, Tycho de Brahe, aufgezeichneten Wahrnehmungen weiterbauend, für diese Wissenschaft grundlegende Gesetze ableitete und eine Theorie des Sonnensystems aufstellte, an der auch die Neueren nichts Wesentliches mehr geändert haben.

Die Entdeckungen dieser großen Astronomen eignete sich Galileo Galilei an, um sie beträchtlich zu erweitern und zu ergänzen (1564—1642). Zunächst erfindet Galilei das Himmelsfernrohr (1610), das die Gegenstände dreißigfach vergrößert und die Mondgebirge, Sonnenflecken und in ihren Achsen rechnerisch zu bestimmenden kreisförmigen Planetenbewegungen sichtbar macht. Ferner gibt er die mathematische Theorie des Pendels und stellt er das Gesetz von der beschleunigten Bewegung der Himmelskörper auf, um schließlich kühn und offen in Anlehnung an Kopernikus den Satz zu verfechten, daß sich auch die Erde um die Sonne als den Mittelpunkt der Welt drehe. Nichts fehlt zu Galileis Ruhme, nicht einmal die Verfolgung. Vor das heilige Ketzergericht der Inquisition geladen wird dieser gefeierte Greis, der der ganzen Menschheit zur Ehre gereicht, aufgefordert, seine Irrlehren abzuschwören und als Schuldbeladener in die Knie zu sinken. Die Verirrung war in der Tat schlimmer Art! Die Erde war ja dann nur noch einer von

vielen Planeten und nicht mehr die in der Mitte befindliche Achse, um die sich das weite Weltall gruppiert und dreht.

Auch Frankreich hat seinen Geisteshelden gehabt; es war das René Descartes (1596—1650). Keiner ist ihm überlegen und er ist den Größten im Reiche des Wissens ebenbürtig. Philosoph, Mathematiker, Physiker, Physiologe, belebt er alles, was er anfaßt, und erneuert er alle Wissenschaften. Als Philosoph zerstört er durch seine unerbittliche Logik alle Widersinnigkeiten der Scholastik, des Aristotelismus und der Theologie. In seiner *Abhandlung über die Methode* nimmt er in erneuerter Gestalt die alte sokratische Theorie von der Erkenntnis wieder auf und beweist, daß es keine andern Wahrheiten gibt als die erwiesenen oder an sich augenscheinlichen. Es ist dies ein gewagter, vielleicht allzugewagter Satz, bedeutete er doch nahezu eine gänzliche Leugnung der religiösen Autorität!

Als Physiker gibt er eine klare und bestimmte Theorie vom Licht und seiner Brechung. Als Mathematiker schlägt er in einer unsterblichen kleinen Schrift einen völlig neuen Weg ein mit der Begründung der analytischen Geometrie (1637). Als Physiologe gibt er ein ebenso knappes wie einleuchtendes Bild von der Reflexwirkung als das alle Theorie der Nervenbewegung Beherrschende und erfindet er das wunderbare System von den Lebensgeisterchen der Menschen und den belebten Maschinen der Tiere, das man verspottet hat anstatt sich lieber zu bemühen es zu verstehen.

Descartes ist ebenso genial in seinen Entdeckungen wie in seinen Methoden, und so bedeutend auch die Gelehrten sein mögen, die ihm vorangegangen, wie die, die ihm gefolgt sind, er überragt sie alle. Auch ihm hat die Verfolgung nicht gefehlt, und er hat sich nur dadurch vor ihr gerettet, daß er freiwillig in die Verbannung ging, zuerst nach Holland und dann nach Schweden, wo er in jungen Jahren starb.

Descartes war nicht der einzige, der gegen das drückende Joch der Scholastik ankämpfte. Der Engländer Francis Bacon (1561—1628) behauptete in seinem *Novum Organum* (1620) mit großem Nachdruck, daß man, um die Naturgesetze kennen zu lernen, selber forschen und experimentieren müsse, anstatt die Wahrheit in dem *Summarium* des heiligen Thomas von Aquino oder in den Schriften des Aristoteles zu suchen.

Ein anderer berühmter Engländer William Harvey (1578—1658) entdeckte damals i. J. 1628 den Blutkreislauf, so wie ihn schon fast ein halbes Jahrhundert zuvor i. J. 1543 der unglückliche Miguel Servet (Michael Servetus) mit ziemlicher Klarheit vorausgesehen hatte. Man erkannte damals die wunderbare Erscheinung von dem Herzen, das das Blut in die Lungen treibt, von dem Blute, das zum Herzen zurückkehrt — welches letztere es selbst wieder in die einzelnen Körperteile ver-

teilt — und das, nachdem es die einzelnen Organe durchrieselt hat, wieder durch die Adern ins Herz zurückkehrt, um dann von neuem in die Lunge zurückgetrieben zu werden. Es war etwa keine logische Geistesverrichtung oder Gelehrsamkeit, durch die Harvey diese großartige Wahrheit erkannt hat, sondern einzig und allein der feste Wille, die Erscheinungen der Natur durch ihre unmittelbare Beobachtung zu erschauen, ohne sich seinen Blick durch etwaige später als irrig erkannte Ansichten seiner Lehrer trüben zu lassen. Harvey zeigte so durch sein lebendes Beispiel, welches die Bahnen seien, die in Zukunft einzuschlagen wären, um eine neue Wahrheit zu erobern; es waren dies die Beobachtung und das Experiment.

In diesem denkwürdigen Zeitalter sind weiter unter den großen Namen zu nennen: Pierre de Fermat, ein Franzose (1601—1655), der die von Viète eben erst geschaffene Algebra schon nach kurzer Zeit auf eine ganz gewaltige Höhe brachte, Blaise Pascal, ebenfalls ein Franzose (1623 bis 1662), der die Wahrscheinlichkeitsrechnung ersann, Evangelista Torricelli, ein Italiener (1608—1647), der nachwies, daß die Luft eine Schwere wie jeder sinnlich wahrnehmbare Körper habe, und der das Barometer erfand, das die Schwere der Luft mißt.

Auch die Herrscher zeigten für die Wissenschaft Verständnis. Ein Harvey machte Vivisektionen in Gegenwart von König Karl I. Heinrich IV. begründete den *Königsgarten (Jardin du Roi)*, den nachmaligen *Botanischen Garten (Jardin des Plantes)* seit Ludwig XV. Schwedens Königin Christine nahm sich eines Descartes an. Ein Cosiom di Medici rettete einen Galilei aus dem Gefängnis.

* * *

Nun bilden sich auch gelehrte Gesellschaften; es werden Laboratorien eröffnet, besonders in Italien; es werden Sternwarten begründet, besonders in Deutschland. Die endgültige Thronerhebung der Wissenschaft kündigt sich an.

* * *

Die unumschränkte Herrschaft, die die Könige von Spanien und Frankreich und der Kaiser von Deutschland so trefflich verstanden hatten ihren Untertanen aufzuzwingen, ließ sich nicht etwa ebenso einfach dem englischen Volke mundgerecht machen. Mit jener weisen und stolzen Zähigkeit, von der dieses der Welt so manchesmal ein Beispiel gegeben hat, wußte es dem reaktionären Absolutismus erfolgreich zu widerstehen. Seine Geschichte in den Jahren zwischen 1603 und 1688, d. h. vom Tode der Königin Elisabeth bis zur Thronbesteigung Wilhelms III., ist der beständige Kampf zwischen einem Volke, das frei sein will, und Herrschern,

die es knechten wollen. Was dieses Ringen so sehr verlängert hat, ist nicht sowohl die Fähigkeit der angestammten Könige, die nur mäßig war, als vielmehr die treue Gesinnung der so fest an ihrem altehrwürdigen Herrscherhause hängenden Engländer.

Die religiöse Frage beherrschte alles. Die Engländer, besonders aber auch die Schotten, waren mit ihrer ganzen Person für die Reformation eingetreten. Aber die Könige aus dem Hause Stuart zeigten für die allgemeine Volksstimmung nun einmal kein Verständnis. Heimlich oder offen neigten sie zum Katholizismus, der sich mit einem absoluten Regimente stets gut zu stellen gewußt hat. Aber die Engländer des 17. Jahrhunderts hatten sich zu leidenschaftlichen Reformierten entwickelt und ließen sich in ihrem Glauben zu einer solchen blinden Unduldsamkeit hinreißen, daß sie ihrem Herrscher seine Hingebung zu der verwünschten *papistischen* (katholischen) Sekte nicht verzeihen konnten. Sie verlangten nach Verfolgungen, Abschwörungen, Verbannungen. Und so entstand ein langjähriger, drei Viertel eines ganzen Jahrhunderts währender hartnäckiger Widerstand gegen den König. Er war in erster Reihe das Werk der in ihrer kalten Verblendung so rücksichtslos aufrichtigen Puritaner. Doch im Grunde stand das ganze Volk hinter ihnen.

Auf Elisabeth war der Sohn der Maria Stuart, Jakob I., gefolgt (1603). Wie alle Könige jener Zeit, ließ er ausschließlich das göttliche Recht gelten, wonach die Völker um der Könige willen und nicht die Könige um der Völker willen da seien. Ja, da er ein großer Redner und ein scharfsinniger Theologe war, schwatzte er gern von der Lehre von den königlichen Vorrechten und ereiferte er sich den schottischen Presbyterianern gegenüber, wenn sich diese nicht seiner Ansicht beugen wollten.

Um von ihrem Volke gewisse Geldmittel zu erlangen, hatte schon Maria von Medici in Frankreich die Landstände einberufen müssen; aus demselben Grunde berief in demselben Jahre (1614) auch Jakob I. sein Parlament; aber das englische Parlament zeigte sich widerspenstiger als die französischen Landstände. Es legte feierliche Verwahrung ein, aus der sich aber der König nicht das geringste machte. Schon i. J. 1621 erfolgte eine neue Berufung des Parlaments; diesmal handelte es sich um eine ganz andere Angelegenheit. Jakob wollte seinen Sohn Karl an die Infantin von Spanien verheiraten. Auch diesmal legte das Parlament Verwahrung ein, aber es wurde aufgelöst.

Diese Ehe kam allerdings nicht zustande. Doch Karl heiratete dem Parlament und der öffentlichen Meinung zum Trotz eine andere Katholikin Henriette von Frankreich, die Schwester Ludwigs XIII. Bald darauf starb sein Vater, und nun wurde er König von England (1625).

Dieser Fürst, dessen Geschick ein so tragisches war, war wirklich ebensowenig ein Bösewicht als ein Narr. Aber wenn es galt, fest zu

bleiben, besaß er keine Widerstandskraft, und wenn es hinwiederum darauf ankam, Zugeständnisse zu machen, wußte er umgekehrt nicht rechtzeitig nachzugeben. Er glaubte seine englischen Untertanen nicht besser behandeln zu brauchen, als es Philipp II. mit seinen spanischen getan hatte. Eingebildet auf sein königliches Geblüt verharrte er gern in hochmütigem Schweigen, um andererseits, wenn er einmal sprach, ganz schamlos zu lügen.

Jedesmal, wenn das Parlament einberufen war, erhob es sogleich zahlreiche Einsprüche gegen die verschiedensten Regierungshandlungen des Königs und besonders auch seines leitenden Ministers und bevorzugten Günstlings, des jüngeren George Villiers, Herzogs von Buckingham. Zweimal verlangte das Parlament seine Entlassung, doch erfolglos. Der Gegensatz hätte noch lange bestehen können, wenn nicht Buckingham durch die Hand eines Meuchelmörders gefallen wäre.

Die Parlamentssitzungen des Jahres 1629 verliefen sehr stürmisch. Da entschloß sich Karl kurz und bündig das Parlament überhaupt nicht mehr zusammenzurufen in der Voraussetzung, daß dies das einfachste Mittel sei jeden Widerstand desselben zu brechen. Das Haupt der Opposition Jones Elliot, ein bedeutender und gewaltiger Redner, wurde ins Gefängnis geworfen, wo er bald starb. An Stelle von Buckingham wurde nun der dem Könige treu ergebene Thomas Wentworth, Herzog von Strafford, Minister.

Da versuchte der König, ohne deshalb einen förmlichen Übertritt zum Katholizismus zu vollziehen, eine Versöhnung oder vielmehr eine Wiederversöhnung mit der römischen Kirche. Eine derartige Duldsamkeit empörte die Puritaner dermaßen, daß sie sich durch Verbreitung einer Unzahl heftiger Schmähschriften über den König an diesem bitter rächten. Sie taten das allerdings nicht ohne alle Gefahr; denn sie wurden dafür sofort an den Pranger gestellt, sie selbst mitsamt den Schmähschriften. In den Jahren 1629 und 1630 schnürten zweitausend Menschen ihr Bündel, um in der neuen Welt, und zwar in Massachusetts, ein zweites Heim zu begründen. Nächst einigen Auswanderern, die bereits zur Zeit der Königin Elisabeth über das Weltmeer gefahren waren, wurden diese die ältesten Bestandteile des schon in kurzem so gewaltigen stolzen Amerikanervolkes. In ihrer heißen Frömmigkeit und blinden Gläubigkeit gingen sie nach Amerika hinüber, nicht nur, um frei zu sein, sondern auch, um ihre Lehre auszubreiten. Von diesen freiwilligen Verbannten mochte damals wohl keiner die ungeheure Macht ahnen, die ihre Urenkel dermaleinst entfalten sollten.

Karls I. Unvolkstümlichkeit wuchs immer mehr. Da die von ihm verfügten neuen Steuern nicht von dem Parlament bewilligt worden waren, konnten sie als ungesetzmäßig angesehen werden. John Hampden,

ein Freund von Elliot, sträubte sich sie zu bezahlen. Er wurde zwar von den Richtern verurteilt, aber das Volk jauchzte ihm zu. Andere folgten, um dieselbe Behandlung wie Hampden zu erfahren. Doch jede neue Verurteilung wurde von einer neuen Volksbewegung begleitet. Jedesmal, wenn ein Schmähschriftenschreiber an den Pranger geschleppt wurde, wurde er zum Gegenstand einer Huldigung. Doch brach zunächst noch keine offene Empörung aus, weil die Achtung vor den gesetzlichen Formen, sogar Ungesetzmäßigkeit gegenüber, vorläufig noch alles beherrschte.

Der wirkliche Aufruhr begann in Schottland aus einem ganz geringfügigen Anlasse. Es stand nicht etwa ein ernstes theologisches Interesse auf dem Spiele, sondern es handelte sich allein um eine einfache Frage der äußeren Gottesdienstordnung. Der Erzbischof von Canterbury William Laud, der die ganze königliche Gunst besaß, beabsichtigte den schottischen Presbyterianern die englische Liturgie aufzuzwingen. Der Bischof von Edinburg, der die Neuerung einzuführen wagte, wurde ausgezischt. Ein Weib, Jenny Geddes, gab im Gotteshause selbst den ersten Anstoß zur Auflehnung. Die Masse rottete sich zusammen. Eine Art Volksregierung aus Adligen und Priestern wurde ernannt. Sie faßte eine grundsätzliche Erklärung ab (*Covenant* 1638). Die *Covenanters* beschränkten sich aber hierauf nicht, sondern brachten auch noch ein Heer von 20 000 Mann zusammen, um, wenn es sein mußte, ihr Recht auch mit Gewalt verteidigen zu können. Karl verfügte über keine Soldaten, die er ihnen hätte entgegenstellen können; so berief er das Parlament zusammen (Mai 1640). Dieses Parlament, das schon nach wenigen Tagen wieder aufgelöst wurde, mußte dann noch einmal einberufen werden (November 1640). Es war das *Lange Parlament*, das eine langwierige und denkwürdige Staatsgewalt ausüben sollte.

Es bemächtigte sich ihrer auf der Stelle, und gleich in der ersten Sitzung beschloß es nach eingehender Erörterung die Erhebung der Anklage gegen Strafford. Stolz und trotzig hatte er noch das Oberhaus betreten, aber schon nach vier Stunden mußte er bereits niederknien und sein Schwert aushändigen, um sich als Gefangener abführen zu lassen. Diesmal beging das um die gesetzlichen Formen sonst so besorgte englische Parlament einen wirklichen Rechtsbruch; denn die beratende Gewalt soll nicht gleichzeitig die vollziehende sein. Aber die ganze Londoner Bevölkerung stand auf seiten ihres Parlaments, und der König verfügte nicht mehr über die geringsten Streitkräfte.

Strafford wurde gerichtet, verurteilt und mit dem Tode bestraft. Ebenso Laud. Zwar hatte der König auch keinen Schatten von Macht mehr, aber er erfreute sich noch immer des altehrwürdigen Nimbus, mit dem er nun einmal als König umgeben war, und so trug das Par-

lament ein gewisses Bedenken, bis an die äußersten Grenzen seiner Macht zu gehen.

Karl zeigte sich nun in der Tat den Ereignissen vollkommen ungewachsen. Anstatt sich wieder frischweg rückhaltlos mit den gemäßigten *Dissenters* zu verbinden, täuschte er sie, die ihn sicher unterstützt haben würden, wenn er auch nur einige wenige ehrliche Zugeständnisse gemacht hätte. Zwar nahm er sie zu Ministern, verlangte aber dann ohne sie und sogar gegen sie zu regieren. Am 4. Januar 1642 drang er mit seinen Leibtruppen und einigen ihm treugebliebenen Edelleuten in den Parlamentssaal ein und machte fünf Mitglieder der Opposition namhaft, die ihm ausgeliefert werden sollten; aber diese waren rechtzeitig gewarnt worden und nicht erschienen. Sie hatten sich in irgendeinem Winkel Londons verborgen, und die Scherifs (Gaurichter) verweigerten ihre Auslieferung.

Es blieb nichts übrig, als sich dem Zwange der Notwendigkeit zu fügen, war doch die Londoner Bevölkerung in offenem Aufruhr. So verließ der König nun seine Residenzstadt in der Hoffnung bald wieder als Sieger an der Spitze eines gefügigen Heeres einziehen zu können.

Zunächst hatte er allerdings einige militärische Erfolge zu verzeichnen. Auch fand er in England und Irland einige Anhänger. Um sich einen Anschein von Gesetzmäßigkeit zu geben, berief er aus der Menge der Parlamentsmitglieder diejenigen, die zu einem offenen Aufstand ihre Mithilfe versagt hatten, nach Oxford.

Aber schon erhob sich ganz Schottland gegen ihn. An der Spitze der gesamten puritanischen Streitmächte stand eines der jüngeren Mitglieder einer kleinen Adelsfamilie Oliver Cromwell, ein trotziger Puritaner, begeistert von Gottesfurcht und Tapferkeit, schrecklich durch seine kalte Entschlossenheit und seinen unbezähmbaren Tatendrang. Er kannte keine Nachsicht, keine Gnade, kein Erbarmen, eine Art soldatischer Robespierre, ein Freund von Kampf und Kanzel, ein demokratischer Edelmann, der sich mit Theologen und Soldaten umgab, ohne sie nach ihrem Prüfungszeugnis oder Wappenschild zu fragen. Er scharte so Männer um sich, die ebenso leidenschaftliche Schwärmer wie ihr Führer waren, aber für niemanden leidenschaftlicher schwärmten als für ihren Führer selbst.

Nach einigen anfänglichen Erfolgen ließ er sich zum Generalleutnant der Parlamentstruppen ernennen (1644).

Diese auf ihren Feldherrn wie auf ihr gutes Recht vertrauende begeisterte demokratische Streitmacht wurde mit den in sich so gespaltenen, hohlen und vollkommen abgestumpften Royalisten aufs leichteste fertig. So erlitt denn auch Karl bei Naseby (1645) eine vollkommene Niederlage, bei der er siebentausend seiner besten Soldaten verlor.

Nun begann für den unglücklichen Herrscher eine ebenso lange wie schmerzliche Leidenszeit. Er flüchtete sich nach Schottland; aber die Schotten lieferten ihn dem Parlament aus, und dieses hielt ihn in einem Schlosse derartig in Haft, daß man nicht recht wußte, ob er eigentlich König sei oder Kriegsgefangener. Noch einige Monate lang versuchte er es damit unter seine Feinde Uneinigkeit bringen, ja auch einen Cromwell durch schöne Versprechungen locken zu wollen. Selbst aus den kleinen Meinungsverschiedenheiten, die zwischen Parlament und Heer entstanden waren, glaubte er Vorteil ziehen und damit vielleicht doch noch die Oberhand gewinnen zu können. So ging es noch einmal in den Kampf.

Doch Cromwells Heer war unbesieglich!

Gleichwohl begann sein Führer, als ob er an dem endgültigen Erfolge zu zweifeln schien, bereits einige Verhandlungen anzuknüpfen, als ein aufgefangener Brief Karls I. ihm die Doppelzüngigkeit seines Gegners bewies. Da zögerte er nicht länger. Der gefangene Karl wurde nunmehr nach London geschafft, und, als sich das Parlament weigerte ihn in Anklagezustand zu setzen, trat Oberst Pride in den Sitzungssaal und verfügte militärisch oder mit anderen Worten ohne Recht und Gesetz die Ausschließung der Opposition *(Pride's purgation)*. Selbst nach dieser gründlichen Säuberung ergab sich das Parlament nur ungern darein seinen König als schuldig zu erkennen. Von hundertfünfzig Mitgliedern waren nur vierundsechzig anwesend, und im Augenblick der Abstimmung über die Schuldfrage des Hochverrats waren nur vierundvierzig Stimmen für Verurteilung zum Tode gegenüber achtundzwanzig von anderer Ansicht. Die Todesstrafe wurde mit noch nicht einem Drittel der Stimmen des Hauses beschlossen. Es war das eine so schamlose Ungesetzmäßigkeit, daß im Grunde nicht sowohl von einem richterlichen Urteil die Rede sein konnte als vielmehr von einem begangenen Verbrechen.

So wurde Karl I. am 31. Januar 1649 in den Mauern des Whitehallgebäudes enthauptet; er starb mutig und zeigte sich in seiner Todesstunde zum ersten Mal als wirklicher König.

Nun rief das Parlament die Republik aus *(Commonwealth)*. Das Oberhaus wurde abgeschafft, und es blieb ausschließlich das Haus der Gemeinen bestehen. Ein von ihm ernannter Rat von vierzig Mitgliedern stellte die Regierungsgewalt dar.

Dies war der Abschluß einer großen Umwälzung, die durch ein Gemisch von Gewalt und Recht die Herrschaft der Völker über die Könige herstellte. Indessen war jene Umwälzung, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte England, wenn nicht die vollkommene politische Freiheit, so doch wenigstens sichere Bürgschaften gegen die königliche Übermacht zu erringen, eigentlich nur ein Triumph religiöser Unduldsamkeit.

Sie blieb ausschließlich auf England beschränkt. Für die Verkündung der allgemeinen Menschenrechte war die Zeit noch nicht reif.

Wer hätte denn auch schon in dem Europa des Jahres 1650 an die Menschenrechte denken sollen? Frankreich, Spanien, Deutschland, Italien waren sämtlich leidenschaftlich monarchisch und absolutistisch. Aber auch England kannte noch nicht die wahre Freiheit. Selbst Oliver Cromwell, der rauhe Gründer der englischen Republik vom Jahre 1649, war nur ein sektiererischer Soldat, der für einen Unabhängigkeitskampf der Völker kein Verständnis gehabt hätte.

Er hatte auch schon damals nur zu bald Gelegenheit es zu zeigen. Als sich das Parlament immer wieder aus eigner Machtvollkommenheit von Jahr zu Jahr vertagte in dem Bestreben dadurch sein Dasein künstlich hinauszuschieben und seinen Willen dauernd zu diktieren, trat Cromwell eines Tages stolz mit dem Hut auf dem Kopf in die Sitzung und kündigte den Parlamentsmitgliedern an, daß es nun endlich Zeit sei den Platz zu verlassen (1653). Die lange Anstrengung der Engländer zur Erringung der Freiheit endigte so in der fluchwürdigsten Regierungsform, die es nur geben kann, nämlich einer militärischen und zugleich religiösen Diktatur, die beide so abscheuliche Formen der Tyrannei in sich vereinigte.

Cromwell hatte Macht und Ruhm. Da stieg in ihm der Wunsch auf, daß diese Macht und dieser Ruhm auch in seinem Titel zum erkennbaren Ausdruck kämen, und so ließ er sich zum *Protektor* ausrufen. Er dachte sogar einen Augenblick daran den Namen eines Königs anzunehmen, aber, als ihm seine Freunde dann wirklich die Krone anboten, wies er sie zurück, ganz, wie es einst Caesar im Senate getan hatte.

Man erlebte damals, was man eines Tages mit einem andern siegreichen Soldaten wieder erleben sollte, der noch größer als Cromwell war: die stolzesten europäischen Monarchien, Spanien, Frankreich, Österreich und Schweden, stritten sich um seine Unterstützung. Die Könige vergaßen offenbar bei beiden, daß sie Königsmörder waren.

* * *

Die westfälischen Friedensverhandlungen, die den Krieg zwischen Frankreich und dem Reiche beendet hatten, hatten nicht in gleicher Weise vermocht den Krieg zwischen Frankreich und Spanien in seinem Fortgange zu stören. Cromwell fühlte sich von den geschickten Liebeswerbungen Mazarins geschmeichelt und nahm für Frankreich Partei. Infolge der Schlacht bei den Dünen, in der die vereinigten Franzosen und Engländer siegreich waren, bemächtigte er sich Dünkirchens und brachte es in dauernden Besitz seines Landes (1658). Die englische Flotte nahm den Spaniern Jamaika ab und brachte es ebenfalls in englischen Besitz.

Als Cromwell starb (1658), war er allmächtig nicht nur in England, sondern in der ganzen Welt.

Zwar hatte sich England für Cromwell begeistert, keineswegs aber für seine militärische Regierung. Ein Jahr nach dem Tode des Protektors wurde daher ein Konvent gewählt, der den Sohn Karls I. zurückrief. General Monk, der das eine der beiden puritanischen Heere befehligte, stellte sich auf die Seite der Anhänger des Königs. Karl II. kehrte nach London zurück, von demselben Pöbel angejauchzt, der sich um das Schafott seines Vaters gedrängt hatte.

Der neue König (1660—1685) war einsichtig genug, zu erkennen, daß der Papismus jedem Engländer in der Seele zuwider sei. Da er nun nicht gerade wünschte den Weg in die Verbannung zurückzumachen, zeigte er sich äußerlich als guter Anglikaner, so sehr er im Innern als echter Stuart noch immer den Katholiken zugetan sein mochte. Den Presbyterianern war er anderseits gar nicht hold, fand er sie doch langweilig geschwätzig, lehrhaft überhebend, von Sittenstrenge triefend, muckerisch und scheinheilig, und so benutzte er jede gute Gelegenheit ihnen etwas Ordentliches am Zeuge zu flicken. Aber die Sitten hatten sich gemildert, und es gingen auch die Plackereien gegen sie nicht über Haft und Geldstrafen hinaus.

Das erste von Karl II. einberufene Parlament hing noch an ihm mit treuer Ergebenheit. Karl hütete sich wohlweislich es nach Hause zurückzuschicken. Aber die allmählich erforderlichen Ergänzungswahlen änderten nach und nach den dort herrschenden Geist in einer Weise, daß es schließlich sogar wagte dem König offenen Widerstand zu zeigen.

Was Karls II. Untertanen am meisten ärgerte, war seine nur schlecht verhehlte geheime Neigung für die Katholiken. Nachdem er sich mit Ludwig XIV. verbunden hatte, wollte er i. J. 1672 den englischen Katholiken das Recht der freien Ausübung ihrer Religion verleihen (*Declaration of Indulgence*). Das Parlament antwortete mit dem Vorschlag eines gehässigen Gesetzes, der *Test bill* (1663), die einem Katholiken jedes Staatsamt verschloß. Karl gab nach.

Er war entschlossen, alles über sich ergehen zu lassen, um nur den Thron zu halten. So willigte er in die Heirat seiner Nichte, der mutmaßlichen Thronerbin, mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien und weigerte sich auch ferner nicht mit Ludwig XIV. Krieg zu führen. Ja, er erhob die *Habeas corpus bill* zum Gesetz, die die persönliche Freiheit eines jeden Bürgers gegen alle willkürliche Verhaftung schützte. Die regelmäßig wiederkehrenden Zeitungen hatten sich inzwischen ins unermeßliche vermehrt, waren aber bisher der Zensur unterworfen gewesen. Nun wurde auch diese abgeschafft. So entriß das geduldige und beharrliche englische

Volk der Monarchie Schritt für Schritt und Stück für Stück die sämtlichen Freiheiten, die es brauchte.

Bei aller Nachgiebigkeit suchte Karl noch immer ein paar Brocken der persönlichen Gewalt zurückzugewinnen. Er weigerte sich dieses unerträgliche Parlament einzuberufen, das sich herausnahm seine privatesten Luxusausgaben nachprüfen zu wollen. Er wurde von den *Tories* (*abhorrers* = Verächter) unterstützt und von den *Whigs* (*petitioners* = Bittsteller) bekämpft. Von diesem Zeitabschnitt schreibt sich die Bildung der beiden großen politischen Parteien Englands her, nämlich der Tories, der Anhänger der Überlieferung, die mit Nachdruck die Vorrechte des Königs und der anglikanischen Hochkirche vertraten, und der Whigs, meist Presbyterianer, die weit mehr um Volksrechte als um Vergünstigungen für den Herrscher besorgt waren.

Die letzten vier Regierungsjahre Karls II. waren die eines unumschränkten Alleinherrschers. Das Volk war der Bürgerkriege müde und wurde wieder mehr und mehr den monarchischen Überlieferungen treu. Obwohl Karl im Grunde eher ein Wollüstling als ein Tyrann zu nennen war, ließ er gleichwohl seine Widersacher gegen alles Recht verurteilen und hinrichten, unter andern Russel und den heldenmütigen Algernon Sidney. Als er schließlich starb (1685), bekannte er sich noch auf seinem Sterbebette zum katholischen Glauben, dem er im Grunde seiner Seele ja niemals untreu geworden war.

Sein Bruder Jakob II. (1685—1688) erklärte sich ziemlich unverhohlen für den Katholizismus. In demselben Augenblick aber entstanden Putsche und Aufstände, die streng geahndet wurden. Ein hervorragender Richter, der berüchtigte George Jeffreys überließ sich einer wahren Orgie von Hinrichtungen, die ein blutiger Hohn auf alle Rechtsprechung war. Jetzt fühlte sich Jakob seines Heeres sicher und trug seine Vorliebe für die katholische Religion ganz offen zur Schau. Das Beispiel Ludwigs XIV., dem es gelungen war in Frankreich die unumschränkte monarchische Regierung für lange Zeit fest zu begründen, blendete ihn. Er veröffentlichte eine *Declaration of Indulgence* (Duldsamkeitserklärung), d. h. er sprach den Katholiken das Recht zu wieder Katholiken werden zu dürfen. An sich kann gar nichts gerechter sein, aber in Wirklichkeit bedeutete das nichts anderes als die Rückkehr zu einer verabscheuten Religion! Da gaben die Bischöfe, die Edelleute, der Pöbel, ja sogar auch die Soldaten die königliche Sache preis. Alle diese unzufriedenen Elemente riefen, in dem Bestreben den Grundsatz der erblichen Monarchie, und wäre es auch nur in der Einbildung, aufrechtzuerhalten, Wilhelm von Oranien, den Schwiegersohn des Königs, aus den Niederlanden hinüber. Höchsterfreut leistete dieser ihnen bereitwilligst Folge. Er schiffte sich mit einem holländischen Heere von vierzehntausend Mann nach England ein (5. No-

vember 1688). Doch es bedurfte keiner Gewalt. Die königlichen Truppen gaben jeden Widerstand auf und zerstreuten sich ohne Zucht und Ordnung. Jakob ergriff die Flucht und warf, als er an der Themse vorbeikam, sein königliches Siegel in den Fluß, gleich als ob er hoffte durch diese Kinderei die Regierungsakte des Mannes, der ihn vom Throne verdrängt hatte, dadurch in ihrer Gesamtheit ungültig machen zu können.

Er flüchtete sich nach Frankreich zu Ludwig XIV., den er unbedachterweise zum Muster genommen hatte. Mit ihm stirbt das Haus der Stuarts aus. Trotz glänzender und bisweilen außerordentlich einnehmender Eigenschaften waren sie nicht nur ohnmächtige Schwächlinge, sondern auch kurzsichtige Toren.

Damit, daß England Wilhelm von Oranien zum Herrscher wählte, setzte es die monarchische Überlieferung fort. Aber der neue König mußte auf die Bedingungen eingehen, die ihm bei seiner Krönung auferlegt wurden. Keine Truppen können ausgehoben, keine Steuern vereinnahmt werden ohne ein von beiden Kammern angenommenes Gesetz; jeder Bürger hat das Recht von ordentlichen Gerichten abgeurteilt zu werden. Das Parlament ist immer wieder zusammenzuberufen, und die Wahlen müssen freie sein (*Bill of Rights* = Verzeichnis der Rechte 1688).

In der Tat auf allen Seiten von einem unerbittlich monarchischen Europa umgeben, erkämpfte das englische Inselvolk gleichwohl seine Freiheiten. Es hatte sie durch seine zähe und unwiderstehliche Ausdauer wohlverdient (13. Februar 1689).

* * *

Wohl war noch vor England ein anderes Land, ein kleines Ländchen, das sich selbst in manchen Gefahren und schweren Nöten bewährt hatte, die Zuflucht und das Obdach des freien Gedankens geworden. Republikanisch in dem despotischen Europa, war das holländische Volk durch die beiden wichtigsten Tugenden, die ein Volk haben kann, durch Unabhängigkeit und Beharrlichkeit, zu einer glänzenden Blüte auf wirtschaftlichem wie auf geistigem Gebiete gelangt.

Die Utrechter Union (1579) hatte eine Bundesrepublik unter dem Namen „Die Vereinigten Provinzen der Niederlande" geschaffen, die aus sieben Staaten bestanden: Holland, Zeeland, Geldern, Utrecht, Friesland, Oberyssel und Groningen. Holland war für sich allein ebenso reich und auch ebenso bevölkert wie alle andern Provinzen zusammengenommen; es umfaßte die Städte Amsterdam, Rotterdam, Leyden, Haarlem und Delft. So entstand gleich von Anfang an ein Gegensatz zwischen dem Regierungsvertreter Hollands *(Ratspensionär)* und denen der andern Staaten *(Stadhouders)*.

Die Stadhouders, die immer aus der Familie Oranien oder Nassau zu wählen waren, bildeten das aristokratische, in Religionssachen unduldsame, dem Einheitsstaate zustrebende und militärische Element, die Vertreter von Holland, die anderseits wenig Verlangen nach Krieg trugen, sondern weit mehr um den nationalen Wohlstand besorgt waren und an den Freiheiten und Rechten der einzelnen Gemeinwesen hingen, das republikanische und bundesstaatliche, politisch duldsame Element. Aus so hervorragenden Männern sie auch beiderseits bestanden, und so warm sie auch beiderseits ihr Vaterland liebten, so konnten sie doch untereinander zu keiner rechten Verständigung kommen. Moritz von Nassau, der Stadhouder, und Barnevelt, der Ratspensionär von Holland, die vordem in dem rühmlichen Kampfe der Niederlande gegen die spanische Zwingherrschaft so einig zusammengehalten hatten, bekämpften sich schon nach dem Siege gegenseitig, wobei sich ein Akt schmählichster Ehrlosigkeit abspielte. Nach einem scheinbaren Bürgerkriege wurde Barnevelt das Opfer eines Justizmordes durch Moritz von Nassau (1619).

Dieses Verbrechen hob die Macht der Moritz von Nassau folgenden Stadhouders noch um ein beträchtliches. Sie wurden zu halben Herrschern (1620—1650).

Beim Tode Wilhelms II. von Nassau, der nur ein einziges Kind in zartestem Alter hinterließ, schöpfte die holländische Partei neuen Mut, und die Gewalt ging in die Hände des Jan de Witt, des Ratspensionärs von Holland, über. Jan de Witt war ein rechtschaffener, fähiger und arbeitsfreudiger Staatsmann. Er wollte sowohl für die eigene Person wie für das ganze Land von allem, was nur im entferntesten einem fürstlichen Hofgepränge ähnlich sah, nichts wissen. Er suchte seine Volksgenossen nicht in die großen Kriege hineinzuziehen und auch nicht Heere für militärische Unternehmungen, seien sie, welche sie wollen, zu sammeln. Er liebte Freiheit und Gerechtigkeit. Er paßte noch nicht in seine Zeit und wohl auch noch nicht in die unsere.

Von räuberischen Nachbarn umgeben, verfügte er auf diese Weise über keine bewaffnete Macht zu seinem Schutze. Als daher Ludwig XIV. i. J. 1672 das traurige Verbrechen, aber gleichzeitig den schweren Fehler beging die Vereinigten Provinzen der Niederlande feindlich zu überfallen, war das unglückliche Land vollkommen wehrlos. Der Pöbel, der im Haag gerade ebenso erbärmlich ist wie irgendwo sonst in der Welt, machte Jan de Witt für den Überfall verantwortlich und riß ihn mitsamt seinem Bruder Cornelius bei einem Straßenauflauf buchstäblich in Stücke.

Nun wurde in Holland der alleinige Herr der Lage Wilhelm von Oranien-Nassau. Da es aber jetzt die wichtigste Aufgabe war dem feindlichen Überfall aus dem Auslande mit Erfolg entgegentreten zu können,

ließ er sich die Machtvollkommenheiten eines Herrschers und eine Militärdiktatur übertragen.

Die Holländer zeigten sich wahrhaft heldenmütig. Ehe sie sich ergaben, setzten sie lieber ihr ganzes Land unter Wasser. Die Deiche, durch die das Meer zurückgehalten wurde, wurden nunmehr geöffnet, und Holland versank in den überschwemmenden Fluten. Wie Napoleon später vor dem hereinbrechenden Winter, so mußte Ludwig XIV. damals vor dem hereinbrechenden Meere zurückweichen (1673).

Europa raffte sich nun gemeinsam auf, war doch ein Herrscher da, den alle Völker fürchteten. Ein gewaltiges Bündnis wuchs bedrohlich empor gegen den König von Frankreich. Es verbanden sich gegen Ludwig XIV. der Kaiser, Spanien, England, Dänemark. Aber die Seele dieses Bundes war Wilhelm von Nassau. Nach Verlauf von sechs Jahren wurde schließlich der Friede von Nymwegen geschlossen (1678). Die Vereinigten Provinzen der Niederlande erlitten an ihrem Gebiet auch nicht den geringsten Verlust.

Jetzt wurde die Volkstümlichkeit Wilhelms eine so große, daß er bis zu seinem Tode (1702) in dieser Bundesrepublik auch in den nun folgenden Friedenszeiten weiter gerade so der unumschränkte Herrscher blieb, wie er es während des Krieges gewesen war. Ja, auch noch als er zum König von England berufen wurde (1688), fuhr er ruhig fort Holland wie ein König zu regieren, zu einer Zeit, wo umgekehrt seine Gewalt über das englische Volk im Grunde nicht größer als die eines Stadhouder war.

Aber die Geschichte der Vereinigten Provinzen der Niederlande liegt nicht sowohl in den Kriegen als in der großartigen kolonialen Entwicklung des holländischen Volkes.

Wir hatten gesehen, daß die Portugiesen die ersten waren, die das Kap der Guten Hoffnung umfahren und in Ostindien Handelsniederlassungen begründet hatten. Als nun Portugal Spanien untertänig wurde, hielten es die Könige von Spanien unter ihrer Würde sich um diese Faktoreien zu kümmern, und so kam es, daß sie sie schließlich fast ganz vergaßen. Da bemächtigten sich ihrer die Holländer, die mit den Spaniern in beständigem Kriege lebten. Sie gründeten eine ostindische Gesellschaft, die ohne jeden Schwertstreich die Handelshäfen für sich mit Beschlag legte und das Kap der Guten Hoffnung besiedelte. Die biederen südafrikanischen Buren sind die Nachkommen dieser ersten Ansiedler. Sie besetzten auch die Insel Ceylon, die sie später an England abtreten mußten, und ließen sich auf den Sundainseln und Java nieder, die zu den reichsten Strichen der Erde gehören, und die sie noch heute besitzen. Jetzt riefen sie auch noch eine westindische Gesellschaft ins Leben, die Neu-Amsterdam begründete, aus dem später New York hervorging, und einen Teil von Guyana und einige der Antilleninseln besiedelte. Zum

Schutz für ihre riesige Handelsflotte rüsteten sie zwar langsam, aber beharrlich, so recht ihrer ruhigen und zähen Art entsprechend, eine prächtige Kriegsflotte aus, die im 17. Jahrhundert vorübergehend die erste der Welt war; es war dies zu der Zeit, wo die *Große Armada* Spaniens als ein Opfer des Sturmes in den Wellen untergegangen war, und die englische Seemacht kaum in ihren ersten Anfängen stand.

Daraus erwuchs natürlich den Niederlanden ein großer Reichtum. Zu gleicher Zeit entwickelten sich dort blühende Industrien. Die Vertreibung der Kalvinisten aus Brüssel und Antwerpen und später nach der Widerrufung des Ediktes von Nantes die der französischen Protestanten aus ihrem Vaterlande zog eine Auswahl von schöngeistigen Gelehrten und Edelleuten und auch von Handwerkern und Künstlern heran.

Mit Reichtum und Freiheit verfeinerte sich weiter die geistige Kultur des Landes. An Druckereien gab es unzählige und glänzende. Leyden ist im 17. Jahrhundert einer der Hauptmittelpunkte der Erzeugung von literarischen und wissenschaftlichen Gütern gewesen. Viele französische Werke, die in Paris nicht hätten zur Ausgabe kommen dürfen, sind dort erschienen. An die holländischen Universitäten bekamen die hervorragenden Gelehrten aller Länder Rufe. Alle die Männer, die sich ihre Freiheit im Denken und Schreiben bewahren wollten, kamen nach Holland. Descartes hat dort mehrere Jahre zugebracht. Der portugiesische Jude Spinoza lebte in Amsterdam (1632—1677). Pierre Bayle (1647—1706), der kühne Apostel der Duldsamkeit und Vorläufer der Enzyklopädie, flüchtete sich nach Rotterdam. Die Optiker von Amsterdam können auf den Ruhm Anspruch machen, die Linsengläser ersonnen zu haben. Huyghens, der große Physiker (1629—1695), und Leuwenhoeck (1632—1723), der die ersten mikroskopischen Beobachtungen machte, waren Holländer.

Besonders aber in der Malerei nehmen die Holländer den ersten Platz ein. Das Land eines van Eyck (1375?—1440), des Vaters der modernen Malerei, war das so mancher gewaltiger Künstler, deren Namen keinen geringeren Klang haben als die eines Raffael, Tizian, Velasquez. Die Maler der flämischen Schule des 17. Jahrhunderts sind nicht zu zählen und ganz auserlesene. Rubens (1577—1640) ist der große Farbenkünstler. Er hat sich auf allen Gebieten der Malerei ausgezeichnet, und seine Fruchtbarkeit war eine so erstaunliche, daß es in Europa auch nicht ein einziges Museum gibt, das nicht von diesem Künstler eine Reihe fesselnder Gemälde, ja sogar einzelne Meisterwerke besäße. Rembrandt (1606—1669), der vielleicht noch höher als Rubens steht, ist unter den Malern der gewaltigste und tiefste; seine Personen haben alle eine wirkliche Seele, und er ist nicht bloß glänzender Farbenkünstler, sondern auch eindringender Psychologe. Auch Meister, wie van Dyck, Ruysdaël, Franz Hals, Teniers, Potter, Jordaens, Jan Steen, Snyders, Metzu, Hobbema, sind aus dieser die all-

gemeine Bewunderung erregenden und im hellsten Lichte erstrahlenden Schule hervorgegangen. Das kleine niederländische Völkchen hat in jenem Jahrhundert für die Malerei mehr geleistet als alle übrigen europäischen Völker zusammengenommen. Wenn, was trotz alledem nicht ausgeschlossen ist, die Malkunst eines Tages neue Verfahrungsweisen erfinden sollte, so ist gleichwohl nicht recht einzusehen, wie die Maler der Zukunft mehr Poesie mit ebensoviel Wahrheit zu vereinen imstande sein werden.

* * *

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überragt unter der Regierung Ludwigs XIV. das geistige Leben Frankreichs das aller übrigen europäischen Völker, das sich in allen seinen Verzweigungen bald innig jenem vereinen und in ihm aufgehen sollte. Die Vorherrschaft, die bisher Karl V. und seine Nachfolger für Spanien erstrebt und beinahe erobert hatten, sollte jetzt Frankreich antreten und festhalten.

Die glänzende Regierung Ludwigs XIV. (1643—1715), eine der längsten, die in der Geschichte zu verzeichnen ist, ist für das französische Volk gleichzeitig eine der ruhmreichsten und der traurigsten, eine der fruchtbarsten und der schändlichsten.

Beim Tode Ludwigs XIII. war sein Sohn Ludwig XIV. noch nicht fünf Jahre alt. Die Regentschaft wurde durch das Parlament zu Paris an die Mutter des erst so jugendlichen Königs Anna von Österreich übertragen, die auch nicht die geringsten staatsmännischen Fähigkeiten hatte. Nebenbei gesagt sind alle diese aus dem Auslande stammenden Fürstinnen von Frankreich, von Isabella von Bayern an bis zur Gemahlin Napoleons III., Eugenie von Montijo, der Politik ihres Gatten beziehungsweise Sohnes ausnahmslos verhängnisvoll gewesen. Erfreulicherweise ahmte Anna von Österreich keiner der beiden Medizäerinnen, weder Katharina noch Maria, nach; sie nahm sich als Ratgeber und Minister einen der fähigsten Männer, die die Geschäfte eines großen Landes geführt haben, denselben, den der sterbende Richelieu Ludwig XIII. empfohlen hatte: den Kardinal von Mazarin.

Diese gleichzeitige Regierung von zwei Ausländern, einem Italiener und einer Österreicherin, war natürlich sofort sehr unvolkstümlich; doch das kümmerte Mazarin wenig. Er liebte die Macht in ihren greifbaren persönlichen Vorteilen viel zu sehr, um sich nicht über die kleinen Sticheleien, Spottlieder und Schmähschriften, die vollständig an ihm abprallten, hinwegzusetzen. So benutzte er seine Stellung, um auf Kosten der Staatskasse seine eigne Person zu bereichern und seine Nichten verschwenderisch auszustatten. Aber so schwach auch sein Gefühl für persönliche Würde entwickelt war, ebenso stark war auch seine Sorge für die Würde des gesamten Frankreichs. Er hat in der Tat den Ruhm allen Hindernissen

zum Trotze, die ihm Menschen und Dinge in den Weg legten, das große Werk Richelieus fortgesetzt zu haben (1643—1661).

Die ersten Jahre dieser Regierung wurden durch nicht enden wollende Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Minister des Königs und dem Parlamente gestört. In diesem Streite sah sich Mazarin nach und nach von aller Welt verlassen; die Parlamentarier erhoben Einwendungen; die Bürger wollten nicht fortwährend neue Steuern bezahlen, in deren Ersinnung die fruchtbare Erfindungskunst des Kardinals, ohne auch nur irgendwelche Anstandsfrist zu gewähren, unerschöpflich war; das Volk litt Hunger; die Edelleute dürsteten nach Rache für die Abhängigkeit, in der sie bereits Richelieu gehalten hatte; die vornehmen Damen des Hofes und des Adels waren feindlich gesinnt, und die Entwicklung der Literatur wie das Eindringen spanischer Ritterlichkeit verlieh ihnen eine wachsende, bisweilen etwas übertriebene Bedeutung. Aus dem Zusammenwirken aller dieser Mißstimmungen entstand die Fronde (1648).

Der Augenblick war schlecht gewählt; denn Condé hatte eben über die Spanier den Sieg bei Lens davongetragen (1648). Die Pariser Bevölkerung baute Barrikaden, und der kleine König mußte nach Saint-Germain fortgebracht werden.

Kurze Zeit nachher unterzeichnete Mazarin die Westfälischen Friedensverhandlungen, die Frankreich das Elsaß und einen Teil Lothringens einbrachten. Doch dieser diplomatische Sieg kümmerte die Fürsten wenig. Die heilige Vorstellung vom Vaterlande, wie wir sie uns heute bilden, war damals noch etwas vollkommen Unbekanntes, ganz besonders auch beim Adel. Das wird so recht deutlich an Condé, dem glänzenden Sieger von Rocroy und Lens, der den französischen königlichen Dienst verließ, um den Oberbefehl über das spanische Heer zu übernehmen (1651). Ihm schlossen sich der Kardinal von Retz, ein ebenso aufrührerischer Hetzer wie prächtiger, wenn auch stellenweise nur allzuleicht mißverständlicher Schriftsteller, der Herzog von Nemours, der Herzog von La Rochefoucauld, der Herzog von Rohan, Frau von Longueville an, lauter Namen, die zu den ersten Frankreichs gehören. Die Fronde dieser hohen Herrschaften verband sich mit der Fronde des Volkes.

Doch eine so eigenartige Verbindung konnte keinen langen Bestand haben. Die Pariser wurden schnell Condés müde und riefen schließlich den König zurück (1652).

Ohne die Unterstützung von Paris konnte sich Condé nicht halten. Er wurde bei Stenay von einem Feldherrn besiegt, der ebenso bedeutend wie er, aber der Partei des Königs treugeblieben war, nämlich Turenne.

Das Bündnis mit Cromwell verschaffte Mazarin neuen Einfluß. In der Schlacht bei den Dünen (1658) wurde das spanische Heer, das jetzt unter dem Oberbefehl Condés stand, völlig vernichtet, so daß Spanien

um Frieden bitten mußte; der Pyrenäische Friedensvertrag (1658) war Frankreich sehr günstig, das das Artois und Roussillon wieder gewann. Der junge König von Frankreich wurde dazu verurteilt die Tochter des Königs von Spanien zu heiraten. Diesmal hatte Mazarin einmal wirkliche Seelengröße bewiesen, wenn er sich der Ehe seiner Nichte Maria Mancini mit Ludwig XIV., der sie liebte, widersetzte.

Bald nachher starb der große Staatsmann (1661). Es ist ihm schon zu verzeihen, wenn er für sich im Dienste Frankreichs so märchenhafte Reichtümer aufgehäuft hat — er hat sie übrigens mit seinem Tode dem Lande zurückerstattet —, hat er doch umgekehrt Frankreich durch den Westfälischen und den Pyrenäischen Friedensschluß seine natürlichen Grenzen zu verschaffen und Spanien und Österreich, jene beiden unversöhnlichen Gegner des französischen Volkes, die bei allen sonstigen Gegensätzen gegen dieses stets einig gewesen waren, zu trennen verstanden.

Machen wir uns klar, welches in dem Augenblick, wo das Frankreich Ludwigs XIV. in die Erscheinung tritt, die Lage der verschiedenen europäischen Völker gewesen ist.

Das durch fortwährende Kriege zerrüttete Spanien war entvölkert und in kläglichem Zustande, seine Seemacht fast vernichtet, sein Handel zerstört, und obenauf allein — seine Inquisition. Es hatte auch schon Portugal wieder verloren, das sich erhoben und endgültig von ihm getrennt hatte. Sein ausschweifender, fauler und verschwendungssüchtiger König Philipp IV. sah dem Sturze seines Reiches von der Höhe seiner Weltstellung lächelnd zu (1621—1665). Sein verkrüppelter, anfälliger und schwächlicher Nachfolger Karl sollte auch nicht glücklicher oder fähiger sein.

Italien war zerstückelt; aber schon die Herzöge von Savoyen gründeten sich dank ihrer militärischen und politischen Fähigkeiten in Oberitalien eine Macht. Alle Regierungen erstrebten ein Bündnis mit ihnen; sie aber stellten sich je nach ihren einseitigsten dynastischen Interessen einmal auf die Seite der Franzosen und dann wieder auf die Seite der Kaiserlichen oder auch der Spanier. Die Republiken Genua und Venedig, so mächtig sie auch noch immer sein mochten, fühlten gleichwohl schon ihre Kräfte etwas erlahmen, beherrschten doch jetzt die englischen, französischen und besonders auch holländischen Schiffe ganz überwiegend die Meere, die früher fast ausschließlich sie allein beherrscht hatten. Das ganze übrige Italien war in einem wahren Jammerzustande. Die spanische Herrschaft lastete schwer auf Neapel, Sizilien, Sardinien und der Lombardei. In den Kirchenstaaten war die Räuberei ganz an der Tagesordnung und wurde von vornehmen Herren betrieben, wie den Orsini, den Colonna, den Sciarra, die noch räuberischer waren als die Landstreicher, die die Fluren beunruhigten. Die Herzöge von Toskana, Mantua und Ferrara waren traurige Herren, die, genuß-

süchtig und geldgierig, ganz und gar auf die spanische Politik eingeschworen waren.

Deutschland war kaum glücklicher. Kaiser Leopold I., ein schwankender und schlaffer Charakter (1658—1705), besaß kaum noch eine nennenswerte Macht über die nichtösterreichischen deutschen Staaten. Unter ihnen schien Brandenburg mittlerweile der mächtigste werden zu sollen. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst benannt (1640—1688), bewährte sich in Friedens- wie in Kriegszeiten als ein äußerst fähiger Fürst. Nach einem gemeinschaftlichen glänzenden Siege über die polnischen Heere hielt er i. J. 1656 zusammen mit dem Schwedenkönig einen feierlichen Einzug in Warschau und erlangte i. J. 1657 in dem Vertrage von Wehlau das Herzogtum Preußen, das er bis dahin vom König von Polen nur als ein Lehen gehabt hatte, als selbständiges, vollkommen lehnsfreies Land.

Das war der Anfang zu der künftigen Größe der Hohenzollern. Eine ununterbrochene Reihe von Taten persönlicher Tüchtigkeit, Ränkespielen und kriegerischen Unternehmungen sollte ihnen im Verlauf von nur zwei Jahrhunderten eine ganz gewaltige Macht bringen.

In Schweden war Gustav Adolfs Tochter Christine ihrem Vater auf dem Throne gefolgt (1632—1654). Diese merkwürdige Frau, die zwar über einen hohen und scharfen Verstand verfügte, jedoch ebensowenig sich selbst wie ihr Königreich beherrschen konnte, vergeudete die von ihrem Vater aufgehäuften Schätze in den törichtesten Ausgaben und häufte statt jener lieber eine kostspielige Kuriosität nach der andern auf. Unter ihren willkürlichen und launenhaften Einfällen war ihr letzter Schweden wirklich einmal zum Glücke; sie dankte ab. Nach ihrer Abdankung kehrte sie Schweden den Rücken, um von nun an die auswärtigen Höfe durch ihre Überspanntheiten und ausschweifenden Zügellosigkeiten zu beglücken. Ihr Vetter und Nachfolger, der Neffe Gustav Adolfs, Karl X. (1654—1660) regierte nur eine ganz kurze Zeit, die ihn vollständig für den Krieg mit Polen und Dänemark in Anspruch nahm, wütete doch auch die Kriegsfurie bei den nordischen Völkern. Er nahm den Dänen Schonen und den Polen Livland ab, um damit Schweden zum Herrn über die ganze Ostsee zu machen und ihm durch kräftigen militärischen Ausbau eine Macht zu geben, mit der es nunmehr kaum noch hinter irgend einer großen Macht Europas zurückstand.

Auch Polen war beständig vom Kriege zerfleischt worden; es führte mit den Russen, den Türken, den Schweden und den Kaiserlichen Krieg. Obwohl es sich nicht zum Luthertum hatte bekehren lassen, hatte es gleichwohl auch unter religiösen Meinungsverschiedenheiten leiden müssen, waren doch viele Polen römisch-katholisch geblieben, während andere

griechisch-orthodox wurden. Im übrigen herrschte die wildeste Anarchie. Der König wurde auf Grund einer Wahl ausgerufen; die Bauern wurden wie Sklaven behandelt von Herren, die ebenso unwissend wie tapfer, ebenso freigebig wie habgierig waren. Ein Artikel der polnischen Verfassung bestimmte, daß alle Beschlüsse der Landtage einstimmig gefaßt werden müßten *(liberum Veto)*, und diese sonderbare Maßregel machte jedes Regieren unmöglich. So war das polnische Königreich nur ein unermeßliches und buntgewürfeltes Gemisch von Kosaken, Lithauern und Deutschen, in dem die eigentlichen Polen die Minderheit bildeten, so daß der langsame Zerfall unvermeidlich schien. Eine große Meuterei von orthodoxen Kosaken schloß mit der Unabhängigkeit derselben oder vielmehr mit einem Wechsel ihres Herrschers. Sie begaben sich unter die Herrschaft des Zaren, der orthodox, wie sie, war. Die Geschichte der unglückseligen Polen besteht in einer endlosen Reihe von mit verzweifeltem Heldenmut geführten, aber darum nicht weniger verhängnisvollen Kriegen mit den Russen.

Während Polen immer schwächer wurde, erstarkte Rußland immer mehr. Im 13. Jahrhundert hatte der Fürst von Moskau ein gewisses Übergewicht über die andern russischen Großen erlangt. Im 16. Jahrhundert nahm ein solcher Fürst von Moskau, der noch kühner, grausamer und verschmitzter als seine Vorgänger war, Iwan IV., genannt *der Schreckliche* (1533—1584), den Titel Cäsar (Zar) an. In dem barbarischen Moskowien flößte Iwan mit seiner furchtbaren Unmenschlichkeit Bewunderung ein. Er sparte nicht mit Hinrichtungen und Foltern, tötete in einer Zornesaufwallung seinen eignen Sohn und mischte in seine Grausamkeit noch höhnischen Spott, in seinen Despotismus noch Grillen und Launen. Schließlich setzte er seine blutige Gewaltherrschaft durch ganz Rußland durch bis nach Sibirien, dessen Eroberung er mit Erfolg betrieb.

Nach seinem Tode zerstörte eine wirre Zeit, in der Rußlands Einheit beinahe unterging, sein ganzes Werk. Ein gewisser Demetrius ließ sich für den echten Zarewitsch (Sohn des Zaren) ausgeben, entthronte den rechtmäßigen Sohn und bezog den Kreml der zum Mittelpunkte des Reiches gewordenen Stadt Moskau. Doch Demetrius, der die Polen herbeigerufen hatte, verlor bald alle Zuneigung. Die Bojaren verschworen sich gegen ihn und metzelten ihn nieder. Da eilten die Schweden, Polen und Kosaken von allen Seiten herbei, um die allgemeine Verwirrung zu benutzen, die damals das wehrlose Rußland befiel.

Ein russischer Fürst Michael Romanow wurde zum Zaren gewählt, um die bedrohte Unabhängigkeit des Reiches zu verteidigen (1613—1645). Es gelang ihm, die Polen aus Rußland zu verjagen und sie nach Polen zurückzudrängen. Er und sein Sohn Alexei (1645—1676) legten zu der späteren russischen Macht die Grundlage.

Die Russen waren noch immer ein barbarisches Volk, das von europäischen Verhältnissen keine Ahnung hatte. Allerdings hatte schon Iwan der Schreckliche, der die Bedeutung Westeuropas zu würdigen verstand, bei diesen von ihm in so grausamem Joche gebeugten europäischen Wilden einige französische, deutsche und englische Einrichtungen und Sitten eingeführt. Michael Alexei I. und Alexei II. verfuhren ebenso und wurden dadurch die Schrittmacher für Peter den Großen. Doch die Zivilisation brach sich nur langsam Bahn und führte mehr scheinbare als wirkliche Fortschritte herbei, so daß Rußland sogar noch im 17. Jahrhundert zwar wohl in den Stand gesetzt war an den Grenzen seines Reiches zu kämpfen und das Land zu verteidigen, darüber hinaus aber nichts vermochte und auch nichts erstrebte.

Ungarn war in Parteiungen gespalten und ohnmächtig.

In der damaligen Türkei schließlich war allerdings die militärische Organisation noch sehr stark, aber die Sultane vergaßen unter ihren blutigen Haremsintrigen sowohl den Islam wie Europa.

* * *

So war sowohl die größte Militärmacht wie auch die größte Geistesmacht der Welt i. J. 1660 kein anderes Land als Frankreich, das gerade zu dieser Zeit ausschließlich dem Winke eines einzigen Mannes folgte, der dort ein halbes Jahrhundert lang über die unumschränkteste Macht verfügte. Ja eine unumschränktere Macht gab es wohl nie, war doch die einmütige Unterwerfung nicht etwa eine durch rohe Gewalt aufgezwungene, sondern eine von aufrichtiger Bewunderung eingegebene.

Als unmittelbar nach Mazarins Tode der Erzbischof von Rohan an Ludwig XIV. mit der Frage herantrat, an wen man sich nun in Zukunft wenden solle, antwortete er kurz: „An mich!“ Er erstrebte in der Tat während seiner langen Regierung alle Angelegenheiten persönlich zu leiten, mochte es sich um solche Frankreichs oder auch um solche ganz Europas handeln. Er glaubte von einem Könige, daß er ein außerordentlicher Mensch, ein unbeflecktes und von Gott selbst mit der höchsten und unbeschränktesten Gewalt ausgestattetes höheres Wesen sei. Ludwig XIV. ist der Vertreter göttlichen Rechtes in seiner ganzen Schauerlichkeit. Die französischen Schriftsteller der Zeit, Bossuet an der Spitze, formulierten die darauf bezügliche Lehre, die sogleich auch von den übrigen europäischen Herrschern bereitwillig angenommen wurde.

Ludwig XIV. war tapfer, freigebig, arbeitswillig bis zum äußersten und im Besitze einer Tugend, die er so weit trieb, bis sie ihm zum unseligsten Laster wurde. Es war das der Stolz, — ein Stolz von einer ganz wunderbaren und übermenschlichen Pomphaftigkeit, dem er sein eignes Glück und, was weit mehr ins Gewicht fiel, das Glück seiner Untertanen opferte.

Seine Eitelkeit stellte alles in den Schatten, und in ihr beging er Fehler auf Fehler, ja machte er sich sogar unter Umständen lächerlich.

Der Kultus, den er mit seiner königlichen Person trieb, war in ihm so mächtig, daß er dabei alles vergessen konnte, sogar seine Frömmigkeit, die gewiß eine tiefe war. Es ging das so weit, daß er dem Papst Widerstand zu bieten wagte. Um einer unbedeutenden Beleidigung willen, die seinem Botschafter zu Rom widerfahren war, verlangte er eine ausdrückliche Entschuldigungserklärung; hätte der Papst nicht nachgegeben, es wäre durch Ludwig XIV. über die älteste Tochter der römischen Kirche eine Kirchenspaltung gekommen (1664).

Er hatte die Weisheit und das Glück, hervorragende Männer in seinen Dienst zu ziehen: de Lyonne, Vauban, Colbert und Louvois, die ihm vor allem auch das brachten, was die beiden wesentlichen Bestandteile jeder Macht bildet: Mannschaften und Mittel. Louvois verschaffte ihm ein starkes Heer, Colbert geordnete Finanzen. Als diese beiden fähigen Köpfe von der Weltbühne abtraten, ging nichts mehr, wie es sollte.

Colbert (1619—1683) war inmitten dieses so aristokratischen und hochmütigen Hofes nur ein Kleinbürger aus dem Mittelstande. Ebenso gern, wie Ludwig XIV. die Adligen an seinen Hof ließ, schickte er die Bürgerlichen in seine Ministerien. Vor keiner Mühe zurückschreckend, sorgfältig, gewissenhaft und unerbittlich, verwaltete Colbert die Finanzen mit Strenge und Härte. Der gute Stand der Staatskasse ist keineswegs etwas leichtes unter einem Fürsten, der für seine Vergnügungen, seinen Luxus und seine Kriege stets Geld braucht. Als Handelsminister brachte Colbert ein strenges Schutzzollsystem zur Herrschaft; er ging sogar so weit, in gewissen Jahren die Ausführung von Getreide zu untersagen. Er suchte alle Gewerbszweige zu reglementieren und in ihre kleinsten Einzelheiten einzudringen, wobei er dann manchmal private Anregungen förderte und manchmal lähmte. Diese Maßregeln für den Handelsschutz, die zunächst einige glückliche Wirkungen hatten, wurden schließlich verhängnisvoll. Er schuf staatliche Gewerbezweige (die staatlichen Gobelinfabriken zu Beauvais und zu Saint-Gobain), die ein hier bisher unbekanntes Kunstgewerbe in Frankreich verbreiteten.

Doch Colberts Hauptätigkeit neben der Wiederherstellung der Finanzen bildete die Fürsorge für die Marine. Hier war er in der Tat rührig und erfolgreich. Er schuf eine Kriegsmarine dadurch, daß er das Aushebungsgeschäft der Matrosen durch Eintragung in die Seedienstrolle sicherte. I. J. 1664 gab es nicht mehr als fünfzehn Kriegsfahrzeuge; beim Tode Colberts waren es bereits zweihundertsechsundsiebzig. Schiffahrtsgesellschaften wurden begründet; zur Förderung der Handelsmarine wurden die Häfen ausgebaut und befestigt, sowie Kanäle entworfen. Im Languedoc entstand ein Kanal, der Canal du Midi, der dem

Genie und der Opferwilligkeit von Pierre-Paul Riquet de Caraman (1604 bis 1680) zu verdanken war und vom Mittelmeer bis zum Ozean ging (1680).

Louvois (1641—1691), bürgerlichen Ursprungs wie Colbert, war der Erneuerer des Heeres, in dem er eine strenge Ständeordnung nach den verschiedensten Rangstufen einrichtete. Er zwang alle Offiziere, gleichviel ob sie von hohem oder niederem Adel waren, zu einer unerbittlichen Manneszucht. Er schaffte viele Mißbräuche ab, für die sich allerdings auch wieder andere einschlichen; aber alles in allem konnte er Ludwig XIV. das geben, was dieser von ihm verlangte: ein gediegenes, starkes und wohlgezogenes Heer, das beste von ganz Europa.

Vauban (1633—1707) hatte zwar keinen so bedeutsamen Anteil an der Staatsleitung wie Colbert und Louvois, war aber immerhin ein sehr großer und schöpferischer Geist. In diesem an französischen Genies so fruchtbaren Zeitalter war Vauban eines der gewaltigsten, hat er doch die Kriegskunst von Grund aus umgestaltet, ein neues Befestigungssystem erfunden, das zum Teil noch heute besteht, und als Ersatzstück für den einstigen Spieß das Bajonett erdacht, das den Infanteristen (Musketieren) zugleich Wurfwaffe wie Hieb- und Stoßgewehr gewährt. Dieser Soldat verstand die Leiden des Krieges und hatte als Diener des größten aller Despoten den Mut, seinen Herrn über die Schmerzenswirkungen des Despotismus aufzuklären.

Die ersten Jahre der selbständigen Regierung Ludwigs XIV. verliefen äußerst glücklich (1661—1678). Er zwang ganz Europa Frankreichs Gewalt und Gesetz auf; der erste Krieg, den er mit Spanien führte, brachte ihm mühelos in wenigen Monaten Flandern und die Freigrafschaft Burgund, die er beide eroberte (1667). Da verbanden sich Holland, Schweden und England, um dem Vordringen der Franzosen Halt zu gebieten. Diesmal gab Ludwig noch aus Klugheit nach und mäßigte seine Ansprüche. Er verzichtete auf die Freigrafschaft und behielt Flandern (Friede zu Aachen 1668).

Aber in seinem Innern vergaß er es Holland nicht, daß es ihm in den Rücken gefallen war. Nachdem er einen Bündnisvertrag mit Schweden und England abgeschlossen hatte, überfiel er unter irgendeinem beliebigen Vorwande die Vereinigten Provinzen der Niederlande und überschritt den Rhein (1672), ohne auch nur den geringsten Widerstand zu finden. Die Holländer, die ohne Heer waren, baten um Frieden; aber ein Eroberer, der eine Rolle auf der Bühne der Welt spielen will, wird niemals nachgeben. So wies auch Ludwig XIV. die ihm angebotenen vorteilhaften Bedingungen zurück (die Abtretung von ganz Brabant), um selbst ganz unannehmbare Gegenvorschläge zu machen.

Den Erfolgen Frankreichs gegenüber bildete sich ein neues Bündnis. Die Holländer einten sich mit den Kaiserlichen und Spaniern. Nun überfiel ein französisches Heer die Freigrafschaft Burgund, ein anderes von Turenne befehligtes überschritt den Rhein, um in das Elsaß einen Feldzug zu unternehmen, dessen Ruhm nur ein vergänglicher war. Doch bald sah sich Turenne gezwungen, das Zeichen zum Rückzuge zu geben, einem Rückzuge, der sich dem plötzlich so viel stärker gewordenen Feinde gegenüber in aller Ordnung und mit einer wunderbaren Kaltblütigkeit und Kühnheit vollzog. Zum Unglück wurde Turenne selbst bei Saßbach von einer feindlichen Kugel dahingerafft (1675).

Kurz darauf kam der Friede von Nymwegen zum Abschluß. Frankreich erhielt die Freigrafschaft Burgund (von nun an als Provinz unter dem Namen Franche-Comté) und das Elsaß (1678).

Dieser Zeitpunkt bezeichnet den höchsten Gipfel der Macht Ludwigs XIV. und vielleicht auch Frankreichs überhaupt.

Alle Länder französischer Zunge waren nun an die Krone Frankreichs zurückgekommen. Der Handel blühte. Die Heere galten als unbesieglich. Der kränkliche und sieche König von Spanien war ebenso ohnmächtig wie der abgestumpfte und gleichgültige Kaiser von Österreich, der König von England ein geheimer Gönner. Ja, der Doge von Genua selbst sollte sich bald in Versailles demütigen (1685). Auch Algier und Sizilien hatten französische Kriegsschiffe zu sehen bekommen.

Angesichts aller dieser von der gesamten Schmeichlerwelt gefeierten Triumphe kam schließlich auch Ludwigs XIV. Vernunft ins Wanken. Zwar hatte er auch schon bisher Fehler begangen, doch war keiner von ihnen unheilbar. I. J. 1685 aber beging er den schwersten Irrtum seiner an Irrtümern so reichen Regierung überhaupt: die Widerrufung des Ediktes von Nantes.

Die Frömmigkeit Ludwigs XIV. war aufrichtig aber engherzig. Zwar wohnte er täglich der Messe bei, indessen seine Gottesfürchtigkeit ging nie bis zum Verzicht auf irgendeines seiner königlichen Rechte, hielt er sich doch für den Vertreter der göttlichen Macht; er ließ in keinem Stadium die Einmischung des Papstes in seine Landesangelegenheiten oder auch nur in die äußere Verwaltung der einzelnen Kirchensprengel zu. Die Geistlichkeit von Frankreich unterstützte Ludwig in der festen Überzeugung dem göttlichen Willen größere Treue im Gehorsam gegen den König als in dem gegen den obersten Priester zu erweisen. Ja, eine allgemeine Versammlung der französischen Geistlichkeit beschloß, daß die Könige keiner kirchlichen Macht in bezug auf weltliche Dinge untertänig seien; es sind das die sogenannten *Freiheiten der Gallikanischen Kirche* (1682). Papst Innocenz XI. legte hiergegen entschieden Verwahrung ein.

Zum Beweise, daß er gleichwohl ein guter Katholik sei, beschloß Ludwig XIV. nun einen Schlag gegen die Protestanten. Er hätte das noch zehn Jahre zuvor nicht über sich gebracht; aber das Alter hatte aus ihm einen völlig andern gemacht. Er war nicht mehr der junge, blühende Fürst, der bei den Balletten des Hofes selbst mittanzte, der Liebhaber der sanften La Vallière oder der schönen Montespan, der kühne Ritter, der, angesichts des Rheines in seiner ganzen Herrlichkeit, darüber mit den Zähnen knirschte, daß er an das eine Ufer dieses so prächtigen Stromes gebannt und von dem andern ausgeschlossen bleiben sollte. Vielmehr war er zum ödesten Spießbürger geworden und hatte in geheimer Ehe eine alte Intrigantin, die Witwe des Dichters Scarron, Frau von Maintenon, geheiratet. Diese Enkelin eines mit Heinrich IV. befreundet gewesenen großen französischen Protestanten, des edlen Dichters Agrippa d'Aubigné, war im Alter fromm geworden und verfolgte, um Vergebung für ihre Jugendsünden zu erlangen, den Protestantismus, in dem sie einst erzogen worden war, mit ihrem tödlichsten Hasse. Sie übte auf die Seele des nach und nach nur allzu gefügig gewordenen Königs einen höchst verhängnisvollen Einfluß. Das Edikt von Nantes wurde widerrufen und die Protestanten des Landes verwiesen (1685).

Im stillen hatte die Verfolgung schon einige Jahre früher begonnen. Von 1685 an erreichte aber die Grausamkeit, mit der sie betrieben wurde, ihren Höhepunkt. Anderthalb Millionen Protestanten, d. h. ein Zwölftel der gesamten französischen Bevölkerung, sahen sich einer Entscheidung zwischen Zwangsarbeit auf den Galeeren, Abschwörung ihres Glaubens oder auch Auswanderung gegenübergestellt. Und wirklich schwor eine große Zahl, die weniger mutigen, ihren Glauben ab. Wer seinem Glauben treu blieb, wurde Märtyrer. Ein Teil, wie die Sevennenbauern, also die einfachen kleinen Leute, wurden gehenkt, nachdem sie von den Dragonern, die Louvois als Folterknechte aufs Land schickte, als Gefangene mitgeschleppt worden waren. Die noch übrigen, also über vierhunderttausend, gingen außer Landes.

Diese stellten nach Begabung und sonstigen Vorzügen gewiß die Auslese des gesamten Franzosentums dar. Nun hörten sie auf Franzosen zu sein. Sie wandten sich nach Genf, Zürich, Leyden und besonders auch Berlin, das zehntausend von ihnen aufnahm. Sie brachten den Heldenmut, die Industrie und das geistige Leben Frankreichs ins Ausland mit. So schändlich die Pariser Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht gewesen sein mochte, sie bleibt ein harmloses Kinderspiel im Vergleich zu der Widerrufung des Ediktes von Nantes. Weder Ludwig XIV. noch Frankreich haben sich jemals von diesem Schlage zu erholen vermocht.

Und doch war ganz Frankreich mitschuldig. Ein so bedeutender Redner, ein so hervorragender schöner Schriftsteller der französischen Literatur, ein so kühner und gewaltiger Geist wie Bossuet gab seinen Segen. Ja, er suchte in einem ebenso wahnsinnigen wie wunderschönen Werke zu zeigen, daß bei der außerordentlichen Verschiedenheit der protestantischen Sekten es zur Herstellung der Einheit des Glaubens unumgänglich sei ausnahmslos eine jede dieser Sekten auszurotten. Zur Rechtfertigung des großen Verbrechens mußte schon etwas derartiges von einem der tiefsten Denker der Zeit ausfindig gemacht werden.

Auch für die äußere Politik hatte die Widerrufung des Ediktes von Nantes allerhand Unheil in unmittelbarem Gefolge. Ludwig XIV. hatte schon vorher Österreich und Spanien zu Feinden. Seit 1685 bekam er nun aber noch, ohne sich übrigens mit Spanien oder Deutschland ausgesöhnt zu haben, Schweden und die sämtlichen protestantischen Regierungen Deutschlands zu Gegnern. Die englische Revolution ging ihrem Ende entgegen, und der erbittertste Feind Frankreichs, Wilhelm von Oranien, wurde König von England (1688).

Ein zweites Bündnis kam zustande (1689). Ganz Europa verband sich gegen Ludwig XIV. Die französischen Heere überschritten den Rhein. Louvois gab den Befehl, die Pfalz einzuäschern, die schon einmal vor fünfzehn Jahren von Turenne gebrandschatzt worden war. Diesmal war die Verwüstung noch schrecklicher. Es gab Einäscherungen, Hinrichtungen, Plünderungen ganz abscheulicher Art. Ja gewiß, ganz abscheulicher Art! Doch warum hat das unglückliche Deutschland gerade daran die Erinnerung so treu bewahrt? Tragen nicht die Kriege ohne jede Ausnahme das Brandmal von Verwüstungen und Metzeleien? Und ist etwa, weil dieser Feldzug in der Tat ein grausamer gewesen ist, das ein Grund neue noch grausamere nach einer nun schon zwei Jahrhunderte währenden Geistes- und Sittengemeinschaft vorzubereiten?

Um allen Feinden die Stirn bieten zu können, brauchte Frankreich gewaltige Truppenmassen. Eine große Anstrengung wurde gemacht. Zweihunderttausend Franzosen traten unter Waffen, und an den Grenzen wüteten auf allen Seiten die blutigsten Kämpfe. Während ein Heer in Deutschland eine Schlacht nach der andern lieferte, rückte ein zweites in Savoyen, ein drittes in die Niederlande und noch ein weiteres in Piemont ein. Eine Heeresabteilung wurde nach Irland geschickt, um, wenn auch ohne Erfolg, den entthronten König Jakob II. zu unterstützen.

Auf dem Festlande trugen Catinat und Luxemburg glänzende, doch so gut wie vergebliche Siege davon; zur See hingegen wurde die französische Flotte nach der ruhmvollen Schlacht bei La Houge vernichtet und vollkommen niedergebrannt (1692). Damit wurde die englische

Flotte die erste und auf lange nahezu die einzige Flotte der Welt. Sie hat dieses Übergewicht zu wahren gewußt.

Frankreich, das durch seine Siege wie durch seine Niederlagen gleichmäßig erschöpft war, mußte sich nun schließlich auf den Frieden verstehen (Friede von Ryswijk 1697). Frankreich verlor seine eben gemachten Eroberungen; Luxemburg kam an Spanien zurück, Lothringen an den Herzog von Lothringen und ein Teil des Elsaß an das Reich. Wilhelm von Oranien erhielt die endgültige Anerkennung als König von England. Am besten kam der Herzog von Savoyen fort. Seine Tochter heiratete den Herzog von Burgund, einen Enkel Ludwigs XIV., und er selbst fand einen Platz unter den größeren europäischen Herrschern durch Erlangung eines Teiles von Piemont (Susa), Savoyens, Nizzas und der Festung Pinerolo.

Der Ryswijker Friedensschluß bedeutete für den großen König mehr als den Verlust des Krieges; er bedeutete für ihn die vollständige Demütigung.

Frankreich war so verarmt, erschöpft und verelendet, daß überhaupt keine größere Verarmung, Erschöpfung und Verelendung denkbar war. Und doch sollte die Wahnsinnstat eines neuen Krieges ihm noch weitere verhängnisvolle Verluste bringen.

Von jeher ist Frankreich von Spanien Unglück gebracht worden. Es scheint, als ob das Schicksal jeder französischen Einmischung in die spanischen Verhältnisse nicht wieder gutzumachende Mißerfolge vorbehalten habe. Ludwig XIV. und die beiden Napoleons haben Frankreich dafür den schmerzlichen Beweis geliefert.

Der kränkliche und gebrechliche König Karl II. von Spanien war kinderlos. Ihn zu beerben war also das Ziel allgemeiner Begehrlichkeit. Es handelte sich um eine ganze Welt: die gesamte Pyrenäenhalbinsel bis auf Portugal, Italien in seiner ganzen Ausdehnung bis auf den Kirchenstaat, Piemont und Venedig, Südamerika, Mittelamerika und von Nordamerika Florida, Kalifornien, Mexiko, die Antillen, Kuba sowie schließlich von Ostasien die Philippinen und die Karolinen.

Auf diesen Riesenbesitz machten zwei Erben von Gesetzes wegen den gleichen Anspruch, hatte doch von den beiden Schwestern Karls II. die eine Ludwig XIV. und die andere Kaiser Leopold von Österreich geheiratet. Sollte das gewaltige Reich den Kindern Ludwigs XIV. oder denen des Kaisers in die Hände fallen?

König Karl II. hatte noch auf dem Sterbebette den Enkel Ludwigs XIV. zu seinem Nachfolger bestimmt. England und Holland hingegen schlugen eine derartige Teilung der spanischen Erbschaft vor, daß Frankreich, auch wenn dadurch Ludwigs XIV. Enkel vom spanischen Thron ausgeschlossen worden wäre, dabei noch immer einen Machtzu-

wachs erfahren hätte. Doch Ludwig XIV. wollte nicht sowohl für Frankreich einen Machtzuwachs als vielmehr für seine Familie. So wurde einer seiner Enkel, Herzog Philipp von Anjou, König von Spanien. Ludwig XIV. schien sich wirklich einzubilden, daß er damit, daß er einen Bourbonen und seinen Enkel auf den Thron Karls V. gesetzt hatte, auch die Pyrenäen beseitigt hätte.

Dieser schwere Fehler wurde noch um einen anderen fast ebenso schlimmen vermehrt. Beim Tode König Wilhelms von England glaubte Ludwig XIV. im Gegensatze zu dem, was im Frieden von Ryswijk beschlossen war, Jakobs II. Sohn, der eine Zuflucht in Saint-Germain gefunden hatte, als neuen König von England begrüßen zu dürfen. Hiergegen aber empörte sich das ganze britische Volk.

Da war nun schon wieder ein Krieg da, der sich über das gesamte Europa erstreckte und an allen Landesgrenzen blutig und unerbittlich wütete. Die verbündeten Heere waren unter dem Oberbefehle zweier hervorragenden Feldherren; an der Spitze der kaiserlichen Truppen stand Prinz Eugen von Savoyen, an der Spitze der vereinten Heere Englands und Hollands Lord Marlborough. Die Franzosen hingegen verfügten damals nicht mehr über Feldherren wie Turenne, Condé oder auch Catinat, und die Stimme eines Vauban, der alt geworden war und allen Mut verloren hatte, wurde nicht gehört. Die Generäle Villeroy und La Feuillade waren der Sachlage nicht gewachsen; es blieb höchstens der Herzog von Vendôme übrig, der wirklich ein Heer zu leiten wußte. So gab es denn einen Mißerfolg nach dem andern, zuerst bei Höchstädt *) (13. August 1704) und dann bei Ramillies (23. Mai 1706).

In Spanien leistete der neue König Philipp V., der nun der Bundesgenosse Frankreichs geworden war, den Engländern nur schwachen Widerstand. So konnte es allein geschehen, daß die englische Flotte Gibraltar nahm, eine nach der geographischen Lage dieses Ortes höchst gewagte und eigenartige Eroberung, die England nun schon seit zwei Jahrhunderten behauptet.

Jetzt bat Ludwig XIV. um Frieden; aber die vorgeschlagenen Bedingungen waren derartig hart, daß sie unannehmbar waren, und der Krieg begann von neuem. Nie ist Frankreich so an Menschen, Geld und Hoffnungen erschöpft worden. In dem verödeten Versailles konnte man damals Ludwigs XIV. Majestät zwar traurig, aber in einem Schaugepränge umherwandeln sehen, mit dem er bei aller feindlichen Schicksalstücke, die er selbst durch seine Irrtümer — oder wohl richtiger durch seine Verbrechen — hervorgerufen hatte, noch immer seine ganze königliche Größe wahrte.

*) Von den Engländern *Schlacht bei Blenheim* nach dem unweit des bayrischen Donaustädtchens Höchstädt gelegenen Dorfe *Blindheim* genannt.

Endlich gelang es der aufopfernden Tätigkeit des Marschalls von Villars den Franzosen einige allerdings teuer erkaufte Erfolge zu erringen: bei Malplaquet (1709) und bei Denain (1712).

Zwar bedeutete das auch keine Rettung, aber es war das einzige Mittel, einen weniger unheilvollen Frieden zu erlangen. Mit England wurde er zu Utrecht unterzeichnet (1713). In Österreich aber geruhte Kaiser Leopolds Nachfolger Josef II. erst im folgenden Jahre in Verhandlungen zu treten; es war das zu Rastatt (1714).

Die Abmachungen des Utrechter Friedens haben bis zur großen französischen Revolution eine der hauptsächlichsten Rechtsgrundlagen der europäischen Diplomatie gebildet.

In Europa erlitt Frankreich weiter keine Gebietsverluste; in Amerika büßte es auch nur Neufundland und Neuschottland (von den Franzosen Akadien genannt) ein. Aber die spanische Erbschaft wurde völlig zerstückelt. So hatte der Enkel des französischen Königs damit, daß er König von Spanien wurde, ebensowenig Frankreich wie Spanien Glück gebracht. Jetzt kam ganz Italien wieder zum Reiche zurück. — Unglückseliges Italien, das vom Schicksal verdammt schien nach den Launen der Diplomaten dauernd zwischen Österreich und Spanien zu wechseln! — Der Herzog von Savoyen wurde nun König und erhielt Sizilien. In Deutschland wurde der Kurfürst von Brandenburg König von Preußen. — Der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Savoyen sollten die Ahnen jener Männer werden, die annähernd zwei Jahrhunderte später die italienische und die deutsche Einheit schufen.

England behielt kaum mehr als Gibraltar; aber es hatte gezeigt, was seine Seemacht und sogar auch seine Landmacht vermöchte. Jetzt wußte es, daß es durch seine unvergleichliche Flotte, deren Stärke jeder neue Krieg nur noch vergrößern konnte, imstande war im Widerstreite mit Frankreich bei allen großen Weltfragen eine entscheidende Rolle zu spielen.

Im folgenden Jahre starb Ludwig XIV., ohne sich bis zum letzten Tage etwas in seiner Herrscherwürde zu vergeben, die er immer gleichmäßig wahrte (1. September 1715). Der Tod dieses Königs, der bei allen seinen Irrtümern wahrhaft groß war, rief eine im Grunde wenig vornehme allgemeine Freude hervor. Frau von Maintenon wartete nicht erst seinen letzten Atemzug ab, sondern ließ ihn schon vorher allein und zog sich in ein Kloster zurück.

* * *

Die lange Regierung Ludwigs XIV. war wirklich nicht bloß eine fortlaufende Kriegsgeschichte. Sie bezeichnet vielmehr den höchsten Triumph französischen Geisteslebens. Französisch war die Sprache aller

Höfe: Italiens, Deutschlands, Englands. Es gab kein noch so kleines Fürstchen, das nicht mit der Anmaßung hervortrat einen Palast nach dem Geschmack von Versailles und einen Hof nach dem bisweilen so wunderlichen und stets so prunkvollen Zeremoniell des französischen Königshofes haben zu wollen.

In derselben Zeit galten auch die französischen Schriftsteller in bezug auf die Klarheit ihres Stils, die Schärfe ihrer Logik, die ebenso nüchterne wie einschmeichelnde Sauberkeit in ihrem Ausdruck in aller Welt mit vollem Recht als nachzuahmende Muster.

Die französische Gesellschaft hatte tiefe Wandlungen erfahren. Der Adel, der noch mit Richelieu um seine letzten Vorrechte kämpfte, der zur Zeit der Fronde eine Art von Volksauflehnung ins Leben gerufen hatte, bewarb sich jetzt nur noch um die Sklavenehre den Morgen- und Abendaufwartungen des Königs beiwohnen zu dürfen. Bürgerliche, die irgend ein Verdienst zu verzeichnen hatten, besonders auch solche, die, ehrlich oder nicht, ein gewisses Vermögen zu erwerben verstanden hatten, hatten jetzt zu den höchsten Stellungen Zugang. Das Geld begann der wesentlichste Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens zu werden. Unter dieser unumschränkten Monarchie, die noch immer eine glänzende Aristrokratie umgab, wurde die Gesellschaft demokratisch, und zwar vermöge der demokratisierenden Macht des Geldes.

Sicher übten auch die Kämpfe und Heere Ludwigs XIV. zu einem gewissen Teile einen zauberhaften französischen Einfluß aus, doch die eigentlichen Urheber des französischen Übergewichtes, das sind die gefeierten Schriftsteller, die damals in den Jahren 1635—1690, also über ein volles halbes Jahrhundert hindurch, in die Erscheinung traten.

Bis zu dieser Zeit gab es eine Gesamtliteratur im strengen Sinne des Wortes eigentlich nur bei den Griechen und Römern. Es genügt kein einzelner Schriftsteller, mag er auch noch so bedeutend sein, eine ganze Literatur zu bilden. Trotz des Genies eines Dante, eines Shakespeare, eines Cervantes, trotz der köstlichen Phantasien eines Rabelais und Montaigne hatte keine der neueren Sprachen Meister beschert, die alle Literaturgattungen in erwählten Formen vertraten. Jetzt, im 17. Jahrhundert, wird Frankreich mit seinen Prosaikern und seinen gleichzeitigen Dichtern Griechenland und Rom ebenbürtig.

Das französische Theater hat jetzt Anspruch auf den ersten Platz in der Welt mit drei so gewaltigen und tiefgründigen Geistern, wie Pierre Corneille (1606—1680), Jean Racine (1639—1699) und Molière (1622—1673). Es geht nicht gut an, zu sagen, daß sie Shakespeare, Äschylus und Aristophanes überragen, aber es genügt vollständig für ihren Ruhm, daß sie mit ihnen nahezu auf die gleiche Stufe gestellt werden können. Sie haben das Charakteristische des französischen Geistes und besonders auch des fran-

zösischen Geistes des 17. Jahrhunderts, eine durch Geschmack, Ordnung und Wohlklang gelenkte starke und nüchterne Beredsamkeit. Corneille ist der erste mit seinem *Cid* (1635), dessen jugendliches und hinreißendes Feuer er bis zu dieser Gewalt in seinem Alter nicht mehr erreichte. Später folgt Racine, der in einigen seiner Meisterwerke, wie *Andromache* (1667), *Britannicus* (1669) und besonders auch *Phädra* (1677), eine tiefe Empfänglichkeit mit einer oft verkannten gewaltigen tragischen Wirksamkeit zu vereinen weiß. Nachher hat er noch *Esther* und *Athalie* (1685) geschrieben, religiöse Bühnenwerke, in denen sich der Stil noch immer mehr geläutert hat. Vielleicht noch größer als die beiden Trauerspieldichter ist Molière. Er ist die personifizierte komische Kraft in ihrer ganzen unerschöpflichen, frischen, bilderreichen, phantasievollen und kühnen Ausdrucksweise. Er gehört wie Shakespeare allen Zeitaltern und allen Völkern.

Pascal ist nicht nur ein genialer Mathematiker und hervorragender Physiker, er ist auch noch ein ebenso kräftiger wie bitterer erstklassiger Satiriker *(Provinciales = Briefe aus der Provinz* 1656), ein eindringender Moralist *(Pensées = Gedanken)*. Zwischen Pascal (1613—1662), La Bruyère (1645—1698) und La Rochefoucauld (1613—1680) ist wirklich kaum eine Entscheidung möglich: alle drei sind schöpferische Kräfte gewesen, denen die französische Sprache ihre wesentlichen Eigenschaften zu verdanken hat: die Bestimmtheit und Genauigkeit des Bildes sowie die Klarheit, die den echten Ideen so viel Kraft gibt.

La Fontaine (1621—1696) ist ein verehrungswerter Dichter, der auch allzeit verehrt worden ist und in der Weltliteratur einzig dasteht. Bossuet endlich (1627—1704) spiegelt aus seinen Schriften dieselbe erhabene Beredsamkeit wieder, die er in seinen Reden gezeigt hat.

Diesen gegenüber sind alle übrigen nur zweiten Ranges, aber jenes Zeitalter ist so fruchtbar, daß auch schon diese zweitklassigen Schriftsteller in jeder anderen Zeit zu ihrer Verherrlichung genügen würden: Bourdaloue (1632 bis 1704), Frau von Sévigué (1626—1696), Fénelon (1651—1715), Boileau (1636—1711), Regnard (1655—1709).

Nur das Zeitalter des Perikles ist in dem geradezu mit Blitzesschnelle erfolgten gleichzeitigen Emporblühen so vieler schöner literarischer Talente dem damaligen vergleichbar, das daher wohl mit einem gewissen Recht als das Zeitalter Ludwigs XIV. bezeichnet wird. Denn wenn auch anerkannt werden muß, daß weder Corneille noch La Rochefoucauld noch Pascal Ludwig XIV. irgendetwas zu verdanken haben, so ist doch immerhin der Einfluß dieses Königs auf die andern (Molière, Racine, Bossuet) so stark gewesen, daß es nicht ungerecht ist das Aufblühen der französischen Literatur mit dem Namen des großen Königs zu verknüpfen.

Aber so sehr auch die Literatur alles bis dahin Dagewesene überragt hat, die Kunst dieser Zeit ist nur mittelmäßig gewesen. Wie arm sind doch die künstlerischen Entwürfe eines Charles Lebrun (1619—1690) und eines Nicolas Poussin (1594—1665) neben denen der flämischen und italienischen Schule! Wie kalt die Baukunst von Versailles neben der der gotischen Kirchen oder der der wunderbaren Schlösser der Renaissance!

Die Wissenschaften machen keine sehr großen Fortschritte. Descartes, Fermat, Pascal stehen außerhalb dieses Zeitalters. Literarische Bestrebungen übten ein drückendes Übergewicht über alles übrige geistige Leben aus.

Außerhalb Frankreichs ist in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überhaupt keine hervorragende Leistung auf dem Gebiete der Malerei zu verzeichnen, gehören doch Rubens, Rembrandt, Hals, van Dyck einer andern Zeit an. Auch ist hier die Literatur kaum glänzender. Wohl aber können hier auf dem Gebiete der Wissenschaft drei große Namen genannt werden: der Deutsche Leibniz, der Engländer Newton und der Holländer Huyghens.

Gottfried Leibniz (1646—1716) und Isaac Newton (1642—1729) streiten sich um die Ehre die Integralrechnung erdacht zu haben (1700). Diese wunderbare Methode, die das unendlich Kleine im Raume wie in der Zeit der Berechnung unterwirft, eröffnet der Algebra und der Geometrie ungeahnte Hilfsquellen. Doch es hat nach allem den Anschein, als ob die zeitliche Priorität für die Erfindung der Integralrechnung Leibniz gebühre. Dieser Mathematiker von Genie war zu gleicher Zeit ein ebenso gewaltiger wie selbständiger Philosoph. Ja, er war seiner Zeit so weit voraus, daß er den Gedanken an eine einheitliche Weltsprache und den dauernden Frieden zwischen den Völkern zu fassen und weiterzubilden wagte.

Newton baute die Lehre von der reinen Bewegung vollkommen neu auf und faßte in klarer und einfacher Weise das große Grundgesetz der allgemeinen Schwerkraft. Es ist dies die Kraft, die den Fall der Körper zustande bringt, und auch die gleiche, die unsern Planeten um die Sonne und hinwiederum den Mond um unsere Erde im schwebenden Gleichgewicht erhält. Derselbe Newton hat weiter durch das Prisma das Sonnenlicht in seine einfachsten Bestandteile zu zerlegen gewußt und in einer prachtvollen Schrift die Grundgesetze der Optik aufs genaueste und bündigste bestimmt.

Neben Leibniz und Newton gebührt auch noch ein nahezu ebenbürtiger Platz dem Holländer Christian Huyghens (1629—1695), der, ohne gerade grundlegende Entdeckungen zu machen, doch durch sein glänzendes Genie die schwierigsten Fragen aus dem Gebiete der Mathematik, der Optik und der Mechanik untersuchte und der von Newton aufgestellten,

für die Dauer unhaltbaren Ausströmungstheorie (Emanationstheorie, Emissionstheorie) mit Erfolg die Wellentheorie (Undulationstheorie) gegenüberstellte, die noch in der allerjüngsten Vergangenheit die alleinige Anerkennung fand.

Doch trotz alledem, trotz Newton, trotz Leibniz, trotz Huyghens, trotz der Gründung einer Akademie der exakten Wissenschaften (*Académie des Sciences*) zu Paris, einer Akademie zu Leipzig, der *Royal Society* zu London, trotz des *Journal des Savants* (Paris), der *Acta eruditorum* (Leipzig), der *Philosophical Transactions* (London), hat das 17. Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte gleichwohl weniger wissenschaftlichen Glanz gezeigt als in dem ersten Teile seines Verlaufs, wo es Namen wie Galilei, Bacon, Pascal, Descartes und Harvey zierten.

* * *

Während noch der europäische Bund Ludwig XIV. einige Fetzen seiner ältesten Eroberungen zu entreißen suchte, ging es in Nordeuropa durch die Launen zweier trotz eines ihnen gemeinsamen hohen Maßes angeborener Roheit im übrigen sehr unähnlicher Herrscher drunter und drüber; es waren das der König Karl XII. von Schweden und der Kaiser von Rußland, Peter der Große. Von diesen beiden Nebenbuhlern hat der eine ein dauerndes Werk hinterlassen, während der andere umgekehrt das Unglück seines Landes gewesen ist. Peter der Große ist der Begründer und Karl XII. der Zerstörer seines Reiches geworden.

In dem Augenblick, wo Karl auf den Thron kam (1697), war Schweden in einem blühenden Zustande. Gustav Adolf, der große Feldherr, hatte ihm ein Heer und Karl XI. (1660—1697) gesunde Finanzen geschaffen. Im Besitze von Livland und ungestört in der Herrschaft über die gesamte Ostsee, durch die starken Bande glühender Religiosität und treuer Anhänglichkeit zur Monarchie seitens seiner wackeren Landeskinder geeint, war Schweden eine Macht ersten Ranges.

Karl XII. erregte fast den Anschein mit einer gewissen Absicht seine ganze Kraft auf die Schwächung seines Landes zu setzen. Er begann mit Dänemark und Rußland Krieg zu führen und trug zunächst mühelose Triumphe davon. Dänemark streckte sogleich die Waffen, und auch die Russen wurden bei Narwa vollständig besiegt (1700). Diese setzten aber den Krieg fort.

Doch nun warf sich der über die Russen siegreich gebliebene Karl XII. zunächst auf die Polen, und auch da ging er vorläufig noch als Sieger hervor. Trotz eines aus Sachsen, Polen und Russen bunt zusammengewürfelten starken Heeres wurde August von Sachsen, der zugleich König von Polen war, bei Kopenhagen besiegt (1701). Das schwedische Heer drang nun in Warschau ein, ebenso, nach

einem Siege bei Klissow, in Krakau (1702) und, nach einem Sieg bei Pultusk, in Posen und Thorn (1703). Da setzte der nun allmächtig gewordene König von Schweden an Stelle Augusts von Sachsen Stanislaus Leszczynski zum Könige von Polen ein. Hierauf zog er in immer weiterer Siegeslaufbahn nach Sachsen, dessen erschrecktem König er den Frieden diktierte (1707). Es war die Zeit, wo sich ganz Europa zum Kampfe gegen Ludwig XIV. verbunden hatte. So war Karl XII., der unbesieglich schien, der Schiedsrichter des in zwei Teile gespaltenen Europas geworden. Solche Antrittsvorstellungen von Eroberern haben noch immer durch ihren eigentümlichen Glanz geblendet!

Karl XII. hielt sich für einen zweiten Alexander. Anstatt erst seine Eroberungen zu sichern, wollte er nun gleich wieder neue unternehmen und das weite und öde Rußland unterwerfen. Er setzte über den Njemen und überwand den schwierigen Beresinastrom, aber ebenso wie später über einen andern Eroberer, triumphierte auch hier russische Beharrlichkeit im Verein mit ihren beiden mitverschworenen Kampfgefährtinnen, der Kälte und der Entfernung. Trotz der Unterstützung durch die Kosaken der Ukraine und ihres Hetman Mazeppa wurde Karls XII. durch die gewaltigen Eilmärsche und einen strengen Winter geschwächtes Heer bei Pultawa bis auf die letzten Reste vernichtet (1709). Das militärische Übergewicht Schwedens, das Europa einen Augenblick in Erstaunen gesetzt hatte, war endgültig beseitigt.

Lange noch, d. h. volle fünf Jahre, hielt sich Karl XII. als Flüchtling ohne alle Soldaten und Geldmittel bei den Türken im Verborgenen auf und versuchte von hier aus zunächst seine Niederlage möglichst wieder gutzumachen und dann, so recht seiner politischen Unbeständigkeit entsprechend, sich sogar mit dem Zaren wieder auszusöhnen. Doch plötzlich kehrte er in seine Länder zurück und wandte sich von hier aus gegen Norwegen und Dänemark, um bei der Belagerung von Bergen seinen Tod zu finden (1718). Auch noch nach seinem Tode mußten die Schweden über ihr armes Land einen verheerenden Einfall der Russen ergehen lassen und diese bis nach Stockholm vordringen sehen, worauf ihnen nichts weiter übrig blieb als Frieden zu schließen und um diesen Preis bei den Verhandlungen zu Nystädt ihre Ostseeprovinzen aufzugeben (1721).

Karl XII. gehört zu jenen offenen, ja geradezu kindlichen Naturen, die so leicht zu verstehen sind. Er liebte den Krieg um des Krieges willen; der Krieg war die Zerstreuung, die er suchte, ohne sich viel darum zu kümmern, welche Leiden ein solcher auch im Gefolge haben müsse. Er war tapfer, starrköpfig und jemand, der blindlings in sein Unglück rannte.

In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts entwickelte sich Rußland zu einem großen zivilisierten Volke: ein außergewöhnlich rasches Empor-

steigen eines bis dahin gespaltenen, ungesitteten und ohnmächtigen gesamten Volkes. Zar Alexei (1645—1676) und seine Tochter Sophie (1676 bis 1682), die nach ihm herrschte, hatten wohl schon bisweilen flüchtig daran gedacht in Moskau westeuropäische Einrichtungen und Sitten einzuführen. Aber so etwas blieb doch ganz bedeutungslos neben dem späteren von Peter dem Großen geleisteten Werke.

Peter Alexiewitsch Romanow war erst zehn Jahre alt, als sein ältester Bruder Feodor Zar wurde (1682). Er war von Hause aus nicht zur Regierung bestimmt, hatte er doch noch zwischen sich und Feodor einen älteren Bruder Iwan. Nun war Sophie, die gemeinsame Schwester aller dieser drei, nicht etwa gesonnen sich so einfach von der Regierungsgewalt ausschließen zu lassen. So mußte Peter seine Jugend fern vom Thron im Auslande verleben, wo er Deutsch und Holländisch lernte, sich für die Marine und Kriegsangelegenheiten begeisterte und alles neue kennen zu lernen und zu erfahren strebte, schon damals grob, roh und auffahrend. Um sich den Kaiserthron zu erhalten, war das erste, was er nach seinem Regierungsantritt tat, daß er sich der Treue seiner Soldaten versicherte und seine Schwester Sophie einsperren ließ (1689). Als bald darauf einige Beschwerden laut wurden, erstickte er sie, noch ehe es zu einem wirklichen Aufstande kam, in Strömen Blutes (1697). Von diesem Augenblick an bis zu seinem Tode gab es in dem gewaltigen Zarenreiche niemanden, der mit einem Worte oder auch nur mit einer Gebärde seinem Willen oder auch nur seiner Laune zu widersprechen gewagt hätte.

Das damalige Moskowien hatte eine weit geringere Ausdehnung als das heutige Rußland. Es war im Westen von Polen, im Nordwesten von dem damals Schweden untertänigen und von deutschen Lutheranern bewohnten Livland begrenzt. Im Süden wohnten unabhängig die unkultivierten Kosaken und die Türken als Herren der Krim.

Gegen alle diese Nachbarn unternahm Peter Kriege, die zwar im Anfang nicht recht glücklich verlaufen wollten, doch später dank seiner unbeugsamen Beharrlichkeit eine günstige Wendung nahmen. Nach seiner Niederlage bei Narwa hatte er ja schon, wie wir gesehen haben, über Karl XII. bei Pultawa jenen glänzenden Sieg davongetragen, der ihm die Ostseeprovinzen eintrug. Darauf wandte er sich gegen die Türken und drang in die Donauländer ein, wo Moldauer, Serben, Rumänen unter der Oberhoheit der Ottomanen standen, ohne ihnen unmittelbar untertänig zu sein. Tollkühn rückte er gegen Jassy vor. Aber sein an sich schon kleines Heer, das durch den überwältigenden Sieg des gewaltigen Türkenheeres noch immer stärker zusammengeschmolzen war, wurde nun vollständig eingeschlossen (1711). Es wäre das sicher Peters Untergang gewesen, wäre nicht seine Gemahlin Katharina mit ihrer außergewöhnlichen Kaltblütigkeit auf den guten Einfall gekommen, den Großwesir Baltadji, der das türkische

Heer befehligte, mit ihren Kleinodien zu bestechen und dadurch von ihm den Frieden zu erkaufen, der nun am Pruth unterzeichnet wurde. Auf Grund desselben wurde dem Zaren mit seinem besiegten Heere freier Abzug mit kriegerischen Ehren bewilligt und kam ferner Asow an die Türkei zurück. Es bedeutete das den vollkommenen Verlust des Krieges, war aber die einzig mögliche Rettung.

In Wirklichkeit gab dann Peter, als er erst einmal seine Freiheit wiedererlangt hatte, keineswegs Asow heraus, und die nun mit der Eroberung Moreas beschäftigten Türken versuchten auch nicht etwa die Krim wiederzuerlangen.

Da kam er, jeder Sorge um die Feinde enthoben, auf den glücklichen Gedanken sein Reich zu befestigen. Mit dem Weißen Meere bei Archangelsk, mit der Ostsee bei Livland, mit dem Asowschen Meere bei Asow hatte er genügend Küstengebiete und Häfen, um sich eine gewaltige Seemacht schaffen zu können. Aber das genügte ihm noch nicht, und so faßte er den Plan, an der Ostsee eine große Stadt zu gründen, die gleichzeitig ein Handels- und Kriegshafen wie eine Hauptstadt sein sollte. Als Platz für diese Neugründung wählte er das Sumpfgebiet an der Newa, das dieser Strom bildet, wenn er den Ladogasee verlassen hat, um sich in die Ostsee zu ergießen, eine öde und schmutzige Gegend, deren Wahl für den gerade hier so schwierigen Aufbau der Stadt nicht recht erklärlich ist.

Mag dem sein wie ihm wolle, sie wurde gebaut, und es erstand die Stadt Petersburg. Aus allen Teilen Rußlands wurden Tausende und aber Tausende herbeigeholt, Leibeigene, Soldaten, Kosaken, Kalmücken, die alle meist schon unmittelbar nach ihrer Ankunft vor Kälte oder Not starben. Aber da die Einwanderung darum nicht weniger weiterging, wuchs die Stadt gleichwohl immer höher empor mit ihren großen granitenen Uferstegen, die den Strom eindämmten und die prächtigen Bauten vor Überschwemmungen schützten.

Mit demselben Zwange, mit dem die Stadt erbaut wurde, wurde sie auch bevölkert. Es wurden einfach dreißigtausend Bauern auf einen Schlag dorthin verbannt. Bauten und Bevölkerung, alles war willkürlich und gewaltsam. Petersburg entspringt ganz ebenso, wie Alexandria, der Laune eines Menschen und nicht der Notwendigkeit der Verhältnisse.

In den ersten Zeiten seiner Regierung hatte Peter eine lange Reise durch Europa gemacht; er hatte Deutschland, Österreich und Frankreich aufgesucht, sich aber besonders in Holland und England aufgehalten. Von hier aus kehrte er zu seinen Wilden zurück, um ihnen gegen ihren Willen als ihr Herr und Gebieter grundlegende Reformen aufzunötigen.

Rußland war bis dahin völlig ohne Heer, ohne Finanzen, ohne Marine, kurz ohne irgendetwas. Die Unwissenheit bei allen war grenzenlos. Das

Volk, abergläubisch und verblendet, wie es war, wollte keine Neuerung annehmen. Doch es mußte sie gezwungenermaßen über sich ergehen lassen. Alles war ständisch geordnet und durch Verfügung geregelt: Polizei, Gericht und Finanzen. Die Zentralisierung wurde hier noch schlimmer betrieben als im Westen. Das Heer wurde nach europäischem Zuschnitt eingerichtet; die bis dahin unabhängigen, in den Reihen der Opposition stehenden Popen mußten sich jetzt den Entschlüssen des Herrn und Gebieters unterwerfen. Die Adligen mußten der Reihe nach, ganz wie in Paris, London und Wien, Empfänge von einer in die Augen fallenden Pracht veranstalten. Sie hatten kaum noch ein anderes Vorrecht mehr als höchstens die Ehrenpflicht des Militärdienstes, der schwerer war als bisher.

Zur selben Zeit läßt Peter weiter Fabriken bauen, Bergwerke graben und Wege anlegen. Er beschäftigt sich mit dem Ackerbau, und seine Ukase gehen auf die geringfügigsten Einzelheiten zur Unterweisung in den verschiedenen Arten des Säens und Beackerns ein. Ausländer, die fachkundiger und erfahrener als die Russen sind, werden zur Leitung der Kriegs- und Navigationsschulen berufen. Unermüdlich, alles überwachend, an alles denkend schafft Peter eine Münze, Krankenhäuser, Druckereien, Museen, eine Akademie der Wissenschaften. Alles ist neu. Er will Rußland in einem Vierteljahrhundert Wegstrecken durchlaufen lassen, zu deren Bewältigung Westeuropa vier volle Jahrhunderte gebraucht hatte.

Natürlich entrüsteten sich alle älteren Russen. Diese Einrichtungen, die sie *deutsche* nannten, erregten ihr Entsetzen. Die Entrüstung stieg aber aufs höchste, als sie die Ausländer, wie beispielsweise Lefort, einen Genfer, alle bedeutenden Staatsstellen einnehmen sahen. Doch unerschütterlich in dem einmal gefaßten Gedanken ging Peter unbeirrt seinen schnurgeraden Weg weiter. Wenn etwa einmal die Ausstellungen zu lärmend wurden, so brachte er sie durch Knute, Landesverweisung oder Verurteilung zum Tode zum Schweigen, wobei es ihn ebenso gleichgültig ließ, wenn die Widerspenstigen sogar aus seiner eignen Familie waren. So ließ er seinen Sohn Alexei zu Tode peitschen und unterdrückte grausam die unbedeutende Verschwörung, die die den Reformen abholden Freunde seines Sohnes angezettelt hatten. Mit Roheit allein hat er seinen Untertanen Bildung und Gesittung beigebracht, aber er hat sie ihnen immerhin beigebracht.

Auch die Kaiserinnen und die Kaiser, die Peter gefolgt sind, haben stets, sogar noch zu unserer Zeit, dieselbe Staatsweisheit beobachtet; sie sind alle große Reformatoren gewesen, die in den Dienst des Fortschritts alle Hilfsquellen eines erdrückenden Despotismus stellten.

Zunächst nun folgte Peter dem Großen Katharina I. (1725—1727). Diese kleine, hübsche, kecke und verschmitzte deutsche Dienstmagd hatte, ehe sie Kaiserin wurde, die allerverschiedenartigsten galanten

Abenteuer zu bestehen gehabt, wobei sie abwechselnd und von Stufe zu Stufe emporsteigend von einem gemeinen Soldaten an einen Leutnant, von einem Leutnant an einen General und von diesem General an den leitenden Minister Menschikow kam, der sie schließlich dem Zaren abtreten mußte.

Sie starb kurze Zeit nach ihrem kaiserlichen Gemahl. Ihr folgte Peter II., der Sohn Alexeis (1727—1730). Menschikow wurde nach Sibirien verbannt. Schon i. J. 1730 kam wieder eine Frau auf den Thron. Dies Jahrhundert wurde für Rußland das Jahrhundert des Weiberregiments.

Die Nichte Peters des Großen, Anna Iwanowna, die Großherzogin von Kurland, setzte die deutsche Überlieferung fort und bevölkerte den Hof mit Deutschen, aber vermehrte gleichzeitig die Zahl der Todesstrafen, der Foltern und der Verbannungen. Sie starb und hinterließ die Regentschaft ihrem Günstling, einem deutschen Stallknecht namens Biron. Um einer Palastintrige willen stürzte der dumme Kerl. Nun wandte sich Peters des Großen Tochter Elisabeth an die Soldaten, um sich als Kaiserin ausrufen zu lassen. Es war dies genau so wie fünfzehnhundert Jahre früher, wo es die Prätorianer waren, aus deren Händen einem Cäsar die Kaiserwürde zuteil wurde.

* * *

In Frankreich war dem König Ludwig XIV. sein Urenkel Ludwig XV. gefolgt, ein Knabe von fünf Jahren. Die Regentschaft wurde dem Herzog Philipp von Orleans überlassen, der sich als glänzender Offizier bewährt hatte. Er war ein Mann von 42 Jahren, geistreich, zweifelsüchtig, duldsam, nachsichtig, ausschweifend, gleichgültig gegen alles, sogar seine eigenen Vergnügungen.

Von der religiösen Bedrückung und den Kriegssorgen, die die letzten Jahre des Großen Königs verdüstert hatten, befreit, bekannten sich Bürgertum wie Adel in Frankreich in Nachahmung des Regenten ganz offen als freidenkerisch und religionslos. Das Verlangen nach Prunk und Vergnügen wuchs immer mehr. Ein Schotte namens John Law war auf den Gedanken gekommen eine Ausgabe von Banknoten oder Kassenscheinen als Schuldverschreibungen auf Ländereien in Amerika, Kanada und Mississippi zu veranstalten. Eine zügellose Spekulation, die Abenteurer aus aller Herren Länder nach Paris herbeilockte, trieb die Kurse dieser unseligen Aktien auf eine schwindelhafte Höhe, auf der sie sich natürlich auf die Dauer nicht halten konnten. Law und sein System erlitten einen entsetzlichen Zusammenbruch. (1720.)

Kurze Zeit hierauf erreichte Ludwig XV. seine Großjährigkeit (1723).

Dieser lässige junge Mann hatte auch nicht den mindesten Geschmack für den königlichen Beruf, für den sich noch sein Urahn so leidenschaftlich

begeistert hatte. Während des ganzen Verlaufs seiner Regierung (1723 bis 1774) ließ er seine Minister für sich regieren. In schamloser Selbstsucht sah er allen Nöten und Bedrängnissen gleichgültig zu, die sich mit immer lastenderem Druck auf die Monarchie und Frankreich legten. Im Alter verfiel er auf wüste Ausschweifung. Er war zwar noch nicht der schlimmste, aber jedenfalls der verächtlichste unter allen Königen Frankreichs.

Die Anfänge seiner Regierung waren nicht einmal so unglücklich. Kardinal von Fleury, der ihm sechzehn Jahre ununterbrochen als Minister diente (1726—1743), wollte den Frieden. Nun ist der Friede ein so kostbares Gut, daß diese von einem gewissenlosen Wüstling wie Philipp von Orleans und einem unbedeutenden Greise wie Kardinal von Fleury geleitete Regierung durch diese ihre Friedensliebe alles in allem für Frankreich eine glückliche gewesen ist.

Es hat darum etwa nicht an wiederholten Gelegenheiten gefehlt, wo der Friede bedenklich gefährdet gewesen ist. Ludwig XIV. hatte sich ja jene sonderbare Vorstellung eingebildet, daß, um Frankreich das spanische Bündnis zu sichern, es schon genüge auf der andern Seite der Pyrenäen einen Bourbonen auf dem Thron zu haben. Nun spann Herzog Philipp von Anjou, sobald er unter dem Namen eines Philipp V. auf Spaniens Königsthron gekommen war, anstatt sich auf Frankreich zu stützen, gegen dasselbe die schlimmsten Ränke. So nahm er zum Minister Alberoni, einen verschlagenen Italiener, den Königin Elisabeth von Spanien aus dem Hause Farnese aus ihrer Heimat nach Madrid mitgebracht hatte. Im Grunde war dieser allem französischen Einflusse feindlich gesinnte Alberoni der wirkliche Herr und Gebieter Spaniens.

In England hatten Georg I. aus dem Hause Hannover, dem erst noch Königin Anna vorangegangen war (1714—1727), und Georg II. (1727—1760) nicht die Macht und vielleicht auch nicht den Wunsch eine persönliche Macht auszuüben. Es geschah dies nicht etwa, wie in Frankreich und in Spanien, weil sich ein leitender Minister an den Platz des Königs gestellt hätte, sondern vielmehr, weil jetzt die englische Revolution so recht ihre Früchte trug. Das Haus der Gemeinen hielt die Macht fest in ihren Händen, hatte sich doch in England der für das parlamentarische Regierungssystem wesentlichste Grundsatz, die Ministerverantwortlichkeit, so langsam eingebürgert und gerade durch diese Langsamkeit eine unerschütterliche Festigkeit erlangt. Nun war es also einem Minister nicht mehr möglich ohne Zustimmung der Kammern zu regieren.

Georg I. und Georg II. ließen demzufolge die Whigs, d. h. die Partei der Presbyterianer, Kaufleute, Geldmänner, Gewerbetreibenden, die die Mehrheit hatte, die Leitung der Geschäfte übernehmen und auch für die Dauer behalten. Der von den Whigs im Parlamente gewählte leitende

Minister war nun Walpole, der die Regierungsgewalt volle zwanzig Jahre innehatte (1721—1741).

Weder die Whigs noch der Regent noch auch Walpole oder Fleury wollten den Krieg. Doch sie wurden dazu gezwungen. I. J. 1718 waren die Spanier in Sizilien gelandet und hatten sich der Insel bemächtigt. Das duldete England nicht. Unter der Leitung von Admiral Byng sprengte die englische Flotte die der Spanier leicht auseinander, um sie gänzlich zu vernichten. Der Regent, der nur zwischen dem Bündnis mit Spanien und dem mit England zu wählen hatte, entschied sich nun für England. Sogleich bat Philipp V. um Frieden und entließ Alberoni.

Zehn Jahre später wurde Fleury fast gegen seinen Willen in den sogenannten *Polnischen Thronfolgekrieg* hineingezogen. Der Kurfürst von Sachsen und König von Polen August II. war i. J. 1733 gestorben. Die französische Regierung schlug als seinen Nachfolger Stanislaus Leszczynski vor, jenen entthronten König, dessen Tochter Maria Leszczynska inzwischen die Gemahlin Ludwigs XV. geworden war. Österreich und Rußland unterstützten August III. von Sachsen. Spanien ging mit Frankreich zusammen. Aber der Krieg wurde auf beiden Seiten nur lässig geführt. I. J. 1736 wurde in Wien der Friede unterzeichnet. Ein Sohn des Königs von Spanien bekam das Königreich der beiden Sizilien, der Herzog von Savoyen behielt Sardinien, das er i. J. 1720 erlangt hatte. Toskana fiel dem Herzog Franz von Lothringen zu, dem zukünftigen Gemahl der späteren Kaiserin von Österreich. August II. blieb König von Polen. König Stanislaus wurde Herzog von Lothringen mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß nach seinem Tode Lothringen an Frankreich fallen sollte.

Österreich, das durch diesen Frieden nichts als Demütigungen empfangen hatte, wandte sich nun gegen die Türkei (1737). Aber trotz seines Bündnisses mit Rußland hatte es auch nicht den geringsten Erfolg. Da spielte Frankreich den Friedensvermittler. Der französische Botschafter Villeneuve wurde zu Konstantinopel im Triumph empfangen, um hier die Erneuerung aller bisherigen Staatenverträge mit der Türkei durchzusetzen (1740).

Das Jahr 1740 ist ein bedeutungsvolles für die Geschichte der verschiedensten Staaten des 18. Jahrhunderts. Es gibt unter ihnen keinen in ganz Europa, in dem nicht ein Regierungswechsel einträte. In Österreich folgt auf Karl VI.: Maria Theresia (1740—1780), in Rußland auf Anna: Elisabeth (1740—1762), in Preußen auf Friedrich Wilhelm: Friedrich II. (1740—1786). In England werden die Whigs von den kriegslustigen Tories verdrängt, und auf Walpole folgt Pitt. Daher vermag auch in Frankreich der hochbetagte Fleury den Krieg nicht mehr zu hintertreiben. Er stirbt i. J. 1743, und die Regierung

Ludwigs XV. steht nun im Begriff einen Fehler nach dem andern zu begehen.

I. J. 1740 hinterließ der deutsche Kaiser Karl VI. seiner Tochter Maria Theresia, der Gemahlin Herzogs Franz von Lothringen, ein weites Ländergebiet (Österreich, Bayern, Ungarn, die einstigen Herzogtümer Mailand, Parma und Mantua sowie Belgien). Doch die Kurfürsten von Bayern und Sachsen und noch andere Fürsten (die Könige von Spanien und Sardinien) legten dagegen Verwahrung ein und erhoben selber Erbansprüche, gleich als ob die Völker tote Güter wären, die sich, wie ein Sack mit Talern, vcn einem Besitzer auf den andern übertragen lassen.

Es war von vornherein völlig klar, daß eine Regelung der Erbfolge nur durch Waffengewalt zustande kommen würde. Doch Maria Theresia, die gesetzmäßige Erbin, bot dem Unwetter die Stirn. Sie war kühn, entschlossen und wurde von fähigen Ministern unterstützt. Allerdings fand sie einen ihrer würdigen Gegner in dem jungen Preußenkönig Friedrich II., der gleichzeitig mit ihr auf den Thron gekommen war. Sie war 23, Friedrich 22 Jahre alt.

Friedrich II. ist eine der anziehendsten Gestalten der Weltgeschichte. Er war wirklich ein sehr großer König und als solcher unter den Königen *der Einzige,* nicht bloss diesem Ehrennamen nach.

Noch im Jahre 1648 war sein Ahn Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg nur ein unbedeutender kleiner deutscher Fürst. Erst seit dem Westfälischen Frieden konnte dieser seinem Lande Pommern hinzufügen, sich mit einem Hof umgeben und ein Heer und Finanzen schaffen. Derselben vorsichtig abwägenden Politik folgte auch dessen Sohn Friedrich III. (1688—1713). Er erhielt vom Kaiser den Titel eines „König in Preußen" und nannte sich nun Friedrich I., König von Preußen (1701—1713).

Sein Sohn Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) war ein sehr eigenartiger Mann. Grob und barsch, dabei fromm, war er von zwei einfachen und richtigen Vorstellungen geleitet, nämlich erstens, daß für einen Herrscher das wesentlichste ist ein gewaltiges Heer zu seiner Verfügung zu haben, und ferner, daß, um ein gewaltiges Heer zu haben, vor allen Dingen Geld da sein muß. So war er denn auch von einem schmutzigen Geize und sah nur, wenn es sich um seine Soldaten handelte, nicht auf den Kostenpunkt.

Dieser *Soldatenkönig* war, so vernarrt er in sein Heer war, gleichwohl kein kriegslustiger König. Er glich jenen Kindern, die ein von ihnen bewundertes Spielzeug nicht zu berühren wagen und stets in Furcht sind es zu beschädigen, und so brachte er seine Zeit damit hin, zwar die Aushebung, die Bewaffnung, die Bekleidung und die Manöver seiner Truppen immer mehr zu vervollkommnen, ohne diese aber gleichwohl in wirkliche Schlachten zu führen.

Im übrigen rührig, auf alle Angelegenheiten seines Königreiches bis ins kleinste aufmerksam, aber Frauen, Beamten, Gelehrten, Künstlern und allem gram, was kein Militär war, war er der Hauptbegründer der preußischen Monarchie.

Dieser König, der, wie einst Philipp dem Alexander, seinem Sohne blühende Finanzen und ein starkes Heer zu hinterlassen verstand, war aber auch neben den vielen andern diesem seinem eignen Sohne gram. Er schalt ihn, ließ ihn einsperren, schlug ihn und drohte ihm mit dem Tode. Zwar hat der große Friedrich an sich seinem Vater so mancherlei zu verdanken, doch hat natürlich seine Dankbarkeit durch die Festungsjahre und Stockschläge erheblichen Abbruch gelitten.

Der Gegensatz zwischen Vater und Sohn war wirklich außerordentlich groß. Friedrich II. war nichts weniger als der fromme und gottesfürchtige Haudegen, der sein Vater war. Er liebte die Künste, die Musik und den Umgang mit Philosophen und hatte eine Verehrung für alles, was französisch war. Geistreich, von beißendem Spott, spaßlustig und, wenn er wollte, bezaubernd, glaubte er an nichts und bekannte sich zum Atheismus. Mit einer hohen und leichten Auffassungskraft begabt, huldigte er für seinen ureigensten Privatgebrauch einer realistischen Auffassung, ohne sich in seiner außerordentlichen Zurückhaltung andern gegenüber aus den Aussprüchen seiner Lieblingsphilosophen auch nur einen menschenfreundlichen Gesichtsausdruck, ja auch nur eine menschenfreundliche Handbewegung anzueignen. Er verachtete die Menschen und ganz besonders die Frauen. Irgendein Bedenken war ihm ebenso fremd wie irgendein Laster. Ein sehr großer König von unbeugsamer Arbeitskraft und eiserner Beharrlichkeit, den weder Schicksalsschläge entmutigen noch Erfolge verwirren konnten! Kein zweiter Eroberer aber hat sich so wie dieser auf seinem Eroberungszuge zu beherrschen und kein zweiter absoluter Herrscher so wie dieser die Fehler des Absolutismus zu vermeiden verstanden!

Für Wissenschaft und Kunst gleichmäßig eingenommen gründete er Akademien und Museen. Er führte in Preußen die allgemeine Schulpflicht ein. Ein ebenso neues wie kühnes Unterfangen! Obwohl aus innerster Seele eine Soldaten- und Kriegernatur, hat er doch niemals wesentliche Interessen des Bürgertums irgendwelchen militärischen Anmaßungen geopfert! Eine besondere Liebe empfand er ebensowenig für das Volk wie für den Adel oder sonst jemanden! Sein Handeln wurde ausschließlich von Verstandesrücksichten bestimmt, und sein ausgetrocknetes und mitleidloses Herz war zu keinerlei Illusion fähig! Manchmal vermißt man wohl bei ihm ein wenig Weichheit und Wohlwollen. Aber mit Weichheit und Wohlwollen wäre sicher der Bau, den er aufgeführt hat, nicht so stark geworden und nicht jenes lebenskräftige, kernige, steifnackige und unerbittliche Preußen entstanden.

So sah der Herrscher aus, der keinen Geringeren als Kaiserin Maria Theresia als feindliches Hindernis auf seinem Wege finden sollte. Er zögerte nicht lange sie anzugreifen; ohne etwa weiter groß nichtige Vorwände geltend zu machen, rückte er, bevor irgend jemand etwas ahnen konnte, in Schlesien ein, das damals noch in seinem ganzen Umfange eine österreichische Provinz war (1741). Die französische Regierung hatte sich, von jeher ihrem alten Schlendrian getreu, gegen Maria Theresia erklärt, Spanien nicht anders. England und Sardinien hingegen nahmen für Österreich Partei, und so wurde der Krieg ein allgemeiner. Walpole und Fleury lebten nicht mehr, um friedlichen Vergleichen größeren Nachdruck zu verschaffen.

Der Krieg beschränkte sich nicht etwa bloß auf das Festland; es gab auch auf dem Meere kaum ein Gebiet, wo er sich nicht abspielte. Mit ihrer Bewunderung und Schrecken einflößenden Zähigkeit gab die englische Seemacht schon damals ein würdiges Vorspiel zu jenem jahrelangen, ununterbrochenen, unerbittlichen Ringen mit ihrer französischen Mitbewerberin um die Übermacht auf der See, einem Ringen, das schließlich mit dem endgültigen Siege Englands endigen sollte.

Auf dem Festlande hingegen waren die Engländer weniger glücklich. Sie wurden bei Fontenoy in Belgien geschlagen (1745). Moritz von Sachsen, der fähige Feldherr des französischen Heeres, gewann noch manche Schlacht. Friedrich führte in Böhmen und Sachsen einen höchst sachgemäßen Feldzug, ohne jedoch ein greifbares militärisches Ergebnis zu erreichen. Ludwig XV., dessen schwankenden Willen bereits Frau von Pompadour leitete, ließ es sich nicht weiter angelegen sein, den Krieg unnütz in die Länge zu ziehen. Es kam daher bald der Friede zu Aachen zustande: Preußen, das eigentlich im Grunde das besiegte war, behielt Schlesien, Frankreich aber, obwohl überall siegreich, gewann in den Niederlanden ebensowenig wie in Italien auch nur das geringste (1748).

So war nach diesem traurigen Kriege und diesem noch traurigeren Frieden der einzige Triumphator König Friedrich von Preußen. Er behauptete Schlesien; er hatte sich eine für die Geschicke Europas entscheidende Stellung errungen; er war in Deutschland volkstümlich und in Frankreich berühmt geworden. Insbesondere hatte er gelernt bei der Beurteilung der Heere, die ihm die beiden mit ihm wetteifernden Monarchien im gegebenen Falle entgegenstellen konnten, der unheilbaren Schwäche eines jeden von ihnen beiden einen ausschlaggebenden Platz anzuweisen; er entdeckte in dem österreichischen Heere jene Abenteurer, die jeder Mannszucht entbehrten und stets je nach den Umständen zur Fahnenflucht oder zur Plünderung bereit waren, in dem französischen jene noch weniger an Mannszucht gewohnten Soldaten unter dem Oberbefehl von Hofschranzen, die es allein ein paar der Frau von Pompadour

gewidmeten galanten Versen zu verdanken hatten, wenn sie Generale geworden waren.

König Ludwig XV., der bisher mit Friedrich verbündet gewesen war, um Maria Theresia zu bekämpfen, verband sich nun umgekehrt mit Maria Theresia gegen Friedrich. So entstand der Siebenjährige Krieg (1756—1763).

Niemals war ein Herrscher mehr Gefahren ausgesetzt als Friedrich im Anfang dieses Krieges. Gegen ihn Frankreich, Österreich, Rußland, Sachsen, Schweden und Spanien. Sein einziger Verbündeter war England. Aber, so leidenschaftlich auch die hannoversche Frage den englischen König Georg interessierte, so kümmerte sich doch sein Volk nicht allzuviel darum, welche Wendungen der Festlandkrieg nehmen würde. Es begnügte sich vielmehr damit, Frankreichs und ebenso Spaniens Seemacht und Ansiedelungen planmäßig zugrunde zu richten.

Auf dem Festlande blieb also Friedrich allein, hatte es aber umgekehrt selbst mit drei Gegnern auf einmal zu tun, die zufällig alle drei Frauen waren, nämlich mit Maria Theresia, Elisabeth von Rußland und der durch des Königs Spottgedichte beleidigten Frau von Pompadour. Den drei Heeren der Verbündeten hatte er nur ein einziges entgegenzustellen! Aber da die Verbündeten sich nicht genügend zu verständigen wußten, jeden einzeln angreifen und sie so insgesamt schlagen!

Trotz alledem blieb der Kampf ein ungleicher. Und so nützte es Friedrich auch wenig, daß er fortwährend neue Verstärkungen erhielt und, wenn ihn der Feind schon zu umzingeln geglaubt hatte, sich abwechselnd demselben entzog und ihn dann wieder nach kühnen Märschen unversehens angriff. Die Kriegsgeschichte dieses sieben Jahre währenden Feldzuges hallt überall von der Kühnheit, Kaltblütigkeit und Besonnenheit des Königs wider! Auch im wildesten Schlachtgetümmel, wenn er von vier großen Heeren beunruhigt wird und im Begriffe steht nicht bloß eine Provinz, sondern Thron und Leben zu verlieren, scherzt, berät und erwägt er noch. Ganz wie einst Cäsar, ist auch e r in den Augenblicken größter Entscheidungen gleichermaßen Schriftsteller, Feldherr sowie Herrscher.

So kann es nicht überraschen, daß er in diesem ganz besonders schweren Kriege ebenso große Siege wie schmerzliche Verluste erlebt hat.

I. J. 1756 besetzt er Sachsen, und, ehe sich noch die Sachsen mit den Österreichern zu vereinen vermocht haben, schließt er bei Pirna das gesamte sächsische Heer ein.

I. J. 1757 wirft er sich auf Böhmen. Nach seinem Siege bei Prag wird er von den Österreichern bei Kolin und von den Russen bei Groß-Jägersdorf besiegt. Diese beiden Niederlagen hinderten ihn nicht zwei Monate später bei Roßbach zu triumphieren (5. November). Roßbach war mehr ein Scheingefecht als eine wirkliche Schlacht; weder die Franzosen noch die

Österreicher hatten sich ernstlich verteidigt. Ein zweiter glänzender Sieg bei Leuthen besiegelte Friedrichs Kriegsruhm. Das protestantische Deutschland spendete dieser völligen Vernichtung der beiden verbündeten katholischen großen Mächte seinen reichen Beifall. In Paris nahm man sogar diese Niederlage von der heiteren Seite, sei doch dieselbe allenfalls als eine alberne Schlappe, aber nicht gleich als ein nationales Unglück zu bezeichnen, und dichtete man Spottlieder auf Soubise, den tölpelhaften und gutmütigen General, der sich von Friedrich bei Roßbach so gründlich foppen ließ.

Das russische Heer war schon gefährlicher. In den Jahren 1759 und 1760 errangen die vereinigten Österreicher und Russen die größten Erfolge, so bei Kunersdorf, wo die Preußen nicht weniger als zwanzigtausend Mann verloren, und bei Maxen, wo sich ein ganzes Armeekorps von zehntausend Mann ergeben mußte.

Doch Friedrich behauptete das Feld trotz alledem. Selbst als die Russen in Berlin eingezogen waren, verzweifelte er nicht. Einer Taktik getreu, die dereinst ein Napoleon ganz trefflich nachzuahmen verstehen sollte, warf er sich mit seinen sämtlichen vereinigten Streitkräften der Reihe nach auf jeden einzelnen seiner verstreuten und von einander getrennten Gegner. So gelang es ihm bei Torgau über die Österreicher einen glänzenden Sieg davonzutragen (1760).

Den von unfähigen und auf einander beständig eifersüchtigen Generalen in den Kampf geführten Franzosen brauchte Friedrich bloß seine Leutnants entgegenzustellen, und so konnte sein preußisches Heer trotz weit geringerer Stärke seine Angriffsstellung bewahren.

Maria Theresia und Elisabeth waren entschlossen, den Krieg bis zur Erschlaffung zu führen und sich in die Beutestücke zu teilen, die dem König von Preußen abgenommen wären, dessen erschöpftes Heer sich nur noch äußerst mühsam ergänzen ließ.

Da starb Elisabeth (1762). Der neue Zar Peter III., ein warmer Bewunderer Deutschlands, wollte die Politik seiner Mutter nicht fortsetzen. Er schloß sogleich mit Friedrich Frieden und gab ihm Ostpreußen wieder. Auch Schweden zog sich von dem Bündnis zurück. Endlich wünschte auch Choiseul, Ludwigs XV. neuer Minister, Frieden. Die nun vereinsamte Maria Theresia mußte infolgedessen auf die Wiedereroberung Schlesiens verzichten.

So wurde denn i. J. 1763 endgültig Friede geschlossen (Pariser Friede). Der Gewinn, den dieser dem Könige von Preußen brachte, entsprach seinem neuerworbenen Kriegsruhme. Schweden, das Pommern, Österreich, das Schlesien, Rußland, das Posen gewollt hatte, sie mußten sämtlich auf ihre Wünsche verzichten. Auch Frankreich mußte alle seine Kolonien an England abtreten.

Die Verhandlungen des Pariser Friedens bilden die Voraussetzung für die Ereignisse des 19. Jahrhunderts. Durch sie wird ein für allemal Preußen als die große Militär- und England als die große Kolonialmacht bestätigt.

* * *

Wir müssen unsere Blicke noch einmal rückwärts lenken und auf die Geschichte der Besiedelung Nordamerikas zurückkommen.

Erst lange Zeit nach der Erschließung Mittel- und Südamerikas wurde auch Nordamerika erforscht, erobert und besiedelt. Ausschließlich Franzosen und Engländer schickten Forscher und Ansiedler hinüber. Aber eine ununterbrochene Folge unverzeihlicher Unterlassungssünden hat die verhängnisvolle Wirkung gezeitigt, daß alle aufopferungsvolle Tätigkeit der Franzosen in Amerika für ihren dortigen Einfluß umsonst gewesen ist. Bei ihrem heißen Ringen in Europa während des Siebenjährigen Krieges haben die Franzosen versäumt sich den ihnen gebührenden Platz jenseits des Atlantischen Weltmeeres zu sichern. Auf dem gewaltigen Erdteile wird heute im Norden die englische, im Süden die spanische und portugiesische Sprache gesprochen. Die Franzosen haben sich auch nicht das kleinste Stückchen Erde in diesem Weltteil zu sichern verstanden.

Und doch war es ein Franzose, Jacques Cartier, der Kanada entdeckt hatte (1534—1543). Zunächst jedoch blieb allerdings die einzige Folge dieser Entdeckung, daß Cartiers Neffen, die Kaufleute waren, ihren Handel bis Kanada ausdehnten. Aber schon Heinrich IV. ernannte einen gewissen Marquis de la Roche zum Generalstatthalter und Vizekönig von Neufundland (1595). Einige Jahre später gründete Samuel Champlain, der das von Cartier entdeckte Kanada erst zu einem wirklichen Staatswesen erhob, dort die Stadt Quebec (1608). Einige französische Bauern hatten sich bereits vorher in dem damaligen Akadien, dem heutigen Neuschottland, und einige französische Fischer in Neufundland niedergelassen. I. J. 1632 gelang es Richelieu, bei England die Anerkennung der Rechte dieses *Neufrankreich* durchzusetzen. Es wäre das der Ausgangspunkt für eine gewaltige Kolonie gewesen, wenn die Franzosen in Frankreich dafür zu haben gewesen wären, dorthin auszuwandern; aber damals, sowie heute, waren selten Franzosen zu finden, die sich zu einer Auswanderung bereit erklärten; die Uransiedler blieben allein auf sich angewiesen, und niemand kam, um sich zu ihnen zu gesellen und sie zu unterstützen. Nun ist aber der dortige Lebensunterhalt sehr schwer zu gewinnen; zwar ist das Land ziemlich fruchtbar, aber die Winter sind dort von einer erschreckenden Strenge; dazu kam noch, daß es damals galt vor den unaufhörlichen Überfällen der Irokesen oder Rothäute fortwährend auf der Hut zu sein. I. J. 1663 waren in Kanada nicht mehr als zweitausendfünfhundert Franzosen. Die Pro-

testanten, die gern dorthin auswandern wollten, hatte Richelieu daran zu verhindern gewußt.

In einem weit rascheren Tempo und zu einer weit höheren Blüte entwickelten sich die englischen Niederlassungen. I. J. 1608 landeten einige Ansiedler in einer Gegend, die sie *Virginia* nannten. Das Klima ist milder und der Boden leichter zu bebauen als in Kanada. Bald sah man sich weite Tabak- und Zuckerrohranpflanzungen hinstrecken. Die Zufuhr von Negern brachte Sklaven, die die Bearbeitung erleichterten. Die Eingeborenen aber, die weniger kriegstüchtig waren als die Rothäute des Nordens, wurden nach und nach von den i. J. 1670 etwa fünfzehntausend Seelen zählenden Europäern verdrängt.

I. J. 1620 kamen an hundert Separatisten (eine protestantische Sondergemeinschaft) in New Plymouth an. Sie taten sich zu einer selbständigen Republik zusammen und zählten i. J. 1640 dreitausend.

Aber die Hauptmasse der englischen Ansiedler bildeten die Puritaner, die Massachusetts gründeten (1629). Sie brachten in dieses noch vollkommen unberührte Land ein hohes Maß von Religiosität und Liebe zur Freiheit mit. Die in dem Mutterlande zurückgebliebenen Engländer verfolgten nun ihre ganz anderen Pläne ruhig weiter, ohne sich etwa noch um diese Handvoll in dem fernen Weltteil verstreuter Volksgenossen irgendwie zu kümmern. Doch der sich selbst überlassene Staat Massachusetts blühte erstaunlich schnell auf. So hatte schon i. J. 1675 die in ihm gelegene Stadt Boston siebentausend Einwohner, und Massachusetts selbst zählte damals bereits siebenundsechzigtausend Seelen.

Die Holländer hatten Neu-Amsterdam an England abtreten müssen, das dieser Stadt nun den Namen New York gab (1664). Auch New York wuchs, aber weniger schnell als Boston. Im Augenblick des Friedensschlusses von Utrecht (1709) hatte es fünftausendachthundert Einwohner.

Eine von William Penn geführte Gesellschaft von Quäkern gründete Pennsylvanien, das bald eines der reichsten Gebiete Amerikas wurde. I. J. 1715 zählte es bereits fünfundvierzigtausend Einwohner.

Bei allen diesen Ansiedlern herrschten eine warme Religiosität und die lautersten Sitten. Die Einwanderung brachte damals noch keine solche Abenteurer jeden Gelichters, wie später, in die neue Welt. Die Ansiedler blieben ohne Ausnahme *Loyalists*, d. h. Anhänger der Königlichen britischen Regierung; doch sie hatten gleichzeitig den festen Willen ihre Verwaltung selbst in die Hand zu nehmen und sich nicht etwa von irgendwelchen Statthalterlaunen oder gewinnsüchtigen Absichten des Mutterlandes belästigen zu lassen. Sie hatten bereits die allgemeine Volksschule und kannten weder Adel noch erbliche Pairschaft. Sie waren, obgleich noch Untertanen der Könige von England, auch damals schon Republikaner und Demokraten.

Diesen so urkräftigen englischen Niederlassungen vermögen die Franzosen in dem Augenblick, wo sich der Gegensatz zwischen Franzosen und Engländern zuzuspitzen beginnt, allein Kanada und Louisiana entgegenzustellen.

I. J. 1673 war der Franzose Cavelier de Lasalle in Kanada als Statthalter des Ontarioseegebiets ansässig geworden. Cavelier unternahm eine große Forschungsreise in südlicher Richtung; dabei entdeckte er den Lauf des Mississippi und gründete eine französische Niederlassung, die sich allerdings etwas langsam entwickelte und den Namen Louisiana bekam (1712).

Indessen alles in allem nahmen es Louisiana, Akadien, Neufundland, Kanada in bezug auf die Volkszahl, obwohl es sich doch dabei um riesige Gebiete handelte, insgesamt gleich wenig mit den englischen Kolonien auf. I. J. 1750 standen in ganz Amerika zwölfhunderttausend Engländern nur sechzigtausend Franzosen gegenüber.

So wurden denn auch während des Siebenjährigen Krieges die Franzosen in Kanada, da sie von Frankreich ohne Hilfe gelassen worden waren, trotz aller von ihnen verrichteten Wunder der Tapferkeit vollständig besiegt. Der heldenmütige Montcalm, der die Franzosen befehligte, wurde in der Schlacht bei Abraham in der Nähe von Quebec tödlich verwundet (1759). Die Stadt Quebec ergab sich kurze Zeit darauf.

Auf Grund des Pariser Friedens mußte Frankreich seinen gesamten Besitz in Amerika an die Engländer abtreten: weiter nichts als „viele Morgen von Schneefeldern", wie einmal Voltaire recht beschränkt meinte; neben der Stadt Neu-Orleans und einigen Inseln der Antillen behielt es nichts. Häufig ist für diesen Verlust das scheußliche Regierungssystem Ludwigs XV. verantwortlich gemacht worden. Doch wird damit ihm allein ein Fehler zur Last gelegt, an dem das ganze Frankreich mitschuldig war. Wären mehr Franzosen bereit gewesen als Ansiedler nach Amerika hinüberzugehen, anstatt ihr kostbares Blut in törichten europäischen Kriegen zu verspritzen, so würde heute der ganze nordamerikanische Erdteil französisch sprechen.

Allerdings haben diese Franko-Kanadier, die das Mutterland im Stich ließ, rein garnichts unter der englischen Herrschaft zu leiden gehabt. Sie haben ihre Sprache, ihre katholische Religion und ihre Gesetze bewahren dürfen. Diese kleine, aber edle Franzosenschaar ist im gegenwärtigen Augenblick zu einer zahlreichen Bevölkerung angewachsen, die aber französisch geblieben und dabei gleichzeitig der englischen Monarchie treu ergeben ist, derart, daß sie ihr einstiges französisches Banner und ihr heutiges englisches in gleicher Verehrung für beide stets in unzertrennlicher Vereinigung zusammenstellt.

Der Pariser Friede hat Frankreich den endgiltigen Verlust seiner Kolonialherrschaft nicht nur in Amerika, sondern auch in Indien bestätigt.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1556) hatte Akbar, ein Nachkomme Tamerlans, dessen so schreckliches bewaffnetes Apostelamt, wie es ja der Islam zu fast allen Zeiten hervorgebracht hat, fortgesetzt und seine Herrschaft in Hindostan begründet. Die lässigen und friedlichen indischen Volksmassen beugten sich auch unter sein Joch; zwar waren der Bekehrungen zum Islam nicht wenige, doch blieben auch viele Hindus der alten Brahmareligion getreu.

Wenn auch die Sittenlehre des Brahmanismus leidlich rein ist, so ist er doch nur mit einer ziemlich armen Metaphysik ausgestattet, die von lächerlichen Fabeln wimmelt, wie sie höchstens auf Völker in ihrer zartesten Kindheit Eindruck machen können. Er zerfällt in fast ebenso viele verschiedenartige Sekten, wie es unzählige auf der ganzen Halbinsel verstreute Völkerarten gibt. Dem starren Monotheismus Mohammeds und dem überwältigenden Nihilismus Buddhas schien die Verehrung Brahmas nur schwachen Widerstand entgegensetzen zu können. Aber die Völker bewahren die Religionen, in denen sie geboren sind, stets treu, mögen diese auch noch so lächerlich sein. Indien blieb also teilweise der brahmanischen Lehre treu und wurde nur mit einem gewissen Teile durch seine Eroberer, die Großmoguls, moslemisch.

Es waren das sehr strenge, ausschweifende, blutdürstige und arglistige Herrscher! Nach Tamerlan und Akbar wurde Aurengzeb (1660—1707) der große Eroberer und Staatengründer. Doch nach seinem Tode zerfiel dies gewaltige Reich wieder, die Mahratten und die Sikhs gewannen ihre Unabhängigkeit wieder, und es kam in die Hände der Europäer, die sich nun die Trümmer des so gebrechlichen Riesenreiches gegenseitig streitig machten.

Zunächst waren es Portugiesen, dann Holländer. Aber als sowohl die portugiesische wie die holländische Marine im 18. Jahrhundert ihr Übergewicht zur See eingebüßt hatte, blieben allein noch Engländer und Franzosen vertreten.

Privilegien, die großen Handelsgesellschaften gegeben wurden, bildeten den Ausgangspunkt für die Eroberung und Besiedelung Indiens. I. J. 1641 hatte Richelieu einer französischen *Morgenländischen und Madagaskargesellschaft (Compagnie de l'Orient et de Madagascar)* das Handelsmonopol für Indien gegeben. Es wurden nun die Inseln Bourbon und Madagaskar besetzt. I. J. 1674 nahm und kaufte ein Pariser François Martin die Stadt Pondichéry. Sie blühte, solange Martin lebte, und entwickelte sich zu einem bedeutenden Verkehrspunkt. In allernächster Nähe von Pondichéry hatte sich kurz zuvor eine schon i. J. 1599 gegründete englische Gesellschaft zu Madras niedergelassen (1639).

Die beiden Gesellschaften lebten bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts ziemlich friedlich nebeneinander. Damals faßte ein Mann, der es verdient, daß sein Name nicht der Vergessenheit anheimfalle, dem aber Frankreich mit bösem Undanke gelohnt hat, Joseph Dupleix (1697—1763), den später von dem modernen England auch verwirklichten großartigen Gedanken, Gebietserweiterungen unter gewerbliche Gesichtspunkte zu stellen und zu deren Erreichung statt mit Händeln lieber mit Handeln anzufangen. Auf diese Weise wollte er Indien den Hindus wie den Engländern gleichzeitig entreißen, waren doch zu jener Zeit die Engländer im Besitze von Bombay, Madras und Kalkutta, die Franzosen von Pondichéry, Chandernagor und Mahé, und so ihre Kräfte ungefähr gleich, die zehntausendmal stärkeren Inder aber unter sich gespalten und gebrechlich.

Die Aussichten schienen zunächst für Dupleix günstig. Nach Antritt seiner Statthalterschaft in Indien rief er sogleich eine Abteilung von Seapoys (Spahis) zur Verstärkung seines kleinen französischen Heeres ins Leben, mit denen ihm nun die Einnahme von Madras gelang (1746). Durch den Frieden zu Aachen allerdings kam diese Stadt schon wieder an die Engländer zurück (1749).

Doch der unfreiwillige Verzicht verdoppelte nur Dupleix' Anstrengung. Er befestigte Pondichéry, besetzte Dekhan und unterhandelte so geschickt mit den indischen Häuptlingen, daß er einen Augenblick lang sich als Herr des gesamten Indiens ansehen konnte. Obwohl nun aber nach außen zwischen Frankreich und England vollständiger Friede herrschte, so hatten darum die Engländer etwa noch lange nicht abgerüstet; sie hielten die indischen Hilfstruppen noch immer und verlangten nun von der französischen Regierung Dupleix' Heimberufung. Da gab Ludwig XV. feig nach. Dupleix mußte nach Frankreich zurückkehren, wo er verlassen, elend und vergessen starb.

Der Siebenjährige Krieg gab der so vergänglichen französischen Vorherrschaft in Indien noch den allerletzten Rest. Zwar hatte Ludwig XV. einen Irländer namens Lally-Tollendal zur Übernahme und Leitung der Verteidigung geschickt, aber dieser wußte sich nicht recht mit den Bevollmächtigten der französischen Gesellschaft zu stellen. Er wurde in Pondichéry eingeschlossen, und so mußte er die Waffen strecken (1761); nun wurde er in Frankreich des Verrats beschuldigt, angeklagt und zum Tode verurteilt (1766). Die Geschichte kennt wenig so traurige Ungerechtigkeiten!

Der Pariser Friede ließ Frankreich in dem unermeßlichen Indien nur einen traurigen Rest früherer Macht, im ganzen nur drei Städte, die noch dazu weit auseinander lagen: Chandernagor, Mahé und Pondichéry.

Die Engländer hatten die Franzosen in Indien zu gar keinem andern Zwecke bekämpft, als um sich selbst an ihre Stelle zu setzen.

Der tatkräftige Robert Clive (1725—1774), der neuernannte Leiter der englischen Gesellschaft, wurde nun der Eroberer und Verwalter Hindostans für England, dem er dieses Land für immer verschaffte. In Bengalen nämlich, mitten im Feindeslande, hatten die Engländer Kalkutta befestigt. Dem über Bengalen herrschenden Nabob aber gelang es diese Stadt zu nehmen, wobei er die Engländer, die er in derselben fand, mit den grausamsten Foltern zu Tode marterte. Hieraus schaffte sich Clive einen guten Vorwand, um sich Bengalens zu bemächtigen. Der leichte und entscheidende Sieg bei Plassey lieferte ihm die bevölkertste und reichste Provinz von ganz Hindostan aus. Von nun an werden ganz allmählich auch die andern indischen Herrscher entweder vollständig besiegt oder durch Bestechung gekauft und so zur Ohnmacht verurteilt. Von seinen Lehnsfürsten verraten, verhandelte schließlich auch der Großmogul Alam II. mit der englischen Gesellschaft, um von ihr nur noch im Besitz einer reinen Scheinherrschaft belassen zu werden (1765).

Zwar kehrte Clive mit weit mehr Ruhm als Schätzen nach England zurück, aber gleichwohl wurde er wegen veruntreuter öffentlicher Gelder und wiederholter Erpressungsversuche angeklagt. Wenn auch diese Anklagen nicht in ihrem vollen Umfange auf bloßer Verleumdung beruht haben mögen, so erlangte er doch jedenfalls ein freisprechendes Urteil. Gleichwohl glaubte er sich in seiner Ehre gekränkt und nahm sich unmittelbar nach der Verkündung des Urteilspruchs das Leben (1774).

Die Engländer hatten jetzt in Indien keinen europäischen Nebenbuhler mehr zu fürchten. Sie besaßen die Gangesebene, Bengalen, Dekhan und Audh. Die mehr oder weniger nahe Aussicht auf die völlige Unterwerfung von Hindostan wirkte verhängnisvoll, obwohl wahrhaftig nicht behauptet werden kann, daß ihr tatsächlicher Eintritt jemals irgendwelche verderblichen Wirkungen im Gefolge gehabt hat. Die indischen Volkskreise, die bei ihrer Verweichlichung und Natürlichkeit an unserer abendländischen Bildung, die für sie vor allen Dingen viel zu schnell wuchs, augenscheinlich nicht teilnehmen konnten, lebten bis zur Ankunft der Engländer unter dem drückenden Joche grausamer Zwangsherrscher. Sie waren zudem derartig zum Sklavenleben geschaffen, daß keinerlei Sklaverei denkbar war, der sie sich nicht gefügt hätten. England hat doch wenigstens, mochte seine Habgier auch noch so groß sein, überall auf der weiten indischen Halbinsel anstelle der bisherigen Willkür die Gerechtigkeit gesetzt. Wenn ein gebildetes Volk sich der verhaßten Fremdherrschaft unterwerfen muß, ist die Entrüstung vollkommen am Platze; aber wenn zu einem unwissenden Volke, das dauernd den fluchwürdigsten Hungersnöten, Seuchen und Tyranneien zum Opfer fällt, Ausländer kommen, um ihm Ordnung, Wohlergehen, Fortschritt und ein gut Teil Freiheit zu bringen, dann werden diese Ausländer zu Wohltätern.

* *
*

Aber die eigentliche Ruhmesgeschichte des 18. Jahrhunderts bilden weder die Schlachten noch die diplomatischen Kämpfe noch auch selbst die fernen Ansiedlungen. Ebensowenig etwa die Kunst, hat doch das sonst so große Jahrhundert weder einen Cervantes oder einen Shakespeare noch einen Leonardo da Vinci oder einen Michelangelo noch etwa gar einen Molière hervorgebracht! Auch nicht die Wissenschaft, gehört doch Newton mehr dem 17. als dem 18. Jahrhundert und Lavoisier zwar nach seinem äußeren Leben noch ganz diesem Jahrhundert, nach der Art seines Genies und der Natur seiner Schriften aber eigentlich erst dem 19. Jahrhundert an! — Nein! Wenn das 18. Jahrhundert mit Recht als das große Jahrhundert gilt, so ist das deshalb, weil es mit der rücksichtslosesten Kühnheit alle politischen, religiösen und sozialen Probleme aufgeworfen und den menschlichen Geist von dem Joche der Überlieferung befreit hat! Gewiß, gelöst ist damals kein einziges von diesen Problemen worden! Aber noch nie ist der menschliche Geist mit den ersten Versuchen gleich zu endgültigen Ergebnissen gekommen! Doch es sind immerhin die grundlegenden Fragen aufgestellt, und es ist doch wenigstens ein schüchterner Versuch angestrebt worden, auf dem Wege zu einer besseren Zukunft der Menschheit einen kleinen Schritt vorwärts zu kommen! Die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" sind doch nun einmal gefallen, und man kann sie ja vielleicht auf Münzen und Mauern auslöschen, womit sie ja auch im Grunde nichts zu tun haben, aber man wird sie darum nie in den Gewissen der Völker und der Einzelwesen auslöschen können! Welchen bisher offenbar noch unbekannten Bestimmungen wird die Erfüllung dieser drei Worte die Menschen noch entgegenführen? Werden sie ihnen eine vollkommene religiöse Befreiung oder etwa ganz neue Religionen oder vielleicht auch nur eine Neugestaltung der alten bringen? Werden sie ihnen die Monarchie, die Anarchie oder vielleicht auch den Sozialismus bringen? Genossenschaftliches oder Einzelleben? Was tut's! Jedenfalls ist es das 18. Jahrhundert gewesen, das alle diese so edlen Probleme angeregt und damit sein Werk getan hat!

Es scheint das aber eher das Werk eines Abbaues als das eines Aufbaues zu sein! Und mit Recht! War doch die Errichtung eines Neubaues eine späteren Geschlechtern vorbehaltene Aufgabe, und mußte zunächst vorher das altersschwache Gebäude der Gesellschaft, das fünfzehn volle Jahrhunderte der Unwissenheit aufgerichtet hatten und das so vielen Irrtümern Schutz und Obdach gewährt, bis auf den Grund niedergerissen werden!

Diese Aufgabe sollte nun den französischen Schriftstellern zufallen. Die großen klassischen Meister des 17. Jahrhunderts hatten durch die erhabene Schönheit und wunderbare Reinheit ihrer Schöpfungen jenen so herrlichen Aufschwung der französischen Sprache herbeigeführt, vermöge dessen sie unter einem Ludwig XIV. noch weit mehr als die fran-

zösische Staatskunst und unter seinem Nachfolger Ludwig XV. wieder noch mehr als unter Ludwig XIV. triumphierte. Mögen, besonders unter dem letzteren, sich Frankreichs Heere besiegen, seine Diplomaten verspotten, seine Ansiedler aus Asien und aus Amerika vertreiben lassen, so herrscht doch überall der französische Geist, ob das nun an dem preußischen Hofe ist, wo es Leute wie Voltaire, d'Holbach, Maupertuis, Helvétius sind, die ihn vertreten, an dem russischen, wo ein Diderot und d'Alembert leben, an dem österreichischen, wo Kaiser Joseph II., der Sohn Maria Theresias, als Philosoph auf einem Kaiserthrone sitzt (1780—1790), an dem Hofe von Turin, wo alles französisch ist, in Holland, in Schweden, in Spanien, kurz in allen Kulturländern der Erde. I. J. 1675 beherrscht die französische Literatur bereits die Welt, um sich i. J. 1775 noch immer derselben Stellung zu erfreuen. I. J. 1675 verdankte sie das der Schönheit ihrer Form, i. J. 1775 der Schönheit ihres Gedankens.

Allerdings war diese friedliche Durchdringung nicht ganz ausschließlich ein französisches Werk. Sie war ein Ergebnis wohltätigen Zusammenarbeitens französischen Geistes mit englischem.

Die Engländer hatten sich, wie wir gesehen haben, die volle politische Freiheit und eine fast uneingeschränkte Preßfreiheit erkämpft. Für die Preßprozesse waren die Geschworenen zuständig, und, kamen diese wirklich einmal zu einer Verurteilung, so erhöhte diese nur noch die Volkstümlichkeit des angeklagten Schriftstellers. Die parlamentarische Regierung wurde von verantwortlichen Ministern unter der beständigen scharfen Aufsicht eines aus Wahlen hervorgegangenen Parlaments ausgeübt. So war dank der Preßfreiheit, vermöge deren sich jede Ableugnung und jede Einwendung an das volle Licht der Öffentlichkeit wagen konnte, und dank dem parlamentarischen Regierungssystem, das der Politik ihre ganze Richtung gab, in England die öffentliche Meinung überall die unumschränkte Herrin.

Gleich zu Beginn des 18. Jahrhunderts sind zwei Geisteshelden von seltener Kühnheit des Denkens die Förderer der philosophischen Bewegung gewesen: der Franzose Bayle und der Engländer Locke. Bayle, einer von jenen zahlreichen französischen Flüchtlingen in Holland, die der Aufhebung des Ediktes von Nantes zum Opfer gefallen waren, schrieb hier ein Wörterbuch, das das Urbild der späteren *Encyklopädie* gewesen ist (1700). Locke, ein großer Psychologe und scharfsinniger Theologe, wagte im Widerspruch mit der allgemeinen Auffassung die grundsätzliche Forderung der Duldsamkeit mit Nachdruck zu verfechten (1690).

Hierbei ist nicht zu vergessen, daß sich sogar auch schon in Frankreich ein gewisser Gegensatz zum absolutistischen und beinahe auch zum religiösen Denken mit Fénelon und Vauban zu erkennen gegeben hatte.

Im 18. Jahrhundert nimmt dieser Gegensatz immer verwegenere Formen an, bis er schließlich Schranken findet, über die auch unser Jahrhundert noch kaum hinweggekommen ist. Er verkörpert sich in einem Manne; es ist dies Voltaire, der sein Jahrhundert erfüllte (1694—1778).

Das Leben Voltaires ist nicht gerade sehr erbaulich. Prahlerisch, mißgünstig, den Großen dienerisch, schmeichelnd, jähzornig, rachsüchtig hat er stets das nötige Maß von Würde, Mut und Offenheit vermissen lassen. Er hat erbärmliche Lustspiele und mäßige Trauerspiele geschrieben und der Nachwelt nur ein Meisterwerk hinterlassen. Doch als Schriftsteller war er unvergleichlich durch die Klarheit und Knappheit seines Stils, der für die französische Ausdrucksweise als vorbildlich gilt. Mit einer unbeugsamen Kraft hat er die Duldsamkeit verteidigt und gleich so verteidigt, daß er sie auch durchgesetzt hat. Ihm, jawohl, ihm allein, verdanken wir diese große sittliche Lehre, die heute so einleuchtend klar und allgemein verbreitet ist, daß man nur über die vielen alle staunen kann, die in der Vergangenheit der entgegengesetzten Denkweise zum Opfer gefallen sind; er war es, der mit ausdauernder Hartnäckigkeit verkündet hat, daß ein Mensch nicht strafbar ist, weil er sich zu einer von der unsrigen abweichenden Meinung bekennt. Er hat die barbarischen Gerichtsbräuche bekämpft: Folter, Vermögenseinziehung und geheimen Verhaftsbefehl. Endlich hat er mit einer Begeisterung, die geradezu eine vernarrte zu nennen war, einer durchdringenden Dialektik, einer beißenden Ironie, einer fruchtbaren Phantasie und einer unerbittlichen Logik volle sechs Jahrzehnte hindurch die Einmischung alles Übernatürlichen, Wunderbaren und Göttlichen in die Angelegenheiten der Menschen geleugnet und den blinden Glauben an eine nicht beweisbare Religion leidenschaftlich verspottet. Er war auf diesem Gebiete ein König, der die Welt beherrschte! Sein Einfluß ist erstaunlich, ja unvergleichlich gewesen. Er dauert noch heute in einer zwar unmerklichen, doch wirksamen Gestalt fort, und diese Tatsache ist um so eigenartiger, als man ihn kaum noch liest, und von ihm nur noch seine Gedanken fortleben.

Wie Voltaire, hat auch Montesquieu (1689—1755), der tiefe und geistreiche Philosoph der Staatskunde, des Rechts und der Geschichte, den starken Einfluß des englischen Denkens erfahren. Er ist wirklich in dem, was er verwirft, nicht weniger kühn als Voltaire.

I. J. 1751 beginnt jene schon erwähnte *Encyklopädie* zu erscheinen, die einer neuen Weltanschauung die feierliche Weihe gibt. Der phrasenhaften Deklamation und falschen Logik mittelalterlicher Scholastik, dem theologischen überlieferten Glauben stellten die Verfasser der *Encyklopädie* die bestimmte Tatsache moderner Technik gegenüber. Man kann den Geist der *Encyklopädie* mit einem einzigen Wort zusammenfassen: sie ist ein streng wissenschaftliches Buch. Ja, es ist etwas ganz neues, auch noch

i. J. 1751: alles und jedes der streng wissenschaftlichen Lehre zu unterwerfen und infolgedessen nur das als wahr zuzulassen, was bewiesen ist. Zwar hatte das schon einmal Pascal gesagt, doch nahm dieser noch immer das religiöse Denken aus. Diderot und seine Mitarbeiter d'Alembert, Duclos, Buffon, Helvétius, d'Holbach schlossen nun auch die Religion mit ein!

Noch ein Mann hat einen beträchtlichen Einfluß ausgeübt, der fast dem Voltaires gleichkommt. Es ist Jean-Jacques Rousseau (1712—1778), der Genfer Bürger. In seinem Privatleben war er ein ziemlich armseliger, auf seine Laster dummstolzer Tropf, und sein berauschendes Genie ist im Grunde ein unheilvolles gewesen. Er hat jenen außerordentlich wunderlichen Gedanken entwickelt, daß der Mensch von Natur gut sei, und daß ihn erst die Gesellschaft verderbe, was die Wahrheit gerade in ihr Gegenteil umkehrt und jeden Gedanken an einen Fortschritt, jede Hoffnung auf eine Mitarbeit aller Menschen an der Eroberung der Natur durch die Wissenschaften lähmen muß. In seinem *Gesellschaftsvertrag*, den die Jakobiner aus dem Zeitalter der großen französischen Revolution unglücklicherweise zu ihrem Evangelium gemacht haben, verherrlicht er einen erdrückenden sozialen Despotismus. Sein schwülstiger und hochtrabender Stil nimmt sich neben dem scharfen und nüchternen eines Voltaire recht jämmerlich aus; und doch hat Rousseau bis tief ins 19. Jahrhundert hinein Verehrer und Nachahmer gefunden. Aber unter dem Gesichtspunkte des Stils wie der Lehre war er für das 18. und 19. Jahrhundert ein gar schädlicher Berater.

Was die unwiderstehliche Gewalt dieser großen Erneuerungszeit ausmacht, ist, daß der von Männern wie Montesquieu, Voltaire, Diderot, Jean-Jacques Rousseau geführte Feldzug bei unzähligen unbekannten, ja beinahe namenlos gebliebenen Mitarbeitern Unterstützung findet. Man leistet der Bewegung in ganz Europa Folge. In Italien veröffentlicht Beccaria i. J. 1761 seine wunderbare *Abhandlung über die Vergehen und die Strafen*, die die Grundsätze des Anrechts auf die menschliche Verantwortlichkeit festlegt. In England schreiben Jonathan Swift und Daniel de Foe Bücher, von denen die des einen zu den kühnsten der Welt gehören, während der andere ein Werk geschrieben hat, das jedermann entzücken muß; doch der verjüngende Geist des Jahrhunderts tritt ebenso in *Gullivers Reisen* wie in den *Abenteuern Robinson Crusoes* hervor. Gibbon, der große englische Geschichtsschreiber, Lessing, der große deutsche Kritiker, zeigen die gleiche Verehrung für die Vernunft, die gleiche Mißachtung für die religiösen Überlieferungen.

Die Vorstellungen, die in dem Geist der großen Männer, die sie niederschreiben, zusammengesetzte sind, werden zu einfachen, sobald sie in die Volksseele eindringen. Jene mit so leidenschaftlichem Eifer betriebene

gesamte Werbearbeit läßt sich schließlich in folgenden wenigen kurzen Sätzen zusammenfassen:

„Der Mensch ist etwas für den Menschen Heiliges!" — *Homo sacra res homini,* hatte schon Seneca gesagt, der offenbar der Vergessenheit anheimgefallen ist —!

Die verschiedenen Einzelwesen eines Volkes haben alle gleichen Anspruch auf Gerechtigkeit!

Der Fortschritt liegt vor uns und nicht hinter uns!

Nur der Wissenschaft werden wir dereinst unsere Befreiung zu verdanken haben!

Es sind das Wahrheiten einfachster Art, in denen heute in der ganzen Welt schon die kleinen Kinder von zwölf Jahren unterwiesen werden. Trotz aller hoffnungslosen Bekämpfungen durch einige ehrwürdige Vertreter der höchsten Altersstufen sind es derartig alltägliche Wahrheiten, daß sie sich nur mit einiger Beschämung niederschreiben lassen. Doch i. J. 1760 waren sie noch keineswegs alltäglich, und es ist jenes französische, aber durch den englischen Geist aufgeklärte große 18. Jahrhundert, das diese so gesunden und kernigen Leitsätze in der ganzen Welt verbreitet hat.

* * *

Die neuen Auffassungen drangen überallhin, selbst nach Rußland: zwar noch nicht ins Volk, das noch immer sehr ungebildet blieb, aber an den Hof bis in den Palast der damaligen Kaiserin Katharina (1763—1796) hinein.

Katharina war eine Prinzessin aus einem kleinen deutschen Fürstenhause, die den Großfürsten-Thronfolger Peter geheiratet hatte. Sie wurde Zarin, als ihr Gemahl Peter III. Elisabeth folgte (1762). Sie war so durchtrieben, gleich von Anfang an mit ihrer Geringschätzung alles Deutschen, ihrem orthodoxen Glauben und ihrer Bewunderung für das russische Heer zu prahlen. Im Gegensatz zu ihr brüstete sich ihr bedauernswürdiger Gemahl, ein kleiner, schwächlicher, schlapper und halb blödsinniger Kerl, der sich Abend für Abend zu betrinken pflegte, mit seiner Mißachtung alles Russischen. Hieraus erwuchs ihm eine von Tag zu Tag steigende Unvolkstümlichkeit.

Da geschah es, daß er Katharina öffentlich beleidigte. Jetzt wandte sie sich an die Soldaten, überzeugte sie von der Notwendigkeit einen so kläglichen Zaren, wie es ihr Gatte sei, zu stürzen und ließ sich nun als Selbstherrscherin aller Reußen ausrufen. Peter dankte ab und wurde ins Gefängnis geworfen. Er starb hier — ob wohl zufällig? — schon nach vier Tagen.

Wenig Frauen haben eine weitere und auch tiefere geistige Tätigkeit entfaltet als Katharina II. Sie liebte Kunst und Wissenschaft, gründete

Museen und Akademien, berief die besten französischen und italienischen Künstler nach Petersburg, schrieb selbst Schauspiele und Lustspiele, die übrigens sehr mäßig waren, und Briefe in französischer Sprache, die umgekehrt schon damals die Bewunderung aller erregten und ebenso beachtenswert sind wie des großen Friedrich Denkwürdigkeiten. Mit derselben Leidenschaft wie dieser hatte sie sich für die französischen Philosophen wie Montesquieu, Voltaire und besonders auch Diderot begeistert.

Aber ganz ebensowenig, wie Friedrich II., ließ sie sich etwa von den ihr befreundeten Philosophen in ihrer Politik leiten. Sie hat durch eine Reihe fortgesetzter Gewalttätigkeiten und Spitzbübereien, in denen sie sich von keinerlei Gewissensbedenken beirren ließ, ein System dauernder Eroberungen verfolgt. Ihre menschenfreundlichen Anschauungen haben sie nicht einen einzigen Tag davon zurückzuhalten vermocht, einen jeden, der sich bei ihr mißliebig gemacht hatte, mochte es sein, wer es wolle, unbesehen außer Landes zu schaffen, seiner Güter zu berauben oder hinrichten zu lassen.

Im Gegensatz zu Friedrich, der sich mit Geliebten nicht aufhielt, hatte Katharina eine Unzahl von Günstlingen. Sie wechselte häufig mit großer Freiheit und einer Leichtigkeit, die selbst mit ihrem höheren Alter nichts einbüßte. Zum Glück für das Zarenreich mußten sich Günstlinge, wie Orlow, Ermelow, Zombow und noch sehr viele andere mehr damit begnügen, sei es im Augenblick höchster Gunst oder auch in dem einer Abreise, einige prächtige Angebinde zu empfangen, aber sie durften sich niemals auch nur im allergeringsten an den Staatsgeschäften beteiligen. Der einzige, der hierauf einen wirklichen Einfluß ausgeübt hat, war Gregori Potemkin (1774—1791), der so klug war, der Zarin ganz ruhig vorübergehend auch andere Liebhaber zu gönnen, wenn er nur für sich selbst die eigentliche Macht mit ihren Vorrechten behielt.

Friedrichs und Katharinas Staatskunst hatten zuviel Ähnlichkeit, um nicht an irgendeiner Stelle miteinander in Widerspruch geraten zu müssen. Es schien anfangs bei Polen, in bezug auf das aber zwischen ihnen beiden sehr bald eine Verständigung erfolgte, auf Grund deren sie ein unerbittliches gemeinsames Vorgehen gegen dieses unglückliche Land ins Auge faßten.

Polen entbehrte, um als ein wirkliches Staatswesen gelten zu können, sowohl der Landesgrenzen wie eines Heeres und einer Regierung. Es blieb ihm nur zur Wahrung seines einheitlichen Volkstums seine einheimische Sprache, die die unzerstörbare Macht bleiben sollte, die auch bis zur gegenwärtigen Stunde anderthalb Jahrhunderte der Unterdrückung und Vergewaltigung nicht auszurotten vermocht haben. Ein aus einer Wahl hervorgegangener König, ein starker, tapferer armer Adel, der sich weder irgendwelcher Ordnung fügen noch irgendwelcher Politik unter-

werfen wollte, verhungerte und ungebildete Bauern, die zu einer Leibeigenschaft verdammt waren, die vielmehr eine Sklaverei zu nennen war, zahllose Juden, die noch sklavischer als die Bauern waren und noch mehr heruntergekommen, aber kein Bürgerstand! Der Adel dachte allein daran, seine Vorrechte gegen den König zu behaupten, und die Bauern allein daran, nicht zu verhungern. Weder lutherische noch orthodoxe Religion hatten den Katholizismus der Polen ins Wanken zu bringen vermocht.

Nach dem Tode Augusts III. von Sachsen (1763) einigte sich Katharina mit Friedrich auf Stanislaus Poniatowski als den beiden genehmen zukünftigen König von Polen (1765). Um seine Wahl durchzusetzen, rückte das russische Heer in Polen ein und besetzte Warschau. Weder Österreich noch Frankreich widersprachen. Von Katharinas Gesandten Repnin unterstützt herrschte Poniatowski über Polen als König mit etwa der Autorität, über die heute ein indischer Fürst neben dem englischen Residenten verfügt.

Aber das polnische Volk fügte sich diesem nur schlecht verhehlten Joch der Fremdherrschaft nicht.

Es brach ein Aufstand aus, für den die Religion als Vorwand herhalten mußte (1768). Volle vier Jahre behaupteten die Verbündeten das Feld in einem Kriege, den sie mit Freischärlern zu führen hatten, die wiederholt besiegt und zersprengt wurden, doch dann bald wieder siegreich waren, sich stets von neuem erholten und niemals zu fassen waren. Dazu kam, daß gerade damals Rußlands Hauptkräfte für den Türkenkrieg gebraucht wurden. So wurde es Katharina immer klarer, daß sie für sich allein mit den Aufständischen nicht fertig werden würde. Nun trat sie mit Friedrich und Maria Theresia in Verhandlungen und machte ihnen den Vorschlag, Polen zu teilen. Zwar hatte die österreichische Kaiserin zunächst noch einige Bedenken, um aber gar bald auf den Vorschlag einzugehen, doch nur unter der Bedingung, daß auch sie einen Teil der Beute bekäme. Friedrich bekam den polnischen Teil des alten Ordenslandes Preußen als Ergänzung der heutigen Provinz Westpreußen (achthunderttausend Seelen); an Österreich fiel Galizien (zwei Millionen sechshunderttausend) und an Rußland Litauen und Weißrußland (eine Million sechshunderttausend) (1772). Nur noch wenig Land blieb übrig; dieses behielt vorläufig noch seinen König und ebenso, wenn auch nur dem Namen nach, seine Unabhängigkeit.

Gewiß, wir haben im vorausgegangenen schon wiederholt die empörendsten Länderdiebstähle durch fremde Staaten gesehen und werden es auch noch im folgenden; es ist das die Geschichte aller großen Reiche; aber was diesmal das Verbrechen besonders empörend und haarsträubend machte, war, daß die Unglücklichen, die auf diese Weise Untertanen Ruß-

lands, Preußens und Österreichs wurden, selbst weder Russen noch auch Preußen noch auch Österreicher waren, ferner, daß die schamlose Plünderung sich hinter einer noch viel schamloseren Heuchelei versteckte, und schließlich, daß diese erste Zerstückelung nur das Vorspiel einer für später doch vorbehaltenen und bloß für den Augenblick hinausgeschobenen völligen Unterwerfung unter die erbarmungslose und verhaßte Fremdherrschaft war! Doch wann einmal hätte die Erfolgsanbetung, gleichviel ob bei den Großen oder den Kleinen, nicht jede Gewissensregung erstickt, und warum sollte es hier anders sein? So halfen keinerlei Einwände, weder Bitten noch Beschwörungen.

Die Türkei, mit der Katharina damals gleichfalls im Kriege lag, machte ihr kaum viel mehr Schwierigkeiten als Polen. Das türkische Heer hatte schon lange jenen sieghaften Fanatismus und jene unbeugsame Widerstandskraft verloren, die einst die Janitscharen so furchtbar gemacht hatten; jetzt war es schwach, schlecht geleitet und stets im Aufstande gegen Wesire, die sich durch ihre ewigen Eifersüchteleien um den Vorrang lächerlich machten.

Zunächst allerdings schlug sich das kleine russische Heer ganze vier Jahre hindurch in den Sümpfen des Dnjestr recht unrühmlich, allerdings mehr durch Krankheit als durch feindliches Feuer aufgerieben, wie es ja etwa noch ein Jahrhundert später in demselben Gelände den vereinigten englischen und französischen Heeren gehen sollte. Die einzige große Schlacht war eine Seeschlacht, bei Tschesme (1770); hier bekam die von Peter dem Großen neuerbaute Flotte ihre Feuertaufe. Ein glänzender Sieg für die Russen! Die ganze türkische Flotte (sechzehn große Schiffe) wurde eingeäschert, zersprengt und vernichtet.

Nun wurde die Krim angegriffen, und so schloß Sultan Abdul Hamid, der nach Mustaphas III. Tode sein Nachfolger geworden war, bald nach seinem Regierungsantritt Frieden (1774). Österreich hatte die Vermittelung gemacht, die es sich nun mit der Bukowina bezahlen ließ, einem Lande, dessen Bewohner Rumänen sind.

Aber der Friede hatte keinen langen Bestand. Konstantinopel war noch immer, ebenso wie Polen, Katharinas großer Ehrgeiz, wie es der aller Zaren war. I. J. 1784 rückte ein russisches Heer in die Krim ein, die von nun an für immer an Rußland fiel; doch das war nur ein Anfang. Katharina hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, die Türkei gerade so zu zerstückeln, wie sie es mit Polen gemacht hatte. Nun war sie bereits soweit, Österreich auch die Teilung dieses Landes vorzuschlagen; doch hier war eben auf Maria Theresia Josef II. gefolgt, und er zögerte (1781).

So begann denn Katharina den Krieg auf eigene Faust; sie schickte den Feindseligkeiten die bühnenhafte Kundgebung eines bloßen Drohungsstreifzuges nach Südrußland voraus. Es waren Triumphbögen aufge-

richtet worden, auf denen die Inschrift prangte: „*Weg nach Byzanz*". Es war das ein wenig zu früh geschrieen! (1787).

Endlich gelang es Katharina den Kaiser von Österreich zu überreden, der nun ihr Bundesgenosse gegen die Türken wurde. Doch die ihr im geheimen feindlich gesinnten Mächte England und Preußen drängten König Gustav III. von Schweden, die Russen auf der Ostsee anzugreifen. Die Schweden hatten noch immer nicht die ihnen durch den Frieden zu Nystädt entrissenen Ostseeprovinzen vergessen, und so erklärten sie an Rußland den Krieg. Nun konnten die russischen Heere, da sie einen Teil ihrer Kraft auf die Verteidigung der bedrohten Hauptstadt Petersburg verwenden mußten, nicht mehr mit der bisherigen Entschiedenheit den Feldzug am Dnjestr und Don führen.

So dauerte weder mit der Türkei noch mit Schweden der Krieg länger fort. Der Friede mit Schweden wurde zu Weselowo unterzeichnet, nachdem die Schweden einen glänzenden Sieg zur See erfochten hatten (1790). Mit den Türken aber schloß Josefs II. Nachfolger Leopold II. den Frieden zu Sistow (1790), und zwei Jahre darauf Katharina II. zu Jassy (1792). Obwohl die Türken sowohl bei den Belagerungen wie in den regelrechten Feldschlachten von dem *unbesieglichen* Suwarow nahezu ständig geschlagen worden waren, ging ihnen gleichwohl durch den Frieden von Jassy kaum das geringste Stück Land verloren; die Krim und die Tartarei allerdings blieben endgiltig bei Rußland.

So entwickelte sich in Osteuropa das russische Zarenreich allmählich zu einer europäischen Großmacht.

* * *

Mittlerweile erstand im Westen, jenseits des Atlantischen Weltmeeres, eine andere Großmacht, die bei ihrer Entstehung sehr bescheidene Anfänge aufzuweisen hatte. Rußland stützte sich auf den Despotismus, Amerika auf die Freiheit.

Seit dem Pariser Frieden i. J. 1763 besaß England in Nordamerika eine Kolonie mit etwa zwölfhunderttausend Einwohnern, die verstreut an der ganzen Küste wohnten, während das Innere weder bevölkert noch auch nur erforscht war. So grenzten damals ans Meer von Norden nach Süden Neufundland, Akadien und Neuengland als die nördlichen, Massachusetts und Pennsylvanien als die mittleren, Maryland, Virginia, die Karolinen und Georgia als die südlichen Kolonien. Florida gehörte noch Spanien, Louisiana mit einer kleinen französischen Bevölkerung ebenso Frankreich.

Die hauptsächlichsten Städte waren Boston, der eigentliche geistige Mittelpunkt (fünfzehntausend E.), New York, schon damals ein bedeutender

Handelsverkehrsplatz (fünfundzwanzigtausend E) und Philadelphia (zwanzigtausend E.).

Die Ansiedler waren überwiegend Bauern und Landwirte, in den Städten Kaufleute, Richter, Pastoren und Ärzte. Die Schulbildung war weit entwickelter als in irgendeinem europäischen Lande. Alle Amerikaner konnten lesen, und alle lasen eifrig in ihrer Bibel. Bereits in jeder Stadt gab es Zeitungen.

Die Kolonien verwalteten sich selbst ohne allzu große Kosten. Das hauptsächlichste oder besser gesagt das einzige Band, das sie an das Mutterland fesselte, war der von England gesandte Statthalter, der die Aufgabe hatte, die englischen Gesetze zur Durchführung zu bringen und die Steuern zu erheben.

Alle Auswanderer waren mit einem berechtigten Stolze von ihrem Werte und ihrer Unabhängigkeit durchdrungen. Was an liberalen Anschauungen England, was an demokratischen Frankreich durchbebte, fand damals einen lebhaften Widerhall in den Herzen aller jungen Amerikaner. Allerdings waren diese noch immer bis ins Innerste ihrer Seele monarchisch und wünschten sich in jenen Tagen noch keineswegs von ihrem Mutterlande zu trennen.

Zehn Jahre lang (1765—1775) bildeten den ausschließlichen Reibungsstoff zwischen Kolonie und Mutterland unbedeutende Streitigkeiten um Rechts- und Zuständigkeitsfragen. Die Körperschaften einer jeden Provinz fochten die Berechtigung ihres Statthalters auf die Erhebung der einen oder der anderen Steuer an. Die damalige Toryregierung Englands unter Lord North begriff nach mehreren Zusammenstößen, von denen einige sogar einen blutigen Ausgang nahmen, schließlich, daß die Einziehung dieser Abgaben mehr kostete als sie einbrachte, und so entschloß sie sich dieselben sämtlich aufzuheben bis auf den Teezoll, den sie wegen der grundsätzlichen Natur der Sache beibehalten wollte (1770).

Aber gerade auch um des Grundsatzes willen weigerte sich die Bevölkerung von Boston den so willkürlich angesetzten Zoll zu zahlen. So warf sie eine neuangekommene Sendung Tee der Ostindischen Gesellschaft kurzer Hand ins Meer (Dezember 1773).

Mit Genehmigung des britischen Parlaments und des Königs sandte Lord North als Antwort auf dieses Verhalten den General Gage nach Boston unter Aufhebung aller Freiheiten, die der Staat Massachusetts genoß.

Die angesehensten Bürger von Boston, unter anderen Samuel Adam und Warren, beantworteten diese Gewaltmaßregel mit Berufung einer Versammlung von Vertretern sämtlicher nordamerikanischer Provinzen (eines sogenannten kontinentalen Kongresses) nach Philadelphia zur Wahrung der Rechte der Kolonie. Der Kongreß trat zusammen (5. September 1774). Er bestand aus den Vertretern der sämtlichen damaligen zwölf

Kolonien, an Zahl fünfundfünfzig. Es war das erste Mal, daß sich die bisher über ein unendliches Gebiet verstreuten amerikanischen Ansiedler zu einem einheitlichen Schritte und Beschlusse zusammenfanden. Der 5. September 1774 ist in den Kalender der Weltgeschichte als ein denkwürdiger Tag eingezeichnet. „Die Tyrannei hat die Grenzen ausgelöscht!" rief Patrick Henry, „jetzt bin ich nicht mehr Virginier, jetzt bin ich allein Amerikaner!"

Nun drängen sich die Ereignisse rasch und entscheidend. Mit jeder neuen Tatsache rückt die Trennung einen Schritt näher. Im April 1775 liefern die englischen Truppen unter Gage den Bürgerwehrmännern des Staates Massachusetts eine regelrechte Schlacht bei Lexington. Schon im Mai tritt der zweite Kongreß zusammen, der diesmal ein Heer zu werben und Papiergeld auszugeben beschließt. Im Juni ernennt der noch immer tagende Kongreß George Washington zum Oberbefehlshaber sämtlicher Bürgerwehrmannschaften. Zwei Tage darauf bezeichnet eine heiße Schlacht, unmittelbar vor den Toren von Boston, bei Jankeshill, den ersten großen Sieg des so gefeierten amerikanischen Freiheitshelden.

Im folgenden Jahre beschloß der in Philadelphia zusammengetretene Kongreß die feierliche Erklärung seiner Unabhängigkeit in dem von Jefferson, dem Vertreter von Virginia, abgefaßten Wortlaute (4. Juli 1776). Diese Unabhängigkeitserklärung war für den Staat Virginia von einer *Erklärung der Rechte* begleitet, die das Vorbild für die nicht lange nachher niedergeschriebene, fast wörtlich gleichlautende, von derselben Begeisterung eingegebene, aber in der europäischen Welt noch berühmter gewordene französische *Erklärung der Menschenrechte* liefern sollte: „Alle Menschen sind von Natur frei und unabhängig; jede Regierungsgewalt gehört allein dem Volke; die Behörden sind weiter nichts als die Bevollmächtigten und Diener desselben und ihm zu jeder Zeit verantwortlich. Kein Amt darf erblich sein; die beiden Gewalten der Gesetzgebung und der Vollziehung sind von der richterlichen Gewalt zu trennen."

Die Amerikaner feiern den 4. Juli 1776 mit Recht als einen nationalen Gedenktag, den sie alljährlich festlich begehen, haben sie sich doch an jenem Tage zum Volke zusammengeschlossen, und sollte doch dieses junge Volk mit seiner Vaterlandsliebe, seinen Gesetzen und seinen Sitten der herrlichsten Zukunft entgegengehen! Dieses so plötzlich emporgekommene Volk, das i. J. 1775 nicht mehr als zwei Millionen Einwohner zählte, wird voraussichtlich i. J. 1915 die hundertste Million vollgemacht haben!

Der Krieg dauerte sechs Jahre und zeigte die verschiedensten Wandlungen. Zunächst wurde Washington, dessen Bürgerwehrmänner zwar höchst tapfer, aber ebenso unerfahren waren, von dem ausgezeichneten englischen Heere i. J. 1776 bei Brooklyn und i. J. 1777 bei Brandywine geschlagen. Doch schon bald gab eine denkwürdige Waffentat den Auf-

ständischen die Hoffnung wieder. In Saratoga mußte der englische General Burgoyne die Waffen strecken und sich mit sechstausend Mann dem amerikanischen General Gates ergeben (16. Oktober 1777).

Doch allem Heldenmute der Bürgerwehrmänner zum Trotze waren die Kräfte noch immer ungleich. Vor allem fehlte es an Geld. Auch machten die Kälte und die Entfernungen den Krieg für die mit Kleidern und Lebensmitteln schlecht ausgerüsteten Amerikaner sehr hart, jedenfalls viel härter als für die britischen Soldaten, die von den die Küsten entlang kreuzenden Schiffen immer wieder im Überflusse neu verproviantiert wurden. Aber Washington stand noch immer ungebrochen da.

Erst Frankreichs Dazwischentreten entschied den Sieg der Freiheit.

Die französische öffentliche Meinung hatte sich, besonders in Paris, für die amerikanischen Unabhängigkeitskämpfer wahrhaft leidenschaftlich begeistert. Benjamin Franklin, der nach Europa gekommen war, um die Sache seiner Landsleute zu vertreten und für sie Stimmung zu machen, wurde vom ersten Augenblick seiner Ankunft in Paris mit einer ganz ungewöhnlichen Wärme aufgenommen. Alle bewunderten seine Biederkeit, sein Zartgefühl, seinen Scharfsinn; alle rühmten seine wissenschaftlichen Entdeckungen. Dem einheitlichen Zuge der öffentlichen Meinung folgend erkannte daher Ludwigs XVI. Regierung den Vereinigten Staaten Amerikas ihre Unabhängigkeit an (6. Februar 1778). Das bedeutete den Krieg mit England.

Die französische Marine hatte sich allmählich wieder erholt. Trotz Ludwigs XV. ablehnenden Verhaltens hatte sich schon Choiseul nicht von dem Versuche abschrecken lassen Frankreich die Flotte wiederzugeben, um die es seit la Hougue die wiederholtesten Mißerfolge gebracht hatten, ein Versuch, der recht glücklich verlief. Vergennes setzte dieses Erneuerungswerk nun weiter mit solchem Erfolge fort, daß bereits unter Ludwig XVI. i. J. 1779 die mit den spanischen vereinten französischen Schiffe der englischen Flotte die Spitze bieten konnten. Die Wiedereroberung Gibraltars gelang allerdings nicht. Auch war der englische Admiral bei Saintes siegreich (1782). Doch dieser Erfolg war nicht entscheidend, hatte doch die französische Flotte ihren ganzen alten Mut wiedergewonnen und unter Suffren, d'Orvilliers und d'Estaing gezeigt, daß sie noch immer zu siegen vermochte.

In der Tat ist auch ihr zu einem guten Teil der glänzende Sieg zu verdanken, den Washington bei Thornton davontrug (19. Oktober 1781), und der für den Ausgang des englisch-amerikanischen Krieges entscheidend wurde.

Frankreich hatte eine kleine Heeresabteilung von sechstausend Mann unter der Führung von Rochambeau gerade in jenem bedenklichen Augenblicke geschickt, wo Washington trotz wahrer Wunder von Ausdauer und

Umsicht schon so gut wie verloren schien. Nun konnte er in Virginia im Verein mit Rochambeau gegen das englische Hauptheer unter Cornwallis vorrücken. Dieser hoffte die mehr und mehr schwindenden Lebensmittel seines Heeres durch die englischen Schiffe ergänzt zu bekommen, die jedoch durch eine Blockade der französischen Flotte so von ihm abgeschnitten wurden, daß er sich bei Yorktown mit siebentausend Mann, den besten Soldaten Englands, gefangengeben mußte.

Nun war das englische Parlament und das ganze englische Volk endlich des Krieges müde. I. J. 1782 wurde der Friede mit Amerika und i. J. 1783 der Friede mit Frankreich und Spanien unterzeichnet (Friede zu Versailles).

Den Vereinigten Staaten Amerikas wurde ihre Unabhängigkeit bestätigt. Frankreich, das nun auch vom Senegal wieder Besitz nahm, trug aus diesem Frieden jedoch keinen anderen Gewinn davon als ausschließlich das stolze Gefühl: für eine gerechte Sache siegreich und ruhmvoll gekämpft zu haben.

* * *

Aber auch in Frankreich bereiteten sich große Ereignisse vor, die, ebenso wie die Revolution in Amerika, einen umgestaltenden Einfluß auf die ganze Welt haben sollten.

Ludwig XIV. war von allen verabscheut gestorben, Ludwig XV. starb nicht weniger von allen verachtet. Seine letzten Regierungsjahre waren der reine Jammer. Zwar hatte noch ein Minister von einer so bemerkenswerten politischen Weitsichtigkeit wie Choiseul (1758—1770) einige erfolgreiche Bemühungen gemacht, den Verfall des Königtums hinzuhalten. Aber er wurde durch eine Palastintrigue gestürzt, hatte er doch das Mißfallen von Frau du Barry, einer kleinen Hofdame, die über den alt gewordenen König jeden nur denkbaren Einfluß gewonnen hatte, erregt.

Die Verschwendung und Mißwirtschaft gestaltete sich allmählich derartig, daß schließlich der Ausbruch des Staatsbankrotts nicht mehr zu umgehen war. Ludwig XV. hinterließ seinem Nachfolger verzweifelte Finanzen und eine vollständig heruntergekommene Monarchie (1774).

Und doch hatte Frankreich auch jetzt noch nicht seinen Glauben an die Monarchie verloren. Über die Mißbräuche nicht sowohl von Entrüstung beherrscht, als vielmehr ihren ernstlichen Besserungsversuchen zugeneigt hoffte es viel von dem neuen König. Ehe es sich über die Vergangenheit ereiferte, wiegte es sich lieber in schöne Zukunftsträume. Es war ein Augenblick der edelsten Selbsttäuschungen und der phantastischsten Einfälle. Der Zorn sollte erst später kommen.

Die Sehnsucht nach verbessernden Umgestaltungen zeigte sich überall; Volk, Geistlichkeit, Adel, alle fühlten, daß ein Wandel nötig sei; alle sehnten

mit heißen Wünschen die neue Zeit herbei, die sie als das Ende aller Leiden und Irrungen ahnungsvoll vorausschauten.

Ludwig XVI. war erst zwanzig Jahre alt. Die hochherzigsten und edelsten Absichten beseelten ihn. Er war weder irgendwie eigennützig noch ausschweifend noch auch arglistig. Er wäre wahrhaft gut gewesen, wenn anders ein schwacher Mensch gut sein könnte. Doch seine Begabung war nur mäßig, und noch mäßiger seine Charakterstärke. Um den Kräften, die sich bald entfesseln sollten, erfolgreich zu widerstehen, hätte es eines sehr großen Mannes bedurft, und er war nur ein ganz gewöhnliches Menschenkind.

Seine Schwäche, ja sein Verderben war seine Gemahlin Marie Antoinette. Die herben Schicksalsschläge dieser unseligen *Österreicherin* dürfen uns nicht in unserm Urteil über sie irremachen. Sie wurde der französischen Monarchie zum Verhängnis, weil sie ihre Leichtfertigkeit bis zur Dummheit und ihre Eitelkeit bis zur Schamlosigkeit trieb. Inmitten einer Gesellschaft, für die sie kein Verständnis hatte, hat sie, als sie erst einmal auf Irrwege geraten war, auch nicht einen einzigen Fehler zu vermeiden gewußt, ja, wenn es gar keinen zu begehen gab, machte sie es möglich, solche eigens zu ersinnen. Die so anmaßende, verschwenderische und oberflächliche Königin behandelte Frankreich wie ein erobertes Land, und, so sehr Ludwig XVI. auch von dem Unrecht der Königin überzeugt war, er gab ihr doch immer nach, nicht sowohl aus Liebe wie aus Mangel an Widerstandskraft. Besonders, weil ihm die unglückliche Kunst eigen war, sich nie zur rechten Zeit zu fügen und, wie König Karl I. von England, gleich ungeschickt im Versagen wie im Bewilligen zu sein.

Die Regierung Ludwigs XVI. feierte ihre Einweihung mit dem Ministerium Turgot. Und Turgot war wirklich ein großer Minister. Er suchte etwas Ordnung in die Finanzen zu bringen und Freiheit auf wirtschaftlichem Gebiete, besonders auch im Getreidehandel, einzuführen. Sein Streben ging auf Beseitigung aller amtlichen Übergriffe und Plackereien. Sogleich erhoben alle, die hieraus bis dahin Nutzen gezogen hatten — es waren das unzählige ebenso einflußreiche wie gewissenlose Leute — Einspruch. Da außerdem diese Neuerungen hundertjährigen Vorurteilen begegnen mußten, vereinigten sich alle, die an Überlieferung und Herkommen hingen, mit den Verärgerten, und bald hatte Turgot alle Welt gegen sich. Nicht einmal die, denen er seinen Schutz lieh, traten für ihn ein, ja wußten ihn vielleicht gar nicht richtig zu würdigen.

Als i. J. 1774 wegen des schlechten Ausfalls der Getreideernte die Kornpreise gestiegen waren, redete sich das Volk ein, daß dies kein anderer als Turgot verschuldet hätte. Es gab Aufstände und Krawalle; es floß sogar Blut, und die Schmähschriften mehrten sich. Vielleicht wollte der große Staatsmann zuviel Neuerungen auf einmal versuchen; Tatsache ist,

daß man nicht auf ihn hören wollte. Vergebens äußerte Ludwig XVI.: „Nur wir beiden, Turgot und ich, liebten das Volk!", er mußte dieses ihm so teure Volk schließlich doch den Ränken seiner Gemahlin überlassen (Mai 1776). Jede Hoffnung die Monarchie durch friedliche Reformen zu heben schwand dahin.

Doch sollte nach Turgots Abgang die Hofpartei zunächst noch nicht gleich triumphieren. Vielmehr wurde Necker, ein Genfer Bankherr, der Vater der Frau von Staël, mit der Leitung der Finanzen beauftragt. Nun gibt es für eine Regierung, wenn die Staatskasse erschöpft ist, keine wesentlichere Aufgabe als eine sachgemäße Finanzverwaltung. Da machte Necker einige schüchterne Reformvorschläge. Obgleich oder vielleicht gerade, weil seine Pläne nicht so kühn waren, wie die Turgots, und die von ihm eingeschlagenen Wege nicht so gerade auf das Ziel führten, wie die jenes, erfreute er sich großer Volkstümlichkeit; aber die Königin und der Hof verziehen ihm nie, den traurigen Zustand der Finanzen vor aller Augen enthüllt und der Öffentlichkeit die Summe mitgeteilt zu haben, auf die sich die Luxusausgaben des Königs, der Königin und ihrer Günstlingsschar belief; sie war bis auf achtundzwanzig Millionen angewachsen!

Obwohl die öffentliche Meinung schon damals sehr mächtig war, fühlte sich der König noch mächtiger. Ohne sich also viel um sie zu kümmern, hörte er allein auf die Königin, entließ Necker und ersetzte ihn durch Calonne.

Es galt nun Geld heranzuschaffen. Da schritt Calonne zu einer Anleihe. Es ist das ein bequemes Verfahren, das zu Anfang immer gelingt, sich aber bald erschöpft. Nach Verlauf von drei Jahren war die Staatskasse leer. Jetzt nun kam Calonne auf den Gedanken, sich nicht etwa an die alten Reichsstände, die Generalstaaten und auch nicht an das Parlament, sondern vielmehr an eine Sonderversammlung, die auf einer sehr undemokratischen Grundlage beruhte, nämlich an die *Notabelnversammlung* (1787) zu wenden. Die Notabeln, d. h. die angeseheneren Elemente des Bürgertums, ließen Calonne im Stich, und so blieb ihm nichts übrig, als nunmehr die öffentliche Meinung anzurufen; hierdurch wurde er aber beiden gleich unleidlich, dem Könige wie dem ganzen Lande. Nun trat Brienne an seine Stelle (April 1787). Von Turgot zu Necker, von Necker zu Calonne, von Calonne zu Brienne; mit jedem Wechsel wurde es mit dem Ministerium immer ärger.

Da machte sich die Opposition in einer Weise geltend, daß sie nun gar nicht überhört werden konnte. Jetzt handelte es sich nicht mehr bloß um die bittere Verhöhnung durch irgendeinen Flugblattschreiber oder Schmähschriftverfasser oder etwa auch um ein beißendes Spottgedicht, das Salonerzeugnis irgendeines Marquis, jetzt begann das ganze französische Volk aufzustehen. Man belästigte die Steuerbeamten, ja, man plünderte

hier und da die Schlösser. Die Königin wurde beinahe öffentlich als eine Abenteuerin und die Minister als Schurken bezeichnet. Alle alten Einrichtungen der Monarchie wurden lächerlich gemacht. Ganz Paris war in Gärung. Die *Hochzeit des Figaro*, das Meisterwerk der französischen Lustspieldichtung, das mit allen Überlieferungen der Vergangenheit beherzt und kühn gebrochen hatte, wurde mit begeistertem Beifall aufgenommen (1784). Das Heer zitterte vor Erregung und Lust zum Meutern, besonders seit Ségurs letzter Verfügung, die einem Offizier, der nicht mindestens vier Ahnen alten Adels nachweisen konnte, von der Beförderung zu allen höheren Rangstufen ausschloß. Das Parlament selbst wurde aufständisch und sandte Protestadressen ab, in denen es die Abschaffung der geheimen Königlichen Verhaftsbefehle und die Einberufung der Generalstaaten forderte (Juli 1787).

Zuerst kam es zum Zusammenstoß zwischen Parlament und Hof. Die Pariser Bevölkerung wie auch die Provinz nahm für das Parlament Partei; es entstanden Volksaufläufe, deren Zerstreuung Schwierigkeiten machte. Im Mai 1788 ließ der König zwei Parlamentsmitglieder verhaften und löste mehrere Kammern des Pariser Parlaments auf; doch nun legten die Parlamente gewisser Provinzen Verwahrung ein und weigerten sich von den Verfügungen Vermerk zu nehmen. Da traten die Provinzialkammern, auch ohne einberufen worden zu sein, zusammen. Einige Adlige und einige Priester machten gemeinsame Sache mit dem Volke. Im Dauphiné zu Grenoble, wo das Parlament aufgelöst worden war, entbot nunmehr der Adel den dritten Stand zu einer *brüderlichen Verständigungsversammlung* und sagte ihm die doppelt so starke Vertretung zu oder mit andern Worten: es sollten in Zukunft zwei Abgeordnete des dritten Standes auf je einen Abgeordneten des Adels und einen der Geistlichkeit kommen. Wenige Tage nachher verkündeten zu Vizille sechshundert Abgeordnete aus allen drei Ständen die Unerläßlichkeit der Einberufung der Generalstaaten mit der Versicherung, daß jede Steuer, die nicht von den Bevollmächtigten des französischen Volkes gutgeheißen sei, verweigert werden solle. — So hatte auch gerade die englische Revolution und der Unabhängigkeitskampf der amerikanischen Kolonien angefangen.

Der König mußte nachgeben, Brienne entlassen und Necker zurückberufen werden. Die Verwirrung war allgemein; niemand gehorchte; jedermann hatte etwas auszusetzen. Jeden Augenblick drohte der Staatsbankrott. Das allgemeine Elend reizte immer weitere Kreise zum Aufruhr, der nun in Stadt und Land tobte. Da blieb nichts weiter übrig, als sich zur Einberufung der Generalstaaten zu entschließen. Er sollte das allgemeine Heilmittel, die Arznei für sämtliche Krankheiten bilden.

Es verflossen nun über vier Monate (27. Dezember 1788—5. Mai 1789), in denen die Wähler, Adlige, Priester, Bürger und Bauern, ihre Ver-

treter bestimmten und jene berühmten Hefte abfaßten, in denen sie Reformen verlangten und ihre Beschwerden auseinandersetzten. Diese Sammlungen von Urkunden volkstümlichen Denkens sind uns erhalten geblieben; sie sind schlicht, rührend, stellenweise salbungsvoll und stellenweise lächerlich, doch nirgends roh. Das Volk ist der monarchischen Anschauung noch treu, aber es fühlt sich durch die Vorrechte der Adligen erdrückt und durch die himmelschreienden Ungerechtigkeiten der Königlichen Steuerbehörde ausgebeutet. Es will die Freiheit des einzelnen; es verabscheut die Mißbräuche, unter denen es leidet. Hierbei mischt es wohl in das Verzeichnis der gegenwärtigen Mißstände manche phantastischen Zukunftshoffnungen ein und ahnt unbestimmt die politische Freiheit. Es muß einer schon sehr beschränkt sein, der hieraus Anlaß zur Entrüstung oder zum Spotte nimmt.

Die Zusammenkunft der Abgeordneten des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes fand am 4. Mai 1789 zu Versailles statt.

Eine Frage war es, die vor allem zu lösen und besonders schwerwiegender Natur war: Sollten die drei Stände gesondert oder gemeinsam beraten? Der Adel erklärte sich für Sonderung, der dritte Stand für Gemeinsamkeit; die Geistlichkeit war geteilter Meinung. Am 19. Juni beschließt der dritte Stand sich als *Nationalversammlung* zu erklären, mit der Aufgabe die Höhe der Steuern zu beschließen. Es bedeutete das den ersten Schritt des Volkes zur Unabhängigkeit, ja fast zur Selbstbestimmung. Der Hof antwortete mit Schließung des Saales, in dem die Abgeordneten zusammentreten sollten. Doch die Sitzung wurde nichtsdestoweniger abgehalten; am 20. Juni leisteten die Mitglieder der Versammlung unter dem Vorsitz des Astronomen Bailly im Saale des Versailler Ballspielhauses (Jeu de Paume) den feierlichen Eid: nicht eher auseinanderzugehen als bis sie Frankreich eine Verfassung gegeben hätten.

Von den Fluten der allgemeinen Erregung, denen nichts widerstehen kann, werden alle Dämme fortgerissen. Der redegewaltige Mirabeau setzt einen Beschluß durch, daß die Person der Abgeordneten unverletzlich sei (20. Juni). Am 24. Juni gesellen sich ein Teil des Adels und auch der Geistlichkeit zu dem dritten Stand und treten der Versammlung bei.

Anstatt nun, wie es allein vernünftig gewesen wäre, sich dem Willen des Volkes zu fügen, macht vielmehr Ludwig XVI. für alles Necker verantwortlich und entläßt ihn (11. Juli). Gleichzeitig hiermit bestellt er, da auf die Treue des französischen Heeres kein rechter Verlaß mehr war, ein ausländisches Regiment vor Paris, die deutschen Dragoner eines bayerischen Garnisonstädtchens.

Das rief bei den Parisern einen wahren Sturm hervor. Es gab nur einen Schrei der Entrüstung und nichts als Krawalle und Schlägereien.

Waffenlager wurden gestürmt (13. Juli). Und nun stürzte sich ohne jeden zuvor vereinbarten Plan die erregte Masse auf die Bastille (14. Juli 1789).

Der Platzhalter Delaunay verfügte gerade nur über eine sehr schwache Besatzung zu seiner Verteidigung. Von allen Seiten stürmten die Angreifer heran; herbeigelaufen kamen Bürger, Arbeiter, Leibgardisten, Frauen und Kinder; sie führten die seltsamsten Waffen bei sich, schrien und tobten. Delaunay verlor seine ganze Kaltblütigkeit. Zwar ließ er zunächst auf die Parlamentarier schießen; das war aber auch alles. Nach einem ganz kurzen Scheingefecht ergab er sich; die Masse drang in freudigem Triumph in die alte Festung. Grausam wie alle Massen, metzelte sie nun noch den Mann nieder, der sie bis dahin zurückgehalten hatte, und spießte sein Haupt auf.

Der Sturm auf die Bastille ist vom ausschließlich militärischen Standpunkte nur eine ganz mäßige Leistung: Ein verängsteter Platzhalter öffnet einer rasenden Masse die Tore eines Gefängnisses; das ist eine weder für den Platzhalter noch für die Masse besonders rühmliche Heldentat.

Gleichwohl ist der Bastillesturm ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung, sind doch stets im Leben alle wahrnehmbaren Gegenstände nur Sinnbilder und alle Tatsachen nur durch die ihnen zugrunde liegenden Vorstellungen wertvoll, und ist es doch auch hier nicht anders. Was bedeutet die Bastillefestung weiter als die altersschwach gewordene Welt mittelalterlicher Lehnsherrschaft, als die Hochburg aller gesetzlosen Übergriffe und tyrannischen Vergewaltigungen, als das Gefängnis für alle freien Geister, die dort in Fesseln schmachten müssen? Kurz was bedeutet sie mit ihren Geschützrohren, ihren Kerkerlöchern und ihren feilen und käuflichen Söldnerseelen weiter als die unumschränkte Macht der alten Könige?

Das haben die Könige verstanden; nicht ohne Grund verschwören sie sich alle gegen die Sieger vom 14. Juli. Sie wissen, daß der Fall der Pariser Bastille den Fall aller andern Bastillen in der Welt nach sich ziehen wird!

Und darin liegt der Grund, weshalb der 14. Juli einer der großen Tage in den Jahrbüchern der Menschheitsgeschichte ist. Er bezeichnet das Ende der uneingeschränkten Allgewalt der Könige; er ist der Krönungs- und Thronbesteigungstag der Völker.

Da aber die Völker ihre Kraft weder wie die Kirche aus einer Offenbarung, noch wie die Könige aus einem göttlichen Rechte, noch wie die Eroberer aus einer auf roher Waffengewalt begründeten Zwangsherrschaft zu ziehen vermögen, so werden sie eine andere Macht brauchen, um sich an sie zu wenden und sie anrufen zu können, und es war dem 19. und dem 20. Jahrhundert beschieden, ihnen dieselbe auch wirklich zu geben. Es ist die ehrfurchtgebietende Macht der Wissenschaft.

* * *

In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts war die Wissenschaft einen ganz unglaublichen Schritt vorwärts gekommen; es war dies dem Genie eines Mannes zu verdanken, der einer der Größten unter den Großen war: Antoine Lavoisier (1743—1794).

Mit einigen in einem geradezu bewundernswerten Stil beschriebenen, aufs gewissenhafteste ausgeführten feinsten Experimenten hat er mit einem Schlage in vollkommen selbständiger Stellung zueinander zwei Wissenschaften geschaffen, die bis dahin nur im Zustande unfertiger Versuche vorhanden waren: die Chemie und die Physiologie (1776—1788).

Es haben ihm zwölf Jahre genügt, um zu den glänzenden Ergebnissen zu kommen, daß die Wärme eine unwägbare Kraft ist, daß die Materie aus unzerstörbaren Atomen besteht, und daß trotz des beständigen Wechsels ihrer Formen von ihr nichts verloren geht und sich umgekehrt an ihr nichts neubildet. Er hat den Sauerstoff in der Luft aufgefunden und dargetan, daß der Verbrennungsprozeß auf einer Verbindung von Sauerstoff mit den Körpern beruht. Er hat nachgewiesen, daß die Lebewesen den Sauerstoff der Luft verbrauchen, und daß folglich das Leben nichts weiter als eine Verbrennung, ein Feuer, also ein chemisches Phänomen ist. Bis zu diesen Entdeckungen hatte man sowohl von Chemie wie auch von Physiologie rein gar nichts verstanden. Aber von diesem Augenblick an werden die beiden Wissenschaften plötzlich in allen ihren Rätseln von dem hellsten Lichte bestrahlt; die Bahn zu den späteren großen Entdeckungen ist bereits vollkommen vorgezeichnet.

Lavoisier ist ferner auch der Schöpfer der allgemeinen Physik, war doch bis zu ihm der Begriff des Gleichgewichts der Kräfte, das am *Stützpunkt* hergestellt wird, völlig unbekannt, und beherrscht doch dieser Begriff die ganze neuere Wissenschaft.

Seit jener Zeit können erst die Chemie, die Physiologie und die allgemeine Physik die Wege einschlagen, die zu ihrer heutigen Entwicklung geführt haben. Deshalb dürfen sie nicht undankbar sein, sondern sollten sich stets gegenwärtig halten, daß ihre rasenden Fortschritte und gewaltigen Eroberungen im 19. Jahrhundert von keinem andern als Lavoisier eingeleitet worden sind.

Zu einer Zeit mit Lavoisier lebten auch die beiden berühmten Männer, ein Engländer und ein Italiener, die jene beiden mechanischen Großmächte vorausahnten, die die ganze Welt beherrschen sollten: die Dampfkraft und die Elektrizität.

Galvani entdeckte zu Bologna, ohne sie noch richtig erfassen zu können, jene geheimnisvolle Kraft, die wenige Jahre später sich in den Händen Voltas als die elektrische Säule offenbaren sollte, und James Watt baute planmäßig jene Dampfmaschinen, die bereits ein Jahrhundert früher

Denis Papin entworfen und beinahe auch zur Ausführung gebracht hätte.

Chemie, Physiologie, elektrische und Dampfmaschinen, das Morgenrot einer besseren Zeit! Das 18. Jahrhundert ging ruhmvoll zur Neige! Amerika war frei und die Bastille gestürmt; die Materie aber sollte von nun an die Dienerin des Menschengeistes werden!

Siebentes Buch.

Die Herrschaft der Wissenschaft.

1789—1912.

I. Die französische Revolution.

Für einen Zeitraum von fast genau einem Vierteljahrhundert, nämlich vom 14. Juli 1789 bis zum 18. Juni 1815, d. h. von dem Bastillesturm bis zur Schlacht bei Belle-Alliance, fällt nunmehr die gesamte europäische Geschichte mit der französischen bis zum restlosen Aufgehen in derselben zusammen. Niemals erlebte die Welt sowohl auf realem wie auf idealem Gebiete in einem so kurzen Zeitraum einen tieferen Umschwung und einen rascheren Aufschwung. In nur fünfundzwanzig Jahren fallen Jahrhunderte alte Einrichtungen und steigen völlig ungeahnte und ganz neue Ideen aus dem bisherigen Dunkel empor. Der Begriff des Vaterlandes erwacht bei allen Völkern und der der persönlichen Würde bei allen Staatsbürgern vom ersten bis zum letzten. Auf einer altgewordenen Welt baut sich eine neue auf, die sich auch noch heute in alle Zukunft umbildet, sich entwickelt und wächst.

Unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Bastillesturms erhoben sich die Bauern in den Dörfern Frankreichs, zogen rottenweise verwüstend und verheerend im Lande umher und plünderten, sengten und brannten Schlösser und Burgen; hierdurch aber wurden sie der Ordnung gefährlich, die die konstituierende Versammlung fest entschlossen war aufrechtzuerhalten.

Es gab keinen Franzosen, auf den das Unabhängigkeitsfieber nicht ansteckend wirkte. Die neue Volksvertretung selbst verspürte es am eigenen Leibe. In der berühmten Nacht vom 4. zum 5. August schaffte sie alle sogenannten *feudalen Vorrechte* unter eingehender feierlicher Begründung ab. Die Vertreter des Adels und der Geistlichkeit sprachen selbst ihre Bereitwilligkeit zu diesem Opfer auf dem *Altar des Vaterlandes* aus.

Einige Zeit darauf stimmte die Versammlung für die *Erklärung der Menschenrechte.* Wenn auch diese Urkunde, ein getreuer Abklatsch der amerikanischen Erklärung vom Jahre 1778 in einem schwer verständlichen Stile voll dunkler Abstraktionen und hochtrabenden Schwulstes, einen nicht mehr ganz modernen Eindruck für unsere Tage macht, so hat sie doch das unbestreitbare Verdienst ein für allemal mit der bisherigen Willkür und Privilegienwirtschaft aufgeräumt zu haben, um Gesetzmäßigkeit und Gleichheit an ihre Stelle treten zu lassen. Trotz der mancherlei billigen

Späße, die über dieselbe zu machen so leicht ist, liegt sie gleichwohl allen neuzeitlichen staatlichen Einrichtungen und aller sozialen Gerechtigkeit zugrunde.

Schlag auf Schlag folgten die weiteren Erklärungen und Gesetzesvorschläge, um schließlich das ganze monarchische Gebäude zu untergraben.

Im Grunde seines Herzens war der König mit nichts von alledem einverstanden, doch er gab sich den Anschein, als ob ihm alles recht wäre. Die Könige und ihre Freunde hofften auf dem Wege der Gewalt Widerstand leisten zu können; das Schlimme war nur, daß ihnen diese Gewalt fehlte. Am 5. und 6. Oktober zog ein lärmender Haufe von Pariser Bürgern und besonders auch Bürgerinnen nach Versailles, holte Ludwig XVI. aus seinem Palast heraus und brachte ihn nach Paris zurück, in einer Weise, daß er mehr ihr Gefangener als ihr König zu sein schien. Schon wurden alle Ereignisse von dem hauptstädtischen Pöbel beherrscht, nach dessen Laune die schwankende Versammlung und der noch schwankendere Herrscher tanzen mußten.

Im folgenden Jahre wurde die allgemeine Erregung ruhiger. Eine Verfassung wurde verkündet, die die Lehre von der Selbstbestimmung des Volkes zu ihrer wichtigsten Grundlage machte. Am 14. Juli 1790 vereinte eine große Feierlichkeit auf dem Marsfelde Abgeordnete aus allen Windrichtungen Frankreichs, die sich eingefunden hatten, um ihre Zustimmung zu dem neuen Regierungssystem auszusprechen. Es war das *Fest der Verbrüderung*. Feierlich schwor der König der Verfassung und dem Gesetze Treue. Die begeisterte Menge jauchzte ihm bei der Eidesleistung zu; auch sie fühlte sich an diesem Tage wirklich der Monarchie treu.

Doch die Klubs, Zeitungen und Flugblätter hielten alle Geister in einem Zustande dauernder Erregung. Ohne sich durch dieses Geschrei beirren zu lassen, setzte die Versammlung in ihrem durch nichts zu trübenden Idealismus ruhig ihr friedliches Einigungswerk fort unter voller Achtung der königlichen Gewalt, die sich nunmehr allerdings dem über ihr stehenden Gesetze unterwerfen mußte (Staatsverfassung von 1791).

Viele Adlige, die ihrer Vorrechte sowie Titel verlustig gingen und sich in ihren eigenen Schlössern nicht mehr sicher fühlten, ergriffen damals den Wanderstab und gingen als „*Emigranten*" außer Landes. Des Königs jüngerer Bruder Graf von Artois war einer der ersten, der so Frankreich den Rücken kehrte. Da bildete der Prinz von Condé am Rheinufer eine Freischar aus solchen Auswanderern von Adel, die leichtfertig und tapfer, wie sie waren, die Entschlossenheit besaßen, gegen die eigene Volksvertretung wie auch sogar das eigene Volk die Waffen zu ergreifen, um sich als Verteidiger des Königs aufzuspielen; als Grund machten sie die Unfreiheit geltend, unter der der König zu leiden habe. Nun, gewissermaßen

hatten sie ja da ganz recht. Fraglos hatte die Staatsverfassung von 1791 die unumschränkte Gewalt des Königs beseitigt; aber mit seiner persönlichen Unabhängigkeit hatte doch wahrhaftig die Willkürherrschaft des bisherigen Gottesgnadentums kaum etwas zu schaffen!

Trotz aller Erklärungen und auch seines Eides konnte der König sich nicht darein finden eine Verfassung mitansehen zu müssen, die jene höchste Gewalt, mit der doch seine Ahnen soviel Mißbrauch getrieben hatten, jetzt so erheblich beschränkte. Im Stich gelassen von seinen Freunden, die sich an den Grenzen zu schaffen machten, verhetzt von der Königin, die ihm Widerstand riet, beargwöhnt von den Ministern, die ihm die Nationalversammlung aufnötigte, ins Lächerliche gezogen in den Klubs, die ihn mit Schmähungen überhäuften, wußte er wirklich nicht, welcher Partei er sich anschließen sollte. Zu feige, um den Kampf offen aufzunehmen, suchte er heimlich mit einem der führenden Männer der Revolution, dem gewaltigen Redner Mirabeau, zu verhandeln.

Mirabeau, der in den ersten Tagen der Revolution die ganze Gewalt seines Wortes und die ganze Überredungskunst seiner Logik in ihren Dienst gestellt hatte, bemühte sich jetzt, ihr, soweit es nur irgend angängig war, Einhalt zu tun. Er war von der unbestimmten Vorstellung erfüllt, daß ihm eine große vaterländische Aufgabe vorbehalten sei, die seine ganze Geisteskraft erfordere. Er sah sich im Geiste wie einen Richelieu, wie einen Colbert, als den ersten Minister eines angesehenen und selbständigen Herrschers, und so riet er zum Bürgerkrieg; aber er starb, ehe er noch irgendeinen entscheidenden Schritt getan hatte (April 1791), was jeden, der nur noch irgend monarchisch fühlte, mit der tiefsten Trauer erfüllen mußte.

Vielleicht hätte Ludwig XVI. schließlich die doch noch immer höchst ehrenvolle Rolle eines konstitutionellen Königs der Franzosen angenommen, wenn nicht die Nationalversammlung für die Stellung der Geistlichkeit eine bürgerliche Rechtsgrundlage beschlossen hätte (12. Juli 1790). Nicht etwa, als ob sich irgend etwas am katholischen Dogma ändern sollte. Es handelte sich ausschließlich um eine bloße verwaltungsrechtliche Maßregel für die Amtseinsetzung, insofern als die Pfarrer und Geistlichen von nun an zur Wahl zu stellen waren, anstatt, wie bisher, vom Papste bestimmt zu werden. Den so gewählten Pfarrern und Bischöfen wurde der *staatsbürgerliche Eidschwur* auf die Verfassung abverlangt. Eine große Zahl von Priestern ging auch darauf ein, eine größere freilich weigerte sich. Es war eine vollständige Spaltung zwischen den beiden Gruppen der Geistlichkeit, der der Eidesverweigerer auf der einen und der der Verfassungsfreunde auf der anderen Seite. Der Papst weigerte sich auf eine solche Verringerung seiner Macht einzugehen, in der er eine greulichere Feindseligkeit gegen die Kirche als in einer Ketzerei sah.

Auch Ludwig XVI. wurde von allen den unzähligen Gewissensqualen einer leicht erregbaren katholischen Seele hin- und hergeworfen; die Prinzen forderten ihn auf zu ihnen nach Koblenz zu kommen; auch die Königin drängte jetzt dazu, und zwar von Tag zu Tag heftiger, bald mit rührseligen Bitten, bald mit leidenschaftlichen Drohungen, stand ihr doch das Gespenst Karls I. von England vor Augen. Nur schweren Herzens gab diesmal der König nach und entschloß sich zu dem letzten Schritt: er wollte sein Land verlassen. Aber auch bei dieser Flucht zeigte er dasselbe Unglück und dieselbe Ungeschicklichkeit wie bei allen früheren Anlässen, mußte er es doch erleben noch vor Erreichung der Landesgrenze in Varennes erkannt und angehalten und nun in die Hauptstadt zurückgebracht zu werden (Juni 1791). Jetzt war der Beweis erbracht, wie alle die Beteuerungen seiner Treue gegen die Staatspflicht doch nicht aufrichtig waren. Doch vorläufig trug noch eine monarchiefreundliche Legendenbildung den Sieg davon. Die Freunde des Königs suchten den Schein zu erwecken, als ob er sich nicht freiwillig seinen Pflichten entzogen hätte, sondern von den revolutionsfeindlichen Parteien gewaltsam entführt worden wäre.

So wurde nun doch die konstitutionelle Monarchie verkündet. Am 14. September 1791 begab sich Ludwig XVI. in die konstituierende Nationalversammlung und schwur einen feierlichen Treueid auf die Verfassung.

Wenige Tage nachher erklärte sich die konstituierende Nationalversammlung aufgelöst.

Sie ließ ein ganz eigen- und neuartiges Werk zurück, das zur Hebung des Staatslebens dienen sollte. Gemeint ist etwa weder die hochtrabende *Erklärung der Menschenrechte* noch die lückenhafte Staatsverfassung von 1791; es handelt sich um etwas weit Wichtigeres: um Frankreichs unmittelbare innere Einrichtung im Gerichts-, Verwaltungs- und Gemeindeleben. Hieran sollten auch wohlweislich die vielen nachfolgenden Regierungen Frankreichs nichts Wesentliches mehr zu ändern haben, und auch alle übrigen Völker für ihre eigenen Staatseinrichtungen das vollendetste Muster finden, dessen bloße Erreichung stets ihr höchstes Ziel sein muß.

Die so bunt zusammengewürfelten Schöpfer der Verfassung, in denen jedes Alter, jeder Beruf und jede Parteistellung vertreten war, und die natürlich von Haus aus unter einer despotischen Regierung noch keinerlei politische Erziehung genossen hatten, haben eine Verwegenheit gezeigt, die geradezu an Tollkühnheit, und einen neuen Geist, der geradezu an Phantastik grenzte. Aber gerade durch solche Leute kann ja die Menschheit allein vorwärtskommen! Diese Phantasten von 1789 haben den Mut gehabt, auf den Trümmern des baufälligen und wurmstichigen alten Gemäuers aus einem Stück ein tadellos vollendetes Gebäude aufführen zu wollen, das ihrem Ideal, soweit es nur irgend ausführbar war, entsprach. Sie haben sich das hohe Ziel gesteckt, an Stelle der Überlieferung die Ge-

rechtigkeit und an Stelle des Vorurteils die Vernunft zu setzen. Sie haben geglaubt, daß man, um dem Guten zum Triumphe zu verhelfen, weiter nichts als es nur zu wollen brauche. Sie sind edle und reine Schwärmerseelen gewesen. So steht das von ihnen aufgerichtete Denkmal in seinen großen Umrissen noch heute, und zwar nicht etwa in Frankreich allein, sondern weit darüber hinaus im ganzen übrigen Europa.

Die nun folgende gesetzgebende Nationalversammlung (1. Oktober 1791 — 20. September 1792) hat eine nicht weniger schwierige Aufgabe zu bewältigen gehabt. Von Tag zu Tag werden jetzt die Klubs stürmischer; überall toben Aufstände; mit ihrem revolutionären Gemeinderat bedrohen die Pariser die Unabhängigkeit der Versammlung und sind in dauerndem Empörungszustand; der König, der dem Anschein nach in Übereinstimmung mit seinen Ministern regiert, zettelt in Wahrheit heimliche Verschwörungen gegen sie an und setzt sich mit den Emigranten und den auswärtigen Mächten in Verbindung; die Geistlichkeit, soweit sie den Verfassungseid verweigert hat, predigt den Widerstand, die Staatskasse ist leer; in Österreich, Preußen und Rußland, überall in Europa beginnen sich die Monarchien zu beunruhigen, und die Emigranten, die immer zahlreicher werden, häufen sich an den Grenzen zu feindlichen Rotten an.

Da erklärte Österreich, das damals von Franz II., Marie Antoinettes Oheim, regiert wurde, ohne noch lange hin- und herzureden, einfach Frankreich den Krieg, zwar vorwiegend in dem Bestreben eine Habsburgische Prinzessin und damit die monarchischen Grundsätze zu verteidigen, doch auch mit der kleinen Nebenabsicht mit den Waffen ein kleines Ländergeschäft zu machen. Ohne irgendwelche Erwägungen oder Bedenken nahmen die Franzosen mit dem mutigen Eifer Neubekehrter den Kampf frischen Mutes an, ja forderten ihn sogar durch trotzige Antworten noch mehr heraus (April 1792). Nun schloß sich auch noch Preußen an Österreich an. Das französische Heer war aber durch die Auswanderung der Generäle und die Zuchtlosigkeit der Soldaten nahezu zur Untätigkeit verurteilt. So konnten die beiden vereinigten Heere der Österreicher und Preußen in französisches Gebiet einrücken, ohne irgendein Hindernis zu finden.

Da stand das Pariser Volk auf. Und nun begab sich etwas, was sich noch oft im Laufe dieser Revolution wiederholen sollte: ein militärischer Mißerfolg zieht in der hauptstädtischen Bevölkerung zunächst eine allgemeine Erregung der Gemüter nach sich, die dann bald in einen regelrechten Aufstand übergeht. So stürmt auch jetzt die Menge die Nationalversammlung, die in ihrer Ohnmacht alles bewilligt, was jene von ihr verlangt: gleichviel, ob es weise oder tolle, gerechte oder blutige Maßregeln sind, sie beschließt alles, was ihr nur ein Pöbel auflegt, der sie vergewaltigt.

An demselben 20. Juni, an dem der Pöbel in die Nationalversammlung einbrach, erstürmte er auch noch die Tuilerien, um an seinem König in einer bald ehrfürchtigen, bald drohenden Haltung vorbeizuziehen und Männer als Minister zu fordern, die Vaterlandsliebe genug besäßen, um die Gesamtheit zu dem Werke der Volksverteidigung heranzuziehen.

Wenige Tage darauf (11. Juli) erklärte die Versammlung *das Vaterland in Gefahr* und beschloß eine Aushebung Freiwilliger im ganzen Lande, ganz wie das alte Rom, als die Gallier anrückten.

Die Antwort der aus Emigranten, Preußen und Österreichern gemischten Verbündeten war das berüchtigte Manifest des Herzogs von Braunschweig (25. Juli). Es waren höchst sonderbare Ausdrücke, die diese Erklärung enthielt. Es hieß da beispielsweise, daß jeder Franzose, der es *wagen* sollte sich gegen die Koalitionstruppen zu verteidigen, als Rebell bestraft werden würde.

Das mußte Frankreich empören. Das große französische Volk, das sich noch eben an seiner jungen Freiheit und dem Bewußtsein seiner Stärke berauschte, zitterte — zitterte nicht etwa vor Schrecken, sondern vielmehr vor Zorn — und faßte den Beschluß zu siegen. So ist es niemand anders als der Braunschweiger gewesen, der die französischen Revolutionsheere geschaffen hat, und allein dies unselige Manifest, dem ihr Dasein zu verdanken ist.

Mit derselben Handlung, mit der der Herzog von Braunschweig die Franzosen verhöhnte, warf er sich zum Verteidiger seines Königs auf. So mußte das Pariser Volk an das zum mindesten stillschweigende Einverständnis Ludwigs XVI. glauben. In einer Entrüstung und einer Wut, wie es sie bisher noch nie, auch nicht bei jener ersten Erstürmung am 20. Juni, gezeigt hatte, stürmte es nun die Tuilerien am 10. August. Zwischen den Schweizern, die den König heldenmütig verteidigten, und dem aufgeregten Pöbel entspann sich eine regelrechte blutige Schlacht, die noch nach dem Siege mit dem Makel des Verrats befleckt wurde. Die Ohnmacht der Versammlung wie des Königs zeigte sich in erschreckender Deutlichkeit. Entschlossen riß die blinde Masse alle Regierungsbefugnisse an sich.

Nun wurde aus der Umsturzpartei ein Ausschuß gewählt, der alle Wünsche, die ihr nur irgendwie in den Sinn kommen mochten, mit Gewalt erzwang. Die Versammlung fügte sich in alles und sprach nun Ludwigs XVI. Absetzung aus. Es wurde ein Ministerium eingesetzt, dessen eigentliches Haupt der besonders durch seine donnernden Klubreden gefürchtete schreckliche Revolutionsmann Danton war.

Die Ereignisse des 10. August bestimmten die Verbündeten sich zu beeilen. Vierzigtausend Preußen, vierzigtausend Österreicher und zehntausend Emigranten und Abenteurer in buntestem Durcheinander über-

schritten die Mosel und bemächtigten sich der Festungen Longwy und Verdun (2. September).

Sobald die Nachricht von dem Anrücken des feindlichen Heeres in Paris bekannt wurde, drang der Pöbel in die Gefängnisse ein, schlachtete Tausende von Leuten hin, die seit dem 10. August als angebliche Hochverräter und Helfershelfer des Auslandes verhaftet worden waren. Wenn auch zugegeben werden muß, daß Danton möglicherweise diese ebenso unnütze wie unmenschlich rohe Tat nicht ausdrücklich angeordnet hat, so hat er doch in jedem Falle bis zu ihrem Geschehen nichts getan, um sie zu verhindern, und sie nach ihrem Geschehen mit keinem Worte verurteilt.

Nun rückten die Preußen in die Champagne ein. So wenig erprobt auch das junge französische Heer war, gelang es ihm gleichwohl den Feind bei Valmy festzuhalten (20. September). Die Überraschung und Bestürzung Europas war eine allgemeine. Und doch konnte keine Rede von einer großen Schlacht oder einem entscheidenden Siege bei Valmy sein. Aber die sittliche Wirkung war eine ganz wunderbare; die von den Preußen erträumte Triumphstraße zwischen dem Rhein und den Tuilerien schien äußerst gefährdet. Diese in aller Eile eingekleideten Soldaten waren doch mehr als bloß meuternde Bauern.

Die Österreicher, die Lille belagerten, mußten einen geordneten Rückzug antreten; sie stießen während desselben auf die Truppen von Dumouriez bei Jemappes (3. November), welche einen zweiten Sieg für die Sache der Freiheit erfochten.

Dieser ganze erste Anfang des Feldzuges war überraschend glücklich: anstatt von den Feinden wurde die Grenze von den Franzosen selbst überschritten, und die auf den ersten Blick anscheinend überfallenen und angegriffenen Völker begrüßten die Eindringlinge und Angreifer freudig als solche, die im Grunde ihre Wohltäter waren, wurde doch der Krieg von allen befreiten Völkern als ein Freiheitskrieg begrüßt. Nun wurde die Republik ausgerufen (22. September 1792).

Sogleich erklärte Savoyen seinen Beitritt zu Frankreich, ebenso Nizza. General Custine rückte, von den rheinischen Deutschen gerufen, nach einem erfolgreichen, gewagten Feldzuge in die Festung Mainz ein. Dumouriez, der durch den Sieg bei Jemappes Herr über das ganze Belgien geworden war, rückte bis zur Schelde vor. Frankreich hatte seine natürlichen Grenzen, den Rhein und die Alpen, fast ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, allein durch die begeisterte Zustimmung der befreiten Völkerschaften erobert (November 1792).

Doch diese Triumphe, diese Hoffnungen dauerten nicht lange. In wenigen Monaten hatte sich alles geändert; der schöne Traum endete in einer düsteren Wirklichkeit. Die feindlichen Heere erholten sich wieder, und Frankreich löste sich in Parteien auf.

Die gesetzgebende Nationalversammlung war inzwischen durch eine neue Volksvertretung, den sogenannten Nationalkonvent, ersetzt worden. Hier gab es zwei Parteien oder besser gesagt feindliche Rotten: auf der Rechten die Girondisten, auf der Linken der Berg oder die Bergpartei. Zwischen beiden saß die Mittelpartei der sogenannten Ebene, eine gemäßigte Partei Eingeschüchterter und Zögernder. Überall herrschte Anarchie, griff doch der Pariser Umsturzausschuß, der hinter der Bergpartei unter Robespierre, Danton und Marat stand, in alle Verhandlungen der Versammlung gewaltsam ein unter Ausübung aller Regierungsbefugnisse, die er bald durch Veranstaltung irgendwelcher Putsche, bald durch willkürliche Verfügungen an sich riß.

Da beschloß der Nationalkonvent ein Massenaufgebot, das auch Landwehr und Landsturm nicht verschonte. Eine allgemeine Bewegung der Begeisterung bemächtigte sich der gesamten Jugend. Über zweihunderttausend Soldaten (vierzehn Armeekorps) strömten an die Grenze.

England, Spanien und Holland hatten sich mit Preußen und Österreich verbunden, und so sah sich Frankreich einer ganzen Welt von Feinden gegenüber.

Es scheint, als ob in diesem Augenblick der Nationalkonvent von einer Art wütendem Wahnsinnsanfalle gepackt worden sei. Anstatt einmal erst irgendwelchen Versuch zu Verhandlungen zu machen, verdoppelt er noch seine Verwegenheit und Gewalttätigkeit. Dies wird zunächst deutlich an der Hinrichtung Ludwigs XVI. (21. Januar 1793) auf Grund eines feierlichen Gerichtsverfahrens, in dem er mit dreihundertsiebenundachtzig gegen dreihundertvierunddreißig Stimmen zum Tode verurteilt wurde: ein schwerer Fehler, der jenen gutmütigen König nun gar zum Märtyrer stempelte, den eine unheilbare Schwäche bereits dahin gebracht hatte, sich als Doppelzüngigen, ja geradezu als Volksverräter zu zeigen.

Dieselbe Erscheinung wird weiter deutlich durch einen in nichts gerechtfertigten Staatsstreich (20. Juni). Die Girondisten werden verhaftet und nach einem Scheinverfahren durch das Fallbeil (Guillotine) hingerichtet. Die Pariser Umsturzpartei, die schon lange im Grunde den Willen des Nationalkonvents leitet, bestimmt hierauf einen *Staatswohlfahrtsausschuß* und einen *Revolutionsgerichtshof*, die nun eine blutige Gewaltherrschaft ausüben.

Niemals befand sich ein Volk in einer bedenklicheren Lage als Frankreich im Juli 1793.

Korsika hat sich England ergeben; Lyon hat sich erhoben und die Truppen des Königs von Sardinien zu seiner Hilfe herbeigerufen; ebenso hat Toulon die englische Flotte um ihre Unterstützung gebeten. Nun fangen auch noch die durch das Zivilstandsgesetz für die Geistlichkeit und auch durch das Massenaufgebot zum Kriege erbitterten Bauern der

Vendée einen wütenden Aufstand an, zu dem sie gleichfalls die Engländer heranrufen. Sie bilden eine starke Schar heldenmütiger Schwärmer und treten zu bewaffneten Banden zusammen, die sich mit einer Todesverachtung, die einer besseren Sache würdig wäre, zu schlagen wissen.

Nun begannen auch noch die Lebensmittel auszugehen. Die verschwenderisch ausgegebenen Assignaten (staatliche Bodenkreditaktien) waren bald weiter nichts mehr als ganz gemeine Papierfetzen ohne jeden weiteren Wert. An den Grenzen folgten den anfänglichen Siegen bald Verluste, durch die Frankreich dem einfallenden Feinde offen stand. So erlitt Dumouriez bei Neerwinden eine derartige Niederlage, daß er sich aus Belgien zurückziehen mußte (5. März) und schließlich zum Feinde überging (5. April). Auch General Custine, der in Mainz eingeschlossen wurde, mußte nach einer rühmlichen Verteidigung die Waffen strecken und diese deutsche Reichsfestung zurückgeben (23. Juli). Auch Valenciennes wurde von den Feinden erobert (28. Juli).

Diese schweren Verluste und Mißerfolge beantwortete der Nationalkonvent mit einer gleichzeitig übermenschlichen wie unmenschlichen Tätigkeit; es war die Zeit der Schreckensherrschaft. Überall herrschte Angeberei, überall der Revolutionsgerichtshof und die Guillotine. Der Staatswohlfahrtsausschuß verfügte einfach den Sieg, und so wurde jeder besiegte General vor ein Gericht gestellt und zur Todesstrafe verurteilt, wie Custine, wie Houchard und manche andere. In die Städte und zu den Heeren wurden Abgesandte geschickt, um dort Schafotte zu errichten. Zu Nantes, zu Angers, zu Caen, zu Lyon, überall wurden solche Bluturteile vollstreckt, zum Teil noch grausamer als in Paris. Dem Fallbeil fielen in dem einen Jahre, vom Juli 1793 bis zum Juli 1794, über ganz Frankreich an 5000 Opfer — 2596 allein in Paris —, fast ebensoviele wie in der Bartholomäusnacht!

Und was für Opfer! Der größte unter allen Franzosen: Antoine Lavoisier! Der angebetete Dichter André Chénier! Unbekannte und Erlauchte aus allen Parteien, von Danton, Hébert, Camille Desmoulins bis zu Marie Antoinette, Rolland, Bailly und Malesherbes! Unter der Gewaltherrschaft Robespierres und des Staatswohlfahrtsausschusses wurde eine wahre Orgie von Justizmorden gefeiert! Es ist diese unselige Zeit als die der Schreckensherrschaft bezeichnet worden, und es war wahrlich eine doppelte Schreckenszeit, für die unglücklichen Märtyrer selbst vielleicht noch weniger als für jene von Grauen erfüllten Armen, die ihre Richter und Henker in einer Person sein mußten.

Aber es sollte auch noch in gröbster Weise das Komische zum Entsetzlichen treten und aus diesem ein Zerrbild voll bitteren Hohnes machen! In seiner unklaren deistischen Vernunftsreligion ersann Robespierre, durch seinen Lieblingsschriftsteller Jean-Jacques Rousseau angeregt, in dessen

Lektüre er sich vertieft hatte, einen Kultus für sein sogenanntes höchstes Wesen, die Gottheit der Vernunft, als ob ein höheres Verbrechen gegen die Vernunft denkbar wäre als der wahnsinnige Gedanke: der Vernunft einen Kultus errichten zu wollen!

Die Diktatur Robespierres dauerte lange, volle acht Monate, vom Girondistenprozeß (24. Oktober 1793) bis zum 9. Thermidor*) (27. Juli 1794). Am 9. Thermidor kamen die Konventsmitglieder, wie sie ihre Zahl durch Robespierre sich immer mehr lichten sahen, zu der späten Einsicht, daß dieser weiter nichts als ein blutiger Tyrann sei, ja sogar noch ein ziemlich einfältiger, und so machten sie auf dem Schafott, auf dem er selbst so viele hingeschlachtet hatte, nun auch seinem unseligen Dasein ein Ende.

Aber diese in Paris so unrühmliche Regierung konnte beim Heere nur die höchste Bewunderung erregen. Von dem großen Carnot begeistert hatte der Staatswohlfahrtsausschuß eine unglaubliche Tatkraft und Geschicklichkeit für eine planmäßige Vorbereitung des Sieges aufzubieten gewußt. „*Die Republik bildete nur noch eine einzige große belagerte Stadt und Frankreich ein weites Feldlager.*" Frankreichs ganze Volksseele war in seiner Jugend verkörpert, die, wenn sie auch zunächst bloß für die Befreiung des Vaterlandes dem Tode trotzte, doch damit zugleich die ganze Menschheit zu befreien glaubte.

Sie stand gut geschulten und in Manneszucht geübten Truppen gegenüber, die aber von altergrauten, ebenso schulmeisterlichen wie unfähigen Generalen befehligt waren, berufsmäßigen Soldaten und Feldherren, die aber ohne Begeisterung und Glauben an ihre gute Sache weitermarschierten. Im Gegensatz zu ihnen die Franzosen, die, obwohl zerlumpt und verhungert, unter der Führung von bisweilen noch nicht fünfundzwanzigjährigen Generalen, die aber noch gestern ihresgleichen gewesen waren, ausnahmslos wußten, für welche edle Sache sie in den Kampf zogen!

Das war der Triumph der Begeisterung über die Gleichgültigkeit, und so waren die französischen Truppen nunmehr überall siegreich.

Lyon wurde von Kellermann wiedererobert (9. Oktober); das Vendéeheer wurde bei Savenay von dem jugendlichen Marceau vernichtet (12. Dezember); der ebenso jugendliche Napoleon Bonaparte eroberte Toulon zurück; im Norden war Jourdan Sieger bei Wattignies (16. Oktober), der gleichfalls noch so jugendliche Hoche bei Weißenburg (26. Dezember).

I. J. 1794 waren die Erfolge nicht weniger glänzend. Niemals war ein Heer freudiger oder heldenmütiger als dieses: „*Es schien der Sonne gleich, wenn sie an einem schönen Tage im hellen Morgenrot aufgeht!*"

Der großen Anstrengung des Nationalkonvents war ein Ersatz von fünfhunderttausend Mann zu verdanken, und von neuem wurde auf allen

*) Der Hitzemonat, ein Monat im neuen republikanischen Kalender.

Seiten die Grenze überschritten. Jourdan errang bei Fleurus einen glänzenden Sieg, durch den das ganze Belgien schonungslos den feindlichen Angriffen preisgegeben war (26. Juni); im folgenden Jahre drang Pichegru in Holland ein, und Husaren bemächtigten sich der in den Eisschollen festgefrorenen holländischen Flotte (20. Januar 1795). Gleichzeitig rückte das Heer von dem damaligen Departement Sambre-et-Meuse bis zum Rhein vor (Januar 1795). Auch die Pyrenäen wurden von den französischen Truppen überschritten; Miollis drang in Navarra und Moncey in Biscaya ein.

Da baten die Verbündeten um Frieden.

Er wurde zu Basel geschlossen (5. April 1795), und zwar mit Spanien, Preußen und Holland. Spanien trat die Insel San Domingo (das spätere Haiti) ab; Holland (die Batavische Republik) wurde Frankreichs Verbündeter und trat die Scheldemündungen ab; Preußen fand sich endgültig mit der Eroberung des linken Rheinufers ab. Mit Ausnahme von England und Österreich erkannten nunmehr alle europäischen Staaten die junge Republik an, die Frankreich bis zum Rhein, den Alpen und den Pyrenäen ausgedehnt hatte, seinen natürlichen Grenzen, die zehn Jahrhunderte der Monarchie ihm nicht zu verschaffen gewußt hatten. Die Bevölkerungen Belgiens und des Rheins, die nun den französischen neuen Gesetzen unterworfen wurden, begrüßten es mit Freuden zu einem so gerechten und mächtigen Lande wie Frankreich gehören zu dürfen. In Italien und in Deutschland wurden die Franzosen als Befreier angesehen.

Um aus einer so stolzen Lage schon nach zwanzig Jahren bei den demütigenden Friedensverträgen von 1815 anzugelangen, wieviel Begehungs- und Unterlassungssünden müssen da wohl inzwischen geschehen sein!

Seit dem 9. Thermidor regierte wieder der Nationalkonvent, doch nur auf die kurze Frist eines Jahres. Es kamen in demselben wohl einige unvermutete Vorstöße vor, sei es von den Revolutionsparteien, sei es auch von den treugebliebenen Anhängern des Königs, die der 9. Thermidor wieder mit einigen Hoffnungen belebt hatte. Aber beide wurden der Reihe nach unschädlich gemacht: die Jakobiner am 1. Prairial*) durch Pichegru, die Royalisten am 13. Vendémiaire**) durch Bonaparte.

Jetzt hatte der Konvent seine Aufgabe erfüllt und sich das einzige fragwürdige Recht als letztes vorbehalten, sich aufzulösen mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!" (26. Oktober 1795). Er hatte über die schrecklichsten Gefahren triumphiert, um sich nun selbst das Leben auszublasen; aber er hatte Frankreich gerettet.

---

*) Wiesenmonat (etwa Mitte Mai bis Mitte Juni), ein Monat im neuen republikanischen Kalender.

**) Weinmonat, desgleichen.

Nicht etwa bloß die Bekämpfung der sich befehdenden Parteien und der Sieg über die verschiedensten Völkerbündnisse ist ihm zu danken. Von ihm stammt auch so manche wohltätige Einrichtung, die sich bis heute bewährt hat. Es gibt keine neuere Gesetzgebung, zu der er nicht die Grundlage gelegt hätte! Auch Napoleons Bürgerliches Gesetzbuch ist nichts anderes als eine bloße Ergänzung und Erweiterung seiner Entwürfe. Er hat den allgemeinen Schulzwang beschlossen und das naturwissenschaftliche Museum, die Lehrerbildungsanstalt, das Polytechnikum, das Institut, das Erdmessungsamt, das Landesarchiv und das Louvremuseum geschaffen. Er hat die alten Maße abgeschafft und jenes glänzende dezimale Maß- und Gewichtssystem begründet, das in dem bisherigen Wirrwarr zum erstenmal eine wirkliche Ordnung hergestellt hat, indem es erst einmal zunächst für alle Gebiete menschlicher Erkenntnis eine Kunstsprache von einheitlichen Fachausdrücken zum Gebrauche für den Verkehr zwischen den Völkern aufgebaut hat.

Durch den bereits von der konstituierenden Nationalversammlung in die Hand genommenen Verkauf der zum Staatseigentum gewordenen eingezogenen Ländereien der Geistlichkeit, der Ordensgesellschaften und der Emigranten hat er ein Volk besitzloser Enterbter in ein Volk besitzender Eigentümer verwandelt. Seit der Revolution ist der Grund und Boden Frankreichs mehr als der jeden andern Landes verteilt und zerstückelt. Allerdings hat dieser Verkauf der Staatsgüter die Schuldenwirtschaft, ja sogar den allgemeinen Bankrott des Staates zu hindern vermocht. Aber trotz alledem sind die Ereignisse ihren Gang ruhig weitergegangen.

Das von den Königen begonnene Werk der Einigung des französischen Vaterlandes ist erst von den Konventsmitgliedern zum Abschluß gebracht worden. Wenn diese sich zugegebenermaßen auch häufig nur recht mittelmäßig, bisweilen sogar feige gezeigt haben, so haben sie doch niemals, wenn die Lage noch so verzweifelt war, sei es an Frankreich oder auch an der Menschheit verzweifelt.

* * *

Wenn Rußland nicht dazwischengetreten war und wenn Preußen so leicht in den Frieden eingewilligt hatte, so hatte das seinen guten Grund darin, daß sie beide gemeinsam an einer ebenso verdammenswerten wie einträglichen Unternehmung beteiligt waren: der nunmehr endgültigen Aufteilung Polens.

Seit 1772 hatte Polen unter der Regierung von Stanislaus Poniatowski jede Unabhängigkeit verloren, um zu einem bloßen Vasallenstaate Rußlands herabzusinken. Doch das polnische Volk bekam langsam das Gefühl für sein so wankendes Volkstum wieder. Es fanden französische und eng-

lische Anschauungen bei ihm Eingang, und es wurden schüchterne Versuche gemacht dem Heer einigen Zusammenhalt zu geben.

I. J. 1788 erklärte sich der polnische Reichstag als eine konstituierende Körperschaft und verkündete eine Verfassung (1791), eine parlamentarische monarchische Verfassung mit zwei Kammern und verantwortlichen Ministern. Das *liberum veto,* d. h. die Notwendigkeit der Einstimmigkeit eines Beschlusses, ein dauernder Anlaß zur Anarchie, der mit einer ordentlichen Staatsleitung völlig unvereinbar ist, wurde abgeschafft. Die persönliche Freiheit der Bauern, die bis dahin einer harten und drückenden Leibeigenschaft unterworfen waren, wurde gesetzlich gesichert.

Das Volk spendete Beifall und der König stimmte zu.

Aber Katharina von Rußland erhob einen Einwand, der ganz ausschließlich formaler Natur war. Sie hatte eben zwei große Kriege glücklich beendigt: im Norden mit Schweden, im Süden mit der Türkei. Sie hatte die Macht, also machte sie davon Gebrauch. Die russischen Heere drangen in Litauen und in Warschau ein. Einige Polen wurden durch Bestechung gekauft, die russischen Ansprüche zu unterstützen (Targowitzaer Konföderation im Mai 1792). Der König von Preußen nun, der dem polnischen Reichstag urkundlich seine Unterstützung versprochen hatte, hielt die Gelegenheit für zu günstig, um sich nicht dabei einige Landesteile anzueignen, und so rückte auch er mit seinem Heere in Polen ein. Ein Widerstand des Volkes war ausgeschlossen, und so durften Rußland und Preußen ihre Bedingungen diktieren. Sie konnten gar nicht einfacher sein: Preußen sollte das Großherzogtum Posen mit Danzig und Thorn nehmen und Rußland Litauen. Die Verfassung von 1791 aber sollte ohne alle weiteren Umschweife abgeschafft werden.

Ein Reichstag trat nun zu Grodno zusammen *unter dem Schutze russischer Grenadiere,* ein russischer General nahm neben dem König Platz, und so wurde der Vertrag mit Rußland und Preußen von Polen unterzeichnet.

Die polnische Volkspartei fügte sich diesem Schimpfe nicht, ohne irgendeinen Widerstand zu versuchen. Die Ungerechtigkeit war so schreiend, daß sie eine allgemeine Volkserhebung herbeiführte. Mit Sensen bewaffnete Bauern rückten gegen die russische Infanterie aus. Bei Krakau richteten die meuterischen Polen unter den russischen Soldaten ein Blutbad an. Es bildete sich eine Volksregierung, deren Seele ein Adliger, Thaddäus Kosciuszko war. Sogar der so schwache polnische König Stanislaus Poniatowski sollte sich den Verwahrungen seiner Untertanen gegen diesen schnöden Länderraub anschließen!

Die polnischen Vaterlandsverteidiger hatten keine geeigneten Waffen und Führer und waren in verschwindender Minderzahl. Auch hatte sich die polnische Volksseele noch nicht genügend aus ihren Fesseln befreit, wie sie es später nach einem Jahrhundert der Unterdrückung vermochte.

So erlitten die armen polnischen Freiheitskämpfer trotz wahrer Wunder von Heldenmut von den Russen bei Maciejowice eine vernichtende Niederlage (24. September 1794). Kosciuszko wurde auf dem Schlachtfelde verwundet, fiel vom Pferde und geriet in Gefangenschaft. Das russische Heer drang nun unter Führung des Feldmarschalls Suworow in Praga-Warschau ein (4. November). Alle Bewohner wurden niedergemetzelt. Es war ein grauenhaftes Blutbad, an das wohl jeder Pole die Erinnerung bewahren wird, solange sein Land nicht wieder frei ist.

Angesichts solcher Erfolge erklärte Österreich, auch seinerseits, wenn es Rußland und Preußen nichts in den Weg legen sollte, etwas von der Kriegsbeute haben zu wollen, selbst wenn es nicht unmittelbar an der Schlacht teilgenommen habe; so brachte es Kleinpolen und Krakau an sich; Preußen bekam Warschau, und Rußland behielt endgültig das ganze Litauen in seinem Besitze (Oktober 1795).

Das ist noch lange nicht für alle Zukunft das Ende Polens („*Finis Poloniae*“), das damals so höhnisches Frohlocken hervorrief und, wie im allgemeinen noch heute, ein für allemal als gesichert angesehen wurde! Ein Volk von fünfzehn Millionen Menschen, das seine Sprache, sein Wesen und seinen Stolz bewahrt, geht nicht so leicht, wie man vielleicht denken könnte, zu Grunde!

* * *

Frankreich, das so heiß nach dem schweren Kriege den Frieden, nach der blutigen Anarchie die Ordnung herbeisehnte, machte auch nicht die geringste Bemühung die Zerstückelung Polens zu verhindern.

Unter der neuen Regierung, die auf den Konvent gefolgt war, hatte die neue konstituierende Versammlung vom Jahre III (1795) ein Zweikammersystem (Rat der Alten und Rat der Fünfhundert) beschlossen und daneben eine vollziehende Behörde, das aus fünf Mitgliedern (Direktoren) bestehende Direktorium. Die Auserwählten der beiden Kammern zeigten sich jedoch nicht imstande die Parteien zu versöhnen, die Finanzen wiederherzustellen und die bedrohten Grenzen zu verteidigen. Gleichwohl hätte die Verfassung vom Jahre III, so manches sie auch noch zu wünschen übrig ließ, wahrscheinlich einer weisen Regierung immerhin ermöglicht, ihre schwierigen Aufgaben zu einem guten Ende zu führen; doch die Direktoren waren mit vielleicht alleiniger Ausnahme des großen Carnot in bezug auf Rechtschaffenheit wie Befähigung nur von äußerster Mittelmäßigkeit. Gegen die beiden sich gegenseitig so heftig befehdenden Gruppen der Royalisten und Terroristen ging das Direktorium, um seine Macht zu behaupten, mit Staatsstreichen unter schamloser Mißachtung aller Gesetze vor, so daß es sich eigentlich gar nicht wundern konnte, daß es schon so bald selbst von dem so gesetzwidrigen vernichtenden Anschlage

getroffen werden sollte! Am 18. Fruktidor*) (4. September 1797) unternahm das Direktorium den Staatsstreich gegen die Royalisten und schon am 22. Floreal**) (11. Mai 1798) gegen die Jakobiner.

Trotz des ruhmvollen Friedens, den Frankreich geschlossen hatte, durfte es sich noch immer nicht Ruhe vom Kampfe gönnen, hatten sich doch weder Österreich noch England bewegen lassen auch ihrerseits, wie die anderen Mächte, die Waffen niederzulegen.

Am Rhein erlitten die Franzosen zunächst einige Verluste, die nicht sowohl vernichtende Niederlagen wie unbedeutende Schlappen zu nennen waren. Pichegru, der Sieger von Fleurus, übte Verrat (Dezember 1795), wie es Dumouriez und Lafayette getan hatten. Ein fähiger General, Erzherzog Karl von Österreich, der Bruder des Kaisers, ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, befehligte die Kaiserlichen. Er trug einige Erfolge davon, besonders nach dem Tode von Marceau (20. September 1796) und von Hoche (19. September 1797), zwei jugendlichen glänzenden Feldherrengenies, *die nur zu früh für Frankreich dahingegangen waren.*

So blieb der Feldzug des französischen Rheinheeres unentschieden, aber um so triumphreicher und glanzvoller verlief der des französischen Heeres in Italien. Hier erschien die Kriegsbefähigung des jungen Napoleon in ihrem vollen Lichte.

I. J. 1796 stand Napoleon Bonaparte in einem Alter von nur siebenundzwanzig Jahren. Er war in Korsika geboren, am Tage nach der Einverleibung Korsikas in Frankreich, also so zur richtigen Zeit, um noch gerade als Franzose gelten zu können (1769). Er verließ die Kriegsschule als Artillerieleutnant, aber, da er fand, daß seine Beförderung nicht schnell genug vor sich ging, brauchte er in der Lage, wo die Korsen zwischen der von Paoli vertretenen Nationalpartei und der französischen Partei hin- und herschwankten, eine gewisse Zeit, ehe er zum festen Entschlusse kam. Erst nach vielem Zögern entschied er sich für Frankreich und trat nun den großen Grundsätzen der Revolution bei, um der Freund des Bruders von Robespierre zu werden, der ihn in seinen persönlichen Schutz nahm. Als Artillerieoffizier bei der Belagerung von Toulon mit einem Auftrage betraut, gab er einen genialen Rat, der für die Einnahme der Stadt entscheidend wurde (1793).

Nach seiner Ernennung zum General und Rückkehr nach Paris (1794) sucht er mit den leitenden Männern des Tages in Fühlung zu treten, wobei er die Unterstützung von Barras gewinnt, der ihm am 13. Vendémiaire den bereits erwähnten Auftrag gibt, die in der St. Rochuskirche zusammengedrängten Royalisten durch Geschützfeuer auseinanderzujagen, wahrlich

*) Fruchtmonat, der letzte Monat im neuen republikanischen Kalender.

**) Blütenmonat, der zweite Frühlingsmonat im neuen Kalender.

ein nicht übermäßig schwieriger Sieg, durch den aber der erst fünfundzwanzigjährige General den Ruf eines hervorragenden Republikaners erwarb.

Ins Direktorium berufen und unter seinen Mitgliedern allmächtig geworden tat Barras für den jungen korsischen Offizier noch ein weiteres. Er ließ Napoleon Bonaparte zum kommandierenden General des Heeres in Italien wählen (1796). Noch zwei Tage vor seinem Abgange dorthin hatte Bonaparte die Witwe des Generals von Beauharnais Josephine geheiratet, die ebenso entzückende wie leichtfertige bisherige Geliebte von Barras, in die sich der Korse unsterblich verliebt hatte und für die er in allen Lebenslagen und auch noch in seinen spätesten Tagen eine zärtliche Anhänglichkeit bewahren sollte.

Von einem glühenden Vertrauen zur Republik beseelt sind die Soldaten des französischen Heeres in Italien ganz prachtvoll in ihrer Art, und so kann Bonaparte von ihnen wahre Wunder von Heldenmütigkeit und Ausdauer verlangen. Da die österreichischen Truppen den seinigen an Zahl überlegen sind, bringt er ein ebenso einfaches wie geniales militärisches System zur Anwendung, dem er auch noch während seiner ganzen bevorstehenden überwältigenden kriegerischen Heldenlaufbahn treu bleiben soll. Er zieht alle seine Kräfte auf einen Punkt zusammen, ohne sich weiter darum zu kümmern, was sonstwo vorgehen mag; an dem bestimmten Punkte hat er dann auf jeden Fall die numerische Überlegenheit auf seiner Seite und bei den Vorzügen seiner Soldaten auch stets den Sieg.

In noch nicht einem Monat, vom 25. März bis zum 23. April 1796, bringt er es fertig, die Piemontesen von den Österreichern abzuschneiden (Siege bei Montenotte und Mondovi) und unterzeichnet einen Vertrag mit König Victor Amadeo von Sardinien zu Cherasco.

Nachdem er so mit den Piemontesen fertig geworden ist, wendet er sich nun gegen die Österreicher, schlägt sie bei Lodi, zieht im Triumphe in Mailand ein, schlägt dann wieder bei Arcole (15. November 1796) und bei Rivoli (14. Januar 1797) die beiden Heere, die ihm Österreich entgegenstellt, und trifft schon seine Vorbereitungen dafür auf Wien loszumarschieren. Doch erbietet er sich nach noch einigen glücklichen, seinen Gegner, den Erzherzog Karl beunruhigenden Kämpfen zum Frieden (Vorverhandlungen zu Leoben am 7. April 1797, endgiltiger Friedensschluß zu Campo Formio am 17. Oktober 1797).

Glänzende Siege, jeder Müdigkeit spottende Märsche, entscheidende Erfolge, die ebenso dem Genie des Feldherrn wie dem Mute der Soldaten und der Fähigkeit der Offiziere zu verdanken waren! Aber der Geist der republikanischen Kriegführung ist mittlerweile ein vollkommen anderer geworden! „Soldaten!“ redete Bonaparte seine Truppen an, „Ihr seid arm, nackt und schlecht genährt; Schätze breiten sich vor euren Augen

aus; ihr braucht nur zuzugreifen! Marschiert, und ihr werdet in diesen Städten und Ebenen Ehre, Ruhm und Reichtum finden!" Es ist also schon damals nicht mehr die Verteidigung des Vaterlandes, der Triumph der Freiheit, die Mündigkeitserklärung der Menschen, die Bonaparte anruft, es ist vielmehr schon damals die roheste Plünderungssucht, an die er sich wendet.

Und auch in seinen Unterhandlungen mit dem zu Boden gestreckten Österreich und dem von Schrecken gelähmten Italien zeigt sich das Plünderungsbedürfnis als das alles andere Überwuchernde. Man sage und schreibe: fünfzehn Millionen verlangt Bonaparte von Genua, zehn Millionen von Parma, je zwanzig von Modena, vom Papste, von Mailand und Venedig, dreißig von Bologna, Ferrara und Ravenna. Er läßt nach Paris Gemälde, Bildhauereien und andere kostbare Kunstschätze bringen. So muß der Krieg zur Bereicherung des Siegers herhalten!

Doch schon tut sich Bonaparte etwas darauf zugute, die Anweisungen des Direktoriums zu mißachten. Er spricht zu den eigenen Amtsgenossen, als ob er ihr Vorgesetzter wäre, in tadelndem und gebietendem Tone. Er verteilt an seine Umgebung nicht bloß Beute, die er seinen Besiegten, sondern auch solche, die er seinen Verbündeten, den armen Italienern abgenommen hat, als deren Retter er sich rühmt.

Als der Nationalkonvent die gesamte wehrfähige Bevölkerung zu den Waffen rief, hatte er damit der Herrschaft der großen Volksheere die Weihe gegeben. Aber das war für die Verteidigung heimischen Bodens geschehen. Waren unter der Königsherrschaft jene aus Freiwilligen, Abenteurern und Söldnern zusammengebrachten Heere noch nicht aus dem Volke selbst emporgewachsen, so ändert sich das alles mit den großen Aufgeboten von 1794 und 1795 wie mit einem Schlage! Zu den Waffen muß jetzt die gesamte französische Jugend vom ersten bis zum letzten Manne, und das Heer ist damit nichts anderes als das gesamte waffenfähige Volk.

Und so bleibt es von nun an auch für die weitere Zukunft! Durch eine verhängnisvolle Verkettung der Geschicke sollten auch die anderen Völker in die Notlage kommen, ihren letzten Mann in den Krieg schicken zu müssen, so daß auch sie zu Volksheeren kamen. Wenn aber ein Volksheer erst das blinde und gefügige Werkzeug eines durch den Zauber seiner Persönlichkeit überwältigenden Feldherrn oder Kaisers geworden ist, wird es auch von dem Augenblicke an den Krieg nur noch als eine einzige große Plünderungstätigkeit ansehen, und die Wildheit wird in ihrer ganzen Roheit entfesselt wüten.

Das Übel, unter dem heute die gesittete Welt so furchtbar leidet, jene ungeheuren Heere, die sogar im Frieden die Ursache so vielen Elends und so vieler Tränen sind, ist die zwingende Folge der Massenaufgebote der Jahre 1793—1796.

Von dem großen europäischen Völkerbunde angegriffen mußte Frankreich sich auch einem solchen gegenüber in genügenden Verteidigungszustand setzen. So beschloß es das Massenaufgebot. Bonaparte aber paßte jene jungen Leute, die die Vaterlandsliebe zu Soldaten gemacht hatte, seinem System der Plünderungen und Eroberungen an. Er ist der große Schuldige. Die von ihm herausgeforderten europäischen Herrscher haben die Völker zur Verteidigung und später als seine Nachahmer zum Angriff gerüstet. Von all dem vielen Unglück, das wir Napoleon Bonaparte zu verdanken haben, ist dieses nicht das geringste.

Gleichzeitig mit Italien stellte auch Deutschland den Krieg ein. Österreich bewilligte nun Frankreich endgiltig das von ihm eroberte linke Rheinufer; die Lombardei wurde ein unabhängiger Freistaat (Cisalpinische Republik). Dafür aber wurde Venedig an Österreich hingegeben, um von ihm als Provinz einverleibt zu werden. Im Grunde erlangte Frankreich nichts weiter als das, was ihm schon durch den Baseler Friedensvertrag i. J. 1795 zuerkannt worden war.

Der Friede mit Österreich schloß noch nicht den Frieden mit England in sich. Der große Staatsmann, der damals die englischen Geschicke leitete, verfolgte Frankreich mit seiner grimmigsten Feindschaft, weil er die Größe seines Vaterlandes ohne die Demütigung dieser Macht für die Dauer unmöglich hielt. Bereits sein Vater William Pitt I. hatte eine recht bedeutende politische Rolle gespielt; aber William Pitt II. übte seine Macht noch länger und in noch entscheidensreicheren Lagen aus. Durch seine staatsmännische Befähigung und Hartnäckigkeit, durch die Logik seiner feurigen Beredsamkeit und durch die Glut seiner unbeugsamen Vaterlandsliebe gewann er, obwohl er doch nur eines verfassungsmäßigen Königs Minister war, allmählich ganz das Ansehen eines unumschränkten Herrschers. Trotz der Wühlereien bei dem Volke, die manchmal bis in Putsche ausarteten, trotz der täglichen Schmähschriften und Flugblätter, die voller Beleidigungen für ihn waren, und trotz der Kammerreden, in denen er fortgesetzt verhöhnt wurde, wußte er nichtsdestoweniger seinen Willen sowohl dem Könige wie der Parlamentsmehrheit beständig aufzudrängen. Tatsächlich ist England volle dreißig Jahre lang von keinem anderen als von ihm regiert worden. Sein großes, um nicht zu sagen, einzig dastehendes Werk war der Krieg gegen Frankreich. Und wenn England schließlich über dieses Land triumphiert hat, so hat es das keinem mehr als Pitt zu verdanken, vielleicht ihm sogar noch mehr als Nelson und Wellington.

Der Kampf zwischen England und Frankreich, der sich zwei ganze Jahrzehnte hindurchzog, beschränkte sich in dem ersten Jahrzehnt fast ausschließlich auf die See. Es kamen wohl einige Landungsversuche vor, von den Engländern in Frankreich (zunächst bei Toulon und später bei Quiberon in der Vendée) und von den Franzosen in Irland (Hoche 1797).

Aber die einen wie die anderen scheiterten. Die See wurde der Schauplatz einiger sogar für die Besiegten rühmlicher Kämpfe, doch die französischen, holländischen und spanischen Schiffe waren alle zusammen nicht imstande den noch zahlreicheren, besser ausgerüsteten und besonders auch besser befehligten englischen Schiffen dauernden Widerstand zu leisten. England nutzte die Siege seiner Flotte aus, um sich der holländischen Kolonialbesitzungen zu bemächtigen, vor allem der Kapkolonie, die es auch in der weiteren Zukunft zu wahren gewußt hat, und die dann die Grundlage für sein gegenwärtiges, großes afrikanisches Reich geworden ist.

Nach dem Friedensschluß von Campo Formio schlug Bonaparte, sobald er nach Paris heimgekehrt war, zur Eröffnung seiner ebenso glänzenden wie abenteuerlichen Erobererlaufbahn, die ihn ebenso rasch berühmt machen wie verderben sollte, dem Direktorium ein Unternehmen von einer geradezu wahnsinnigen Kühnheit vor. Es handelte sich um eine Landung in Ägypten. Das Direktorium hieß den Vorschlag sogleich gut, vielleicht in der geheimen Hoffnung die von Tag zu Tag größere und bedrohlichere Volkstümlichkeit des Siegers von Rivoli durch seine Gefangennahme oder Niederlage mit einem Schlage dahinschwinden zu sehen.

Am 1. Mai 1798 ging Bonaparte von Toulon aus mit fünfhundertfünfzehn Linienschiffen, zehntausend Matrosen, fünfunddreißigtausend ausgezeichneten Landsoldaten und mit Offizieren wie Kléber, Desaix, Lannes, Davout und Murat in See.

Die Seefestung Malta ergab sich ohne Widerstand, und am 30. Juni landete das französische Heer in Alexandria, trotz der Wachsamkeit von Nelsons Schiffen, die es gründlich zu täuschen verstand.

Ägypten war zwar im Grunde ein unabhängiges Staatswesen unter den Mameluken, aber dem Namen nach ein Vasallenstaat des Sultans von Konstantinopel. So zog sich Bonaparte durch diesen Überfall auf eine wenigstens zum Scheine türkische Provinz die Feindschaft der Türkei zu, die sich in ihrem Staatsleben nun schon seit zwei Jahrhunderten immer treu an Frankreich angeschlossen hatte; aber eitle Bedenken der Dankbarkeit oder auch nur der einfachsten Anstandspflicht haben Napoleon niemals zurückgehalten.

Zunächst ging alles ganz leicht von statten. Die so glänzende Reiterei der Mameluken konnte gleichwohl nicht die geschlossenen quadratischen Abteilungen der französischen Fußsoldaten durchbrechen und wurde nach Schluß der siegreichen Schlacht bei den Pyramiden völlig auseinandergesprengt. Ganz Ägypten unterwarf sich jetzt bis Theben völlig widerstandslos, wie es schon einst in grauen Zeiten getan und noch später wieder tun sollte.

Doch ein großer Seeverlust machte diesen Sieg und diese Eroberung sogleich wieder wett. Bei Abukir in der Nähe von Alexandria stießen nämlich die französische und die englische Flotte zusammen (1. August 1798). Die Seeschlachten sind immer entscheidender als die Landschlachten. Die französische Flotte wurde völlig vernichtet. Die Schlacht bei Abukir bedeutet den endgiltigen Sieg der englischen Weltherrschaft.

Obwohl durch die siegreiche Feindesflotte von Frankreich abgeschnitten, steifte sich Bonaparte gleichwohl darauf seine abenteuerliche Fahrt fortzusetzen und ging nun an die Eroberung von Syrien. Vielleicht hoffte er die Heldentaten Alexanders des Großen erneuern und sich mit Tippo Sahib vereinigen zu können, der in Indien den britischen Eroberungsgelüsten einigermaßen erfolgreich zu widerstehen wußte.

Doch gleichviel, diese Wahnsinnstat endete, wie eine solche notwendigerweise enden mußte: mit einer schmachvollen Schlappe. Die Stadt Saint-Jean-d'Acre erwies sich als uneinnehmbar, und die Pest richtete in dem schon an sich so kleinen französischen Heere noch dermaßen grausame Verheerungen an, daß den Franzosen nach ebenso grauenhaften wie vollkommen nutzlosen Blutbädern nichts übrig blieb als gänzlich unverrichtetersache nach Ägypten zurückzukehren.

Jetzt war der unglückliche Ausgang des ägyptischen Feldzuges nicht mehr zweifelhaft. Sogleich ließ Bonaparte ohne jedes Bedenken sein Heer im Stich. *Er war ihm nur im Siege treu.* Er kam nach Frankreich zurück (16. Oktober 1799), nachdem es ihm nur durch ein wahres Wunder gelungen war, den im Mittelmeer kreuzenden englischen Schiffen zu entkommen.

Es war ihm ein leichtes gewesen das Heer hinzuopfern, das er nach Ägypten ja nur von vornherein in den Untergang geführt hatte. Was tut's, was nun aus diesem werden mag! Es ist ja jetzt doch bloß noch ein nutzloses Werkzeug, das man froh ist so schnell wie möglich loszuwerden. Menou, der nach der heimtückischen Ermordung des von Bonaparte bei seinem Scheiden mit dem Oberbefehl betrauten General Kléber durch einen fanatischen Moslem (14. Juni 1800) dessen Nachfolger in Ägypten geworden war, mußte sich schließlich doch den Engländern ergeben (August 1801).

Doch war bei diesem unsinnigen Unternehmen wenigstens nicht alles beklagenswert. Gelehrte, Ingenieure, Künstler, ja auch Philologen waren den Soldaten zugesellt worden (Ägyptologisches Institut), und festgesetzt hatte sich in Ägypten trotz der Niederlage — der zivilisatorische Einfluß Frankreichs!

* * *

In Europa riefen die Direktoriumsmitglieder, die eine zwar weniger ruhmvolle, aber ebenso angriffslustige Politik als ihr großer Kollege Bonaparte befolgten, ein neues Völkerbündnis hervor (Zweite Koalition), hatten sie doch Genf, das zur Schweiz, Mülhausen, das zum Elsaß, und Piemont, das zu Savoyen gehörte, durch eine einfache Verfügung ihrem Lande einverleibt, hatten doch weiter in Rom französische Truppen den Papst vertrieben, um darauf hier eine Römische Republik ausrufen zu lassen, wie ja auch etwa gleichzeitig auf demselben Wege in Genua eine Ligurische, in Neapel eine Parthenopäische, in Holland eine Batavische und in der Schweiz eine Helvetische Republik entstanden waren. Anstatt sich nun diese neuen Staatswesen frei entwickeln zu lassen, war das Direktorium gegen sie vielmehr wie gegen eroberte Provinzen vorgegangen und hatte ihnen Truppen mit den hierbei unvermeidlichen Begleiterscheinungen wie Requisitionen, Konfiskationen, Deportationen und anderen Plackereien auf den Hals geladen, dermaßen, daß die Franzosen, die einst überall als Befreier begrüßt wurden, sich jetzt als richtige Plünderer erwiesen. Das Verfahren Bonapartes hatte Schule gemacht.

In Rußland war Katharina gestorben, von hohem Ruhme umstrahlt, geht doch der Ruhm stets mehr nach äußerem Erfolge als nach wahrer Tugend (17. November 1796). Ihr Sohn Paul hatte sich der französischen Republik gleich von vornherein feindlich gezeigt und sich mit England und Österreich verbunden. So kam die Zweite Koalition zustande (März 1799). Sie empfing gleich zu Anfang ihre Weihe durch den Mord der französischen Kongreßbevollmächtigten zu Rastatt, ein ebenso fluchwürdiges wie nutzloses Verbrechen, das den bevorstehenden Krieg in Frankreich volkstümlich machte.

Doch gleichwohl zeigte sich dieser Krieg für die französischen Heere zunächst unheilvoll. Da sich die Grenzen seit den letzten Siegen ganz über alles Maß ausgedehnt hatten, stellten sich die Soldaten trotz aller neuen Aushebungen ihrer Zahl nach als ganz unzulänglich für den Schutz aller dieser Grenzen heraus. So mußte im Norden wie im Süden bereits erobertes Land wieder aufgegeben werden. Italien ging verloren. Suworow, ein alter russischer General, der hier niemals anderes als Siege erlebt hatte, mochte es an der Trebbia oder bei Novi (15. August 1799) sein, drang nun auch noch in die Schweiz ein, um von hier aus Frankreich zu überfallen. In Deutschland hatte Erzherzog Karl nach dem Siege bei Stockach Jourdan wieder über den Rhein zurückgedrängt. Schließlich waren auch noch die Engländer und Russen in Holland gelandet (August 1799).

Die Lage war gefährlich. Aber Frankreich wurde durch zwei große Siege gerettet. Masséna vernichtete das Heer Suworows in mehreren schweren Gefechten bei Zürich (25. September 1799). Im Norden zwang

Brumo das vereinigte englisch-russische Heer, das Holland besetzte, bei Bergen zur Übergabe (19. September 1799). Nun zog der Zar seine Truppen vom Kriegsschauplatze zurück.

So war Frankreich gar nicht mehr in Gefahr, als Bonaparte heimkehrte.

Er wurde mit einer seltenen Begeisterung empfangen, die er sogleich aufs gewissenloseste auszunutzen verstand. Aber gleichwohl hätte er bei aller seiner Beliebtheit den von langer Hand vorbereiteten Staatsstreich nicht ausführen können, wenn er nicht in der Regierung selbst Stützen gefunden hätte. Die fünf Mitglieder des Direktoriums waren: Sieyès, ein ebenso ehrgeiziger wie trotz seiner Ansprüche nur recht mittelmäßiger und ziemlich platter Phrasenmacher, ferner Roger-Ducos, Gohier und Moulin, alle drei solche Nullen, daß über sie nichts weiter zu sagen ist, und schließlich Barras, ein ebenso ränkesüchtiger wie verschlagener Wüstling, ein ganz verächtliches Subjekt. So sah damals die Regierung Frankreichs aus. Roger-Ducos, Sieyès und Barras waren Mitwisser Bonapartes. Gohier und Moulin aber haben ebensowenig vorher etwas gewußt wie nachher, und das ist ihre einzige Entschuldigung.

Am 18. Brumaire*) (9. November) dringt Bonaparte mit seinen Soldaten in den Rat der Fünfhundert, um zu erklären, daß eine Verfassungsänderung nötig sei. Auf die Empörungsrufe der Versammlung antwortet er mit einer Festnehmung der Abgeordneten durch seine Grenadiere. Noch am Abend läßt er sich neben seinen beiden Helfershelfern (Sieyès und Roger-Ducos) bis auf weiteres zum Konsul wählen. Das ist der Staatsstreich vom 18. Brumaire.

Der 18. Brumaire ist ein verhängnisvolles Datum! Vielleicht das unglücklichste nicht bloß in der Geschichte Frankreichs, nein, in der gesamten Weltgeschichte.

Es handelt sich hierbei nicht etwa um die zehn Millionen junger Leute, die Napoleon alsbald zur Befriedigung seines Ehrgeizes auf den Schlachtfeldern opfern sollte. Dieses wirtschaftliche Leid bedeutet wenig neben all dem von ihm ausgegangenen sittlichen Leide. Erst durch Napoleon ist Europa das geworden, was es noch heute ist: ein bewaffnetes Kriegslager! Durch ihn sind die Begriffe der Freiheit und Gerechtigkeit zugrunde gegangen! Durch ihn sollten sich auch die Völker des 19. Jahrhunderts, anstatt sich für die Eroberung der Wahrheit zu vereinen, gegenseitig zu Tode zerfleischen, nur, um sich einige Fetzen Landes zu entreißen!

---

*) Nebelmonat, zweiter Monat der neuen republikanischen Zeitrechnung, mit Ende Oktober beginnend.

II. Napoleon.

Der Staatsstreich vom 18. Brumaire (Novemberstaatsstreich) wurde in Frankreich überall in blindem Freudentaumel gefeiert. Eine auf der Zersetzung der Gesellschaft und der allgemeinen Notlage sich aufbauende traurige allgemeine Ermüdung hatte die schöne Glaubensfreudigkeit des neuen Heldenzeitalters abgelöst. Es war eine allgemeine Charakterlosigkeit eingerissen. Ganz Frankreich bildete nur noch eine einzige große Masse von Schmeichlern, die aufs verschwenderischste das Lob ihres Herrn und Meisters verkündeten und ihm wie einem Gotte mit unwürdigster Selbsterniedrigung Weihrauch spendeten; bei einigen wenigen mochte es ja ein wirkliches Gefühl der Hingezogenheit sein, doch bei anderen war es der blödeste Schrecken, bei manchen auch Überzeugungssache, bei den meisten aber ganz gemeine Liebedienerei! Ganz gewiß, Napoleon hat die Franzosen in den tiefsten Abgrund des Verderbens gestürzt. Aber die Franzosen, die sich dazu hergegeben haben ihren eigenen Henker in solcher Verehrung anzubeten, haben ihr Schicksal reichlich verdient und sich ganz allein selbst die Verantwortung für alle seine Schläge, von denen sie getroffen worden sind, zuzuschreiben.

Der Erste Konsul ist nun bald alleiniger Herrscher, sind doch die beiden anderen, der zweite und dritte, nur noch der Form wegen da. Ihre einzige Befugnis ist noch die Erlasse ihres Vorgesetzten gegenzuzeichnen als Beweis ihrer Billigung, und auch dann, wenn sie sie unerwarteterweise mißbilligen sollten, ist es ihnen nur erlaubt, ihre Mißbilligung zu Protokoll zu geben.

Zunächst ist Bonaparte Konsul ohne jede Verbindlichkeit in bezug auf die Amtsdauer, darauf wird ihm diese höchste Würde auf zehn Jahre verlängert, nach deren Verlauf er alsdann Konsul auf Lebenszeit wird. I. J. 1804 läßt er sich bereits den Kaisertitel zuerkennen. Doch was tut die Bezeichnung? Mit dem Tage nach dem 18. Brumaire ist Bonaparte, so oder so, in Wahrheit der unumschränkte Alleinherrscher Frankreichs, von dem ausschließlich vor allem auch der Senat bestimmt wird. Die von unter dem Druck der Präfekten gewählten Wahlmännern bezeichnete gesetzgebende Versammlung besitzt nur noch einen Schatten ihrer früheren Macht. Es ersteht eine starke und rührige, gut besoldete Polizei, die sich mit lästigen Scherereien in die Privatangelegenheiten von solchen Personen einzudrängen weiß, die nur der geringsten Opposition verdächtig sind. Die Freiheit der Presse ist jedenfalls tatsächlich, aber auch so gut wie grundsätzlich unterdrückt. Auf eine einfache Polizeianzeige hin kann jemand ins Gefängnis kommen, landesverwiesen oder sogar auch strafverschickt werden. Alle von der Regierung ernannten Beamten haben bei Strafe, selbst bis zur Amtsentsetzung einfach blindlings zu gehorchen, und die übrigen sind wieder *ihnen* untertan. Die Universität und die Geistlichkeit werden

von einem Beamtentume regiert, das so stufenförmig gegliedert, so streng und so rücksichtslos ist, wie der Stab eines Regiments. Jede auch nur mittelbare Ausstellung irgendwelcher Art an einem Erlasse des Kaisers wird als Beleidigung, ja geradezu als Gotteslästerung angesehen. Kein Lob ist zu hochtrabend, keine Schmeichelei zu niedrig! Das von Cäsars Nachfolgern auf dem Boden Roms gestiftete Kaisertum hat hier eine allen Fortschritten moderner Zivilisation entsprechende Entwickelung genommen. Der höfische Despotismus eines Ludwigs XIV. ist die wahre Wohltat gegenüber der gewalttätigen und willkürlichen Tyrannenwirtschaft Napoleons. Wir müssen schon bis auf Augustus oder noch besser auf Tiberius zurückgehen, um einen gleichen Seelenzustand, sei es in den Sklaven, sei es in ihrem Herrn, zu entdecken.

Aber auch die Tyrannei eines Mannes ist unter Umständen fruchtbar, wenn sie von einem bedeutenden hellen und klaren Geiste eingegeben ist. Das Werk Napoleons ist von einer geradezu bewundernswerten Stärke gewesen. Er hat ein festes und sicheres Finanzsystem, ein gewaltiges Heer und eine ordentliche Verwaltung geschaffen. Keine unter den Kräften Frankreichs bleibt unausgenutzt, und alle fügen sich unter der zielbewußten und sachgemäßen Leitung durch die wahrhaft hexende Hand ihres mächtigen Meisters in guter Ordnung in das Ganze. Die vom Konvent nur als eine Art erster schüchterner Versuch angestrebte Zentralisierung kommt jetzt zu ihrer kühnsten Verwirklichung. Das Bürgerliche Gesetzbuch gibt den gegenseitigen Beziehungen auf privatrechtlichem Gebiete die endgiltige gesetzliche Gestalt. Wohin man blickt, werden Straßen angelegt, auch die Wissenschaften werden gefördert und in den Provinzen Museen gegründet. Neue Gewerbszweige genießen ermutigende Unterstützungen. Die zahlreichen und mannigfaltigen großzügigen Bestrebungen, an die der Konvent und die ihm folgende Zweite gesetzgebende Versammlung mit rühmlichem Eifer herangegangen war, um sie bald ganz liegenzulassen, werden sämtlich von der Kaiserlichen Regierung wieder aufgenommen, vervollkommnet und zum letzten Abschluß geführt. Eine mustergiltige Ordnung folgt der Anarchie und verschafft dem Herrscher ein gefügiges und machtvolles Werkzeug.

In ganz ähnlicher Weise wie Frankreich, sollten sich auch die Völker, die sich Napoleon untertänig machte, allen anderen voran Italien und Holland, aber auch Deutschland und Spanien dieser vorausschauenden und weitsichtigen Verwaltung unterwerfen, die sich auf alles erstreckte und in alles mischte. Allein die schweren Leiden, die die napoleonische Fremdherrschaft diesen unglücklichen Ländern gebracht hat, haben ganz natürlicherweise diese gewichtigen Wohltaten in den Hintergrund gedrängt.

Zwischen der Gewaltherrschaft in der Zeit des Konsulats und der in der Zeit des Kaisertums bestehen nur kleine, kaum merkliche Unterschiede

und lediglich eine Art zarter Abstufungen und Schattierungen. Die einzige wesentlichere Verschiedenheit beschränkt sich darauf, daß noch unter dem Konsulat etliche vereinzelte Meutereien und etliche sogleich im Keime erstickte Versuche zum Widerstande ausbrechen, während in der Kaiserzeit auch die nicht mehr vorkommen.

* * *

Bonaparte war der unangefochtene Gebieter Frankreichs geworden. Nur Österreich und England setzten den Krieg noch fort. Die englische Flotte beherrschte die Meere. Österreich verfügte über zwei gewaltige Heere von zusammen hundertzwanzigtausend Mann: das eine am Rhein unter dem Oberbefehl des Freiherrn Kray von Krajowo, das andere in Italien unter dem des Freiherrn von Melas.

Auf französischer Seite blieb General Moreau weiter an der Spitze des Rheinheeres mit hunderttausend erprobten Soldaten. Masséna wurde mit fünfundzwanzigtausend Mann nach Italien geschickt. Der Erste Konsul jedoch behielt sich persönlich den Oberbefehl über ein zu Dijon in aller Stille von ihm selbst gesammeltes und unter seiner eigenen Leitung ausgebildetes Korps von fünfzigtausend Mann vor.

In Deutschland erfocht Moreau eine Reihe von Siegen (Stockach 3. Mai 1800, Höchstädt und Oberhausen), die so glänzend waren, daß er in München einzudringen und über ganz Bayern Herr zu werden vermochte (15. Juli 1800).

Masséna, der nur ein schwaches Heer hatte, sah sich genötigt sich in die Mauern Genuas zurückzuziehen, wo er trotz heldenmütiger Verteidigung schließlich doch die Waffen strecken mußte (4. Juni 1800).

Doch nun führt Bonaparte unter Überwindung ungeahnter und bisher durch Jahrhunderte nicht gekannter Schwierigkeiten sein Heer über die Alpen nach Italien, rückt mit ihm in Mailand ein und gewinnt zu Marengo durch die aufopfernde Tätigkeit eines Desaix, der auf dem Schlachtfelde bleibt, einen großartigen Sieg, der ihm ganz Italien ausliefert (14. Juni 1800).

Kurze Zeit darauf triumphierte Moreau bei Hohenlinden (3. Dezember 1800). Es war dies ein glänzender und entscheidender Sieg, der der vollendeten Feldherrnkunst Moreaus und dem Heldenmute seines Heeres zu verdanken war.

Überall, in Deutschland wie in Italien, völlig aufs Haupt geschlagen bat nun Österreich endlich um Frieden (Friede zu Lunéville 9. Februar 1801). Die Bedingungen des Friedensschlusses von Campo Formio wurden aufrechterhalten.

Damit war nun zwar das europäische Festland zur Ruhe gebracht und unterworfen, aber England setzte auch jetzt noch den Kampf fort. Zar Paul I., der schon seit längerer Zeit der große Freund Frankreichs und

der Bewunderer Bonapartes geworden war, hatte eine sogenannte Liga der Neutralen ins Leben gerufen, die sich in Wahrheit gegen England richtete (Dänemark, Preußen und Schweden). Dieser Bund blieb ganz wirkungslos von der einzigen Tatsache abgesehen, daß um seinetwillen der englische Admiral Nelson Kopenhagen beschießen ließ (2. April 1801).

Aber das englische Volk lechzte nach Frieden. Pitt war gestürzt und durch Addington ersetzt worden (1801), der einer Annäherung an Frankreich weniger feindlich gegenüberstand als sein Vorgänger. Im Oktober 1801 begannen Verhandlungen, die mit dem Frieden von Amiens endigten (25. März 1802). England mußte die Neugestaltung Europas ganz so hinnehmen, wie sie Frankreich getroffen hatte. Außerhalb Europas behielt nur die Kapkolonie ihre Unabhängigkeit; Ägypten fiel an die Türkei zurück und Malta an die Malteser Ritter. Von den spanischen Kolonien behielt England Trinidad und von den batavischen Ceylon für sich.

Wer weiß, was aus der Wohlfahrt Englands, der Größe Frankreichs, dem Glücke der Welt und dem Ruhme Napoleons geworden sein würde, wenn der Friede von Amiens erhalten geblieben wäre. Aber die Unterzeichner des Vertrages hatten den Frieden nur in der ausdrücklichen Absicht angenommen, seine Bedingungen doch nicht auszuführen. Zu dieser Einsicht bedurfte es wahrhaftig keiner langen Zeit.

Die beiden Völker verlangten gebieterisch nach Frieden, aber die beiden Regierungen noch gebieterischer nach Krieg, dermaßen, daß sie in dem Zeitraume vom 25. März 1802 bis zum 12. Mai 1803 einen förmlichen Wetteifer an Treulosigkeiten zu entfalten schienen. Es kann also unter den beiden Regierungen keine herausgegriffen werden, um als alleinige beschuldigt, noch viel weniger allerdings, um gerechtfertigt zu werden.

Das erste, was geschieht, ist, daß Napoleon die Einverleibung Piemonts in Frankreich verfügt (11. September 1802). Dann erklärt er seine Bereitwilligkeit zur Einnahme einer Vermittlerstellung gegenüber der helvetischen Republik und versammelt die deutschen Fürsten nach Paris, um über den Besitzanteil jedes einzelnen im Reiche selbstherrlich zu entscheiden (*Reichsdeputationshauptschluß* 23. Februar 1803) oder mit anderen Worten, um bei der Verhandlung über eine Teilung Deutschlands selbst den Vorsitz zu führen.

Auf der anderen Seite ist es hinwiederum England, das sich weigert die indischen Städte und die Insel Malta nun auch wirklich abzutreten. Und, als diese Macht dann treulos allerhand schlechte Ausflüchte gebraucht, antwortet der Erste Konsul mit der Ergreifung der strengsten Zollmaßnahmen, durch die die französischen Häfen für die Einfuhr englischer Güter gesperrt werden. Damals wird England mit einem wahren Regen von beleidigenden Flugschriften gegen *Bonaparte* überschüttet, und unter Be-

rufung auf ihre Preßfreiheit tut die englische Regierung nichts, ihr Erscheinen zu verhindern.

Da wurde es schließlich dem Ersten Konsul zu bunt, und er verlangte erbittert die sofortige Zurückgabe Maltas.

Nun ließ England die französischen und holländischen Schiffe in Beschlag nehmen. Vergeltende Gegenmaßregeln ließen nicht auf sich warten, und alle englischen Untertanen, die sich gerade in Frankreich befanden, wurden als Gefangene angesehen.

Der Krieg mit England begann von neuem, erbitterter als je zuvor (12. Mai 1803).

Den erschrockenen Festlandsmächten ersparte nun Napoleon keinen nur irgend denkbaren Schimpf; gegen den Willen des Königs von Preußen rückte er in Hannover ein (Juni 1803); ferner bemächtigte er sich des Herzogs von Enghien und ließ ihn auf Grund eines Gerichtsverfahrens erschießen, das weiter nichts als ein ganz gemeiner Mord war (21. März 1804); endlich verleibte er auch noch Genua und Ligurien seiner Herrschaft ein (4. Juni 1805) und ließ sich alsdann zum König von Italien krönen (15. März 1805).

Mittlerweile hatte er den Titel eines Kaisers der Franzosen angenommen (18. Mai 1804). Hierzu hatte er Papst Pius VII. nach Paris geholt und im feierlichsten Augenblicke der päpstlichen Salbung in der Notre-Dame-Kirche sich eigenhändig die Kaiserkrone aufgesetzt (2. Dezember 1804).

Napoleon hatte gehofft, auf dem englischen Inselreich einen Landkrieg führen zu können. Zu diesem Zwecke wurde ein gewaltiges Heer in Boulogne gesammelt, wo ein Geschwader von kleinen Schiffen zum Versuch einer Truppenlandung bereitlag. Es ist schwer zu sagen, wieweit Napoleon die Verwirklichung dieses waghalsigen Unternehmens ernstlich angestrebt hat. So unmöglich das wegen der damit verbundenen Fülle von schier unüberwindlichen Gefahren auch erscheinen mag, so ist es seiner kein Hindernis kennenden genialen Abenteuerlichkeit schon zuzutrauen! In jedem Fall blieb das Boulogner Unternehmen in dem Bau einiger Transportschiffe und der Bildung eines gewaltigen Feldlagers stecken.

Wenn nicht furchtbares Unglück hätte heraufbeschworen werden sollen, wäre zur Ermöglichung der Landung eines Armeekorps in England eine Flotte nötig gewesen, die das Meer gegen die englischen Kriegsschiffe zu halten imstande gewesen wäre! Aber eine solche Flotte hätte Napoleon niemals zusammengebracht! So war er denn auch hocherfreut, den anfänglichen Seekrieg bald ganz und gar durch einen Festlandskrieg ersetzen zu können!

In diesem Seekriege nämlich wurde von englischer Seite mit der Schlacht am Vorgebirge Trafalgar unweit Cadiz (20. Oktober 1805) das

Werk vollendet, das mit der Schlacht bei Abukir seinen Anfang genommen hatte, das Werk der gänzlichen Zerstörung der französischen Flotte, die sich im Verein mit der spanischen sehr lange wacker gehalten hatte, aber schließlich mit ihr gemeinsam so vollständig vernichtet wurde, daß auch nicht einmal mehr die geringste Hoffnung auf die Möglichkeit einer Vergeltung übrigblieb. Der englische Admiral Nelson fand in dieser Schlacht seinen Heldentod mit der gleichzeitigen Erringung des Sieges, den England nicht weniger als den Sieg der Schlacht bei Belle-Alliance feiert. Mindestens für ein Jahrhundert, wenn nicht möglicherweise sogar noch viel länger, sollte England die einzige Seemacht der Welt bleiben!

Auf dem Festlande bäumte sich Österreich voll Scham und Entrüstung gegen die vernichtenden Niederlagen und die unheilvollen Friedensverträge auf. In Rußland war seinem ermordeten Vater Paul I. Kaiser Alexander I. auf dem Throne gefolgt, der von ganz anderen Anschauungen beseelt war als jener. So konnte England ebenso leicht Österreich wie Rußland zu einer Dritten Koalition bestimmen, zu der jenes alle erforderlichen Geldmittel beschaffte.

Seit dem Sommer des Jahres 1805 hatte Napoleon den neuen Krieg vorausgesehen. In wenigen Wochen wird Frankreich sowie Deutschland von dem gesamten Boulogner Heere durchzogen, einem Heere, das von einem wunderbaren Kriegersinne, von einer glühenden Leidenschaft für seinen Kaiser und sogar ausnahmsweise noch mehr von Ruhmsucht als Beutegier beseelt ist. Ehe noch die Russen zu den Österreichern stoßen können, werden diese schon besiegt. Bis auf den letzten Mann ergibt sich ihr Heer bei Ulm (19. Oktober 1805), gerade am Vorabend der Schlacht bei Trafalgar, und Napoleon rückt in Wien ein. Einige Tage darauf wurde das russische Heer, das bis dahin immer noch nicht gekämpft hatte, nunmehr bei Austerlitz vernichtet (2. Dezember 1805). Noch nie in der Weltgeschichte ist einem so mächtigen militärischen Genie ein so mächtiges, unwiderstehliches und unbesiegliches Heer dienstbar gewesen!

Nun bat Österreich um Frieden. Es trat Venetien an Italien ab, erkannte die sämtlichen Einverleibungen Napoleons an und mußte sich die Bildung des *Rheinbundes* gefallen lassen. Diesem trat ganz Deutschland mit Ausnahme von Preußen bei. Napoleon führte den Vorsitz, d. h. er konnte wie ein Herr und Gebieter schalten und walten (Friede zu Preßburg 26. Dezember 1806).

Schon kennt Napoleon für seinen Hochmut und seine Macht keine Schranken mehr. Für einen seiner Brüder Josef schafft er das Königreich Neapel, für einen andern Ludwig das Königreich Holland.

Doch Rußland setzte den Krieg noch immer fort, wiewohl es sein Heer bei Austerlitz verloren hatte. Nur Preußen ließ alle jene Siege, von

denen jeder ohne Ausnahme für dasselbe eine Demütigung bedeutete, stillschweigend über sich ergehen.

Da bat nun auch England, wenn auch nur zum Scheine, um Frieden. William Pitt war verzweifelt gestorben (23. Januar 1806), konnte er doch den Tag von Austerlitz, der die Karte Europas so gründlich umgestaltet hatte, so wenig verwinden, daß er das Eintreffen der Nachricht von dem schicksalsschweren Ereignis in England nur kurze Zeit überlebte. Fox, der sein Nachfolger wurde, wünschte den Frieden mit Frankreich aufrichtig. Aber Napoleon legte auf den Frieden kein Gewicht und zeigte sich in der hannoverschen Frage unbeugsam. So trugen diese Verhandlungen höchstens dazu bei, nun auch noch Preußen in die Koalition hineinzuziehen.

Dieses hatte sich bisher dem Willen Napoleons stets knechtisch gefügt. Allerdings gab es in Berlin eine Kriegspartei, deren Einfluß in gleichem Maße mit den übermütigen Forderungen des Kaisers stieg. Zu ihr gehörte auch die in der Blüte ihrer Jugendkraft stehende und kampfesfreudige Königin Luise von Preußen, die die einzige Möglichkeit der Rettung ihres Volkes und Vaterlandes und des Auswegs aus der Schande in einer Entscheidung durch die Schlachten sah. Endlich entschloß sich nun auch König Friedrich Wilhelm III. zum Handeln, allerdings nur durch die Kriegspartei bei Hofe und im Heere gedrängt, wenn nicht gezwungen. Er stellte an Napoleon als unerläßliche Bedingung ihrer weiteren Beziehungen die gebieterische Forderung: vom Rheinbund zurückzutreten. Damit war der Krieg entschieden (September 1806).

Dieser Krieg war zermalmend. Schon nach Verlauf eines Monats rückte Napoleon nach dem glänzenden Doppelsiege bei Jena (durch ihn selbst) und bei Auerstädt (durch Davout) (14. Oktober 1806) in Berlin ein. Mit Preußen schien es zu Ende zu gehen!

Aber noch nicht zu Ende war es mit dem russischen Heer! Es hatte sich ganz allmählich wieder erholt und wußte sich tapfer zu schlagen. Es mußte jedoch nach der trotz zweitägiger Dauer ziemlich unentschieden gebliebenen blutigen Schlacht bei Preußisch-Eylau südlich von Königsberg zurückweichen, obgleich diese im Grunde trotz ihrer Unentschiedenheit einen Mißerfolg für die Franzosen bedeutete (7. und 8. Februar 1807). Es war ein entsetzliches Gemetzel, in dem vierzigtausend Mann fielen. Nun konnten beide Heere vor Erschöpfung den Feldzug erst wieder einige Monate später aufnehmen. Doch Napoleon siegte jetzt vollständig in der großen und entscheidenden Schlacht bei Friedland an der Alle, einem gleichfalls ostpreußischen Städtchen (14. Juni 1807).

Nun bat Zar Alexander um Frieden. Napoleon hatte nicht umsonst die Stärke des russischen Heeres, wenn auch nur für einen Augenblick, kennen gelernt, und so suchte er seinen Gegner, anstatt ihn zu vernichten, sich selbst zum Bundesgenossen zu machen. Der Friede wurde zu Tilsit

unterzeichnet (8. Juli 1807). In der berühmten Zusammenkunft teilten sich die beiden Herrscher die Welt. Österreich sowie Preußen wurden ausgeschaltet. Sie galten allein noch als gute Ausbeutungsgegenstände. Die Provinz Warschau und ein Teil Polens wurde Preußen wieder genommen und dafür ein Großherzogtum Polen hergestellt mit dem König von Sachsen an der Spitze. Finnland mußte dem Zaren überlassen werden, ebenso Persien und scheinbar auch die Türkei. Von England aber, dem in seiner Abgeschlossenheit unbesieglichen, hofften Napoleon und Alexander als Herren des europäischen Festlandes, daß es schließlich durch den allgemeinen wirtschaftlichen Verfall mürbe werden würde.

So hatte im Juli 1807 Kaiser Napoleon, von seinem wunderbaren Genie und seinem noch wunderbareren Glücke unterstützt, über seine so zahlreichen eigenen Fehler triumphiert, und er hätte nun ruhig abwarten können!

Aber ein Mann wie Napoleon konnte nicht eher rasten, als bis sein völliger Zusammenbruch eintrat; er war wie ein Stein, der, in einen Abgrund geworfen, erst zu fallen aufhört, wenn er gegen einen Felsen schlägt.

Zunächst wurde er noch von den Ereignissen selbst begünstigt. England beging nämlich einen schweren Fehler; es beschoß Kopenhagen, und zwar im Gegensatz zu allen kriegsrechtlichen Bestimmungen, da Dänemark neutral war (5. September 1807). Alexander, der bisher immer noch gezögert hatte, entschied sich nun für das Bündnis mit Frankreich, um sich sogleich seiner seit dem 21. November 1806 über England verhängten Festlandsperre (sogenannten *Kontinentalsperre)* anzuschließen.

Diese so entsetzliche Kriegserfindung hätte England sicher zugrunde gerichtet, wenn sie in ihrem vollen Umfange hätte durchgeführt werden können. Die Berliner Anordnung setzt fest, daß kein englisches Schiff an einem Hafen des Festlandes anlegen dürfe, und daß alle englischen Güter zu sperren seien. Als Antwort hierauf ordnen die Engländer ihrerseits an, daß jedes neutrale Schiff, das an einem englischen Hafen vorbeifährt, dort einen Zoll bezahlen muß. Napoleon erklärt nun seinerseits, daß jedes Fahrzeug, das über sich die englische Besichtigung ergehen ließe und den Zoll bezahlte, als englisches Schiff angesehen und als feindliches behandelt werden sollte. Das hieß in der Tat den Handel Europas mit England, also auch, da dieses auf den Meeren zu gebieten hatte, mit der gesamten übrigen Welt völlig zugrunde richten. So schienen von nun an die neutralen Völker ebenso dazu bestimmt, unter dem Kriege zu leiden, wie die kriegführenden selbst.

Zu schwach, um sich diesem so verhängnisvollem Zwange mit Waffengewalt entgegenzustellen, mußten die neutralen Mächte schon ganz zufrieden sein, wenn es ihnen gelang, ihn zu umgehen.

Portugal, dessen Handel fast in seinem gesamten Umfange ein Seehandel war, leistete vor allen übrigen Ländern Widerstand. Napoleon mußte es zur Vernunft bringen, koste es, was es wolle. Zunächst rückte ein kleines Heer unter dem Oberbefehl von Junot, ohne einen Schwertstreich tun zu brauchen, in Lissabon ein, so daß der König von Portugal sich in seiner Bestürzung auf ein englisches Kriegsschiff flüchtete.

Aber um seinen Heeren die Möglichkeit des Durchzugs durch Spanien zu verschaffen, hatte Napoleon dem kläglichen Könige dieses Landes Karl IV. als Verbündeten der Franzosen den portugiesischen Thron zu seinem spanischen hinzuversprechen müssen. Der Ärmste wurde von der Königin beherrscht, die einen Günstling namens Manuel de Godoy hatte, der im tiefsten Grunde der Gebieter Spaniens war.

So hatten unter dem Vorwande eines Krieges mit Portugal die französischen Heere die ganze Halbinsel besetzt. Murat war in Madrid eingezogen unter Verbreitung des Gerüchtes, daß Karl IV. zugunsten Napoleons abgedankt habe. Empört legte die Madrider Bevölkerung hiergegen Verwahrung ein (2. Mai 1808). Als nun im ganzen Lande eine Erhebung ausbrach, suchte sie Murat durch die blutigsten Strafen zu unterdrücken, die der spanischen Vaterlandsliebe die schmerzlichsten Wunden schlugen. Der Haß war entfesselt, und der Tod von dreihunderttausend französischen Soldaten war das Lösegeld für das Verbrechen des *Dos de Mayo**).

Karls IV. Sohn, der spätere König Ferdinand VII., der, wenn möglich, noch verächtlicher als sein edles Elternpaar mitsamt seinem Günstling war, hatte sich in einem Briefe an Napoleon über seinen eigenen Vater beklagt. So spielte sich damals zwischen Vater, Sohn, Königin und deren Liebhaber eine recht dunkle Tragikomödie ab, in die sich Napoleon als Schiedsrichter einmengte, um selbst eine noch viel widrigere Rolle zu spielen als sie schon diese vier widrigen Personen gespielt hatten.

Nachdem der korsische Eroberer teils durch Drohung, teils durch List, deren er sich abwechselnd bediente, zuerst Karls IV. und gleich hinterher auch Ferdinands Abdankung erreicht hatte, ließ er seinen Bruder Joseph Bonaparte zum König von Spanien ausrufen (7. Juli 1808). Das war das Zeichen zum Kriege mit Spanien.

Und es wurde ein furchtbarer Krieg! Die Erhebung gegen die französische Gewaltherrschaft war eine allgemeine. Es trat in Cadiz eine *Junta nacional***) zusammen, die alle kriegstüchtigen Männer zu den Waffen rief und England um seine Unterstützung anging. Einige Regimenter des

---

*) Spanisch = Zweiter Mai.

**) Spanisch = Volksausschuß.

bisherigen regelrechten königlichen Heeres mischten sich mit den aufständischen Volksmassen, und England half mit Geldbeiträgen.

Gleichwohl gelang es Joseph, seinen Einzug in Madrid zu halten und hier seine Anerkennung als König bei einer Volksvertretung oder etwas, was wenigstens so aussah, durchzusetzen (20. Juli 1808). Aber schon acht Tage später mußte er es verlassen, hatte doch inzwischen ein französisches Armeekorps unter dem Oberbefehl des Generals Dupont de l'Etang bei Baylén sich mit Mann und Maus ergeben müssen (23. Juli 1808). Es war der erste schwere Schicksalsschlag, der bisher die kaiserlichen Heere getroffen hatte. Seit Roßbach hatte Frankreich niemals wieder eine derartige Niederlage erlitten. Siebzehntausend Mann hatten vor einer Schar schlichter Bauern ihre Waffen strecken müssen.

Von diesem Augenblick an ist Napoleons Stern im Erbleichen. Die Schicksalsschläge sollen den Gott um so furchtbarer treffen, als sie bisweilen das Aussehen eines Triumphes annehmen, und bei jeder neuen schweren Niederlage wie auch bei jedem scheinbaren neuen Siege soll Napoleon, als ob er sich gar nicht fassen könnte, seine Fehler nur noch in verstärktem Maße wiederholen, indem er immer von neuem kopfüber in einer Orgie von Blut und Trümmern untertaucht.

Einen Monat, nachdem sich Dupont bei Baylén hatte ergeben müssen, erfuhr Junot dasselbe Schicksal bei Cintra (30. August 1808); er sah sich genötigt vor einem englischen Heere unter dem Oberbefehl von Sir Arthur Wellesley, dem späteren Lord Wellington, die Waffen zu strecken. Damit haben die Engländer auch einmal auf dem festen Lande Stellung genommen, und sie sollen diese Stellung erst wieder nach der Schlacht bei Belle-Alliance aufgeben.

Um dem Kriege mit dem kleinen Spanien, der nachgerade lange genug währte, nunmehr ein möglichst rasches Ende zu machen, rückte jetzt auch Napoleon selbst, nachdem er sich noch vorher zu Erfurt des nicht ganz zuverlässigen Bündnisses mit Rußland versichert hatte (27. September—12. Oktober 1808), mit einem Heer von zweihunderttausend Mann in die Pyrenäenhalbinsel ein, voll zuversichtlichen Vertrauens da, wo seine Generäle gescheitert wären, selbst um so sicherer das Ziel zu erreichen.

Und in der Tat schien Napoleon schon nach wenigen Wochen die alte Ordnung in vollem Umfange wiederhergestellt zu haben. Joseph konnte nun wieder in Madrid einziehen (22. Januar 1809). Ein englisches Armeekorps mußte zum Rückzug blasen und entkam nur durch schleunige Einschiffung nach La Coruña Portugal und Andalusien waren allerdings noch nicht unterworfen, doch würde Napoleon, wenn er nur den Krieg mit allen seinen Truppen fortgesetzt hätte, auch diesen letzten Widerstand ganz gewiß gebrochen haben. Allein bei all seinem Genie war ihm

gleichwohl jene eigensinnige Beharrlichkeit unbekannt, die nicht eher aufhört, bis sie alle Schwierigkeiten überwunden hat. So nur konnte es kommen, daß er Spanien schon bald wieder verließ, um statt dessen gegen Österreich Sturm zu laufen.

Wieder ein neuer heilloser Fehler! In den Schluchten und Tälern der Pyrenäenhalbinsel sollen sich nun auf Jahre die von Napoleon im Stich gelassenen französischen Heere verirren, um hier lauter kleine, ganz nutzlose und ziemlich ruhmlose Scharmützel zu bestehen! Eine Bevölkerung, die von leidenschaftlicher Feindseligkeit erfüllt ist, *Guerilleros* *), die Nachzügler, wo sie sich nur zeigen mögen, niedermachen und Postwagen und Trainkolonnen angreifen, englische Soldaten, die hinter ihren Verschanzungen unbesieglich sind und von den Häfen aus immer wieder mit frischen Lebensmitteln versorgt werden, eine Junta, die in Liebe zum Vaterlande erglüht und englisches Gold bekommt, um alle ihre Ausgaben zu bestreiten, Berge, die im Winter vor Eis starren und im Sommer vor Hitze dörren, und demgegenüber zur Überwindung aller dieser feindlichen Mächte: Generäle, die aufeinander eifersüchtig sind, nur gegen ihren eigenen Willen einen solchen Krieg führen, ausschließlich darauf bedacht sind, die Feldzugspläne ihrer Kameraden zu durchkreuzen, den Befehlen Widerstand leisten, vor allem an Plünderung denken und sich über den König von Spanien lustig machen, jenen armen Joseph, dessen ganze Autorität sich höchstens noch auf einen Schatten davon bei jenen heißhungrigen Nimmersatten von Hidalgos beschränkt, aus denen sein trauriger Hof besteht!

Napoleon hatte bereits an England einen unerbittlichen und schlimmen Feind gehabt. Jetzt erhebt sich nun auch Spanien weit unerbittlicher und schlimmer noch! Und vereint sollen alle beide des Kaiserreiches beste Heere verschlingen!

Zu Erfurt hatte Napoleon Rußlands Mithilfe gewollt, aber ihm dafür keine ausreichende Entschädigung bieten können. Zar Alexander, der bei aller Vornehmheit äußerst ländergierig war, erklärte sich von den ihm gemachten Bedingungen nicht befriedigt. Er hatte bereits Finnland und die südliche Donaugrenze erlangt, aber er wollte mehr: Konstantinopel und Polen. Aber auch Napoleon hatte noch immer nicht alle Hoffnung aufgegeben, sich in Konstantinopel krönen zu lassen und die beiden Kronen des ost- und weströmischen Reiches auf seinem Haupte zu vereinen. „Konstantinopel", sagte er wohl, „bedeutet die Herrschaft über die ganze Welt!" Polen aber wollte er nicht vollständig im Stiche lassen, nicht etwa aus Dankbarkeit, war ihm doch dieses Gefühl gänzlich fremd, wohl aber, weil die polnischen Legionen die kühnsten und widerstandsfähigsten seines Heeres waren. So bekam denn der Zar für Konstantinopel und Warschau

*) Freischärler des Kleinkrieges.

nur unbestimmte Zusagen, gewährte aber auch dafür seinem furchtbaren Freunde nur ein Scheinbündnis, das sich als der reinste Hohn herausstellte, und blieb, obwohl er tatsächlich seine Unterstützung versprochen hatte, Gewehr bei Fuß, ohne sich zu rühren, in einer Zeit, wo Frankreich wieder einmal — es war das im Verlaufe von zwölf Jahren nun schon das sechste Mal! — gegen Österreich in einem diesmal ihm selbst erklärten Kriege kämpfen mußte.

Der Feldzug vom Jahre 1809 wurde zum Schlusse durch einen Sieg der Franzosen entschieden: den schweren Sieg in der Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli 1809). Zwar sah Wien den Kaiser der Franzosen wieder, aber um den Sieg, den Napoleon endlich davongetragen hatte, war doch von beiden Seiten so heiß gerungen worden, daß der Erfolg dieses Krieges einen Augenblick schwankend schien. Er kostete Ströme von Blut, und seine Schlachten wurden immer mörderischer. Die Österreicher wendeten jetzt unter der Leitung eines in seinen Fähigkeiten Napoleon ebenbürtigen Generals, des Erzherzogs Karl, dieselbe Taktik wie ihr Gegner an. Sie hatten von Napoleon die Kriegskunst gelernt.

Zu Schönbrunn bei Wien kam der Friede zustande (der sogenannte *Wiener Friede*, 14. Oktober 1809). Und hier zeigt sich wieder einmal so recht die ganze alberne Verworrenheit der Napoleonischen Politik. Napoleon hatte doch bei Beginn des Krieges das Bündnis mit Rußland erstrebt, um nun jetzt mit einem Male dies solange verfolgte Ziel im Stich zu lassen und sich statt dessen blindlings und unvermittelt in ein Bündnis mit Österreich zu stürzen.

Aber in diesem Falle hätte er sich doch wenigstens den Kaiser von Österreich durch ein wenig Großmut verbinden müssen. Allein die Bedingungen des Friedens sind so hart, daß es eigentlich unverständlich ist, wie Napoleon von einem so grausam um seinen Besitz gebrachten Fürsten noch ein treues Bündnis hat erwarten können. Österreich muß die Festungswerke der Stadt Wien schleifen, Galizien an das Großherzogtum Polen überlassen und Frankreich die Illyrischen Provinzen und seine Länder am Adriatischen Meer abtreten. Zur Entschädigung für seine Räubereien ging Napoleon auf seine Vermählung mit der Tochter des Kaisers von Österreich Marie Luise ein. Es war das ein unbedeutendes und zartes junges Mädchen in dem jugendlichen Alter von nur zwanzig Jahren. Auch hierin lag eine recht empfindliche Kränkung für den Zaren Alexander, der daran gedacht hatte, dem Kaiser der Franzosen, der sich nach einer kinderlosen Ehe von Josephine Beauharnais hatte scheiden lassen, seine eigene jüngere Schwester zur Gemahlin zu geben (April 1810).

Aber diese zusammenhanglose Zickzackpolitik hatte gleichwohl allmählich die Form eines rauschenden und unwiderstehlichen Triumphes angenommen.

England schickte allerdings noch immer seine siegreiche Flotte unstet von einem Meer zum andern; Banden von Soldaten und Patrioten hielten allerdings noch immer die Straßen und Gebirgshöhen von ganz Spanien besetzt. Aber das gesamte übrige Europa sah dem schweigend zu, in einer von Schrecken und Bewunderung gemischten Unterwürfigkeit. Frankreich hatte hundertzehn Departements und achtzig Millionen Untertanen. Deutschland, die Schweiz, Polen, Italien und Holland waren nicht viel anderes als französische Provinzen, die die drückendsten Steuern zahlen und ohne Unterlaß dem unersättlichen Hunger ihres Herrn neue Soldaten zuführen mußten! Nirgends wagte sich auch nur ein schüchterner Widerspruch hervor. *Das Geklirre der Sklavenkette und die Stimme des Angebers waren die beiden einzigen Töne, die man damals noch in Europa vernahm!* Österreich gedemütigt und verbündet, Preußen ohnmächtig und gefügig und Rußland nicht viel anders als dieses! Napoleon schien den Gipfel des Ruhmes und der Macht erreicht zu haben und auch nichts von der Zukunft fürchten zu brauchen!

Auch in diesem Augenblicke noch hätte sich der große Kaiser, wenn er nur eine Spur seiner Vernunft bewahrt hätte, auf den Höhen der Macht halten können! Vielleicht hätte er dann auch den Sohn, der ihm soeben geboren worden war (20. März 1811), unter seinen Augen in den Tuilerien heranwachsen sehen, ihn, den König von Rom, den Erben der Habsburger wie der Bonapartes! Statt dessen verdoppelt er Hoffahrt und Hochmut, als ob ein böser Geist von ihm Besitz ergriffen hätte.

Voller eigensinniger Launen duldet er nicht mehr den geringsten Widerspruch; wer immer ihm einen solchen zu leisten versucht, möge es sein, wer es wolle, wird in demselben Augenblick zu seinem Feinde und wird als solcher behandelt.

Zunächst ist es Papst Pius VII., der heilige Vater, dessen Kirchenstaaten von französischen Truppen besetzt werden und der als Gefangener nach Savona abgeführt wird (5. Juli 1809). Verfügungen unterwerfen die Bischöfe den Präfekten, um sie zu ihren Untergebenen zu machen. Im Februar 1810 wird eine sogenannte gallikanische Erklärung auf Allerhöchsten Befehl in sämtlichen Kirchen des Kaiserreiches verlesen. Zur Veröffentlichung kommt ein Katechismus, in dem der Ungehorsam gegen die kaiserlichen Gesetze als Todsünde behandelt wird. Der Kaiser hat sogar die sonderbare Anmaßung, zu einer Durchsicht der geltenden päpstlichen Entscheidungen ein Konzil nach Paris zu berufen (17. Juni 1811).

Als sein Bruder, der König Ludwig von Holland, gewisse Anwandlungen von Unabhängigkeitsgelüsten gezeigt hat, muß er abdanken (1. Juli 1810), und auch Holland wird in das französische Kaiserreich aufgenommen.

Als weiter sein anderer Bruder, der König Joseph von Spanien, sich einige schüchterne Bemerkungen erlaubt hat, mit denen er sich über die

von den französischen Offizieren schriftlich niedergelegten Forderungen zu beschweren beabsichtigt, antwortet ihm Napoleon barsch und verfügt, daß Spanien fürderhin in Provinzen aufzuteilen sei, deren jede einem französischen General zu unterstehen habe, der keinem anderen als allein dem Kaiser verantwortlich sein solle.

Noch ein anderer Bruder Napoleons, König Jérôme von Westfalen, muß es ruhig mitansehen, wie ein Teil seines Königreiches zugleich mit dem Großherzogtum Berg einfach dem französischen Kaiserreich einverleibt wird (18. Februar 1811). Auch die drei deutschen Hansastädte werden einverleibt unter dem nichtigen Vorwande, daß sie nicht genug Eifer im Betriebe der Kontinentalsperre entfalteten.

Für die Einverleibung war eben jeder Vorwand recht. So wurde Etrurien gar einverleibt, weil durch seine Wegnahme angeblich *die Gestalt der italienischen Halbinsel an Gleichmäßigkeit gewönne.*

Seine letzte noch unverzeihlichere Einverleibung war die des Großherzogtums Oldenburg (18. Februar 1811). Das Gebiet war nicht gerade umfänglich, und die Erwerbung von nicht allzu großem Werte, aber es ergaben sich die ernstesten Folgen daraus. Der Großherzog von Oldenburg hatte nämlich eine Schwester des Zaren Alexander geheiratet, und nun betrachtete der Zar diesen Raub als eine persönliche Beleidigung.

Auf solche Weise erstrebte Napoleon ein Bündnis mit Alexander, ohne ihm jedoch irgendeins von den erbetenen Zugeständnissen machen zu wollen, mochte es nun das Polen oder das die Kontinentalsperre oder das Konstantinopel angehende sein. Und da wagte er es seinem an sich schon in so befehlendem Tone gehaltenen Verlangen noch derartige unnütze Herausforderungen hinzuzufügen! Er hatte nie für die ritterliche und schwärmerische Veranlagung Alexanders Verständnis gezeigt und so auch nicht erkannt, daß der Zar leichter eine Schädigung seiner Interessen als eine Beleidigung seiner Empfindlichkeit verzeihen würde.

Aber, wie Napoleon selbst sagte, der Krieg war nun einmal sein Element. So nahm er denn nun auch den Kampf mit Rußland mit Freude und Vertrauen auf. Er war als Triumphator in Kairo, Wien, Berlin, Mailand und Madrid eingezogen. Da wollte er es auch in Moskau! Noch einmal mußte er die Welt in Erstaunen setzen!

Alexanders Politik bewährte sich jetzt als eine recht geschickte. Durch den Frieden von Tilsit war ihm vollkommen freie Hand für den Versuch einer Einnahme Finnlands geworden, und er machte von dieser Vollmacht ebenso bedenkenlos Gebrauch, wie sie ihm von Napoleon erteilt worden war.

Aber damit, daß Alexander Herr von Finnland wurde, wurde er nicht etwa zugleich der Feind Schwedens. Der alte und kinderlose König Karl XIII. von Schweden hatte nämlich beschlossen, sich einen gesetz-

mäßigen Erben und Thronfolger anzunehmen. Ein Reichstag wurde berufen, und die Wahl fiel, man weiß nicht recht, warum, auf einen der Marschälle Napoleons, einen tapferen Soldaten, reich an Verstand, doch arm an Charakter, Bernadotte, der als Schwedens König nicht nur seine eigene Zugehörigkeit zu Frankreich, sondern auch die Finnlands zu Schweden schnell vergessen und sich, anstatt Finnland zu verteidigen, alsbald mit seinem Eroberer, dem Zaren, verbündet hatte (5. April 1812).

Nach dem Freundschaftsbündnis mit Schweden sicherte sich Alexander nun auch ein gleiches mit der Türkei. Es geschah dies durch den Vertrag von Bukarest (18. Juni 1812). Alle Kräfte des russischen Reiches konnten sich nun gegen den einen drohenden Feind wenden.

Preußen und Österreich sahen diesem riesenhaften Ringen untätig in stillem Entsetzen zu.

Es war eine Völkerwanderung, die überall Grauen erregte. Vor dem Übergang über den Njemen am 23. Juni hatte sich an diesem Flusse ein Riesenheer zusammengefunden (sechshundertachtundsiebzigtausend Mann, von denen dreihundertsechsundfünfzigtausend Franzosen und dreihundertzweiundzwanzigtausend Verbündete waren). Wohl noch niemals seit Xerxes und Attila war eine derartige Kriegsmacht in der Hand eines einzigen Mannes vereinigt gewesen. Das war wirklich die „*Große Armee*"! Es wurden in ihr alle Sprachen gesprochen: Deutsch, Italienisch, Polnisch, Holländisch. Aber diese ausländischen Soldaten, die eine unbarmherzige Ausschreibung unter die französische Fahne schleppte, waren wenig geschult, wenig an Manneszucht gewöhnt, dagegen zu Fahnenflucht und Plünderung geneigt.

Die besten waren noch immer die Polen. Doch, sei es, um nicht unnütze Volkserregungen hervorzurufen, vor denen er sogar in einem Lande wie Polen ein Grauen empfand, oder vielleicht auch, um sich nicht die Preußen oder auch die Österreicher noch mehr zu entfremden, hatte Napoleon, stets unberechenbar, wie er war, nicht den Mut gehabt, das alte Königreich Polen in seinem ungeschmälerten ursprünglichen Bestande wiederherzustellen und damit der polnischen Vaterlandsliebe ihre ganze einstige glühende Leidenschaft wiederzugeben. Und doch wäre ein begeistertes Polen, das er bis auf den letzten Mann gegen den alten Erbfeind Rußland ins Feld geschickt hätte, ein ungemein nützlicher Bundesgenosse geworden!

Die russischen Truppen übten zunächst die Vorsicht, sich vor dem Anmarsch der Feinde zurückzuziehen, ohne ihrerseits den Kampf herauszufordern. Die Große Armee schwächte sich umgekehrt, ohne irgendeine Schlacht zu liefern, durch diesen bloßen Anmarsch. In den wenigen Sommerwochen vom 23. Juni bis zum 14. August, d. h. vom Übergang über den Njemen bis zur Ankunft vor Smolensk, waren bereits durch Seuchen,

Krankheiten, Fahnenfluchtversuche, unbedeutendere Vorhutgefechte hundertfünfzigtausend Menschen dahingerafft worden.

Bei Smolensk wäre es noch Zeit gewesen einzuhalten, ehe man sich in die Tiefen des weiten Reiches verlor. Aber einhalten, das hieß ja auf den Sieg verzichten, und Napoleon glaubte trotz allem zuverlässig an den Sieg. So marschierte er weiter auf Moskau zu.

Am 7. September stießen das russische und das französische Heer an der Moskwa aufeinander. Die Schlacht war wahnsinnig erbittert, eines der blutigsten unter den damaligen an Menschenschlächtereien so reichen Kriegsdramen. Es blieben Napoleon noch nicht hunderttausend Mann. Dieser furchtbare Verlust bildete den Wucherpreis in des Wortes verwegenster Bedeutung, um den Napoleon seinen alten phantastischen Traum verwirklichen und seinen Einzug in die Mauern Moskaus halten konnte (14. September).

Aber Moskau zeigte nicht die Knechtseligkeit von Berlin und Wien. Die Bewohner hatten ihre Häuser verlassen, die Armen ihre Hütten und die Vornehmen ihre Schlösser. Der heldenmütige Gouverneur der Stadt Rostoptschin hatte angeordnet, sie in Brand zu stecken, und er selbst legte das erste Feuer an seinen eigenen Palast an.

Es war kaum ein paar Stunden seit Napoleons Einquartierung, da schlugen schon die Flammen über den Dächern zusammen und zerstörten die unermeßlichen Lebensmittelvorräte; der Sieger fand sein Grab in seinem eigenen Siege.

Zwar hatte Napoleon auch bisher schon mancherlei Fehler begangen, doch noch niemals bis zu diesem Tage hatten sie auf militärischem Gebiete gelegen. Von jetzt ab aber sollten, als ob sich mit einem Male sein Genie zu erschöpfen anfinge, auch noch die strategischen Verstöße zu seinen staatsmännischen Fehlern und Sünden hinzukommen. Am 15. September 1812 war er vor die Entscheidung gestellt: entweder den ganzen Winter über in Moskau zu bleiben oder im Augenblick den Rückzug anzutreten. Aber er schwankte zwischen den beiden Entschlüssen hin und her, um schließlich die Entscheidung doch wieder hinauszuschieben. Erst am 19. Oktober entschloß er sich, nachdem er in den Zwischentagen die unsinnigsten Pläne in seiner Seele hin und her erwogen hatte, schweren Herzens dazu, seine Eroberung preiszugeben und auf demselben Wege, auf dem er hergekommen war, zurückzukehren. So hatte er einen Monat in Untätigkeit verloren, und nun war es selbst für die Flucht zu spät.

Am 19. Oktober verließ die auf noch nicht hunderttausend vielfach nur halbtaugliche Krieger herabgesunkene, einst so stolze Große Armee Moskau, unter Zurücklassung ihrer Kranken und Verwundeten. Vor sich ein russisches Heer, das im Notfalle stets zu entschwinden wußte, um gleich hinterher immer wieder aufzutauchen und die auf dem Rückzug Befind-

lichen dauernd zu beunruhigen, vor sich die unendliche Schneefläche, die ein vorzeitiger und entsetzlicher Winter für den Verkehr geradezu unmöglich machte!

Der Rückzug der Großen Armee ist eines jener furchtbaren Weltgerichte, die man der heranwachsenden Jugend erzählen und immer wieder erzählen sollte, um ihr einen unauslöschlichen Haß auf Krieg und ländergierige Eroberer jedesmal tiefer in die Seele zu pflanzen!

Keine Lebensmittel, keine Pferde mehr! Eine schreckliche Kälte und kein Schutzdach! Die Wege sind mit Leichen und Trümmern bezeichnet! Und in all diesem Hunger und dieser Not gilt es sich noch gegen die Kosaken, Kutusows, zu verteidigen. Von den hunderttausend Mann, die aus Moskau aufgebrochen waren, kamen nicht mehr als fünfzigtausend auch nur bis Smolensk, wo sie wieder nichts fanden. Dann ging die Temperatur noch weiter herunter. An zehntausend erlagen den furchtbaren Strapazen, und beim Übergang über die Beresina fanden zwanzigtausend als Opfer des Frostes oder der feindlichen Kugeln ihr Grab (26.—29. November).

Als am 12. Dezember die letzten kläglichen Reste der einstigen Großen Armee wieder über den Njemen zurückkehrten, waren es nur noch einige wenige spärliche Trümmer: achtzehntausend abgemagerte, blutleere Schatten, die sich stieren Blickes mit Mühe dahinschleppten und nur dazu da zu sein schienen, um den entsetzlichen Zusammenbruch in einer Gestalt zur Anschauung zu bringen, die so grauenhaft wirkte, wie es selbst der Tod nicht vermag!

Aber Napoleon war nicht mehr bei ihnen. Er hatte sie, wie ihm das so recht ähnlich sah, schnöde im Stich gelassen und sich für sich allein in raschem Schlitten auf die Heimreise nach Paris gemacht, um einen neuen Feldzug vorzubereiten (5. Dezember 1812). „*Die Gesundheit Sr. Majestät sei niemals besser gewesen*“, so hieß es am Schluß des berühmten Bulletin vom 3. Dezember, in dem ihm nichts übriggeblieben war, als den völligen Untergang seiner Großen Armee mehr oder weniger gewunden eingestehen zu müssen. Doch auch dieses Unglück war noch nicht imstande, Napoleons unerschöpfliche Tatkraft irgendwie zu lähmen und ihn mürbe oder müde werden zu lassen.

Aber das französische Volk fing jetzt ganz langsam und unmerklich an, dieser verhängnisvollen Ruhmesherrlichkeit müde zu werden. Doch zunächst stimmte noch der Senat für alles nur Erdenkliche, was immer der Herr und Gebieter verlangen konnte, ob es sich nun um neue Rekruten oder um neue Steuererhebungen handeln mochte. Da alle nur einigermaßen tauglichen Männer ins Heer getreten waren, lagen die Felder brach und die Fluren verödet. Nur auf diese Weise wurde es ermöglicht, ein neues Heer von fünfhunderttausend Mann auszuheben, die allerdings zum größten Teil fast noch im Kindesalter standen! In alten Zeiten wurden zu Karthago

in den Tagen großer Heimsuchungen eben erst neu Geborene in den Rachen eines gewaltigen bronzenen Molochs geworfen, der von der in ihm entfachten Ofenhitze rot glühte. Frankreich hat in jenen Tagen diesen Opferdienst erneuert und die eigenen Kinder dem von ihm verehrten Gotte Napoleon zum Schlachtopfer gebracht.

Es war die Zeit, wo sich Deutschland wieder zu erheben begann. Die bis dahin stets so gehorsamen Preußen wurden jetzt mit einem Male von einem kriegerischen Feuer ergriffen, das durch die nunmehrige große Niederlage des Unterdrückers nur noch stärker angefacht wurde. Die deutsche Jugend, in der ein bisher an ihr unbekanntes vaterländisches Gefühl erwacht war, ließ herzerhebende Kriegsgesänge, die aus der Feder zeitgenössischer Dichter, wie eines Theodor Körner, flossen, ertönen und griff überall zum Schwerte. Die große Flamme nationaler Begeisterung, die das Jahr 1793 in Frankreich entzündet hatte, verzehrte heute Deutschland in Feindschaft gegen Frankreich. Auch der König von Preußen mußte der öffentlichen Meinung nachgeben und ein Bündnis mit Rußland schließen.

Auf der Pyrenäenhalbinsel hatten nach einigen in die Augen springenden Erfolgen die französischen Truppen langsam vor Wellington und den Spaniern zurückweichen müssen. Masséna, Soult und Suchet hatten durch ihre Zwiespältigkeiten dem vereinigten Heere der Engländer und Spanier den Sieg außerordentlich erleichtert. I. J. 1811 war Masséna aus Portugal, im Jahre 1812 Soult aus Andalusien und schließlich im März 1813 nun auch noch der klägliche König Joseph aus Madrid abgezogen. Dieser versuchte mit den ihm übriggebliebenen Truppen nach Frankreich zurückzugelangen. Aber noch auf dem Rückzuge befindlich wurde er bei Vittoria geschlagen (21. Juni 1813). Über die Bidassoa*) zurückgedrängt mußte nun auch noch das Heer der Franzosen zum größten Teile das Land räumen; Spanien war für Frankreich ein für allemal verloren, ja es ging sogar noch zum Angriff gegen den in Spanien verbliebenen Rest der französischen Truppen über.

Nun blieb immer noch Österreich, das Napoleon sich durch seine neue Eheschließung zum Verbündeten hatte gewinnen wollen. Aber der eigentliche Herrscher von Österreich war damals gar nicht der Kaiser, sondern der Fürst von Metternich, ein der französischen Macht sehr feindlich gesinnter, ebenso schamloser wie befähigter Diplomat. Trotz dieser Feindseligkeit machte dieser Staatsmann gleichwohl einen ganz ehrlichen Versuch mit dem erlauchten Schwiegersohne seines Herrschers ein paar vernünftige Worte zu sprechen. Es war das zu Dresden, wo er Napoleon eine Vermittelung Österreichs zwischen Frankreich und den Verbündeten vorschlug; freilich verlangte er dafür zum Entgelt die Räumung Hollands, der Schweiz,

*) Bekannt als Grenzflüßchen zwischen Spanien und Frankreich.

Italiens und Deutschlands, doch so, daß Frankreich seine bisherigen Rheingrenzen behalten sollte.

Damals hat Napoleon seinen letzten und schwersten Fehler begangen, mit dem sich keiner seiner zahllosen früheren auch nur im entferntesten vergleichen läßt. Er wies Metternichs Vorschläge ab, hatte er doch noch eben zwei Schlachten gewonnen, die eine bei dem südlich von dem durch den Sieg und Tod Gustav Adolfs denkwürdigen Städtchen Lützen gelegenen Dorfe Großgörschen*) (2. Mai 1813), die andere bei Bautzen (20. und 21. Mai 1813). Wie ein Spieler, der immer wieder einen letzten Einsatz wagt, um die bisherigen hohen Verluste wieder auszugleichen, so gab auch er sich immer wieder den tollsten Selbsttäuschungen über die Wahrscheinlichkeit zu gewinnen hin. Trotz aller schwerer Heimsuchungen hatte auch er noch nicht den Teufel des Hochmuts aufgegeben. Er schien offenbar zu vergessen, daß bereits eine Million seiner besten Soldaten dahingegangen seien, daß unter seinen Generalen der ihm so nahe stehende Murat, der beinahe so käuflich wie stumpfsinnig war, vielleicht schon auf Abfall sinne, daß Bernadotte anstatt der französischen Heere vielmehr die feindlichen befehlige, daß Desaix, Kléber, Lannes, Veyssières, Rapp, Gudin, Duroc nun auch schon alle dahinseien, und vor allem, daß er in diesem furchtbarsten aller seiner Kämpfe, den er gegen die gewaltigste Koalition zu bestehen haben sollte, die ihm bisher jemals gegenübergetreten war, einesteils nur über ausländische Truppen verfüge, die jeden Augenblick zum Verrate bereit seien, und andernteils von französischen Truppen ausschließlich über solche, die allein aus milchbärtigen Rekruten beständen.

Und doch erfolgte schon so bald das entscheidende Ereignis: die blutige, volle drei Tage währende Völkerschlacht bei Leipzig, die mit einem endgiltigen Sieg über den Korsen schloß (16., 18. und 19. Oktober 1813), und in der hundertdreißigtausend Mann fielen. Die Schlachten werden immer wilder und die Kriegsfurie immer wütender.

Unter dem Geschützdonner von Leipzig stürzte das Riesengebäude, das Napoleon mit so vielen Opfern aufgebaut hatte, überall in Trümmer zusammen.

Nach Süden waren die Engländer unter Wellington bis nach Frankreich vorgedrungen und mit der Belagerung von Bayonne beschäftigt (November 1813). Im Norden waren sie in Holland eingerückt, um hier eine vorläufige Statthalterschaft einzuführen.

Ganz Italien war in Aufruhr. Prinz Eugen hatte nur ein kleines Heer, mit dem er dem vereinigten Ansturm der von Norden vorrückenden Österreicher, der über Venedig kommenden Engländer und des von Süden vor-

*) Von den Franzosen wird auch diese Schlacht, nicht anders als die große Schlacht des Dreißigjährigen Krieges, „Schlacht bei Lützen" genannt.

rückenden Murat, der den Verbündeten das neapolitanische Heer zu Hilfe zuführte, zu begegnen hatte. Der Rheinbund aber löste sich als solcher auf, um sich mit seinen einzelnen Staaten der deutschen Gesamtheit anzuschließen. Die Sachsen waren bereits in Leipzig während des Verlaufs der Schlacht zu den Verbündeten übergetreten; auch die Bayern, Württemberger und Hessen schlossen sich der deutschen Volksgemeinschaft an; das bis dahin zerstückelte und gespaltene Deutschland begann jetzt ein einheitliches Volk werden zu wollen. Der leichtsinnige König Jérôme von Westfalen, Napoleons jüngster Bruder, mußte seine in den Aufstand getretenen Staaten als Flüchtling verlassen, und Österreich verband die eigene Sache rückhaltlos mit der der übrigen Fürsten.

Es blieb Napoleon nun nur noch Frankreich, jenes arme Frankreich, das er selbst zugrunde gerichtet, durch Schrecken regiert und zur Ader gelassen hatte.

In Frankfurt zum Staatsrat versammelt richteten die Verbündeten an Napoleon neue Friedensvorschläge, die im wesentlichen mit den bereits in Dresden gemachten übereinstimmten (25. November 1813). Daß sie aufrichtig waren, verschlug ebensowenig wie damals; Napoleon wies sie auch diesmal zurück oder verhielt sich zum mindesten abwartend. Als erst nach Verstreichung einer Reihe von Tagen des Kaisers Antwort einlief, erklärte Metternich, daß es nun zu spät sei, und die Koalition gab die Erklärung ab: „Frankreich den Frieden und Napoleon den Krieg!“

Nun aber konnte ein Krieg mit Napoleon unmöglich etwas anderes als den Einmarsch in Frankreich bedeuten, einen Einmarsch, der natürlich von der grausamsten Erbitterung begleitet war, konnten doch jetzt endlich diese Preußen, Österreicher und Russen mit dem Betreten des französischen Bodens für all die furchtbaren Nöte, Demütigungen und Schrecken, die sie nun schon ganze zehn Jahre lang hatten erdulden müssen, ihre Rache nehmen! Ja, Haß muß immer wieder Haß, und Blut immer wieder Blut heraufbeschwören! Die Franzosen konnten sich jetzt bei Napoleon bedanken, wenn sie nun auch ihrerseits erfahren mußten, wie schwer jene Massenaufgebote von Truppen, Einäscherungen von Dörfern, Plünderungszüge von Reitern und gesetzwidrige Strafvollstreckungen vollgetrunkener Soldatenschinder auf den Völkern lasten mochten! Bei solchen Einmärschen stellt sich die angebliche Schönheit des Krieges in einem recht traurigen Lichte dar!

Dem ihn von allen Seiten umstellenden Feinde die Stirne bieten zu können, einem Bernadotte im Norden, einem Blücher in der Champagne, einem Schwarzenberg in Burgund, hatte Napoleon ein Heer von nur fünfzigtausend Mann, und dabei waren die Rüstkammern leer, und es entzogen sich von den Ausgeschriebenen mehr als sich stellten! Bei dieser allgemeinen Müdigkeit wagte nun auch die gesetzgebende Körperschaft, die

bisher nichts als elendeste Knechtseligkeit gezeigt hatte, angesichts der französischen Niederlagen endlich wieder einmal einigen Unabhängigkeitssinn zu betätigen.

Aber Napoleon flößte den Verbündeten noch immer so viel Schrecken ein, daß sie nun abermals Friedensvorschläge machten (Friedenskongreß zu Chatillon 4. Februar — 19. März 1814). Sie waren jetzt allerdings schon anspruchsvoller als in Frankfurt und verlangten Frankreichs Beschränkung auf die Grenzen von 1792. Der Friedenskongreß konnte seiner ganzen Natur nach nur eine gewisse Komödie sein; denn es unterlag ja wohl von vornherein kaum einem Zweifel, daß sich die Verbündeten doch einmal entschließen müßten mit jenem abenteuerlichen Krieger, der sie auch nun schon wieder wie die ganzen Jahre so hart mitgenommen hatte, noch eine letzte gründliche Abrechnung zu halten. So befreite sie Napoleon nur aus einer gewissen Verlegenheit, als er die Vorschläge von Châtillon zurückwies.

Napoleon glaubte noch immer an seinen Stern und sein Genie. „Ich bin Wien näher", sprach er, „als sie Paris sind!", und in der Tat gelang es ihm, durch außerordentliche Kühnheit und Wunder der Feldherrnkunst mit seinem so kleinen Heere einige blutige, aber glänzende Siege davonzutragen, indem er sich bald auf Blücher, bald auf Schwarzenberg warf, um es schließlich, durch die Übermacht erdrückt, doch nicht verhindern zu können, daß die Verbündeten Paris einschlossen (28. März 1814).

Paris war damals eine offene Stadt, aber gleichwohl verteidigte sie sich. Es fand eine richtige, höchst blutige Schlacht statt. Die Nationalgardisten (Bürgerwehrmänner), ja die Arbeiter verbanden sich mit den zehntausend Soldaten von Marmont, und nun leisteten sie einen ganzen Tag lang (30. März) den hunderttausend Mann des verbündeten Heeres Widerstand. Am 31. März hielten der König von Preußen und der Zar ihren Einzug in Paris.

Der Despotismus des Kaisers hatte auch bei den eigenen Landeskindern einen solchen Berg von Jammer erregt, daß der Schluß dieses leider nur allzu langen Trauerspiels von der ungeheuren Mehrheit der Pariser Bevölkerung mit dem Gefühle tiefer Erleichterung aufgenommen wurde. Die Royalisten wurden von Talleyrand unterstützt, der bisher der Minister Napoleons gewesen war und ihn jetzt selbst verriet, wie er einst die Republik verraten hatte, doch so, daß der so schlaue, in allen Ränken erfahrene Staatsmann es mit einer wahren Meisterschaft verstand den Namen der Bourbonen zu verschweigen. Doch zunächst wünschte der Zar die Abdankung Napoleons mit der Regentschaft des Königs von Rom. Bis zur festen Entschlußfassung wurde nun mal erst Napoleons Abdankung abgewartet. Für jeden Fall sprach der Senat und die gesetzgebende Körper-

schaft ohne weitere Erörterung seine Absetzung aus und verkündete eine vorläufige Regierung.

Napoleon hatte noch immer ein Heer von sechzigtausend Mann in der nächsten Nähe von Paris, zu Fontainebleau. In seiner Selbstverblendung wollte er die Wirklichkeit nicht sehen, die ihn in ihre eisernen Fesseln schloß, und sprach er noch immer von weiteren Menschenopfern und der Fortsetzung eines doch nur unfruchtbaren Kampfes gegen die vierhunderttausend Mann des Koalitionsheeres. Ihm fehlte völlig die Fassungskraft für seine Ohnmacht. Doch die Marschälle seiner Umgebung, die allmählich des Krieges müde geworden waren, wie Ney, Berthier, Oudinot, Macdonald, Lefèvre, beschworen ihn nachzugeben. Lange widerstand er. Aber in der Erkenntnis, daß er jetzt doch ganz allein stünde, entschloß er sich zuletzt gleichwohl zur Abdankung (11. April 1814), und zwar zu Gunsten seines Sohnes des Königs von Rom, die aber die Verbündeten in dieser Gestalt nun nicht mehr annahmen. Sie kamen vielmehr überein die Bourbonen zurückzurufen und Napoleon nach der Insel Elba zu schicken, über die er jetzt die Oberherrlichkeit mit dem höhnischen Titel eines Fürsten von Elba erhielt, damit er gewissermaßen nicht um alle Fürstenherrlichkeit gekommen sei.

Am 20. April 1814 nahm der Kaiser von seinem Heere im Schloßhofe zu Fontainebleau Abschied. Während der schmerzlichen Reise, zu der er sich nun anschickte, um sich in sein neues Fürstentum zu begeben, hatten die ihn begleitenden Offiziere der fremden Mächte die größte Mühe ihn vor den feigsten Wutausbrüchen des französischen Pöbels zu schützen, und es gibt vielleicht für die Vergänglichkeit alles Irdischen kein furchtbareres Sinnbild, als den traurigen Anblick des einst so vergötterten Napoleon, der sich jetzt in seinem eigenen Lande unter den Federbusch eines österreichischen Offiziers flüchten muß.

* * *

Die verbündeten Monarchen verabscheuten zwar auch Napoleon, doch noch weit mehr die Republik. In dem Augenblick aber, wo sie weder von Napoleon noch von der Republik etwas wissen wollten, bestand die einzig mögliche Lösung in der Rückberufung der Bourbonen. Gewiß, diese Dynastie wurzelte wahrlich nicht tief in den Herzen des französischen Volkes und genoß wirklich nicht dessen besondere Zuneigung. Aber andererseits ist noch jede neue Regierung, zum mindesten für die ersten Tage, einiger Volkstümlichkeit sicher gewesen. Es war ein Bruder Ludwigs XVI., der Graf der Provence, der jetzt auf Grund des den verbündeten Herrschern und nun auch Talleyrand, dem durchtriebenen Anstifter aller dieser Ränke, so teuren Prinzips der erblichen Monarchie auf den Thron berufen wurde. Mit einer den Tatsachen widersprechenden willkürlichen Annahme, als ob

das nur zehn Jahre alt gewordene, in der Gefängniszelle des Pariser Tempelturmes elend zugrunde gegangene unglückliche Söhnlein Ludwigs XVI. unter dem Namen eines Ludwig XVII. wirklich regiert hätte, nahm der neue König den Namen Ludwig XVIII. an.

Ludwig entbehrte jedweden Glanzes, wie ihn andere Könige um sich verbreiten können. In seiner kleinen Gestalt, seiner Wohlbeleibtheit, seiner Gicht, seiner gutmütigen Art mit den Leuten zu verkehren sah er gar nicht nach einem Militär oder König aus. Aber er hatte Geist, Würde und Urteil und zeigte mehr Verständnis für die politische Auffassungsweise, wie sie bei den Franzosen i. J. 1814 herrschte, als jene adligen Emigranten, die seinen Hofstaat bildeten.

In jener kurzen Frist (26. April 1814 — 19. März 1815) von nicht ganz einem Jahre, die von der ersten Wiederherstellung der Königsherrschaft bis zu dem Anbruch der Herrschaft der Hundert Tage verstrich, bekam er es bei aller seiner Umsicht gleichwohl fertig sich nach und nach so ziemlich bei allen Parteien gleich mißliebig zu machen. Als ihm nichts übrigblieb als die parlamentarische Regierungsform zu bewilligen, reizte er die strengen Royalisten; als er aber behauptete, daß die *Verfassungsurkunde* (*Charte constitutionnelle*) dem Volke aufgezwungen worden sei, reizte er hinwiederum die Liberalen. Die gleichzeitig mit ihm und, wie er, in *Packwagen* über die Grenze heimgekehrten adligen Emigranten verlangten die Zurückerstattung ihrer inzwischen Nationaleigentum gewordenen großen Besitzungen, was einem allgemeinen wirtschaftlichen Zusammenbruch gleichgekommen wäre. Auch das Heer stand feindselig bei Seite; die auf halbe Löhnung gesetzten Offiziere murrten; die Soldaten, die gezwungen wurden die weiße Kokarde der Bourbonen aufzustecken, verbargen die dreifarbige des Revolutions- und napoleonischen Zeitalters, die sie bisher getragen hatten, liebevoll in ihrer Patronentasche als ein teures Erinnerungszeichen an jene Zeit, in der sich Jammer und Ruhm so innig mischten, und auf die sie ein gewisses Recht hatten stolz zu sein.

Während noch die verbündeten Monarchen auf dem Wiener Kongreß (1. November 1814 — 9. Juni 1815) die Napoleon abgenommene Siegesbeute untereinander verteilten, erfuhren sie mit Entsetzen, daß der Kaiser, vor dem man in seiner Abgeschlossenheit von aller Welt auf der Insel Elba für ewige Zeiten gesichert zu sein hoffte, sich heimlich davongemacht und nach Frankreich zurückgekehrt sei.

Am 1. März 1815 landete er an der französischen Südküste, am Golfe de Juan, zwischen Cannes und Antibes. Er hatte zweihundert Getreue von seiner alten Garde bei sich, die ihm zu seiner Gesellschaft auf die Insel Elba mitzunehmen erlaubt worden war.

Einen Augenblick hoffte die Regierung Ludwigs XVIII. den frechen *Usurpator* durch Entgegenstellung von Streitkräften zurückzuhalten; aber,

sobald die sich nunmehr Königliche nennenden Truppen auf einmal Napoleons ansichtig werden, stimmen sie, wie von ihres alten Feldherrn Anblick gebannt, den Ruf an: „Es lebe der Kaiser!“ und verstärken seine kleine Schar, anstatt sie ihrem Befehle gemäß zu bekämpfen. Umsonst rufen Ney, Masséna, Macdonald, Soult, Jourdan ihre dem König geschworene Treue an, die an der jedes Bedenken überwindenden allgemeinen Begeisterung, die auch sie mit fortreißt, zu Schanden wird. Napoleons Vormarsch ist unwiderstehlich. Er triumphiert überall, und diesmal zuerst, ohne Ströme Blutes zu vergießen. Blut sollte ja zwar allerdings auch jetzt noch genug bei Belle-Alliance fließen, aber auf dem Triumphzuge von Cannes nach Paris vom 1. März bis zum 20. März 1815 fiel auch nicht ein einziger Flintenschuß; der Adler mit den Nationalfarben flog von Kirchturm zu Kirchturm bis zu den Türmen von Notre Dame.

Am 20. März frühmorgens kommt Napoleon in Fontainebleau an, und noch am Abend ist er in den Tuilerien, denen Ludwig XVIII., um zum zweitenmal den schon einmal betretenen Weg der Verbannung zurückzulegen, am Tage vorher den Rücken gekehrt hatte.

Napoleons Rückkehr rief weder besondere Begeisterung noch besonderen Widerstand hervor. Keine Freunde, aber auch keine Meuterei, doch eine aus Erschöpfung und Entmutigung gemischte entsagungsvolle Ergebung. Frankreich war mit der Zeit der vielen Kriege müde geworden, mochten sie sein, welcher Art sie wollten, den Bürgerkrieg nicht ausgeschlossen.

Es nützte auch nichts, daß Napoleon nunmehr sich durch die *Zusatzakte* der Verfassung den Anstrich eines liberalen Herrschers zu geben suchte (1. Juni 1815). Diese verspätete Rückkehr zu den Anschauungen der großen Revolution gewann dem Kaisertum auch nicht einen Republikaner zurück. Frankreich hatte kein Vertrauen mehr zu dem Götzen, den es sich unbesonnenerweise selbst vor fünfzehn Jahren gegeben hatte. So gebot Napoleon nur noch über sein Heer. Da verlangte er von ihm, auch wenn es nicht mehr an den schließlichen Erfolg glauben sollte, ein letztes Opfer. „Was aber machte ihm selbst“ — so hat er sich wörtlich ausgedrückt — „der Tod von hunderttausend Mann aus?“

Die Verbündeten müssen wirklich gedacht haben, daß Napoleon sich mit seinem Schicksal abfinden und damit begnügen würde ewig ehrwürdig, als väterlicher kleiner Fürst auf seiner weltvergessenen, einsamen Felseninsel Elba, unter den ihm bis zuletzt treugebliebenen zweihundert Veteranen Hof zu halten, sonst hätten sie unmöglich so starr über die Nachricht von seiner Rückkehr sein können. Nun verstummten plötzlich alle ihre Meinungsverschiedenheiten, und sie sträubten sich gegen jede Unterhandlung mit dem gemeinsamen Feinde. Ja, sie gaben nicht einmal zu, daß Maria Luise ihren kaiserlichen Gemahl wiedersehen durfte. Das arme Geschöpf

vergaß zu Wien im vertraulichen Verkehr mit dem Grafen von Neipperg, der ihr zu persönlichen Dienstleistungen beigegeben und dann von ihr selbst bald mit der Vertretung ihrer Interessen bevollmächtigt worden war, nur zu bald ganz und gar, was sie ihrer einstigen Stellung auch nach deren Verluste noch schuldete. Jedenfalls erlaubte der Kaiser von Österreich weder seiner Tochter noch seinem Enkel, dem bei der Geburt so viel versprechenden König von Rom, die österreichische Hauptstadt zu verlassen, wo er die beiden nach ihrer Mitnahme von Paris fast wie Gefangene eingesperrt hielt.

Die Koalition verfügte zusammen über siebenhunderttausend kriegserprobte und besonders auf ihre letzten Siege stolze Soldaten; in Brüssel stand ein aus Engländern und Holländern gemischtes Heer von hunderttausend Mann, die sich alle bereits als Krieger ausgezeichnet hatten; in Belgien standen zweihundertfünfzigtausend Deutsche unter dem greisen Heldenjüngling Blücher und am Rhein dreihundertfünfzigtausend Österreicher unter Schwarzenberg. Außerdem bildeten noch zweihunderttausend Russen für alle Fälle ein Ersatzkorps.

Napoleon hatte nun seinerseits die Nationalgardisten, die sich damals noch in der ursprünglich gerade zu seiner Bekämpfung bestimmten felddienstmäßigen Ausrüstung befanden, unter die eigenen Fahnen zu rufen gewußt und durch Vereinigung der in den verschiedenen Garnisonen verstreuten Soldaten mit den freigelassenen Kriegsgefangenen es verstanden ein zweihunderttausend Mann starkes Heer aus zwar von Hause recht verschiedenartigen Elementen zu schaffen, die aber alle eines Sinnes waren in der Liebe und Begeisterung für ihren großen Feldherrn.

Die entscheidende Begegnung der beiden feindlichen Mächte spielte sich in Belgien bei Belle-Alliance*) ab (18. Juni 1815). Das französische Heer opferte sich dort unnütz in der heldenmütigsten Weise auf; es gelang ihm nicht die englische Infanterie zu durchbrechen, die unter dem Oberbefehle des Eisernen Herzogs von Wellington, so oft sie auch durch die unermüdlich wiederholten Angriffe der französischen Kavallerie auseinandergesprengt werden mochte, immer wieder ihre alte geschlossene Stellung gewann, bis, als es bereits dunkel zu werden begann, endlich auf dem Schlachtfelde das von Blücher geführte preußische Heer erschien, das zwei Tage vorher in der Schlacht bei Ligny in die Flucht geschlagen worden, aber dem nachsetzenden französischen General Marquis von Grouchy entkommen war. Jetzt konnte die alte Garde des Kaisers trotz ihrer mit dem verzweifelt-

*) Die Engländer und Franzosen nennen diese denkwürdige Schlacht, die in der deutschen Geschichte nach dem Meierhofe La Belle-Alliance, wo sich Wellington und Blücher trafen, bezeichnet wird, bekanntlich nach dem belgischen Dorfe selbst: Schlacht bei Waterloo.

sten Heldenmut immer wieder erneuerten Vorstöße schließlich doch nicht mehr die wilde Flucht aufhalten, der sich alles ergab und zuletzt auch sie.

Nachdem Napoleon bei Belle-Alliance den Untergang seines letzten Heeres hatte beklagen müssen, sollte ihm nun auch die Trauer um den Verlust seines Thrones nicht mehr lange erspart bleiben.

Aber auch ohne diesen Ausgang der Schlacht hätte er niemals einen endgültigen Sieg für sich erhoffen können. Selbst wenn Wellington und Blücher am 18. Juni 1815 geschlagen worden wären, hätten gleichwohl die nächsten Schlachten und Verluste den Kaiser gezwungen der großen Übermacht der Feinde über seine immer mehr zusammenschrumpfenden Truppen doch schließlich zu weichen. So aber war das französische Heer schon gleich bei Belle-Alliance bis zur Erschöpfung geschlagen worden, so daß an die Möglichkeit einer nochmaligen Erholung desselben auch jeder Gedanke ausgeschlossen war. Napoleon kehrte nach Paris fast allein zurück und fand hier nur noch Gegner vor.

Die Kammern hatten seine Absetzung beschlossen und eine einstweilige Regierung eingesetzt, bis schließlich die Verbündeten in Paris einrückten.

In diesem Augenblicke suchte sich Napoleon nach Amerika einzuschiffen. Als er sich aber von allen verlassen sah, faßte er, noch im französischen Hafen, den verzweifelten Entschluß auf einem englischen Kriegsschiffe Zuflucht zu suchen und sich dem Schutze der englischen Regierung anzuvertrauen. Von dieser aber wurde er als Kriegsgefangener angesehen und im Einverständnis mit den anderen Mächten in die Verbannung nach der westlich von Afrika gelegenen, meerumspülten, einsamen Felseninsel St. Helena verwiesen.

Hier lebte er an dem dürren Klippengestade, dessen Nebel ihm selbst den Blick auf das weite Meer entzogen, weltentrückt noch volle sechs Jahre (gest. 5. Mai 1821). Die mit der Aufsicht über den erlauchten Gefangenen betrauten Kommandanten störten ihn, der unter den unsäglichsten Schmerzen jahrelang mit dem Tode kämpfte, um sich von ihm ein Glied nach dem anderen abringen zu lassen, dabei unablässig durch die kleinlichsten und unnützesten Überwachungen, und doch wäre es unbillig den Engländern Vorwürfe daraus zu machen, daß sie immer wieder dafür sorgten, daß Napoleon auch wirklich endgültig unschädlich blieb. Wäre er auch jetzt wieder auf solche Insel wie Elba verwiesen worden, er hätte ohne Zweifel sein Glück zum zweiten Male in einem zweiten Belle-Alliance oder sonst an einem ähnlichen schrecklichen Abenteuer versucht, in dem dann wieder fünfzigtausend brave Menschen ihr verzweifeltes Ende gefunden hätten. Er hätte auf die von ihm bereits aufgehäuften alten Trümmer wieder neue aufgehäuft. So gebührt den Verbündeten das Verdienst: durch St. Helena Frankreich einen dritten feindlichen Einfall erspart zu haben!

Einige wenige ihm treugebliebene Freunde wie Bertrand, Montholon und Graf von Las Cases hatten ihn in die Verbannung begleitet. Mit ihnen schrieb er seine *Denkwürdigkeiten*, ein Werk voller Lügen, aber doch *der Bewunderung wert*, in dem er von eigenen Versehen nichts wissen will, hingegen die Verdienste seiner Leutnants schmälert und all das, was ausschließlich er selbst verschuldet hat, auf den Verrat anderer und sein eigenes böses Schicksal schiebt.

Die Nachwelt und beinahe auch die Geschichte haben ihm gegenüber Gnade geübt, ja sind in ihrem milden Urteil gegen ihn vielleicht so weit gegangen ihn ungerechterweise zu gnädig zu behandeln. Durch die Lieder Bérangers hat sich sogar eine eigene Napoleonlegende gebildet. Er, der in seinen sporenklingenden Reiterstiefeln alle bürgerlichen Freiheiten mit Füßen trat, der harte Kriegsmann, der unerbittliche Despot ist in den Liedern des unsterblichen französischen Volksdichters zu einem väterlichen und gutmütigen Herrscher mit dem langen grauen Gehrock und dem niedrigen Dreimaster geworden, der mit den kleinen Leuten wie seinesgleichen verkehrt und ihre Hütten von lästigem Pfaffenjoche befreit. Andere haben in ihm den Helden gesehen, der die Farben der französischen Revolution zu den fernsten Völkern trägt und den alten französischen Kriegsruhm durch glänzende Siege bereichert. Andere wieder, denen mehr eine gute Verwaltung und eine soziale Ausgleichung bestehender Klassengegensätze am Herzen liegt, bewundern den allmächtigen Kaiser, wenn er an der Arbeit ist die verschiedenen Gesetze und Verfügungen der einzelnen Landschaften aufzuzeichnen, zu sammeln und einheitlich zu gestalten. Diese so verschiedenen Arten von Beurteilern gehorchen alle nur jenem dem Menschen anhaftenden Triebe der Knechtseligkeit, vermöge dessen er die Macht anbetet, selbst wenn sie ihm den größten Schaden zufügt, einfach deshalb, weil sie eben die Macht ist. Der Hund leckt dem Herrn, der ihn schlägt, dafür noch seine züchtigende Hand.

Wer aber über genügende Vornehmheit der Seele verfügt, um sich über die allerniedrigsten Empfindungen zu erheben, der wird sich ganz unparteiisch sagen müssen, daß Napoleon einfach ein Scheusal war, ja vielleicht unter allen Sterblichen das denkbar größte. Durch ihn ist die Herrschaft der Freiheit, die die französische Revolution bereits daran gewesen war der Welt zu schenken, mindestens um sechzig Jahre verzögert worden. Durch ihn ist Europa gezwungen worden sich ausschließlich mit Krieg zu beschäftigen und eine so gewaltige Heereslast zu übernehmen, daß es noch heute von den ungeheuren Steuern und den noch ungeheureren Truppenmassen geradezu erdrückt wird! Durch ihn hat die Entwickelung der Völker ihren Weg anstatt zu Frieden, Brüderlichkeit und Unabhängigkeit vielmehr zu Krieg, Haß und Knechtschaft genommen! Durch ihn sind zehn Millionen der kräftigsten, der mutigsten und der edelsten Jüng-

linge in der Blüte ihrer Jahre zugrunde gegangen, und das Menschengeschlecht verkümmert!

Gewiß, Napoleon war von Hause aus weder verderbt noch bösartig; aber er hat dann zehnmal soviel Unheil angestiftet, als irgendeiner unter den verderbtesten und bösartigsten Despoten ältesten Geschlechtes, mehr als ein Tiberius im römischen Kaiserreich, mehr als ein Ludwig XI. von Frankreich und mehr als ein Heinrich VIII. von England. Die Selbstsucht der Menschen ist sicher immer eine große und lastet auf ihnen wie ein schweres Gewicht; doch noch zu keiner Zeit hat es eine Selbstsucht gegeben, die der Napoleons vergleichbar gewesen wäre! Er hatte sich in die Einbildung verrannt, daß alles für ihn da sei und ihm gehöre, dermaßen, daß Frankreich nur noch die einzige Aufgabe hätte ihn mit Soldaten und Geld auszustatten! Die in der Welt verstreuten Menschenkinder haben nur noch eine einzige Daseinsberechtigung, nämlich die sein Lob zu verkünden und seine Launen auszuführen! Den letzten Zweck der Schöpfung bildet ganz allein Er!

Durch ihn, ganz allein durch ihn, der mit einem bisher geradezu unerhörten Feldherrngenie seine Heere von Sieg zu Sieg führte, ist Frankreich zweimal verwüstet, verstümmelt und geschändet worden. Durch ihn hat es die natürlichen Grenzen verloren, die ihm die Republik gegeben hatte. Durch ihn ist es, nachdem es die Liebe aller Völker gewesen war, einem jeden von ihnen zum Fluche geworden! Und doch hat es etwa kein Recht sich darüber zu beklagen: es hat seinen Napoleon nicht besser verdient, ist es ihm doch gleich bei dessen ersten Auftreten demütig zu Füßen gesunken! Kann sich der Sklave über seinen Herrn entrüsten, wenn er sich diesen Herrn selbst aus eigener Machtvollkommenheit gegeben hat?

Napoleons staatsmännische Fehler sind ebenso ins Maßlose gegangen, wie seine staatsmännischen Fähigkeiten, und jeder einzelne dieser seiner Fehler hat wieder unheilbare Folgen gezeitigt! Wie konnte er den Frieden von Amiens brechen und sich nicht darüber klar werden, daß er mit England niemals ohne Seemacht fertig werden würde? Wie konnte er mit Spanien Krieg führen und seine Krieger in den Schluchten dieses Landes gleichsam lebendig begraben? Wenn er aber einmal diesen Feldzug angefangen hatte, ihn nun nicht erst hintereinander unwiederbringlich zu Ende führen? Wie konnte er aus seinem Bündnis mit Rußland ausscheiden und seinen bisherigen Verbündeten durch kleinliche Plackereien reizen, derart, daß es den Anschein hatte, als ob er den Krieg mit Rußland geradezu mit Gewalt herbeiführen wollte, einen Krieg, in dem sein Heer und sein Ansehen in der Welt zugrunde gingen? Wie konnte er schließlich zu Dresden die ihm damals noch von den Verbündeten angebotenen verhältnismäßig günstigen Bedingungen zurückweisen, um sich durch die große Völkerschlacht bei Leipzig ein für allemal zugrunde richten zu lassen?

Selbst auf dem ihm eigensten Gebiete der Kriegskunst hat Napoleon einzelne verhängnisvolle Fehler gemacht, so bei Wagram, von Anfang bis zu Ende in Rußland und bei Belle-Alliance in einem Augenblicke, wo bereits seine physischen Kräfte zu wanken begannen. Aber er bleibt nichtsdestoweniger der größte Feldherr aller Zeiten, der geradezu unfehlbare General, der der Strategie und Taktik vollkommen neue Bahnen eröffnet hat, die jedes Heer, das siegreich sein will, kennen und einschlagen muß. Darauf beruht sein größter und hervorragendster Ruhm, den er nicht erworben haben würde, hätten sich nicht Frankreich wie die gesamte Menschheit für ihn geopfert.

* * *

Die verbündeten Herrscher nutzten ihren glänzenden Sieg bei Belle-Alliance dazu aus, diesmal schwerere Friedensbedingungen zu stellen (Abschließung des Zweiten Pariser Friedens 20. November 1815). Sie erdreisteten sich die reaktionäre Ordnung der Dinge in ihrem ganzen Umfange wiederherzustellen und so alle Ereignisse, die sich zwischen den Jahren 1789 und 1815 abgespielt hatten, als nicht vorhanden anzusehen. Nicht vorhanden die große Revolution! Nicht vorhanden die deutlich zu Gehör gekommenen Wünsche des Volkes! Kurz, alles das nicht vorhanden, was irgendwie nicht in völligem Einklang mit den Grundsätzen der erblichen Monarchie und des Gottesgnadentums stand! Als totes Eigentum der Herrscher sind die Völker gut genug dazu sich wie Hammelherden teilen zu lassen! Überlieferung, Geschichte, Sprache, all das fällt nicht mehr ins Gewicht! Die Völker sind einfach für die Könige da, anstatt, wie es sein sollte, die Könige für die Völker!

Die Teilung vollzog sich ohne irgendwelche Bedenken, die nur lächerlich ausgesehen hätten. Venedig kam an den Kaiser von Österreich, Genua an den König von Sardinien und Belgien an den König von Holland. Große Siege, noch größere Siegesfrüchte, bis über die Grenze des Denkbaren! England nahm sich Ceylon, das Kap der Guten Hoffnung und die Ionischen Inseln. Rußland bekam Finnland und Polen, Preußen nun auch das Rheinland und sogar Schweden das ihm benachbarte Norwegen. Anstatt wie in den Jahren zwischen 1800 und 1815 von der willkürlichen Laune eines einzigen Eroberers, wurde die europäische Staatenkarte nunmehr durch das Spiel der verschiedenen Launen eines ganzen Dutzend von Diplomaten umgestaltet, die zwar über viel weniger Geist, doch darum über nicht weniger Habsucht als jener eine verfügten.

Die Friedensverhandlungen des Jahres 1815 richteten sich also nicht bloß gegen Frankreich, sondern ebenso gegen die Unabhängigkeit der verschiedensten anderen europäischen Völker, gegen die Freiheit der Deutschen, der Italiener und der Polen. Es war die schon lange erwartete Ver-

geltung für den 14. Juli 1789. Wie in Frankreich den Bourbonenthron, so stellte auch in dem ganzen übrigen Europa die Heilige Allianz die alte Ordnung der Dinge wieder her.

* * *

So rückschrittlich die Politik sein mag, die seit dem Zweiten Pariser Frieden von den verschiedenen europäischen Regierungen ausgeht, sie ist gleichwohl nicht imstande die Gedanken in ihrem Fluge zu hemmen, die im 18. Jahrhundert in die Welt gesetzt worden sind, hat doch bereits die Wissenschaft ihren siegreichen Vormarsch begonnen. Alle bisherigen Wissenszweige werden erneuert, und neue treten hinzu.

In der Mathematik werden aus den so fruchtbaren geistigen Großtaten eines Descartes, eines Leibniz und eines Newton die letzten Folgerungen gezogen; es geschieht das durch Lagrange (1736—1812), Lazare Carnot (1753—1823) — den nämlichen großen Carnot, den wir aus den Heldenkämpfen des Revolutionszeitalters als den Organisator des Sieges kennen —, Laplace (1749—1827) und Gauss (1777—1855).

Laplace gebührt auch der Ruhm die Lehre von der Bewegung der Himmelskörper aufgestellt und Newtons Hypothesen auf alle nur erdenklichen Fälle ihrer Anwendbarkeit geprüft zu haben. Französische Physiker wie Delambre (1748—1822), Méchain (1744—1805), Biot (1774—1862), Arago (1786—1853) stellen die genaue Länge des Erdmeridians durch Messung fest und bestimmen die Abplattung der Erde an den Polen.

Die Physik erscheint als eine ganz neue Wissenschaft, so ergiebig sind die in ihr gemachten Entdeckungen. Galvani (1737—1798) hatte eigentlich nur durch Zufall um das Jahr 1785 die von lebenden Wesen hervorgebrachte Elektrizität entdeckt. Volta (1749—1827) machte um das Jahr 1800 eine andere Entdeckung, die noch wichtiger werden sollte; er wies nach, daß durch die Berührung zweier Metalle, die eine gegenseitige chemische Wirkung ausüben, Elektrizität erzeugt werden kann. Es war das selbsttätige oder dynamische Elektrizität, jene ebenso lenksame wie gewaltige Kraft, die die Wissenschaft in die Hände des Menschen legen, deren Gewalt sie bald zügeln und deren Gesetze sie zum großen Teile ergründen sollte.

Auf der anderen Seite gestaltet sich die Lehre vom Licht mit der Entdeckung der Polarisation (1809 durch Malus, 1811 durch Arago und 1815 durch Biot) vollkommen um.

Die von Lavoisier damals soeben erst neu geschaffene Chemie nahm eine geradezu überraschende Entwickelung. Es werden mehrere chemisch einfache Körper, Urstoffe oder Elemente, entdeckt, so von Scheele (1742 bis 1786) das Mangan i. J. 1774, von Courtois (1777—1830) das Jod im Jahre 1812, von Gay-Lussac (1778—1850) das Bor (1808) und das Fluor

(1811), von Wollaston (1766—1826) das Palladium (1803), von Berzelius (1779—1848) das Selen und das Silicium (Kieselstoff) (1817). Humphry Davy (1778—1829) zerlegt eine unterchlorigsaure Natronlösung durch Anwendung des galvanischen Stromes, entdeckt das Kaliumoxyd oder kohlensaure Kali (1807). Er beweist, daß die alkalischen Erden Kalk, Baryt, Natron Sauerstoffverbindungen (Oxyde) eines Metalles seien, das sich daraus ausscheiden lasse. Gay-Lussac, Dalton (1766—1840) und Davy bestätigen, was Lavoisier vorausgesehen hatte, daß nämlich die chemischen Elemente sich in ganz bestimmten Verhältnissen miteinander verbinden, und daß folglich jedes einfache Element ein Aggregat von Atomen ist, von denen jedes einzelne ein je nach der Natur dieses Körpers ganz verschiedenes Gewicht hat. In der Tat war die ganze Chemie eigentlich schon stillschweigend in Lavoisiers genialer Schöpfung enthalten, und die großen Chemiker der ersten Jahre des 19. Jahrhunderts tun eigentlich nichts anderes, als die Gedanken ihres Meisters weiter auszubauen und zu vertiefen.

Die Zoologie, die vergleichende wie auch die allgemeine Anatomie werden unter Männern wie Lamarck (1744—1829), Cuvier (1769—1832) und Bichat (1770—1802) völlig umgestaltet, wenn nicht neugeschaffen. Lamarck entwickelt die so einleuchtende und großartige Idee, daß alle Lebewesen von den gleichen einfachsten Grundformen abstammen, die sich nur je nach ihren Lebensbedingungen allmählich verschieden gestalten. Wenn man aber eine stufenweise Entwickelung der Lebewesen vermöge ihrer auf Grund der jedesmaligen Umgebung — ,,der natürlichen Zuchtwahl" würde Darwin sagen — aufeinanderfolgenden verschiedenen Umbildungen gelten läßt, so heißt das die Annahme einer einem Gottschöpfer vorbedachten einmaligen Schöpfungstätigkeit zerstören. Im Gegensatz zu Lamarck und Geoffroy Saint-Hilaire (1772—1844) tritt Cuvier für die Vorstellung eines unvermittelten und plötzlichen Auftauchens der Lebewesen an der Erdoberfläche ein. Aber nicht etwa auf diesem offenbaren Irrtume beruht sein Ruhmestitel, sondern vielmehr darauf, daß er es vermöge seiner gründlichen Vertrautheit mit der Skelettkunde verstanden hat die verschiedenen Arten der ausgestorbenen vorsintflutlichen Tiere, von denen er nur ziemlich unkenntliche Reste zu Gesicht bekommen hatte, wieder in ihrer vollständigen Gestalt deutlich vor Augen zu führen. Er ist der Gründer der vergleichenden Vorweltgeschichte. Bichat, der nur einunddreißig Jahre alt geworden ist, hat trotz seines kurzen Lebens die Zeit gefunden die Gesetze der allgemeinen Anatomie aufzustellen und den Nachweis zu führen, daß es in einem jeden Körperteile eines jeden Tieres gleichartige Gewebe gibt, die nur besondere eigentümliche Merkmale teils anatomischer, teils physiologischer Art mit im Grunde einheitlichen Funktionen und Formen bei aller scheinbaren Mannigfaltigkeit besitzen.

So lieferte das Genie dieser großen Männer ein Vorspiel zu dem wunderbaren Gebäude der Wissenschaften, das das 19. Jahrhundert errichtet hat.

Schon zeigt sich auch von ferne, was später so deutlich in die Erscheinung treten sollte: nämlich, daß eine Wissenschaft nicht mehr wie zu Aristoteles' Zeit noch auch der Descartes' noch auch erst gar der Lavoisiers das bloße Werk eines einzelnen genialen Denkers sein kann. Sie fängt an sich auszubreiten, beweglicher und, wie die menschlichen Gesellschaften selbst, demokratischer zu werden. Hunderte von Arbeitern tragen zu gemeinsamem Werke ihr bescheiden Teil bei, derart, daß der Gelehrte, anstatt eine lange überlegte Entdeckung still in seinem Busen zu bewahren und erst nach einer Reihe von Jahren in einer epochemachenden Schrift zu veröffentlichen, lieber im Rahmen und Maß seiner noch unfertigen Entdeckungen die wissenschaftliche Welt in seine Versuche einweihen soll, um wenigstens anderen zu ermöglichen das Werk zu Ende zu führen, das er soeben angefangen und von dem er nur die ersten Grundzüge zu geben vermocht hat.

Dieser für die Wissenschaften so fruchtbare Zeitraum von 1789 bis 1815 ist für Literatur und Kunst ziemlich arm an schöpferischem Geist gewesen.

* * *

Nur für Deutschland hat dieser verhältnismäßig so kurze Zeitraum die große, ja so ziemlich die einzige klassische Blüte der Literatur dargestellt. Gewiß, es hatten auch schon unmittelbar vor wie noch unmittelbar nach dieser Zeit einige mehr oder minder bedeutende deutsche Dichter gelebt, wie Wieland (1733—1813), Bürger (1747—1794), Klopstock (1724 bis 1803), Gessner (1730—1788), ein so scharfsinniger Kunstkritiker wie Lessing (1729—1781), ein so vielversprechender Dichter wie Theodor Körner (1791—1813), der trotz seines frühen Todes auf dem Schlachtfelde als noch nicht Zweiundzwanzigjähriger manches bewundernswerte Gedicht verfaßt hatte, ein so anerkannter und schaffensfreudiger Dramatiker wie Kotzebue (1761—1819). Doch zwei Meister der deutschen Literatur sind es, die über alle hervorragen: Schiller (1759—1805), ein ebenso erhabener Lyriker wie bewundernswerter Dramatiker (*Wallenstein*, *Don Carlos*, *Wilhelm Tell*), und vielleicht noch über ihn hinausragend und die gesamte deutsche Literatur beherrschend Goethe (1749—1832), ein ebenso abgeklärtes wie leuchtendes Genie, das durch die Reinheit, den Wohlklang und die Sauberkeit seines Stils der deutschen Sprache ihre endgültige klassische Gestalt gegeben hat. Er hat auf allen Gebieten Hervorragendes geschaffen und würde sogar in der Weltliteratur den Ruhmestitel des Schöpfers des modernen Romans für sich in Anspruch nehmen können, wenn nicht zufällig seinem *Werther* die *Neue Heloise* und *Manon Lescaut* zeitlich vor-

aufging. Ein auserlesener Lyriker, hat er sich darum nicht weniger groß als Dramatiker gezeigt und als solcher mit seinem *Egmont*, seiner *Iphigenie*, seinem *Götz von Berlichingen*, besonders aber mit seinem *Faust* Unsterbliches geleistet. Es ist diese letztgenannte Bühnendichtung ein wahrhaft episches Werk, das ebenso gewaltig wie tief ist und in seiner stil- und stimmungsvollen Schönheit einzig dasteht. Wie Voltaire, war auch er Enzyklopädist, der die Dichtung niemals von der von ihm nicht weniger hochgehaltenen Wissenschaft schied, für die er sich ebenso leidenschaftlich begeisterte wie für die Kunst.

In derselben Zeit hat auch Deutschland der Welt einen großen Philosophen beschert. Es war dies Immanuel Kant (1724—1804), der, wie Descartes, versucht hat derjenigen unter den Wissenschaften, die noch immer von dem geheimnisvollsten Wolkendunkel umgeben wird, nämlich der Metaphysik, einen gewissen festen Boden zu geben (*Kritik der reinen Vernunft*, 1781). Vor allem hat aber auch Kant in seinen edlen und gehaltvollen Schriften aufs genaueste die Bedingungen des Sittengesetzes festgestellt. Er nimmt den Begriff der Pflicht, den großartigen *kategorischen Imperativ* zur Grundlage der gesamten philosophischen Auffassung von Mensch und Welt. Kant ist der große Philosoph, der mit dem Anbruch unseres Zeitalters erscheint, um als ein Bahnbrecher in die Tiefen des menschlichen Gewissens hineinzuleuchten. Als ein Augenzeuge der Schrecken, die der Krieg entfesselte, hat dieser Weltweise den Gedanken eines ewigen Friedens unter den Menschen gefaßt und sich dem holden Wahn hingegeben, daß diese eines Tages weniger unvernünftig sein würden als zu seiner Zeit.

Es war das übrigens nicht ganz und gar bloß ein holder Wahn. Zwar haben auch noch das folgende Jahrhundert manche schreckliche und nutzlose Kriege mit Blut befleckt. Aber solche blutrünstigen Rasereien, wie sie in den Jahren 1800—1815 vorgekommen waren, sollten die Völker nicht wiedersehen!

Die größte geistige Leistung des Jahrhunderts sollte die Begründung der modernen Forschung sein.

Seine größte soziale und politische Leistung aber sollte die wirksame Bekämpfung der Fürstenverträge von 1815 und damit des absolutistischen Regierungssystems bilden.

III. Von 1815 bis 1848.

Nirgends erstarkte die liberale Bewegung mehr als in Frankreich. Mochten auch die Worte „*Freiheit* und *Gleichheit*“ von den Mauern und Münzen entfernt worden sein, so hatten sie doch in den Herzen noch sehr lebendige Spuren hinterlassen, die Ludwigs XVIII. Regierung nicht ebenso leicht auszulöschen vermochte.

Zu Beginn der Wiederherstellung der Königsherrschaft begingen die Royalisten einige Ausschreitungen, den sogenannten *Weißen Schrecken*, dem manch edles Opfer fiel, so Marschall Brune durch Meuchelmord zu Avignon (1815) und auch, was noch schmerzlicher berühren muß, der heldenmütige Ney, der von den Mitgliedern der Ersten Kammer verurteilt und von französischen Soldaten standrechtlich erschossen wurde.

Aber der König war nicht verblendet genug das despotische Regierungssystem seiner Ahnen wiedereinzuführen. Er hatte lange genug in der Verbannung gelebt, um nicht sehr wohl zu wissen, daß es eine französische Revolution gegeben hatte. Daher regierte er auch als völlig verfassungstreuer König nach dem Wortlaut der Charte und ließ noch immer der Presse einige Freiheit und selbst der Zweiten Kammer noch einige Macht.

Dank einer umsichtigen Finanzverwaltung, bei der er die tatkräftige Unterstützung von Baron Louis und Herzog von Richelieu fand, vermochte er auch die erforderlichen Einnahmequellen zur Deckung der von den Verbündeten auferlegten Kriegsentschädigungssummen ausfindig zu machen. So räumten denn auch i. J. 1818 die fremden Truppen den französischen Boden. Es hat schon eines zweiten Napoleon bedurft, um sie wiederkommen zu sehen; es war bis dahin nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert verstrichen.

So trat denn zu jener Zeit eine wirkliche Wiedergeburt des Verständnisses für das öffentliche Leben in die Erscheinung. Abgeordnete, Anwälte, Zeitungsschriftsteller, Studenten, Künstler, Arbeiter nahmen jetzt mit leidenschaftlichem Eifer die Erörterung politischer Angelegenheiten von neuem auf. Gleichzeitig aber kam ein bald recht verhängnisvolles Mißverständnis eigner Art zur Herrschaft, vermöge dessen die liberalen Anschauungen und das alte kaiserliche Regierungssystem miteinander vermengt wurden. Es fehlte die Einsicht, daß die verfassungsmäßige Monarchie eines Ludwig XVIII., so kirchenfreundlich sie auch scheinbar sein mochte, jedenfalls der Freiheit um vieles näher stand als die militärische Tyrannei eines Napoleon. Die angeblich Liberalen klatschten den Liedern eines Béranger Beifall, und ihre Opposition nahm mehr und mehr die Gestalt des Bonapartismus an.

Doch wurden Ludwigs XVIII. letzte Regierungsjahre auch nicht durch irgendwelche Volksbewegungen, selbst die geringsten, beunruhigt; so war, als ihm sein Bruder Karl X. auf dem Throne folgte (1824), wohl die Hoffnung berechtigt, daß mit den Bourbonen in Frankreich von jetzt ab ein für allemal eine liberale Monarchie aufkommen würde.

Doch dem König Karl X. stand nicht jene politische Schlauheit zu Gebote, über die sein Bruder in so reichem Maße verfügte. Er glaubte nicht bloß die französische Regierung, sondern auch den Gesamtwillen des französischen Volkes nach seinem Gutdünken lenken und leiten zu können.

So berief er denn in die maßgebenden Stellungen einige von den einstigen adligen Emigranten und sogar einige aus der Zahl derjenigen Generale, die Napoleon verraten hatten. Eine strenge und ungeschickte Zensur wütete gegen die Zeitungen, ohne ihnen im Grunde doch den Mund völlig verschließen zu können. Die mittlerweile zu hohem Einflusse gelangten Priester setzten allerlei Maßregeln durch, die für die Gewissensfreiheit nachgerade bedrohlich zu werden anfingen, jene Gewissensfreiheit, die Frankreich durch ein Jahrhundert von Kämpfen erobert hatte und die es nicht wieder unterdrückt sehen wollte. Die Besorgnis vor einer despotischen und klerikalen Regierung ergriff das ganze Volk, ja sogar trotz seiner einseitigen Klassenzugehörigkeit und vornehmen Abgeschlossenheit den Wahlmännerkörper. So wagte denn auch die zweite Kammer gegen das streng royalistische Ministerium Polignac und Bourmont Verwahrung einzulegen (*Adresse der Zweihunderteinundzwanzig*).

Die Charte räumte dem König das Recht ein die Kammer aufzulösen. Er machte von seinem Rechte Gebrauch, und die Kammer wurde aufgelöst; aber alle zweihunderteinundzwanzig kamen wieder hinein. Sie waren übrigens nicht im entferntesten Revolutionäre und verlangten von dem Könige nur ein liberales Ministerium.

Da machte Karl X., unnachgiebig, wie er war, einen Staatsstreich. Doch Staatsstreiche können immer nur gelingen, wenn ihr Begünstiger im Notfalle die äußerste Gewalt anzuwenden entschlossen ist, und alle Vorsichtsmaßregeln dafür getroffen sind.

Die Verordnungen vom 26. Juli 1830 (die sogenannten *Juliordonnanzen*) bestimmten die zeitweilige Aufhebung der Preßfreiheit, die Auflösung der neuen Kammer und die Bildung einer andern Kammer nach einem andern Wahlsystem. Das war das Zeichen zu einem von den Zeitungsschriftstellern hervorgerufenen Pariser Aufstande. Den äußeren Vorwand lieferte die Preßfreiheit, doch die tiefere Ursache bildete die allgemeine Verstimmung. Barrikaden schienen in den Straßen von Paris von allen Seiten emporzuwachsen. Kopflos, zögernd und von unfähigen Führern geleitet, die dauernd in Furcht waren sich bloßzustellen, vermochte weder die Truppenmacht ihre ganze Gewalt zu gebrauchen noch wagte sie es. Nach drei Tagen heißer Kämpfe (*den drei Ruhmestagen* 27.—29. Juli 1830) hatte die Volkserhebung endgiltig triumphiert. Karl X. mußte nach England flüchten gemeinsam mit seinem Enkel Grafen Heinrich von Chambord, dem letzten Vertreter des Hauses Bourbon.

Mit der Julirevolution vom Jahre 1830 ist den Fürstenabmachungen vom Jahre 1815 der erste Schlag versetzt. Das Königtum von Gottes Gnaden mit allen den Ausartungen, zu denen das Gottesgnadentum verführt, war von nun an, wenigstens in Frankreich, für immer abgetan. Frankreich war noch immer keine Republik, aber es war doch nun eine

liberale und volkstümliche Monarchie, die sehr zu ihren Gunsten von den Staatsgebilden abstach, die die Unterzeichner des Wiener Kongresses erträumt hatten.

Übrigens hatten sogar schon bis 1830 die Grundsätze der Heiligen Allianz auch wohl sonst in Europa schwere Angriffe erfahren, wie in Deutschland, Spanien, Italien und Griechenland. Die von dem 18. Jahrhundert und der französischen Großen Revolution hervorgerufene geistige Bewegung trug jetzt ihre Früchte: Die Völker ergaben sich nicht mehr, wie früher, ruhig in die Knechtschaft.

Die österreichische Regierung vertrat mehr als jede andere die Orthodoxie und die alte Ordnung der Dinge. Als Schirmherr des Deutschen Bundes gönnte der Kaiser von Österreich den Herzögen, Großherzögen, Königen, Fürstlein jeden Grades, die Deutschland unterdrückten, noch weniger Freiheit als das schon so bescheidene Maß, das diese wieder ihren Untertanen gönnten: Es erfolgte nun bei der großen Geduld des deutschen Volkes damals zunächst weder eine Empörung noch ein Aufstand, aber es nistete sich ein heimlicher Haß gegen das Österreich ein, das so gern seiner kaiserlichen Tyrannei noch die religiöse katholische Tyrannei hinzufügte.

Preußen, eine protestantische Macht, die ebenfalls nach der Führung in Deutschland strebte und sich schon damals auf die ihm bestimmte Zukunft unbewußt vorbereitete, nutzte solche feindseligen Stimmungen gegen Österreich aus, um den *Zollverein* zu begründen. Er bedeutete eine Zollvereinigung zwischen den deutschen Einzelstaaten.

Ihren Ausgang nahm die gesamte Umsturzbewegung Europas von Spanien. Sein König Ferdinand VII. war allerdings eine traurige Gestalt, die wie von den verbündeten Mächten eigens auserwählt zu sein schien, eine monarchische Regierung verächtlich zu machen. Es erfolgte eine Meuterei, und angesichts der Meuterei ließ ihn sein ganzes Heer im Stich, derart, daß er nunmehr notgedrungen den Eid auf die Verfassung leisten mußte (12. März 1820). Aber er tat dies nur, um alsbald Verrat zu üben. Seit den Ereignissen von Bayonne, bei denen sich seine Erbärmlichkeit in vollem Lichte gezeigt hatte, schwamm er förmlich in Verrat als seinem natürlichen Elemente.

In Italien geriet das Volk in Aufruhr, sobald es von den Ereignissen in Spanien erfuhr. Bei den Italienern hatte die französische Ideenwelt einen noch weit tieferen Eindruck als bei den Deutschen hinterlassen. Es hatten sich Geheimbünde gebildet (die *Carbonari*); es entstanden Verschwörungen und Volksaufstände. In Neapel schien der Umsturz auf einen Augenblick zu triumphieren, und so sah sich der unfähige König der beiden Sizilien Ferdinand IV. genötigt eine Verfassung zu geben, der er feierlich Treue gelobte (6. Juli 1820). Schon einige Monate später erbat er bei den Österreichern deren Unterstützung gegen seine eignen Unter-

tanen und kehrte an der Spitze eines österreichischen Heeres nach Italien zurück, um nunmehr seinem Volke seinen Despotismus durch die Gewalt der Waffen aufzuerlegen.

Die Piemontesen machten es geradeso wie die Neapolitaner: sie erhoben sich. Aber sie wurden schnell von den Österreichern niedergeworfen. Es war ein schöner Augenblick für Österreich. Metternich war der Herr von ganz Europa, und die kaiserlichen Heere gingen überall hin, wo eine murrende Völkerschaft zu unterdrücken war. Die Italiener, die die große Schuld auf sich geladen hatten für ihr Vaterland die Unabhängigkeit zu erstreben, erfuhren nun eine harte Behandlung (1820—1821). Einer von diesen, Silvio Pellico (1788—1854), hat von seiner zehnjährigen Gefangenschaft in Österreich eine rührend schlichte Schilderung in seinem berühmten Buche *Le mie prigioni* (*Meine Gefängniszeit*) (1833), einem Meisterwerke erzählender Kunst, gegeben.

Die Unterwerfung Spaniens machte größere Schwierigkeiten. Dieses unglückliche Land, das vom Jahre 1808 bis zum Jahre 1813 dank seinem gleichzeitigen Freundschaftsbündnisse mit England und Fremdenjoche unter Frankreich so viele Qualen erduldet hatte, hatte nun auch jetzt wieder unter einem durch einen hineinspielenden auswärtigen Krieg erschwerten Bürgerkriege zu leiden (1820—1825). Die fremden Regierungen spielten hierbei eine traurige Rolle, ganz besonders auch die Frankreichs. Auf dem Kongreß zu Verona (Oktober 1822) kam ein Beschluß zustande, den König von Spanien in seinem Bestreben die Liberalen wegzujagen kräftig zu unterstützen. Es war das französische Heer, dem diese unselige Aufgabe von dem Kongresse zugewiesen wurde. Aber jede französische Einmischung in die spanischen Angelegenheiten war entschieden ein Unglück oder eine Schande.

Die einheimischen Spanier wurden nun von ihrem König ohne großen Widerstand durch das fremde französische Heer unter dem Herzog von Angoulème besiegt. Die Einnahme des Trocadero (31. August 1823) beschloß diesen Scheinkrieg, und Ferdinand VII., der nun wieder ebenso unumschränkt zu herrschen begann wie vorher, ließ alle, die sich nur irgendwie an der liberalen Bewegung beteiligt hatten, außer Landes verweisen, einkerkern oder standrechtlich erschießen.

Damals war es auch, wo die Spanier aus der Höhe ihrer bisherigen weltbeherrschenden Kolonialmacht jählings in die Tiefe stürzten.

Die in Süd- und Mittelamerika verstreuten spanischen Ansiedler hatten sich nicht ganz so klug wie die englischen in Nordamerika erwiesen. Hier waren die Vereinigungen zwischen den Einheimischen und den Weißen niemals zu häufig gewesen, und die unberührte weiße Bevölkerung hatte sich, so gut es nur irgend ging, fast ganz und gar von der Gemeinschaft mit den schwarzen oder roten Stämmen ferngehalten. Bald wurden auch

mehr durch die Wirkung der Sitten als die der Gesetze die Neger und die Mulatten von der weißen Bevölkerung als minderwertige Wesen behandelt. Aber unglücklicherweise war das in Mexiko, der südamerikanischen Republik Colombia (damals Neugranada genannt), Peru und Brasilien ganz anders gewesen. Die Weißen von einer von jeder Mischung mit Indianern oder Negern unberührten rein weißen Abstammung bildeten nur noch einen verschwindenden Bruchteil der Bevölkerung. Zahlreiche Mischlinge (Mestizen) kamen zur Welt, Erzeugnisse der Kreuzung zwischen Weißen und Indianern, Weißen und Negern, ja bisweilen auch Indianern und Negern, derart, daß es schließlich kaum mehr gelang sie voneinander zu unterscheiden, und das Ganze eine Bevölkerung bildete, die gegen die Arbeit widerspenstig, zuchtlos, lärmend und, den Kindern gleich, ebenso leicht begeistert wie entmutigt war. Doch das Mutterland behandelte sie hart, schickte ihnen blutgierige und habsüchtige Statthalter, die ausschließlich auf die eigne Bereicherung bedacht waren und ihren Übergang in den Kolonialdienst als das wirksamste Mittel betrachteten, recht rasch Gold und Ehren zu erwerben.

Schon seit dem Jahre 1810 fanden während des spanischen Unabhängigkeitskrieges gegen Frankreich allerlei Erhebungen statt. In Venezuela rief ein Kreole, der wahrscheinlich nur ein Mestize war, namens Simon Bolivar, einen Aufstand hervor, der zunächst einige schnelle und leichte Erfolge zu verzeichnen hatte. Aber in den Jahren 1814 bis 1818 vermochten die durch den Schluß des Krieges mit Frankreich frei gewordenen spanischen Heere ganz allmählich die sämtlichen aufrührerischen Länder zurückzuerobern. Bolivar flüchtete sich nach Jamaika (10. Mai 1815), und es schien fast, als ob Spanien sein trotz seiner Strenge so schwankendes Ansehen auf dem weiten Erdteil, auf dem die spanische Sprache die herrschende war, völlig wiederhergestellt hätte.

Aber schon bald sollte hierin ein Wandel eintreten! Die große Nordamerikanische Republik unter dem Präsidenten Monroe begann die Lehre zu verteidigen, die sich zu einer Hauptgrundlage seiner Politik entwickelt hat, daß nämlich die Regierungen Europas für die Dauer kein amerikanisches Land besitzen dürfen. „Amerika den Amerikanern!" ist die einfache und verständliche Formel, die diese Monroedoktrin am besten zusammenfaßt. England aber sah natürlich für seinen Handel wie für seine Weltmachtstellung weit lieber eine Menge auseinandergerissener schwacher Kleinstaaten als die eine einheitliche übergewaltige spanische Großmacht. So fanden denn die Aufständischen von Mexiko, Neugranada (der heutigen südamerikanischen Republik Colombia), Buenos Aires*), Chile, Peru bald

*) Bis 1859 selbständiger Freistaat, seitdem südlichste Provinz der Argentinischen Republik mit gleichnamiger Hauptstadt.

im geheimen, bald ganz zugestandenermaßen Unterstützung bei den Mächten, die zu der Zeit allein noch über einigen Einfluß in Amerika verfügten, nämlich England und den Vereinigten Staaten.

Jetzt rissen sich Spaniens sämtliche Kolonien so schnell vom Mutterlande los, wie es wohl kaum irgend jemand erwartet hatte. Doch ging es nicht ohne langwierige Kriegswirren ab, in denen beide Teile, obwohl sie doch durch eine gemeinsame Sprache verbunden waren, an Grausamkeit gegenseitig wetteiferten.

Bolivar gelang es bald wieder sich etwas Geld zu verschaffen und einige Menschen um sich zu sammeln. Mit diesen landete er an der Mündung des Orinoko (1817). Er entfaltete nun abermals eine außerordentliche Tatkraft, stellte ein kleines Heer auf und hatte bereits nach Verlauf von zwei Jahren Neugranada und Venezuela wiedererobert. Jetzt verkündete er die unabhängige Republik Colombia (Dezember 1819).

In Argentinien und Chile blieb der Führer der aufrührerischen Heere, General San Martin, überall siegreich. Chile wurde unabhängig erklärt (Januar 1818), worauf dann auch bald Peru folgte (1819—1820).

In Nordamerika hatten sich die Vereinigten Staaten Floridas bemächtigt (1818).

Mexikos Unabhängigkeitserklärung ließ länger auf sich warten. Don Augustin de Iturbide, ein General, der dazu ausersehen war die Aufrührer zu bekämpfen, ließ sich von ihnen zum Kaiser ausrufen (1821); aber drei Jahre später wurde er standrechtlich erschossen, und nun auch in Mexiko die Republik ausgerufen (1824).

Von den spanischen Truppen blieb in ganz Amerika nur noch ein kleines Heer zurück, das das Hochland im Nordosten von Chile besetzt hielt; Bolivar, der zum Generalissimus ernannt wurde, rückte gegen diese letzten Soldaten aus dem Mutterlande vor und trug über sie einen entscheidenden Sieg bei Ayacucho davon (9. Dezember 1824).

So brach das imposante Reich Karls V. in der Neuen Welt zusammen. Doch Spanien kann sich über den in diesen Bürgerkriegen erlittenen gewaltigen Länderverlust in Amerika trösten. Bei allen Fehlern und Sünden, die es sich gegen diesen riesigen Weltteil hat zu Schulden kommen lassen, hat es ihm gleichwohl seine Sprache, seine Sitten, ja so ziemlich auch seine Stammeszugehörigkeit aufzulegen gewußt. Wer weiß, welche glänzende Zukunft dem spanischen Amerika noch einmal bevorsteht?

Aus Bolivar war mittlerweile einer der volkstümlichsten Männer der Neuen Welt geworden. Da faßte er einen glänzenden Plan, der für den Fall seines Gelingens den Ländern, die sich soeben befreit hatten, sehr viel Leid erspart hätte. Er hoffte nämlich eine große Bundesrepublik zu gründen, die alle Völker des spanischen Amerikas in sich schließen sollte, und damit ganz ebensolche Vereinigte Staaten von Südamerika

schaffen zu können, wie es sie bereits von Nordamerika gab. Er berief zu diesem Zweck einen amerikanischen Kongreß nach Panama (Juni 1826). Aber die Zeit war für diesen großen Gedanken noch nicht reif. Sie ist es vielleicht noch heute nicht. Die spanisch sprechenden Amerikaner haben noch immer nicht ein genügendes Verständnis dafür, daß das Bundessystem letzten Endes *auf einer mit Unabhängigkeit verbundenen Ordnung beruht*, und daß es genügt, nur ein ganz klein wenig von seiner Eitelkeit, Eifersucht und Eigenbrödelei zu opfern, um dieses doppelte Ideal gleichzeitigen Besitzes von Freiheit und Macht verwirklichen zu können. Doch Bolivar war dieser Aufgabe noch nicht gewachsen. Als er sah, wie unverstanden er blieb, strebte er nach der Diktatur und wurde nun in demselben Maße unvolkstümlich, wie er vorher verehrt gewesen war. Er starb, ohne jene von ihm so ersehnte Vereinigung der sämtlichen spanisch-sprechenden Amerikaner erreicht zu haben (17. Dezember 1830).

I. J. 1830 sahen die südamerikanischen unabhängigen Republiken in bezug auf die sie umschließenden Grenzen kaum viel anders als heute aus. Aber in einer andern Beziehung kommen sie entschieden vorwärts trotz aller *Pronunciamentos*, Meutereien, Aufstände, Diktaturen und Staatsstreiche, trotz aller abenteuerlichen Generale und zweifelhaften Geldmänner: sie streben allmählich dahin sich von ihrem Erbübel zu befreien, das in der Mischung der weißen Rasse mit den Urbewohnern und den Schwarzen besteht. Die Auswanderungstätigkeit von Weißen hat mit dem Fortschritte des Aussterbens von Mestizen, Mulatten, Negern und Indianern im Laufe der Zeit fast gleichen Schritt gehalten. In der Berührung mit dem verfeinerten abendländischen Leben, von dem sie sich ausschließlich den Lastern mit einer wahren Tollheit hingeben, büßen diese Mitglieder einer minderwertigen Menschenrasse ihre ganze Widerstandsfähigkeit ein, um den sie dann ganz besonders grausam heimsuchenden Geiseln der Menschheit, dem Alkoholismus und der Tuberkulose, nunmehr noch in einem unvergleichlich ausgedehnteren Maße als die weiße Bevölkerung zum Opfer zu fallen. Träge und verständnislos, wie sie diesen Dingen gegenüberstehen, verkommen sie schließlich in Siechtum und Elend, bis sie aussterben, während anderseits in derselben Zeit eine beständige europäische Einwanderung, deren Ende auch für die Zukunft noch gar nicht abzusehen ist, täglich neues, frisches Blut zuführt.

Colombia, Venezuela, Argentinien, Peru, Honduras, Chile, Mexiko, Guatemala, Nikaragua, Bolivia, Uruguay, Ekuador und Panama bilden aufstrebende Republiken, die in raschem Wachstum begriffen und noch sicher eine bedeutende Rolle in der Zivilisation der Zukunft, zu spielen bestimmt sind.

Brasilien, die Ansiedlung Portugals, hatte schon weniger harte Prüfungen zu bestehen als die spanischen Kolonien. In dem Augenblick, als

Napoleons französische Heeresmacht in Lissabon eingerückt war (1808), hatte sich, wie wir gesehen haben, der König von Portugal nach der Hauptstadt Brasiliens geflüchtet. Sein Aufenthalt hierselbst währte eine lange Zeit. Erst i. J. 1820 fuhr er wieder nach Portugal heim, nachdem er seinen Sohn Don Pedro an der Spitze der brasilianischen Geschäfte zurückgelassen hatte. Aber die Brasilianer zwangen Don Pedro unter Aufhebung jedes Untertanenverhältnisses zu Portugal, dessen König sein Vater Johann VI. war, dauernd in Brasilien zu bleiben. Als Johann VI. starb (11. März 1826), folgte ihm auf den Königsthron von Portugal kein anderer als seine Tochter Donna Maria, während sein Sohn Don Pedro auch nun weiter in Brasilien blieb, um hier als Kaiser zu herrschen.

So bedeutungsvoll es für Europa sein mochte, wenn nun auch noch die südliche Hälfte des amerikanischen Weltteils nach dem Vorgang der nördlichen seine staatliche Selbständigkeit ausgesprochen hatte, so rief doch dieses weltbewegende Ereignis zum mindesten im Augenblick in Europa weniger Erregung hervor als der damalige von Erfolg gekrönte Aufstand der Hellenen gegen die Türken, der ebenfalls mit der Unabhängigkeitserklärung Griechenlands endete.

Als sich auf dem Wiener Kongreß die Verbündeten in die Frankreich abgenommene Beute teilten, wurden aller Länder Schicksale entschieden bis auf das der Türkei, das lieber der Zukunft vorbehalten bleiben sollte. Ein kluger Vorbehalt, hätte doch jede Teilung des Ottomanischen Kaiserreichs Reibungen schwerster Art zwischen den Teilen, besonders zwischen Zar Alexander und England, hervorgerufen. Eine Täuschung über den Zustand dieses „kranken Mannes", unter welchem Namen das Ottomanische Reich bezeichnet wurde, war aber nicht möglich. Völkerschaften aller Zungen, die sich in Religion und Sitten voneinander unterschieden und gegenseitig befehdeten und die in denselben Städten und Dörfern nebeneinander saßen, ertrugen nur unwillig die Herrschaft einer habgierigen Regierung, die selbst wieder von einer Truppe von Janitscharen abhängig war, die ihrerseits feiger und käuflicher waren als es jemals die Prätorianer des alten Rom oder irgendeines ähnlichen Landes gewesen waren. In Serbien, Bosnien, in der Walachei und Moldau, in Montenegro, überall entstanden von Tag zu Tag neue Aufstände, die die Regierung des Sultans mit äußerster Grausamkeit unterdrückte. Allein, um sich die Freiheit zu erkämpfen, nahmen diese kriegerischen und heldenmütigen Völker jedes nur erdenkliche Opfer an Gut und Blut gern auf sich.

Die Meuterei nahm ihren Ausgangspunkt in Rumänien (1821). Doch ließ der Zar Alexander, der zwischen der Mystik des Absolutismus und der des Liberalismus ewig wie ein Pendel hin- und herschwankte, die Rumänen vollständig im Stich. Gleichwohl fühlten die Griechen, daß dies der geeignete Augenblick für ihre Befreiung sei. Schon lange suchten Ge-

heimbünde (sogenannte *Hetärien*) die Griechen zu einer allgemeinen Erhebung zu begeistern, indem sie sie an die alten ruhmvollen Tage von Marathon und den Thermopylen erinnerten. Als Kinder des Gebirges waren diese Griechen alle geborene Soldaten, auch gaben sie kühne und fähige Seeleute ab. Bald loderte der Aufruhr in ganz Griechenland, und noch ehe es den türkischen Truppen gelungen war einzutreffen, trat ein hellenischer Kongreß in Epidaurus zusammen (Januar 1822), auf dem die griechische Unabhängigkeit verkündet wurde. Wie die Türkei es bei ähnlichen Anlässen immer getan hatte, antwortete sie auch hierauf mit einer Reihe von Kämpfen, die fast stets siegreich und von den blutigsten Metzeleien begleitet waren. Die Insel Chios wurde zurückerobert (April 1822), und ihre Bewohner niedergemacht (dreiundzwanzigtausend) oder als Sklaven verkauft (siebenundvierzigtausend). Es war ein Schrei des Entsetzens in dem ganzen gesitteten Europa; doch das amtliche Europa der Herrscher oder, mit andern Worten, ihrer zu Verona versammelten Diplomaten verhielt sich dazu stillschweigend.

Die Regierungen konnten dieses Stillschweigen jedoch nicht beliebig verlängern, durchzitterte doch das ganze Abendland die einmütigste Erregung; Engländer, wie der gefeierte Dichter Lord Byron, Franzosen, wie der General Fabvier, Deutsche, wie der Oberst Heideck, eilten herbei, um mit den Hellenen gemeinsam in Reih und Glied zu kämpfen. In London war der neue Minister Kenning (1822), obwohl ein Tory, immerhin so liberal, die Grundsätze eines Castlereagh, dessen Nachfolger er geworden war, eines Wellington und der Heiligen Allianz sklavisch nachzubeten. In Rußland hatte nach dem Tode des Zaren Alexander I. nunmehr sein energischer Bruder Nikolaus I. (1825—1855) den Thron bestiegen und, sogleich von unbestimmten panslawistischen Anwandlungen beherrscht, nichts so sehr als die Schwächung der Türkei gewünscht.

Die Einnahme von Missolunghi durch die Türken (23. April 1826) bestimmte Rußland, England und Frankreich einzuschreiten, trotz Österreichs, das den Überlieferungen des Despotismus noch immer treu war und die Erhaltung des staatlichen und monarchischen Zustandes für alle Länder auf der Grundlage des Friedens von 1815 noch immer unerschütterlich vertrat. Bei Navarino vernichteten die vereinigten Flotten von England, Frankreich und Rußland die türkische Flotte (18. Oktober 1827).

Weder England noch Frankreich setzte den Krieg fort, doch der Zar beabsichtigte nicht so kurz vor Konstantinopel umzukehren. Da sich der Sultan Mahmud II. (1808—1839) dem Frieden gegenüber ablehnend verhielt, marschierte ein russisches Heer auf Stambul. Erst als es bis nach Adrianopel gelangt war, ließ sich Mahmud auf Verhandlungen ein (September 1829). Der Friede von Adrianopel bestätigte gleichzeitig die Unabhängigkeit Griechenlands wie die führende Stellung Rußlands auf der

Balkanhalbinsel. Die russischen Kriegsschiffe erlangten freie Durchfahrt durch die Dardanellen, und die russischen Soldaten durften wenigstens bis auf weiteres Bulgarien besetzen. Der Moldau und Walachei aber wurde eine Art halbe Unabhängigkeit bewilligt. In der Tat bedeutete das den ersten Anfang der Zerstückelung des Türkischen Reiches mit allen den auch bis heute noch nicht befriedigten Begehrlichkeiten, die diese Teilung entfesseln sollte.

Für das befreite Griechenland und sein neues selbständiges Staatsgebilde wurde nun ein König gesucht, der sich auch bald in der Person des Prinzen Otto von Bayern fand (7. Mai 1832). Athen wurde nun wieder, wie in den einstigen Tagen hellenischer Größe, die Hauptstadt des kleinen griechischen Königreichs.

Weniger glücklich war Polen in einem Aufstande gegen Rußland, in dem es, im Gegensatz zu Griechenland in dem seinen gegen die Türkei, schließlich unterliegen sollte.

Trotz mancher selbstherrlicher Anwandlungen war gleichwohl Zar Alexander I. im allgemeinen von vornehmer und menschlicher Gesinnung. Aber sein Nachfolger, der noch ganz jugendliche Nikolaus I., war von einer unerbittlichen Grausamkeit und erbarmungslosen Härte. Er hatte seine Thronfolge lediglich den ziemlich eigenartigen Umständen des Ausbruches der Revolution der Dekabristen (Dezembermänner) zu verdanken (26. [14.] Dezember 1825) und seit jenen unruhigen Tagen einen tiefen Haß gegen alles bewahrt, was nur irgendwie mit Umsturz zusammenhing, wobei es ihm ganz gleichgültig war, wie sich der Umsturz äußerte, ob, wie er sich auszudrücken pflegte, in jakobinischer oder in polnischer Gestalt.

Doch fürs erste gab er sich den heuchlerischen Anschein, als ob er Polen einige Selbständigkeit unter seinem Szepter lassen wollte. Auf Grund der Abmachungen von 1815 war er König von Polen und Kaiser von Rußland. Doch die Nachrichten aus Paris von den verschiedenen in Frankreich und den andern europäischen Ländern gelungenen Revolutionen ermunterten auch die Polen sich zu erheben (29. November 1830). Die polnischen Soldaten, die damals mit den russischen gemeinsam in Reih und Glied ins Heer eingestellt wurden, traten sofort auf die Seite der Aufständischen, die die Absetzung des Zaren Nikolaus verkündeten.

Doch nur zu bald war die Ordnung im russischen Heer wiederhergestellt, das nun zu erfolgreichem Angriff überging.

So außerordentlich volkstümlich auch die Sache der Polen in England und ganz besonders in Frankreich war, so wagten doch weder Frankreich noch England dazwischenzutreten.

Die Polen kämpften äußerst heldenmütig. Ja, zu Anfang dieses blutigen Krieges errangen sie sogar in der einen Woche vom 19. bis 25. Februar

1831 nicht weniger als vier wirklich große Siege unter den Generalen Chlopicki, Dwernicki, Skrzynecki und Krukowiecki, deren Namen damals in ganz Europa gefeiert wurden. Doch dieser Erfolg war nur von kurzer Dauer! Nach einem für beide Seiten äußerst blutigen Siege über die Polen unter ihrem General Skrzynecki (26. Mai 1831) rückte das russische Heer, das nur durch seine überlegene Artillerie gesiegt hatte, bis Warschau vor, das es trotz hartnäckigen Widerstandes doch schließlich zur Übergabe zwang (7. September 1831). Von dem besiegten heldenmütigen Heere konnten sich nur einige ärmliche Trümmer retten, die in Österreich und Preußen Aufnahme fanden.

Das war das Ende der polnischen Unabhängigkeit, aber nicht das Ende Polens. Vergebens sollte die Regierung des Zaren mit Verbannungen in die sibirischen Einöden, Hinrichtungen und Gütereinziehungen um sich werfen, vergebens sollte sie den Gebrauch der polnischen Sprache ächten und statt dessen den Polen die Sprache, die Münzen, die Gerichte und die Sitten Rußlands aufzuzwingen suchen: es sollte ihr doch nicht gelingen das Volkstum von fünfzehn Millionen Menschen zu vernichten. Gesetzt den Fall, sie könnte zu irgendeiner Zeit selbst Preußens und Österreichs Einverständnis erhalten, wie sollte sie es auch dann nur zustande bringen eine Nation daran hindern zu wollen ihre Künstler und ihre Dichter zu besitzen und die Erinnerung an ihre Helden in alle Ewigkeit lebendig zu bewahren.

Aber auch Rußland selbst wurde der augenscheinliche Russifizierungsversuch Polens verhängnisvoll. Es vollzog sich nun, besonders nach Frankreich, eine Auswanderungsbewegung polnischer Flüchtlinge, die überall in der Welt einen heiligen Haß gegen Rußland und russischen Despotismus predigten. Die Polen bildeten damals unter den Slawen bei weitem die auserlesensten Elemente, wie es einstens unter den Franzosen jene durch die Widerrufung des Ediktes von Nantes verbannten und in den verschiedenen deutschen Staaten, besonders in Preußen gastfreundlich aufgenommenen Hugenotten gebildet hatten. Dadurch, daß der Zar die Polen damals so grausam behandelte, hat er nicht nur diese ausgezeichnetsten unter seinen Untertanen verloren, sondern sich sogar aus ihnen allen die unversöhnlichsten Feinde gemacht.

Auch mit dem Polnischen Aufstande sind noch nicht alle Wirkungen der Pariser Julitage des Jahres 1830 auf das weitere Europa erschöpft; sie erstrecken sich bis nach Belgien, das damals dazu kam sich von Holland zu trennen. Belgien war schon in jenen Tagen, ganz wie noch heute, zu gleichen Teilen zwischen den Flämisch sprechenden Flamländern und den Französisch sprechenden Wallonen geteilt. Aber trotz ihrer gleichen Sprache neigten doch die flämischen Belgier, die glühende Katholiken waren, nur wenig zu ihren holländischen Stammesgenossen hin, die in der Mehrzahl

Protestanten sind. Andererseits wollten auch nicht die großen wallonischen Städte wie Lüttich und Brüssel die flämische Sprache bei sich einfach durch Zwang einführen lassen. So erhob sich im August 1830 ganz Belgien; in dem aus Belgiern und Holländern gemischten Heere trat eine Spaltung ein; die belgischen Offiziere und Soldaten machten die nationale Sache zu der ihrigen derart, daß jede Unterdrückung dieser Bewegung von vornherein unmöglich war. Eine einstweilige Regierung beschloß Belgiens Selbständigkeit (4. Oktober 1830).

Ehe nun die Belgier und Holländer die Entscheidung über ihr Schicksal durch einen Krieg herbeiführten, waren sie so verständig, sich dahin zu einigen sich lieber der Entscheidung der Mächte anzuvertrauen (Londoner Konferenz 1831). Es kam eine Verständigung zustande, der zufolge Belgien ein selbständiges Königreich mit einer von den Großmächten gewährleisteten Neutralität bilden sollte. Ein deutscher Prinz aus dem herzoglichen Hause Sachsen-Coburg war dazu ausersehen, unter dem Namen Leopold I. (1831—1865), die Reihe der belgischen Könige zu eröffnen. Ein Jahr lang wollte sich allerdings noch König Wilhelm I. von Holland (1815—1840) diese Abtretung eines Teiles seines Königreiches nicht gefallen lassen, so daß erst ein französisches Heer und die englische Flotte zu seiner Hilfe kommen mußten, um die Holländer zum Verlassen der von ihnen besetzten Stadt Antwerpen zu zwingen.

So führte die ursprünglich ausschließlich auf französischen Boden beschränkte Julirevolution des Jahres 1830 in allen nur möglichen Ländern eine starke liberale Bewegung herbei, besonders auch in England. Bei seinem so weisen Volke, in dem sich so viel edler Idealismus mit so viel praktischer Klugheit vereint, vollzog sich auch damals eine Bewegung ohne jede Erregung und ein Aufschwung ohne jeden Umschwung, eine friedliche Neugestaltung ohne gewaltsame Umgestaltung, ein Aufstieg ohne Umsturz.

Es hatte sich ja auch in dem Britischen Inselreich schon volle zwei Jahrhunderte das parlamentarische Regierungssystem eingeführt, aber es wurde, wenn auch nicht gerade grundsätzlich, so doch jedenfalls tatsächlich durch ein so mangelhaftes Wahlsystem gefälscht, wie man es sich heute kaum vorstellen kann. Gewisse Abgeordnete wurden von nicht mehr als etwa zwanzig Wählern ins Parlament gesandt; in anderen Wahlkreisen hatten Großstädte wie Manchester und Liverpool nicht einen einzigen Abgeordneten für sich allein.

Die größte Sorge der englischen Liberalen (*Whigs*) bildete die Reform dieses Wahlsystems. Im Gegensatz zu ihnen hingen die *Tories* an der Aufrechterhaltung der Überlieferungen. Aber als wahrhafte Staatsmänner haben weder die Whigs noch die Tories jemals ihren Eigensinn oder ihre Macht auf die äußerste Spitze getrieben, und die Tories, die im Parlamente bisher stets die Mehrheit hatten, daher auch niemals eines von beiden

mißbraucht. Sie gaben auch mal nach. Ein so hervorragender Toryminister wie Canning ging auf jeden nur irgend vorgebrachten Reformvorschlag verständnisvoll ein, sein Nachfolger Sir Robert Peel desgleichen. Das Unterhaus (*House of Commons*) des Jahres 1832, das zum ersten Male nach dem neuen Wahlsysteme gewählt worden war und den Volkswillen so treu widerspiegelte wie noch nie zuvor, trat nunmehr für die Whigs statt der bisherigen Tories ein, oder, was dasselbe ist, wurde liberal. Vierzig Jahre lang hatten die Tories die Macht behauptet, und nun sollte die Partei der Whigs auch gerade wieder vierzig Jahre die Mehrheit haben.

So beseitigten aus der altehrwürdigen englischen Verfassung bald die Tories, bald die Whigs ganz allmählich all die mancherlei Bestimmungen, die an jener irgendwie veraltet waren oder den Stempel irgendwelcher Härte oder Unduldsamkeit trugen. Mögen in England die Minister liberal oder konservativ sein, sie beobachten stets das gleiche politische Verhalten, vermöge dessen sie niemals die notwendig gewordenen Reformen zurückzuweisen wagen, sondern vielmehr stets verstehen werden die altvertrauten Gewohnheitsrechte und die bisweilen schon Jahrhunderte bestehenden Gesetzgebungen, ohne sie deshalb völlig umzustürzen, doch der Neuzeit gemäß zu gestalten.

Diese Nachgiebigkeit, diese Besonnenheit, diese Weisheit waren den politischen Parteien Frankreichs völlig unbekannte Dinge. Auch dort wäre eine Wahlreform nötig gewesen; doch die Regierung eines Ludwig Philipp war weder verständig genug sie aus eigenem Antrieb vorzuschlagen noch auch von den Parteien anzunehmen. Und die Opposition hinwiederum, anstatt mit einer Wahlreform vorlieb zu nehmen, machte sogleich Revolution (24. Februar 1848).

* * *

In den Jahren 1815—1848 hatte sich die wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage Europas von Grund aus umgestaltet. Es war die Großindustrie entstanden, und eine völlig neue Gesellschaftsklasse war in die Erscheinung getreten; es war das die Arbeiterklasse, die die alte Gesellschaftsordnung entweder überhaupt gar nicht oder doch so gut wie gar nicht kannte.

Es war die Dampfmaschine, die damals in der Tat die Bedingungen des menschlichen Lebens gänzlich verschoben hatte.

Sie führte sich zunächst nur langsam ein und breitete sich kaum merklich aus; doch dann um 1825 herum nahm sie mit einem Male einen raschen, ungewöhnlichen, ja geradezu glänzenden Aufschwung.

Schon i. J. 1699 war der Franzose Denis Papin (1647—1711) zu der Erkenntnis gekommen, daß das in einem geschlossenen Gefäß erwärmte Wasser eine, man kann wohl sagen, unbeschränkte Dehnbarkeit besitze.

Er hatte auch schon eine *Feuermaschine*, wie er sie nannte, d. h. einen mit Wasser gefüllten und durch eine Flamme erhitzten Kessel ersonnen. Ein Schiff, das mit dieser Maschine ausgestattet war, wurde von ihr in Bewegung gesetzt und vorwärts getrieben, ohne daß, was damals etwas ganz Unerhörtes war, die Hilfe des Windes oder der Ruder in Anspruch genommen zu werden brauchte. James Watt (1736—1819) hatte i. J. 1769 eine erste derartige Dampfmaschine für verschiedene industrielle Zwecke gebaut. I. J. 1803 stellte ein Amerikaner Robert Fulton (1765—1815) einen Schaufelraddampfer her, den er dem Ersten Konsul der französischen Republik für seine Seeunternehmungen vergeblich anbot. Doch darum verzagte Fulton nicht, sondern fertigte vielmehr immer neue *steamers* an, so daß es im Jahre 1815 im Gegensatz zum damaligen europäischen Kriegsschauplatze in Amerika bereits einige Dampfschiffe gab.

Etwa um dieselbe Zeit begann auch die Verwendung der Steinkohle zu Heizzwecken. Die Steinkohlenlager, an denen England, Belgien, Westfalen und das nördliche Frankreich so reiche Bodenschätze besitzen, begannen damals ausgebeutet zu werden.

I. J. 1814 erbaute der Engländer George Stephenson (1781—1848) zum erstenmal eine Lokomotive, die schwere Lasten auf einem Eisengeleise zu Newcastle mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Kilometern in der Stunde fortzuschaffen vermochte. Bald wurden überall Eisenbahnen mit mehr oder weniger vollkommenen Lokomotiven angelegt. I. J. 1829 ging bereits eine Eisenbahn von Liverpool nach Manchester und eine zweite in Frankreich von Saint-Etienne nach Andrézieux, die 1832 bis Lyon erweitert wurde, und i. J. 1835 eine dritte von Paris nach Saint-Germain. In demselben Jahre wurde auch in Deutschland die erste Eisenbahn auf der Strecke zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet, in den Jahren 1837—1839 die Eisenbahnverbindung zwischen Leipzig und Dresden vollendet, aber erst 1838 eine Eisenbahn in Preußen bei Berlin für die kurze Strecke zwischen Zehlendorf und Potsdam angelegt. Aber schon i. J. 1845 war ganz Europa von Eisenbahnen durchfurcht, und ebenso die Meere von Steamers durchlaufen. Werkstätten zum Bau dieser geflügelten Kraftmaschinen erstanden überall, und das Antlitz der Welt hatte sich nun mit einem Schlage verändert.

Diese dreifache Neuerung, Steinkohle, Eisenbahn und Dampfschiff, bedeutet geradezu die Welt der Gegenwart, und, wenn es auch natürlich unmöglich ist dieser sich nur schrittweise vollziehenden Umwälzung ein bestimmtes Datum zuzuweisen, so steht doch soviel fest, daß um das Jahr 1848 die heutige industrielle Welt bereits in ihrer vollen Jugendkraft steht.

Durch die Eisenbahnen werden die Verkehrsmöglichkeiten zwischen den Menschen leichter, bequemer, weniger kostspielig und demzufolge auch

zahlreicher. Man fährt von Berlin nach Madrid nur drei Tage, wozu man früher einen ganzen Monat brauchte, von New York nach Peking nicht mehr als drei Wochen, wozu man einst ein halbes Jahr gebraucht hatte. Zwischen den einzelnen Städten innerhalb unserer im Vergleich zu Amerika verhältnismäßig so kleinen europäischen Staaten gibt es überhaupt keine Entfernungen mehr. Es ist heut leichter von Paris nach Rouen zu fahren, als einstens von Paris nach Versailles. Manchester liegt heute vor den Toren Londons, Florenz vor denen Roms, Trouville vor denen von Paris und Heringsdorf vor denen von Berlin. Die vereinsamten Provinzen entwickeln sich zu den Vororten der Hauptstädte.

Dieses Näherrücken der Entfernungen zeigt sich bei dem Güterverkehr vielleicht noch deutlicher als es schon bei dem Personenverkehr der Fall ist. Die Erzeugnisse der fernsten Länderstriche und die fremdesten Lebensmittelwaren kann der Käufer ganz mühe- und kostenlos in den Warenhäusern in Augenschein nehmen. Mit dem Verkehr wächst auch Wohlstand und Wohlbehagen. Was einst nur einigen wenigen glücklichen Begüterten vorbehalten war, ist heute den Ärmsten der Armen zugänglich.

Mit der Ausdehnung des Welthandels und der Erleichterung des Reiseverkehrs erfolgt auch eine Umbildung aller Anschauungen und eine Erweiterung aller geistigen Gesichtskreise. Der einzelne Mensch kann nirgends mehr, wie einst, in seine kleinere oder größere Heimatstadt eingeschlossen, Tag um Tag in denselben veralteten Überlieferungen verbauern und versauern. Jeder einzelne ist genötigt den von draußen überall widerhallenden Nachrichten ein Ohr zu leihen. Jeder einzelne, er mag wollen oder nicht, ist einfach gezwungen, in den großen Meinungskriegen, mögen sie sogar nur in der Ferne wüten, auch persönlich Stellung zu nehmen und die großen Fragen, die die übrigen Menschen erregen, auch selbst kennen zu lernen, besonders aber sich auch ein wenig mit den Naturwissenschaften vertraut zu machen, die überall hindringen, alles umgestalten und durch die täglich neueroberten Wahrheiten auch täglich neue Aussichten eröffnen. Das Weltbürgertum oder der Kosmopolitismus, den das Griechentum trotz seiner vielen überseeischen Unternehmungen so gar nicht und das Mittelalter noch viel weniger kannte und den selbst die Künstler der Renaissance und die Enzyklopädisten des Jahres 1760 nur einer kleinen, auserlesenen Schar zugute kommen zu lassen sich gedrungen fühlten, wird eine Alltäglichkeit, die sich auch den kleinsten Leuten in jedem Augenblick ihres Daseins von selbst aufdrängt.

Mit den Eisenbahnen, den elektrischen Telegraphen und der Tagespresse bildet die Menschenwelt in der heutigen Zeit ein gegliedertes Ganze, dessen einzelne Teile ohne Ausnahme sämtlich bewußt mitempfindend ineinandergreifen.

Dieses Gegenseitigkeits- und Gemeinschaftsgefühl unter den Menschen, das noch der Traum des 18. Jahrhunderts war, ist nun eine Wirklichkeit geworden, die sich weniger kraft irgendeines Grundsatzes als der Gewalt einer bestimmten Tatsache durchgesetzt hat. Durch keine abstrakten Vernünfteleien, nein, vielmehr durch die Allherrschaft der Naturwissenschaften hat es sich in unsere Welt eingeführt. Das gegenseitige Gemeinschaftsgefühl zwischen zwei beliebigen Europäern ist heute größer, als es noch zur Zeit Ludwigs XIV. auch nur zwischen einem Bretonen und einem Provenzalen war. Ein gemeinsames Band verbindet die gesamte gesittete Menschheit, und das Band ist so stark, daß ein Krieg zwischen den Völkern auch die sämtlichen furchtbaren Merkmale eines Bürgerkrieges haben würde.

Bereits vierhundert Jahre vor unserer Zeit hatte die Erfindung der Buchdruckerkunst, wie wir gesehen haben, bewirkt, daß der einzelne Mensch seine Gedanken durch Niederschrift allen Menschen mitzuteilen vermochte. Heute aber kann jeder Bürger der Welt dank der Einrichtungen der Eisenbahnen auch bei der größten Entfernung andere Weltbürger sogar mit leibhaftigen Augen sehen, verstehen und kennen lernen, ja in wenigen Tagen den ganzen europäischen Erdteil durcheilen. „Es gibt zwei große Abschnitte in der Weltgeschichte", pflegte der große Geschichtsschreiber Victor Duruy zu sagen, „*den einen bis zur und den anderen seit der Einführung der Eisenbahnen*".

Die Verwendung der Dampfkraft hat noch unzählig viele weitere Folgen mit sich geführt. Zunächst ist sie eine Quelle des Reichtums für die Länder geworden, deren Untergrund kohlenhaltig ist, besonders also für England. Der Wohlstand der Völker, die in der glücklichen Lage waren den kostbarsten Heizstoff zu besitzen, hat sich in einem ungeahnten Maße gehoben. Es hat sich in der Tat herausgestellt, daß die Ausbeutung der Kohlengruben ersprießlicher gewesen ist, als die Förderung des Goldes, ja auch als der Getreidebau. Auf den Steinkohlengeländen haben Volksmassen, dicht aneinandergedrängt, trotz engen Raumes in großer Zahl zu leben und sogar Ersparnisse zu machen gewußt. Früher stand die Volksdichtigkeit im engen Verhältnis zu der Menge des Brotes, die der Boden hervorzubringen vermochte; jetzt kennt sie keine Beschränkung mehr, da die Steinkohlenlager ohne Übertreibung unerschöpflich sind. So haben Sachsen, Belgien und England trotz der verhältnismäßig geringen Umfänglichkeit ihres Gebiets bedeutende Völkerschaften zu werden verstanden und sind es auch tatsächlich geworden.

Die Gewinnung der Steinkohle und die Verwendung der Maschinen haben als unmittelbares Ergebnis eine sehr folgenschwere Erscheinung gehabt, nämlich die, daß die Fluren mehr oder weniger verlassen worden, die Städte aber ins maßlose gewachsen sind. Vor Jahr und Tag,

beispielsweise noch 1789, unterschied man Adlige, Priester, Bürger und Bauern. Jetzt nun taucht mit einem Male eine neue Gesellschaftsklasse auf, die eine gewisse Mittelstellung zwischen Bauern und Bürgern einnimmt, aber sich von beiden unterscheidet: die Arbeiter. Sie sind keine Bauern; denn sie bebauen nicht den Boden. Sie sind keine Bürger; denn sie leben von der Arbeit ihrer Hände. Zwar sind sie aufgeklärter als die Bauern, doch haben sie weder deren sprichwörtliche Klugheit noch deren Gefügigkeit. Ihr Leben und Denkên ist ein gemeinschaftliches; gemeinschaftlich lassen sie sich von plötzlichen Antrieben hinreißen, die sich oft gar nicht erklären lassen, aber sie so begeistern, wie sich eben nur Massen begeistern lassen. An den alten Sitten hängen sie nicht, sondern sind vielmehr veränderungssüchtig, voll Vertrauensseligkeit zu allen neuen Ideen, voll Glauben an einen unbestimmten idealen Fortschritt und zu allen möglichen Traumvorstellungen bereit, um nur zu bald aus ihren zauberhaften Gaukelspielen um so ernüchterter aufzuwachen, bei allem ihrem Hunger nach Gerechtigkeit selber ungerecht, doch darum nicht weniger bedauernswert, wird doch ihr Kampf ums Dasein von Tag zu Tag erbitterter.

Was wohl noch weiter den besonderen Geist des Arbeiters charakterisiert, so wie er um 1848 hervorzutreten beginnt, ist jenes den Bauern noch vollkommen unbekannte Zusammengehörigkeitsgefühl. Der Landmann klebt an dem Stück Erde, das er beackert hat, und besucht höchstens seine nächsten Nachbarn, und auch sie nur selten und mißgünstig. Sein schweifender Blick geht nicht über den Turm seiner Dorfkirche, seine Sorge über seine Scholle und der Kreis seiner Vorstellungen über seine Ortschaft hinaus. Im Gegensatz hierzu kennt der Arbeiter etwas von der großen Welt draußen; er liest, er begreift, er findet Geschmack; er betrachtet sich als den Bruder der Menschen, die sich mit ihm gemeinsam quälen, und verteidigt ihre Interessen, die ganz ebenso die seinen sind, mit allen nur erdenklichen Mitteln, als da sind Arbeitseinstellungen, Versammlungen, Vereine, Genossenschaften und Gewerkschaften.

Ehemals, als noch nicht die großen Werkstätten und Fabriken bestanden, gab es Handwerker, die da arbeiteten, um zu leben, nur in kleiner Zahl und vereinzelt; sie waren also machtlos. Aber vom Jahre 1820 und besonders vom Jahre 1840 ab sollte sich reichlich Gelegenheit bieten, gewaltige Fabrikstädte aus der Erde emporwachsen zu sehen, wie Manchester oder Birmingham, wo eine gewaltige Arbeiterbevölkerung, also eine ganz neue Gesellschaftsklasse, mit einer glühenden Leidenschaft alle nur irgend schwebenden Fragen aus dem Wirtschafts- und Staatsleben erörtern sollte, dermaßen, daß die Regierungen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten zu unterliegen, auf die Interessen und Bestrebungen der Arbeiter Rücksicht nehmen mußten.

Die Entstehung einer ganz neuen Gesellschaftsklasse, nämlich der Arbeiterklasse, gibt dem 19. Jahrhundert sein wesentliches Gepräge; sie ist eins von den großen Ereignissen der Geschichte.

Wie alle menschlichen Einrichtungen, war also auch das Eindringen der Maschinen etwas Gutes und etwas Schlechtes zugleich. Etwas Gutes, ist doch die Kraft des Menschen verzehnfacht und verhundertfacht worden, ja noch weit mehr, da doch ein Arbeiter, der beispielsweise eine Webemaschine bedient, in einem Tage eine größere und bessere Leistung zustande bringen kann als ehemals zweihundert Handweber. Gegenstände, die einstens zu den seltensten und kostbarsten gehört haben, werden heute in Massen erzeugt; Stoffe, Eisenwaren, Porzellanwaren, ja Bücher werden heute mit so geringen Kosten hergestellt, daß sie zu wohlfeilem Preise verkauft werden, und daß heutzutage der ärmste Handwerker ein Wohlleben genießt, wie es in vergangenen Zeiten noch dem reichsten Herrn unbekannt war. Aber es hat auch alles seine Schattenseite. Sobald die Löhne unauskömmlich sind, sobald Arbeitslosigkeit oder Niederlegung der Arbeit eintritt, dann ist nun gleich eine ganze Bevölkerung in drückendste Not geraten. Ja bisweilen kommt es vor, daß in einer blühenden Industrie die Arbeiter, die doch selbst die Schöpfer dieser Blüte sind, in elenden und schmutzigen Löchern von Wohnungen dahinsiechen und nicht satt zu essen haben.

Gleichviel, ob sie nun glücklich oder verhängnisvoll zu nennen sind, in jedem Falle wurden diese Folgen des Maschinenwesens zuerst in England sichtbar. Nach der schrecklichen Krise, die die englische Industrie gleich bei ihrem Entstehen durchzumachen hatte (1793—1815), erholte sie sich auch ebenso schnell wieder. Die durch die Kontinentalsperre gehemmte Ausfuhr nahm seit 1815 eine unerwartete Entwicklung: Schiffswerften, Webereien, Hüttenwerke, Hochöfen erstanden im ganzen Lande, so daß die Industriearbeit förmlich aus der Erde schoß. Aber, da keine Schutzgesetzgebung vorhanden war, um unvorhergesehenen Mißbräuchen steuern zu können, machten sich große Mißstände geltend, die bald noch viel schlimmer wurden. Da viele Bauern die Feldarbeit im Stiche gelassen hatten, um Arbeiter zu werden, stieg auch der Preis des Brotes. Die oft von der traurigsten Not heimgesuchten Bedürftigen mehrten sich in Stadt und Land. Das Oberhaus (*House of Lords*), das ausschließlich aus Grundbesitzern bestand, weigerte sich jedoch die Einfuhrzölle abzuschaffen, die auf ausländischem Getreide ruhten und damit das Brot verteuerten.

Da trat i. J. 1837 ein Mann auf, dessen großzügige und hochherzige Wirksamkeit zum Reichtum und zur Größe Englands gewaltig beigetragen hat: Richard Cobden (1804—1865).

Cobden erkannte als einer der ersten etwas, was doch an sich so klar und einleuchtend ist, daß nämlich einen Zoll auf das Getreide legen nichts

anderes heiße, als das Brot teurer machen. Er erkannte, was doch an sich nicht weniger klar und einleuchtend ist, daß auch einen Zoll auf die ausländischen Waren legen wieder nichts anderes heiße, als das tägliche Leben für jedermann kostspieliger machen und ein Dutzend Produzenten zum Nachteil von hunderttausend Konsumenten begünstigen; er erkannte weiter, was ebenfalls klar und einleuchtend ist, daß ein Land ein Interesse hat seine Steinkohle und seine Gewebe zu verkaufen, um dafür wieder Getreide einkaufen zu können, anstatt mit Gewalt minderwertiges Getreide hervorzubringen zu suchen. Er zog daraus den Schluß, daß man die Schranken jeglicher Art weit öffnen müsse, um die einheimischen Erzeugnisse bequem ausführen und die ausländischen frei einführen zu können.

So setzte Cobden das Freihandelsystem oder mit anderen Worten das System des wohlfeilen Lebens dem Schutzzollsystem gegenüber, das das teure Leben bedeutet. Er brauchte beinahe volle zehn Jahre, seine Landsleute zu überzeugen (1837—1847).

Der englische Thron wurde damals gerade von einer noch ganz jugendlichen, kaum achtzehnjährigen, durch ihre Tugenden, aber noch mehr durch ihren Scharfsinn bewunderswürdigen Frau besetzt, der Königin Victoria, deren Regierung von nun an so rühmlich werden sollte (1837 bis 1903). Diese Frau bewahrte ihr ganzes Leben hindurch ihrer Aufgabe einer parlamentarischen Königin die gewissenhafteste Treue; so war sie zunächst der Annahme des Freihandels darum weniger zugeneigt, weil das Parlament Cobdens Beschwörungen Widerstand entgegensetzte.

Doch die Not des Landes wuchs immer mehr, und die Unruhe des Volkes wurde immer allgemeiner. Der leitende Minister Sir Robert Peel ließ sich schließlich überreden und schlug die Abschaffung der Getreidezölle, also den Freihandel vor.

England ist diesem großen Grundsatze auch noch zu einer Zeit treu geblieben, wo die andern Völker, als ob sie wirklich nicht sähen, daß England grade dadurch unter allen Ländern der Welt das reichste und blühendste geworden ist, ein Schutzzollsystem aufrechterhalten, durch das die Menschen verrohen und verarmen.

Einstens ließ sich allerdings der Zollschutz wohl noch rechtfertigen, brachte doch noch jedes einzelne Land all das, was zum Dasein gehört, selbst hervor, wie etwa Brot, Wein, Vieh, Futter, Holz. Doch die Bedürfnisse des Lebens haben sich inzwischen vermehrt. Ein Aufwand, wie er unseren Vätern noch unbekannt war, ist allmählich schlechterdings unerläßlich geworden. Allerhand Neuheiten und bisher unbekannte Gebrauchsgegenstände sind etwas Unentbehrliches geworden, und, da jedes einzelne Land unmöglich alles erzeugen kann, vermögen die Bürger eines Landes mit Wohlleben und Luxus nur dann vertraut zu sein, wenn ihnen Gelegenheit gegeben ist bei den andern Völkern der Welt diejenigen Gegen-

stände des Wohllebens und des Luxus zu besichtigen, die ausschließlich und allein Sonderbetriebe billig herstellen können.

Auch auf diesem Gebiete wieder ist ebenso wie auf dem der persönlichen Freiheit und des parlamentarischen Systems England an der Spitze der Zivilisation marschiert.

* * *

Was sich schon damals in jenem industriellen Zeitabschnitt von 1815 bis 1848 offenbarte, war, daß die Industrie immer nur dann Fortschritte macht, wenn sie sich an die Wissenschaft anlehnt. Schon wird es augenscheinlich, daß die Wissenschaft dem Menschen allein die Bewältigung der Materie zu ermöglichen vermag. Die uns umgebende so stumpfe Materie soll dank der Wissenschaft von nun an die Sklavin desselben Menschen werden, dessen Tyrannin sie noch eben gewesen ist. Schon haben endlich die Gelehrten begriffen, daß das sicherste Mittel der Industrie neue Bahnen zu eröffnen und die wissenschaftlichen Eroberungen nutzbar zu machen, das ist: die Wissenschaft ganz ausschließlich um ihrer selbst willen zu studieren. O über jene unverständigen Gelehrten, die, anstatt zunächst einzig und allein die Wahrheit zu suchen, noch ehe sie sie kennen, irgendeine nützliche Entdeckung unmittelbar verwirklichen wollen!

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts etwa beginnt die Elektrizität in ihren wesentlichen Grundgesetzen bekannt zu werden. Alle Völker haben zu dieser glänzenden Errungenschaft ihr Teil beigetragen. Die Italiener Galvani (1737—1798) und Volta (1745—1827) hatten schon früher in den Jahren 1789 und 1801, wie wir bereits gesehen haben, die Berührungselektrizität (dynamische Elektrizität) entdeckt; der Däne Hans Christian Örsted (1777—1851) zeigt i. J. 1820, daß der elektrische Strom eine Magnetnadel ablenkt. Der Franzose André-Marie Ampère (1775—1835) nimmt diese Beobachtung wieder auf, verallgemeinert sie, bringt sie in ein mathematisches Gesetz und entdeckt die Induktion (1828). Der Engländer Michael Faraday (1794—1867) entdeckt das Wesen der elektrodynamischen Maschinen und baut Apparate, die mit einigen unbedeutenden Abweichungen diejenigen sind, die die Industrie noch heute benutzt. Der große deutsche Mathematiker Karl Friedrich Gauß (1777—1855) macht sich Ampères Entdeckung zunutze, um den elektrischen Telegraphen zu ersinnen (1833). Der russische Physiker Moritz Hermann Jacobi, ein geborener Deutscher und älterer Bruder des epochemachenden Mathematikers (1801—1874) wendet hinwiederum Faradays Entdeckungen auf die Elektrolyse an, um die Galvanoplastik zu ersinnen (1837—1840).

Welche Rolle diese großen Gelehrten in der Geschichte der elektrischen Kraft gespielt haben, macht uns so recht die Tatsache deutlich, daß eine dahin gehende Verständigung stattgefunden hat: die elektromotorische Kraft

oder das elektrische Potential nach seinen Maßeinheiten *Volt* (nach dem Namen des eben erwähnten Physikers Volta), den elektrischen Leitungswiderstand ebenso *Ohm* (nach dem großen deutschen Physiker Georg Simon Ohm, 1787—1854), die Stromstärke ebenso *Ampère*, die Elektrizitätsmenge ebenso *Coulomb* (nach dem französischen Physiker Charles Augustin de Coulomb, 1736—1806), die elektrische Kapazität ebenso *Farad* (nach dem Namen des erwähnten Faraday) zu benennen. Das Produkt aus einem Volt und einem Ampère ergibt einen Watt (nach James Watt), so daß die Formel gilt: 1 volt × 1 ampère = 1 watt; die Maßeinheit eines Watt, das eine Sekunde lang arbeitet, trägt als Bezeichnung der elektrischen Arbeitseinheit den Namen *Joule* (nach dem englischen Physiker James Prescott Joule, 1818—1889) oder auch *Voltcoulomb*. Aufs bequemste fügen sich alle diese Maßeinheiten in das gesamte Maßsystem ein.

So trugen die sämtlichen Völker Europas durch ihre erlauchtesten Gelehrten zu immer tieferer Ergründung der neuen geheimnisvollen Kraft bei! Ein gewaltiges Beispiel, was gemeinsame wissenschaftliche Arbeit der Völker vermag! Haben solche Männer wie Volta, Ampère, Faraday, Gauß nun nicht ihrem engeren Vaterlande sowie ihrem weiteren, das doch darüber hinaus die gesamte Menschenwelt umfassen muß, einen größeren Dienst geleistet, als wenn sie im Gefolge irgendeines beliebigen Eroberers mit den Waffen in der Hand einander feindlich gegenübergetreten wären?

In der theoretischen Physik wurde die große allgemeine Grundlage zur mechanischen Wärmelehre, die alle Gesetze der Materie beherrscht, von dem Physiker Nicolas-Léonard-Sadi Carnot (1796—1832) gelegt. Den beiden Deutschen Robert Mayer (1814—1878) und Hermann von Helmholtz (1821—1894) sowie dem eben erwähnten Engländer James Prescott Joule (1818—1889) gebührt der Ruhm alle Folgerungen aus ihr gezogen, die Theorie dazu aufgestellt und die Zahlenwerte dafür berechnet zu haben. Von nun an findet folgende große Erscheinungstatsache volles Verständnis: das Dasein einer in der Welt kreisenden einzigen einheitlichen Kraft, die zwar verschiedene Gestalten annehmen kann, doch gleichwohl immer ein und dieselbe Kraft bleibt. Wärme, Bewegung, Elektrizität sind weiter nichts als verschiedene wechselnde und wiederkehrende äußere Erscheinungsformen einer einzigen stets sich selbst gleichenden Kraft, deren Größe unveränderlich ist. „Nichts geht verloren!“ hatte schon Lavoisier in bezug auf die chemischen Einfachen Körper oder Elemente gesagt. Helmholtz nun stellte den Satz auf, daß auch von den physischen Kräften, die im Weltenraume sich bewegen, nichts verloren gehe.

Die Chemie macht rasende Fortschritte; einerseits erhebt sie sich zu schönen allgemeinen Aufstellungen und anderseits tritt sie in einen Lebensabschnitt der industriellen Ausbeutung. Michel-Eugène Chevreul (1786

bis 1889) leistet bahnbrechendes in der Erklärung der chemischen Natur der Fette (1823) (Herstellung der Kerzen). Friedrich Wöhler (1800—1882) entdeckte das Aluminium i. J. 1827 und gibt i. J. 1829 durch die künstliche Darstellung des Harnstoffs das erste erwähnenswerte Beispiel eines durch Zusammensetzung mit Einfachen Körpern gebildeten organischen Körpers. Eilhard Mitscherlich (1794—1863) entdeckt i. J. 1819 den Isomorphismus der krystallinischen Formen für die gleichartigen Salze. Jean-Baptiste Dumas (1800—1884) beschreibt Aufsehen erregende Fälle von Substituierbarkeit des Wasserstoffes durch andere chemische Stoffe und baut die Atomentheorie in einer neuen Gestalt auf, in der sie bald dank der gründlichen ergänzenden Studien von Auguste Laurent (1808—1853) und Karl Friedrich Gerhardt (1816—1856) die Grundlage der gesamten zeitgenössischen Chemie bilden sollte. Faraday bringt die Gase in den Zustand der Flüssigkeit. Die Industriellen können nun aus der Steinkohle nicht bloß Leuchtgas, sondern auch noch unzählige andersartige Erzeugnisse gewinnen, die zu allerlei neuen Industriezwecken dienen, von denen sich täglich mehr herausstellen. Gewissermaßen durch einen bloßen Zufall werden Niphécore Niepce (1765—1833) und Louis-Jacques-Mandé Daguerre (1789—1851) i. J. 1839 zu Erfindern der Photographie. Diese ebenso fruchtbare wie wundervolle Erfindung soll nur allzubald in allen Wissenschaften, allen Industriezweigen und allen Künsten ausgiebigste Verwendung finden!

In der Biologie folgen die Theorien und Entdeckungen in ununterbrochener Reihe. Der englische Geologe Sir Charles Lyell (1797—1875) bekämpft i. J. 1833 mit entscheidendem Erfolge Cuviers Annahme von vorzeitlichen gewaltsamen Umgestaltungen der Erdoberfläche und stellt den Satz auf, daß die Bildung der Schichten, aus denen die Erdrinde besteht, sich aus ganz andersartigen Erscheinungen einer langsamen und stufenweisen Entwicklung erklären, wie sie noch heute wirksam sind.

Der französische Naturforscher und Staatsmann François-Vincent Raspail (1794—1878) hatte schon dunkel die Übereinstimmung in dem Zellenbau der verschiedensten Lebewesen i. J. 1825 vorausgesehen. Der deutsche Naturforscher, Kulturhistoriker und Dichter Jakob Schleiden (1804—1881) nimmt dann seinen Gedanken planmäßig wieder auf und entdeckt i. J. 1838 die Übereinstimmung im Bau und Wachstum der Pflanzen, und der große deutsche Meister moderner Naturforschung Theodor Schwann (1810—1882) dehnt sie fast unmittelbar darauf auch noch weiter auf die Gewebe der Tiere aus. Es ist das die Zellentheorie, die als ebenso einfache und erhabene Lehre für die beschreibenden Naturwissenschaften dasteht, wie die Theorie von dem Gleichgewicht der Kräfte für die Physik.

So sah die arme Menschheit schon auf Grund dieser bloßen paar allgemeinen Naturgesetze doch wenigstens ab und zu einmal einen verstohlenen und schwachen Lichtschimmer durch die auf ihr lastende geistige Nacht hindurchbrechen!

Die Physiologie, die Lavoisier so glänzend eröffnet hatte, machte wie auch alle übrigen Naturwissenschaften, nun rasch eine Eroberung nach der andern. Zwei Namen insbesondere sind zu erwähnen. François Magendie zu Paris (1783—1855) und Johannes Müller zu Berlin (1801 bis 1858). Ihre Stellung zur Wissenschaft ist nicht etwa die gleiche. Magendie hat wichtige Entdeckungen gemacht, durch die anschaulichste Charakteristik der motorischen und der sensiblen Nerven eine scharfe Abgrenzung zwischen diesen beiden verschiedenen Arten vorgenommen, den Nutzen der eiweißhaltigen Stoffe für den Körper aufs genaueste bestimmt, die Funktionen der Gesichtsnerven bis ins einzelnste untersucht und die Absorbierungskraft der Blutgefäße endgültig festgestellt. Johannes Müller hingegen hat nicht so zahlreiche selbständige Einzelforschungen auf dem Gebiete der Physiologie angestellt, als vielmehr erst die mehr oder weniger zusammenhanglosen Forschungen der anderen in ein umfassendes einheitliches System gebracht. Aber ihm kommt das unsterbliche Verdienst zu, die vergleichende Physiologie geradezu geschaffen und durch die sinnige, planvolle und tiefe Zusammenfassung der verstreuten Tatsachen es verstanden zu haben, der physiologischen Wissenschaft ihre noch bis zum heutigen Tage unübertroffene klassische Gestalt zu geben.

Unter allen Naturwissenschaften bleibt auch jetzt noch die medizinische, weil sie fortwährend zwischen schnurgerade entgegengesetzten Lehren hin- und herschwankt, schmerzlicherweise allein immer auf demselben Punkte stehen; Pasteur ist damals noch nicht gekommen. Immerhin sollte die Entdeckung der Anästhesie i. J. 1843 durch den jungen amerikanischen Zahnarzt Horace Wells doch wenigstens die Chirurgie auf neue Bahnen führen. Seitdem nun noch i. J. 1848 dank den Entdeckungen der Amerikaner Jackson und Morton, des englischen Chirurgen Simpson und des französischen Physiologen Flourens die Anästhesie mittels Chloroform und mittels Äther in Aufnahme gekommen war, war der Zeitpunkt angebrochen, wo die chirurgischen Operationen keine Ströme unnützen Schmerzes mehr in der Welt verbreiten sollten.

Fast in gleichem Maße, wie für die exakten Wissenschaften, war der Zeitabschnitt von 1815—1848 auch für die schöne Literatur fruchtbar.

In Deutschland gehört ein so Gewaltiger des Geistes wie Goethe, obwohl er erst i. J. 1832 gestorben ist, wohl schon ebenso zum 18. wie zum 19. Jahrhundert, stammt doch der *Zweite Teil des Faust* erst aus dem Jahre 1831 und geht doch umgekehrt *Werther* bis auf das Jahr 1773 zurück. England erfreut sich zwar der beiden Dichter Shelley (1792—1822) und

Lord Byron (1788—1824), aber sein eigentlicher literarischer Ruhm liegt wohl eher darin, daß es mit Walter Scott (1771—1832) in der ganzen Welt den Roman wieder zu Ehren gebracht hat. Charles Dickens (1812—1870), dessen Romane die Walter Scotts an Tiefe der Auffassung und packender erschütternder Wirkung noch übertreffen, gehört in eine spätere Zeit.

Die russische Literatur, die bis dahin noch nicht über die ersten stammelnden Versuche hinausgekommen war, enthüllte sich nun plötzlich als eine Quelle dichterischer Begeisterung von gewaltigem Sturm und Drang mit den beiden Meistern russischer Dichtkunst Alexander Puschkin (1799 bis 1837) und Nikolaus Gogol (1809—1852).

In Frankreich war die literarische Bewegung damals besonders glänzend. Ein ungeahnter neuer Blütenlenz beschenkte es mit einer Reihe bewegter und tiefer gewaltiger Werke, so daß sich diese erste Hälfte des 19. Jahrhunderts (1820—1848) sowohl in bezug auf den Reichtum an literarischen Stoffen wie in bezug auf die literarische Fruchtbarkeit mit jenem großen Jahrhundert Ludwigs XIV. (1635—1680) vergleichen läßt, das so viele Meisterwerke hervorgebracht hatte.

An erster Stelle ist der alles überragende Victor Hugo (1802—1885) zu nennen; es gibt wohl in der gesamten Weltliteratur kaum einen erlauchteren Namen. Als er noch fast ein Kind war, schrieb er schon eine Sammlung köstlicher Gedichte: *Oden und Balladen* (*Odes et Ballades* 1821) Aber auch als Greis bescherte er der Öffentlichkeit noch Werke von einem so erhabenen Schwunge, wie *Die höchste Gnade* (*La pitié suprême* 1877) und *Die Kunst Großvater zu sein* (*L'art d'être grand-père* 1879). Es gibt keine Dichtgattung, in der er nicht ausgezeichnetes geleistet hätte. Durch den Reichtum seines Stils, seine kühnen Bilder, seine Kenntnis von Harmonie und Rhythmus, die Hoheit seiner Gedanken ist er der Erneuerer der französischen Dichtkunst, die sich seit den Zeiten Corneilles und Racines in nur zu abgedroschenen Gemeinplätzen und schalen Alltäglichkeiten bloß gerade noch mühsam dahinschleppte. Der Anspruch auf den Ruhmestitel einer der ersten Lyriker Frankreichs zu sein, hat ihn gleichwohl nicht gehindert auch zu dessen auserlesensten Prosaikern zu gehören. Er hat zwei ganz wundervolle Romane geschrieben: *Die Elenden und Unglücklichen* (*Les Misérables* 1862) und *Liebfrauenkirche* (*Notre-Dame de Paris* 1831). Aber er war auch ein gewaltiger Dramatiker, ist doch seit jenem klassischen Zeitalter Racines und Corneilles kein Drama erschienen, das Victor Hugos *Hernani* (1830) und *Ruy Blas* (1839) gleichkäme. Sein unvergleichliches Genie sichert ihm den ersten Platz in allen Gattungen. Was tut es, wenn seine Politik stets schwankend und seine Philosophie ebenso einseitig wie einfältig gewesen ist. So oft einmal bedeutende literarische Namen zu nennen sind, hätte wohl Victor Hugo ein Recht als einer der ersten genannt zu werden, vielleicht noch vor Dichtern wie Homer, der uns zeitlich so

fern steht, wie Dante, der uns nur eine einzige größere Dichtung hinterlassen hat, wie Shakespeare, dessen Muse stellenweise eintönig und absonderlich wirkt, wie Goethe, der bei aller seiner Größe niemals die wahrhafte innere Rührung gekannt hat.

In dieser Glanzzeit französischer Literatur steht etwa ein Victor Hugo nicht allein. Es war nämlich als Rückschlag gegen die höchstunpoetische Dichtkunst des 18. Jahrhunderts die Romantik entstanden, als deren Begründer der Vicomte François-René de Chateaubriand (1768—1848) anzusehen ist. Das Meisterwerk dieses unvergleichlichen Schriftstellers *Erinnerungen von jenseit des Grabes* (*Mémoires d'outre-tombe*), erschien zwar erst unmittelbar nach seinem i. J. 1848 erfolgtem Tode. Aber schon lange vorher galt Chateaubriand durch seine kühne, lebendige, bilder- und farbenreiche Prosa, wie sie sich in den Romanen *René* (1802), *Die Märtyrer* (*Les Martyrs* 1809) und *Geist des Christentums* (*Le Génie du Christianisme* 1802) so glänzend entfaltete, als einer der erlauchtesten Geister der Zeit. Als Vorläufer von Victor Hugo wurde er zum eigentlichen Vater der Romantik.

Niemals stand die französische Dichtkunst auf solcher Ruhmeshöhe wie damals. Zwar hatte ein Dichter wie Goethe die kühne Behauptung gewagt, daß das Französische nur eine sich der Poesie schlecht anschmiegende Sprache sei. Doch Victor Hugo hat durch sein geniales Wirken das gerade Gegenteil bewiesen, und mit ihm als Zeitgenossen, ja geradezu als Nebenbuhler dieses Wirkens, Alphonse de Lamartine (1790—1868), Alfred de Musset (1810—1857), Théophile Gautier (1811—1872), Alfred de Vigny (1797—1863). Diese vollendeten Dichter haben uns so gehaltvolle und darum nicht weniger anmutige Werke hinterlassen, daß die französische Literatur, die schon mit Racine, Molière, Pascal, Lafontaine einzig in der modernen Welt dastand, nach dem Frühling von 1830 allen übrigen doppelt überlegen wurde.

Der Roman wächst nicht nur an äußerem Gebietsumfang, sondern auch nach innerem Gehalt, wie man es nicht vorausgesehen hätte, selbst noch nach Werken wie *Manon Lescaut* und *Werther*, nach Werken wie *die neue Héloise* und *Ivanhoe*. Von 1825—1840 begegnete man nicht nur Hugos *Notre-Dame de Paris* (*Liebfrauenkirche*), sondern noch einer ganzen Menge anderer rührseliger, malerischer und so verschiedenartiger Werke, daß jede Aufzählung, aber auch jede Zusammenfassung unmöglich ist. Alexandre Dumas Vater (1803—1870), Prosper Mérimée (1803—1870), Stendhal (Henri Beyle) (1783—1842), Eugène Sue (1804—1857) waren wunderbare Erzähler und zuweilen geschickte Schriftsteller. Doch keiner von ihnen hatte eine so tief eindringende Beobachtungsgabe wie Honoré Balzac (1799—1850). Leider hat dieser große und eindringende Psychologe nur einen mangelhaften und schwerfälligen Stil, was bei einem Freunde Théophile Gautiers und Victor Hugos ziemlich eigenartig berühren muß.

Unter den Romanschriftstellern von Talent findet man jetzt auch Frauen. Bisher waren sie in der Literatur noch nicht hervorgetreten. Sappho geht fast bis auf das Sagenzeitalter zurück, und Frau von Sévigné hat selbst nie darauf Anspruch gemacht, als Schriftstellerin zu gelten. Aber im 19. Jahrhundert kann man Frauen sehen, die auch einer Mme. de Stael (1766—1817) an Talent weit überlegen sind und zu berufsmäßigen Vertreterinnen der Literatur werden: Frau Desbordes-Valmore (1785 bis 1859), Frau Tastu (1798—1885), Frau E. de Girardin, besonders aber George Sand (1804—1876) in Frankreich und George Eliot (1819—1880) in England. Wenn es die Frauen bis jetzt noch immer nicht zu hoher lyrischer Dichtung gebracht und ebensowenig in einem dramatischen Werk einen Erfolg aufzuweisen haben, so haben sie sich doch zum mindesten bisweilen im Roman ausgezeichnet, der vielleicht in noch höherem Maße eine eindringende Analyse, seelische Beweglichkeit und Zartgefühl erfordert. *Indiana* und *Mauprat* von George Sand, *Adam Beda* von George Eliot zählen zu den fesselndsten Werken des 19. Jahrhunderts.

Auch das Theater machte damals eine Zeit neuen Lebens und Ruhmes durch. Indessen haben weder Alexandre Dumas Vater noch Eugène Scribe (1791—1861) dauernde Werke zu hinterlassen vermocht, wenn auch vielleicht eine Ungerechtigkeit in jener Vergessenheit liegt, der ganz gewiß nicht ihr Name, aber doch ihre Werke anheimgefallen sind.

Die Geschichtschreibung zeichnet sich teils durch die umfangreiche Gelehrsamkeit (Augustin Thierry 1795—1856), teils durch die Tiefe der Gedanken (François Guizot 1798—1874, François Villemain 1790—1870), teils und besonders durch den glänzenden Stil (Michelet) aus. Jules Michelet (1787—1874), Dichter, Gelehrter, Geschichtschreiber und Philosoph, ist einer der edelsten Schriftsteller französischer Zunge. Er hat in seine *Geschichte Frankreichs* die ganze Vornehmheit seiner hohen Seele gelegt. Er liebt sein Vaterland mit einer wahrhaft großen Liebe, und eben deswegen, weil er sein Vaterland liebt, liebt er auch die Menschheit.

Allen diesen edlen Geistern hat es das sogenannte romantische Zeitalter (1820—1845), ein Vierteljahrhundert, zu verdanken, wenn es neben dem sogenannten klassischen Zeitalter von 1650—1675 der schönste Abschnitt der französischen Literatur ist.

In den Künsten (Baukunst, Malerei, Bildhauerei) tritt weder in Frankreich noch im Ausland etwas Bedeutenderes hervor, vielleicht abgesehen von der Gruppe der *Marseillaise* von François Rude (1784—1855) an dem Triumphbogen zu Paris (1834).

Nur die Musik nahm eine eigenartige Entwicklung und brachte es in Italien und Deutschland, besonders aber in Deutschland, zu einer großen, wundervollen Macht, die Musik, die vielleicht mehr als jede andere menschliche Schöpfung die Fähigkeit hat die Seelen zu rühren und zu bezaubern.

Sicher ist diese Kunst schon sehr alt; aber unser Zeitalter hat ihr eine solche Weite gegeben, hat ihr bei allen geistigen Wesen soviel Ansehen erzwungen und sie ihnen in so verschiedenartiger Gestalt zugeführt, daß die Musik recht eigentlich die wesentlichste und verdienstlichste künstlerische Betätigung des 19. Jahrhunderts genannt werden darf.

Die griechischen Musiker kannten, soweit wir nach ziemlich dürftigen Urkunden urteilen können, allein die Polyphonie, d. h. die gleichzeitige Hervorbringung zweier Töne (harmonischer Töne). Aber um etwas verzierenden Schmuck hinzuzutun, waren die Intervalle kleiner, derart, daß die Tonleiter viel reicher als die unsere war. Die Polyphonie tritt noch bei den Musikern des 13. und 14. Jahrhunderts in die Erscheinung (Joachim Després und die flämisch-burgundische Schule). Während die Mönche jene liturgischen Sänge (die sogenannten gregorianischen, weil sie von Papst Gregor VII. übernommen und gefördert wurden) komponierten, die in den gotischen Domen durch ihre schlichte und großartige Erhabenheit wirkten, schrieben die Trouveres und die Trobadors volkstümliche Tanzlieder.

Im 13. Jahrhundert paßt Palestrina (Giovanni Pierluigi Sante da Palestrina, *Musicae princeps*, 1526—1594) in Italien die majestätischen Volltöne der Orgel der Stimme der Offizianten an, und die religiöse Musik wird damals, so gewaltig wie sie nur je wieder gelungen ist, begründet.

Einen großen musikalischen Umschwung verdankte man dann Claudio Monteverde (1558—1643), der durch sein Genie die Fesseln der Überlieferung zerbrach und damit die Polyphonie umbildete in der Weise, daß er aus ihr einen einzigen Gesang entwickelte, eine Grundweise, die von sich ihr unterordnenden Instrumenten begleitet wurde. So entstand die Oper, die mehr oder weniger den altgriechischen Bühnenstücken entsprach, in denen die Musik die szenische Handlung begleitete.

Im 17. und 18. Jahrhundert machte die Instrumentalmusik große Fortschritte, die vielleicht mehr der Kunst der Erbauer von Geigen, Lauten, Klaviaturen, Spinetten, als dem Talent der Komponisten und der Fingerfertigkeit der Ausübenden zu verdanken waren. Der Meister, der das moderne Tonverhältnis begründete, war ein Deutscher, Johann Sebastian Bach (1685—1750). Seine Fugen sind auserwählte Werke und seine Oratorien haben eine dramatische Kraft, wie sie nur Händel (1685—1759) nach ihm zu erreichen vermochte.

Aber die wahren Begründer der modernen Musik sind Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1791) und besonders Ludwig van Beethoven (1770 bis 1857). Jener ist durch den Reichtum seiner Erfindung, durch die Wuchtigkeit seiner darum nicht weniger zarten Takte der wahrhaft große Musiker und daneben der unvergleichliche Dichter. Er schlägt alle menschlichen Eigenschaften an und wirkt überall begeisternd und fruchtbar anregend.

Deutschland war dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts reich an großen Musikern: Franz Schubert (1797—1828), Karl Maria von Weber (1786—1826), Felix Mendelssohn (1809—1847), Robert Schumann (1810 bis 1856), derart, daß der ruhmvollste Abschnitt in der Geschichte der französischen Dichtung mit den ruhmvollsten Zeiten der deutschen Musik zusammenfällt.

Aber es bedurfte langer Zeit, bis diese sinnbildliche und tiefe Musik der großen deutschen Träumer bei der leichteren romanischen Volksseele ein Verständnis fand. In Frankreich und Italien schlug die musikalische Kunst ganz andere Bahnen ein. Die Italiener mit Gioachino Antonio Rossini (1792—1868), Gaetano Donizetti (1798—1848), Giuseppi Verdi (1813—1901), die Franzosen mit François-Adrien Boieldieu (1775—1834), Daniel-François-Esprit Auber (1782—1871) schrieben Opern und Operetten, deren heitere, zarte, leichte und nur selten aufregende Weisen recht wenig zu der von ihnen so grundverschiedenen geheimnisvollen und starken Leidenschaft stimmten, die von den deutschen Werken ausging. Doch schon i. J. 1845 hatte Richard Wagner (1813—1883) zu schreiben begonnen (Tannhäuser), ein Meister, der ganz neue Harmonien erfand, die niemand vorausgesehen hatte.

So begann die Musik durch das Genie mächtiger Künstler sich der Volksseele langsam, aber sicher zu bemächtigen. Ihr Einfluß wird im Laufe der Zeiten nur noch größer werden, ja vielleicht schon in den allernächsten Jahren eine heute noch kaum geahnte Höhe erreichen. Das 19. Jahrhundert aber ist damit nicht nur das Zeitalter der exakten Wissenschaften, es ist auch das der Musik geworden.

* * *

Bei all dem literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leben, das Frankreich erfüllte, war die äußere Politik ruhig. Ludwig Philipp war ein eifriger Anhänger und Freund friedlicher Politik. Es galt ihm das für seine Regierung als eine Art Ehrensache. So hatte dieser französische Herrscher wirklich einige Verdienste um die Aufrechterhaltung des Friedens auf dem europäischen Weltteile; denn die großen Staatsoberhäupter, wie der Zar, der Kaiser von Österreich, der König von Preußen, zeigten der Julimonarchie, diesem Kinde einer Revolutionsbewegung, ganz offenkundige Feindseligkeit. England aber überwachte eifersüchtig alle Schritte Frankreichs, seines alten Gegners.

I. J. 1840 kam ein Augenblick, wo der Krieg unvermeidlich schien; eine Koalition der Großmächte bahnte sich gegen Frankreich an.

Es war dies gelegentlich der ägyptischen Händel. Mehemed Ali Pascha, der befähigte albanesische Offizier, dem es gelungen war, Ägypten von der Gewaltherrschaft der Mamluken (Mameluken) zu befreien (1811), war in dem

von ihm befreiten Lande unumschränkter Herr geworden. Er hatte sich vom Sultan unabhängig gemacht und war ihm sogar in der Nutznießung seiner Rechte überlegen geworden. Sein nach europäischer Art eingerichtetes Heer vollendete zuerst die Eroberung der Gebiete des oberen Nil. Darauf verstand er es mit Hilfe von französischen Ingenieuren und Landwirten sich die wunderbare Fruchtbarkeit Ägyptens nutzbar zu machen und große Arbeiten ausführen zu lassen. 1831 bemächtigte er sich Syriens. Im folgenden Jahre brachte sein Sohn Ibrahim den schwachen türkischen Truppen zu Konieh eine vollständige und vernichtende Niederlage bei (21. Dezember 1832). Dieser blutige Sieg unterwarf ihm den Sultan auf Gnade und Ungnade; doch die Großmächte, die für das Ottomanische Reich stets von einer wahrhaft zärtlichen Fürsorge erfüllt waren, traten dazwischen, und es wurde ein Friedensvertrag geschlossen.

Doch bald begann der Krieg wieder. Abermals ging Mehemed Ali als vollständiger Sieger hervor. Abermals hielten ihn die Mächte in seinem Siegeslauf auf.

In Frankreich war die öffentliche Meinung für Mehemed Ali, den Reformator und Wohltäter Ägyptens. Daher stieg auch in Paris die Erregung bis aufs äußerste, als man erfuhr, daß ein englisch-österreichisches Geschwader mit Rußlands und Preußens Zustimmung Alexandrien bedrohte.

Indessen wurde trotz dieser Koalition, die es ebensowohl auf Frankreich wie auf den Pascha von Ägypten abgesehen hatte, der Frieden nicht weiter gestört. Weder Ludwig Philipp noch Lord Palmerston, der an der Spitze der englischen Regierung stand, wollte ernstlich den Krieg. Unter diesen Bedingungen war die Verständigung vielleicht schwierig, aber schließlich unvermeidlich. So wurde Mehemeds Unabhängigkeit anerkannt, doch er mußte Syrien wieder herausgeben (Londoner Konvention vom 13. Juli 1841). Übrigens verschmerzte er die seinen militärischen Triumphen folgende diplomatische Niederlage nicht mehr, hatte ihn doch Frankreich, das er so liebte, im Stiche gelassen, und das war ihm sehr schmerzlich. Er starb i. J. 1849, um seinem Enkel Said ein unabhängiges, mächtiges und reiches Ägypten zu hinterlassen.

Wie friedliebend immer Ludwig Philipp war, so sollte er doch auch noch seine ganze Regierungszeit mit der Eroberung und Kolonisation Algeriens ausfüllen.

Es war unter Karl X. gewesen, als die französische Regierung i. J. 1830 dem Dey von Algier den Krieg erklärte. Seit zwei Jahrhunderten war Algerien nur noch ein Schlupfwinkel für Seeräuber. Kühne Korsaren suchten das Mittelmeer heim bis zu den spanischen, französischen und italienischen Küsten, um Fluren zu plündern und Sklaven zu erbeuten. I. J. 1816 hatte ein englisch-holländisches Geschwader Algier beschossen.

I. J. 1827 verhängte eine französische Flotte die Sperre über die Stadt, jedoch ohne sie zu beschließen. Für einen Feldzug entschied man sich erst i. J. 1830. Am 15. Juni bemächtigte sich ein Landungskorps von 30000 Mann Algiers, ohne es zu wagen ins Innere vorzurücken oder das fast unbekannte weite Land, das sich bis zur Wüste ausdehnte, zu erobern.

Die Revolution von 1830 führte in dieser militärischen Unternehmungslust auch nicht die geringste Änderung herbei. Das Heer beschränkte sich zunächst darauf von den Häfen Algier, Oran und Bona Besitz zu ergreifen. Aber die Ereignisse, die stets stärker als der Wille sind, drängten auch hier zu einer immer weiteren schrittweisen Ausdehnung der französischen Herrschaft. Um sich in Algier, Oran und Bona zu halten, mußten erst die aufsässigen und feindlichen arabischen Nachbarstämme unterworfen werden. Arabische Häuptlinge und fanatische Moslems predigten den heiligen Krieg und fanden immer leichtgläubige und tapfere Menschen, die ihnen gern folgten. Die Algerier standen so unter einer Art Lehnsverfassung. Da gehorchten Gebirgsbewohner und Städter, Bauern und Handwerker Männern von erblichem Adel, die ihre Vasallen mit Steuern drückten und sich so etwas wie ein religiöses Ansehen anmaßten, das ihre Allmacht sicherte. Die einen wie die andern waren in zahlreiche Stämme geteilt, die die Franzosen nacheinander unterwerfen mußten. Es war ein schwerer Fehler: Völkerschaften, die bisher immer nur an die Anarchie gewohnt waren, unter eine regelrechte französische Verwaltung zu stellen.

Aber diese Anarchie hinderte sie nicht so kriegstüchtig zu sein, daß ihre Unterwerfung erst nach einem langen Kampf erreicht wurde, der sich zu einem richtigen Feldzug ausdehnte. Er dauerte volle dreißig Jahre. Da gab es wahrhaft große Waffentaten, wie die Einnahme von Constantine (1837), einer, wie es schien, uneinnehmbaren Stadt, die auf einem in einen tiefen Abgrund zum Flusse Rummel hinabführenden hochragenden Felsen erbaut war. Im Kabylengebirge hielt ein kühner arabischer Häuptling Abd-el-Kader das französische Heer mehrere Jahre lang in Schach. Frankreich mußte zahlreiche Soldaten schicken, ja in einem gegebenen Augenblicke hunderttausend Mann. Erst nach langem Ringen trug europäische Gesittung über orientalische Barbarei den Sieg davon. Die Smalah Abd-el-Kaders wurde erobert (1843). Abd-el-Kader selbst flüchtete sich nach Marokko und wurde trotz Unterstützung durch den Sultan von Marokko in der Schlacht am Isly besiegt (1844). Drei Jahre später ergab er sich. Dem Namen nach war nun ganz Algerien Frankreich unterworfen und französische Provinz.

Ludwig Philipps Algier-Politik ist eine beharrliche und zähe gewesen. Es galt den Grundsatz einer großen afrikanischen Kolonie nicht nur bei dem sich darüber entrüstenden England, sondern auch bei der französischen Kammer zur Geltung zu bringen, die die ganz unerwartet lange Ausdehnung

dieser kostspieligen und beschwerlichen Eroberung zu ihrem großen Leidwesen sehen mußte.

Doch es war ein gewaltiges Werk: die Aufklärung zu diesen Barbaren und etwas Sicherheit und Gerechtigkeit zu Völkerschaften zu bringen, die bisher durch unwürdige Häuptlinge gebrandschatzt, durch Bürgerkriege zerrissen und durch Epidemien gelichtet waren. Alles in allem ist, wie sich auch einzelne verständnis- und urteilslose gegnerische Stimmen darüber ausgelassen haben mögen, die Eroberung Algeriens eine ebensolche Wohltat für die Araber gewesen, wie es die Eroberung Indiens für die Hindus geworden ist.

Und so hat auch Frankreich mit der gleichen Großzügigkeit kolonisiert wie England. Algerier wie Hindus haben ihre Sprache, ihre Religion, ihre Sitten unversehrt bewahrt. Das einzige Recht, das sie eingebüßt haben, ist das gewesen: auf den Altären ihrer heidnischen Götter als Menschenopfer bluten zu dürfen!

Algerien ist nicht bloß erobert, es ist auch kolonisiert worden. Gleich zu Beginn des Krieges wurden den fremden Auswanderern Ländereien bewilligt. I. J. 1836 wurden 20000, i. J. 1848 100000 europäische Ansiedler gezählt. Neue Städte entstanden, wie Philippeville, Orléansville, Nemours. Was man einst von den römischen Soldaten sah, konnte man nun von den französischen erleben, wie sie Landstraßen anlegten, Dörfer bauten und Militärkolonien einrichteten, die Mittelpunkte für Verkehr und Bildung wurden. Ganz Nordafrika, das einst schon so fruchtbar gewesen war und dann unter der türkischen Herrschaft so verödete, wurde nun ein reiches Acker- und weinbautreibendes Land. Als später die dritte Republik zu Algerien noch Tunesien und Marokko fügen sollte, war damit ein großes arabisch-französisches Reich begründet, dessen ruhmvoller Anfang die Einnahme von Algier gewesen ist.

* * *

Wenn i. J. 1848 Ludwig Philipps Herrschaft gestürzt wurde, so waren darum auch nicht etwa die ägyptischen und noch weniger die algerischen Angelegenheiten daran schuld. Es war vielmehr ein Pariser Aufstand, dem sie, wie sie aus ihm hervorgegangen war, auch wieder erliegen mußte. Die Tage des 23., 24. und 25. Februar 1848 haben eine merkwürdige Ähnlichkeit mit denen des 27., 28. und 29. Juli 1830.

Der einzige Unterschied — und das ist ein wesentlicher — ist, daß Karl X., als er seine Verordnungen erließ, von der Legalität ausgegangen war, während Ludwig Philipp, auf die Abstimmung der Kammer gestützt, streng seinen Pflichten als verfassungsmäßiger Herrscher treugeblieben ist.

Aber während er die Verfassung in seiner äußeren Form ehrte, mißachtete er sie in dem, was im tiefsten Grunde ihr Wesen ausmacht, voll-

kommen. Und in der Tat besteht das eigentliche Wesen des parlamentarischen Regierungssystems, in dessen Namen am 14. Juli 1789 die Bastille gestürmt und am 30. Juli 1830 die Monarchie der Bourbonen gestürzt worden war, in der von den Vertretern der Nation dargestellten Volkssouveränität. Nun aber stellten die Abgeordneten des Jahres 1846, die durch ein lächerlich beschränktes Wahlrecht berufen waren, gar nicht eine richtige Volksvertretung dar.

Doch der Erfolg der Februarrevolution war ein reiner Zufallserfolg. Wenn Ludwig Philipp, anstatt sich mit dem Eigensinn eines Greises auf den Widerstand zu versteifen, jene Reform angenommen hätte, die Umzüge von Arbeitern, Studenten und Bürgerwehrmännern als ihre Forderung verfochten, säße das Haus Orléans vielleicht noch heute auf dem Throne, und manche schmerzlichen Zuckungen wären Frankreich erspart geblieben. Er mußte ja schließlich doch nachgeben, nur war das bereits drei Stunden zu spät. Schon hatte der Aufruhr Zeit gehabt sich zu organisieren, um nach wenigen weiteren Stunden gesiegt zu haben.

Wie Karl X., mußte auch Ludwig Philipp vor der Volkserhebung die Flucht ergreifen. Aber die republikanische Partei, die 1830 noch gar nicht bestand, war schon 1848, wenn nicht in Frankreich, so doch wenigstens in Paris mächtig. Die Arbeiter, die auf den Barrikaden gekämpft hatten, waren Sozialisten. Sie sahen in der neuen Republik eine gesellschaftliche Umwälzung voraus, die ihnen zwar noch unbestimmt vor Augen schwebte, aber sich doch mehr oder weniger so entwickeln mußte, wie sie ihnen nur in ihren hochfliegendsten Träumen erschienen war.

IV. Von 1848—1870.

Mitten in dem Getöse des Aufruhrs ernannte sich aus eigner Machtvollkommenheit eine provisorische Regierung. Sie bestand aus lauter wirklichen Ehrenmännern; denn in jenen Zeiten des Idealismus galt politische Ehrenhaftigkeit noch nicht als besondere Tugend. Die meisten dieser Männer waren völlig unbekannt, nur einige wenige waren gefeierte Berühmtheiten, wie Lamartine, der große Dichter, Crémieux, der große Verteidiger; Louis Blanc und Ledru-Rollin, die beiden Führer der sozialistischen Partei, waren mit dabei, um die Ideen, für die sie nun schon seit zehn Jahren in ihren Schriften und Reden Stimmung gemacht hatten, jetzt in die praktische Wirklichkeit umzusetzen.

Die Revolution hatte die Forderung der Wahlreform auf ihre Fahne geschrieben. Und so war denn auch die erste Tat der provisorischen Regierung die: eine gründliche Reform zu verfügen, und zwar gleich eine so gründliche, daß dieselbe überall nur für eine Utopie gelten konnte, das allgemeine Wahlrecht (5. März 1848). Plötzlich hatte Frankreich an Stelle 250000 bisheriger Wähler nunmehr volle neun Millionen. Die Gleichheit

vor dem Wahlrecht stellte sich als unwiderstehliche logische Folge der Gleichheit vor dem Gesetze dar.

Die konstituierende Versammlung trat am 4. Mai zusammen. Sie erklärte sich als die höchste Gewalt am meisten berechtigt eine Verfassung zu verkünden. Unter den 900 Volksvertretern waren 800 Republikaner, doch fast alle waren ausgesprochene Gegner der sozialistischen Ideen von Louis Blanc. Die ausführende Gewalt wurde Männern wie Arago, Garnier-Pagès, Marie, Lamartine, Ledru-Rollin anvertraut. Die sozialistischen Pariser Arbeiter legten, als sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, stürmische Verwahrung ein und setzten einen Aufruhr ins Werk (26. Juni), der von General Cavaignac, dem neuernannten Kriegsminister, nachdrücklich zurückgewiesen wurde. In den Straßen von Paris spielte sich eine viertägige Schlacht ab.

Leider kannte jene aus dem noch so jungen allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene und noch so wenig wie dieses selbst erprobte Versammlung nicht einmal die einfachsten Grundsätze einer wahrhaft demokratischen Regierung. Sie nahm zwei Beschlüsse an, die beide von vornherein der Freiheit ihre Daseinsmöglichkeit abschnitten: der Präsident der Republik sollte unmittelbar aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgehen, und es sollte nur eine Kammer geben. In ihrer Einfältigkeit sah die Versammlung nicht, daß ein unmittelbar von dem Volke bezeichneter Präsident durch seine bloße Wahl eine ganz erschreckende und unüberwindliche Fülle von Einfluß und Macht erlangen müßte, und so gab sie sich einen Herrn.

Dieser Herr war Louis Napoléon Bonaparte. Er war der Sohn von König Ludwig von Holland, dem Bruder des Kaisers Napoléon I., und der Königin Hortensie, die selbst eine Tochter von Napoléons I. erster Gemahlin Josephine von Beauharnais (1808) war. In bescheidenen Verhältnissen und unbekannt hatte er bald in Deutschland und bald wieder in England gelebt und einige ziemlich seichte Flugschriften veröffentlicht. I. J. 1836 suchte er, wenn auch vergeblich, in Straßburg eine militärische Erhebung hervorzurufen und machte sich hierdurch nur lächerlich. Von Ludwig Philipp schonend behandelt fing er in Boulogne vier Jahre später schon wieder ganz ebenso an und erneuerte seine Aufstandsversuche. Da hierbei der Tod eines Menschen in Frage kam, wurde er zu Festungshaft verurteilt, die er in Ham abbüßte (1846). Hier ließ man ihn entwischen. Im Februar 1848 kehrte er schon nach Frankreich zurück, trat als Abgeordneter in die konstituierende Versammlung ein, in die er von vier Departements zugleich gewählt wurde. Da bewarb er sich um die Präsidentschaft der Republik und wurde von einer erdrückenden Mehrheit dazu berufen.

Noch nie hatte sich das Widersinnige der Volksabstimmung so sehr in seinem vollen Lichte gezeigt. Louis Napoléon, eine nur durch ihre hanswurstmäßigen Unternehmungen bekannte, an und für sich recht mittel-

mäßige Persönlichkeit, die aber den Namen des größten aller Übeltäter trug, erhielt 5½ Millionen Stimmen (5 434 266), Cavaignac, der unbescholtene und beredte Feldherr, der Besieger Abd-el-Kaders, der Held der Junitage, der bescheidene und entschlossene Republikaner, 1½ Millionen (1 498 000), Ledru-Rollin, der treue und vornehme Vertreter des allgemeinen Wahlrechts, 370000 und Lamartine, der gefeierte Dichter, der gewaltige Redner, der in einem Augenblick der höchsten Not vor dem fast triumphierenden Aufruhr den Franzosen das dreifarbige Banner entfaltete, brachte es auf ganze 7910 Stimmen. Wohl mochte die Dankbarkeit Frankreichs zwischen den zuletzt genannten drei großen Namen schwanken können; doch siehe, in seiner jämmerlichen Beschränktheit wählte es wahrhaftig einen ganz anderen.

Die Folgen traten ebenso schnell ein wie sie leicht vorauszusehen waren. Die gesetzgebende Versammlung, die nun an Stelle der konstituierenden trat (11. Mai 1849), teilte sich zwischen Monarchisten, Ultramontanen, Republikanern und Sozialisten. Sie gab Gesetze ohne Ende und ohne jeden Zweck, wie sie gerade der Zufall der Ereignisse mit sich brachte. Neben ihr und im Gegensatz zu ihr wußte der Präsident genau, was er wollte: er ernannte Minister, Präfekten, Generale, die ihm mit Leib und Seele ergeben waren, und freute sich immer von neuem, wenn ihm die Soldaten zuriefen: „Es lebe der Kaiser!"

Zum Schluß entschied er sich für den Staatsstreich, nachdem er zwei Jahre lang insgeheim regelrecht und munter drauflos alle Vorkehrungen dazu getroffen hatte. In der Nacht vom 1. zum 2. Dezember 1851 ließ er die Abgeordneten und den Vorsitzenden der gesetzgebenden Körperschaft verhaften und erklärte durch Maueranschlag, daß die Körperschaft aufgelöst und die Verfassung aufgehoben sei. Zwar wurde hier und da in Paris ein schüchterner Versuch gemacht, vereinzelt eine oder die andere Barrikade aufzurichten, doch bald war alles still. Um jede Anwandlung zum Widerstande gleich im Keime zu ersticken, gaben die Hauptmitschuldigen an dem Staatsstreich den zuvor mit hohen Bestechungssummen gekauften und halb betrunkenen Soldaten den Befehl, auf die wehrlose Menge zu schießen. Das gelang. Weder in Paris noch in der Provinz fand nun der Staatsstreich den geringsten Widerspruch mehr. Die Republikaner, die sich irgendwie dagegen aufzulehnen wagten, wurden durch sogenannte gemischte Standgerichte, d. h. solche, die zur Hälfte aus bürgerlichen Beamten, zur andern Hälfte aber aus Militärpersonen bestanden, verurteilt. Dreitausend Menschen wurden eingesperrt, zwölftausend in die Kolonien geschickt.

Einige Tage später hieß eine Volksabstimmung alles Geschehene gut; 7 481 200 stimmten mit ja gegenüber nur 647 292, die mit nein stimmten.

Dies verhängnisvolle Wagestück war nichts weiter als ein schwacher Abklatsch des 18. Brumaire: zwar ein um nichts geringeres Unrecht, doch ein um viel geringerer Ruhm! Die Preß- und Versammlungsfreiheit wurde unterdrückt; die gesetzgebende Körperschaft, die auf 272 Abgeordnete beschränkt wurde (lauter von der Regierung genehmigte amtliche Kandidaten), verlor alle ihre Rechte bis auf das eine: über den Staatshaushalt und die ihr vorgelegten Gesetze, aber auch nahezu völlig debattelos, abzustimmen.

Nach Verlauf eines Jahres ließ sich Louis Napoléon unter dem Namen Napoléon III. zum Kaiser proklamieren. Das wurde wieder durch eine Volksabstimmung rechtsgültig (20. November 1852); 7 839000 stimmten mit ja, 253000 mit nein. Zwar hatte Napoléon seinen Treueid der Republik geleistet, doch eine Volksabstimmung, dachte er sich, lasse den Eidbruch in Vergessenheit geraten.

So hatte in Frankreich die Februarrevolution von 1848 schließlich mit dem Despotismus geendet.

In Italien, in Ungarn, in Deutschland, in Österreich war es nicht anders. Ja, 1848 erheben sich die verschiedensten Völker und ringen um ihre Unabhängigkeit, und schon 1851 müssen sie besiegt unter das Joch gehen.

Die italienische Unabhängigkeitsbewegung nimmt ihren Anfang gleich in den ersten Tagen des Jahres 1848 in den Städten Neapel und Palermo, wo Ferdinand VII. eine richtige Verfassung annimmt (18. Januar bis 10. Februar), zu Rom, wo Papst Pius IX., zunächst von liberalen Absichten beseelt, einer Art Verfassungssatzung zustimmt (14. März), zu Mailand, wo Radetzki und die Österreicher vertrieben werden (18. März), zu Venedig, wo eine republikanische Regierung verkündet wird, und die deutschen Soldaten vertrieben werden (23. März), und besonders zu Turin, wo sich König Karl Albert von Piemont und Sardinien nach langem Schwanken entscheidet mit den Republikanern und den italienischen Patrioten gemeinsame Sache zu machen (24. März 1848).

Nicht leicht wurde es Karl Albert, den Vorwürfen der Liberalen Gehör zu schenken. Die liberale Partei wurde damals in Piemont von einem Manne von bedeutenden Geistesanlagen, einem der befähigtesten Köpfe, der mit Garibaldi und Viktor Emanuel gemeinsam der Begründer der italienischen Einheit werden sollte, dem Grafen von Cavour, geleitet. Diesem gelang es seinen Monarchen zu überreden, daß er am 4. März 1848 eine Verfassung ausrufen ließ. Von der italienischen Bevölkerung der Städte Mailand, Genua, Venedig, Florenz, Neapel gerufen, wo überall die auf ihr lastende Zwangsherrschaft der erblichen Dynastie gestürzt wurde, brach Karl Albert am 26. März 1848 auf, um sich mit den Aufständischen zu vereinigen. Der einstige absolute Herrscher, der der Heiligen Allianz geschworen hatte, stets den Absolutismus zu verteidigen, wurde nun der Anführer der Meuterer.

Gewiß überlegte er wohl damals nicht weiter, daß er durch diesen kühnen Entschluß die Größe des Hauses Savoyen und die stolze Einheit Italiens befestigte; wer aber statt seiner daran gedacht hatte, war Cavour.

Das von italienischen Freiwilligen, die von allen Seiten herbeiströmten, schnell verstärkte piemontesische Heer wies zunächst einige Erfolge auf. Da die ungarische Erhebung Österreich seine besten Truppen entzog, hatte Radetzky, der österreichische General, kaum 60000 Mann mehr, die er den Italienern entgegenstellen konnte, und selbst die waren überall in den festen Plätzen der Lombardei zerstreut. Radetzky wurde zu Goito besiegt (30. Mai 1848) und Karl Albert auf dem Schlachtfelde jauchzend als König von Italien begrüßt. Bald beschlossen die oberitalienischen Provinzen ihre Unabhängigkeit und ihren Anschluß an Piemont. Aber das war nur ein vorübergehender Siegesrausch. Neue österreichische Truppen kamen an, und die Italiener wurden bei Custozza geschlagen (26. Juli). Karl Albert, dessen Heer seine Siegeszuversicht verloren hatte und in alle Winde versprengt war, bat um einen Waffenstillstand und willigte in die Räumung der Lombardei ein (9. August).

Diesen Befreiungskrieg, dem sich Karl Albert widerwillig hatte fügen müssen und den er deshalb auch nur lau geführt hatte, wollten die italienischen Patrioten sogleich wieder aufnehmen. Die unglückliche Schlacht bei Custozza hatte ihre Vaterlandsliebe nur noch mehr in Wallung gebracht, Sizilien erhob sich, Rom empörte sich. Pius IX. mußte aus Rom fliehen, und es wurde die römische Republik proklamiert (24. November 1848). Toscana verjagte seinen Herrscher (18. Februar 1849). Einen Augenblick konnten die Italiener hoffen, daß die Niederlage Karl Alberts der Unabhängigkeit Italiens nichts angehabt hätte.

Karl Albert selbst faßte wieder Mut, brach den Waffenstillstand (12. März 1849) und griff die Österreicher von neuem an; aber er wurde in der Schlacht bei Novara vollständig besiegt (23. März 1849). Da verlor er alle Hoffnung, verzweifelte und dankte, von religiösen und monarchischen Bedenken gequält, zugunsten seines Sohnes, des großen Viktor Emanuel, ab, der dem Hause Savoyen so viel Macht und Ruhm gewinnen sollte.

Die Schlacht bei Novara gab Österreich die verlorene Führung wieder. Alle lombardischen Städte wurden wiedererobert, und zuletzt ergab sich auch Venedig nach heldenmütigem Widerstande (27. August 1849).

Das Schicksal der römischen Republik war nicht glücklicher. Die französische konstituierende Versammlung hatte die Schwäche gehabt, dem Präsidenten Louis Napoléon nachzugeben und eine Heeresmacht nach Rom zu entsenden, um *den französischen Einfluß zu behaupten und die Zivilisation zu verteidigen.* Wenige Monate später schon schlug sie die Rückberufung der Truppen vor; doch Napoléon handelte ganz anders als

es die Versammlung verlangte; bald war übrigens auch eine reaktionäre und ultramontane neue Versammlung ernannt worden, die für die reaktionäre und ultramontane auswärtige Politik des Präsidenten zu haben war. So wurde denn die schwache französische Besatzungsabteilung, die zu Ostia stand, verstärkt. Von den italienischen Patrioten belagert, wurde Rom bestürmt, beschossen und trotz Mazzinis und Garibaldis mutiger Gegenwehr schließlich eingenommen (30. Juni 1849). Nun war es um die italienische Freiheit geschehen; sie wurde zu Mailand von den Österreichern, zu Rom von den Franzosen vernichtet. Auch Piemont konnte nun, sich ganz allein überlassen, sie nicht mehr verteidigen (1850).

Eine gleiche liberale und geradezu revolutionäre Einheitsbewegung erfaßte auch Deutschland unmittelbar nach den Februartagen des Jahres 1848. Der *Zollverein* hatte Deutschland zur Einheit vorbereitet, und die Universitäten unterhielten den deutschen Patriotismus unter der edlen Vorstellung eines gemeinsamen Vaterlandes.

Diese Patrioten waren auch Liberale; denn die Idee des Vaterlandes und die der Freiheit beleben und erfüllen gleichzeitig dieselben Menschen. Doch der König von Preußen, den sie zum Führer nehmen wollten, war nichts weniger als ein Liberaler. Er hatte geschworen, mit den Revolutionären nicht paktieren und auch keine Verfassung geben zu wollen. Aber als in Berlin die Nachricht von einer Revolution in Frankreich anlangte, erhob sich die Berliner Bevölkerung (18. März 1848); es fand ein blutiger Straßenkampf statt. Friedrich Wilhelm mußte auf seinem Balkon erscheinen, die Aufrührer beruhigen, seinen Gruß den Gefallenen darbringen, mit deren Leichen die Menge an ihm vorüberzog, und eine Verfassung und die Zusammenberufung eines deutschen Bundestages versprechen.

Der Bundestag trat in Frankfurt zusammen (31. März). Es ging dort alles bunt durcheinander. Drei Parteien waren gleichzeitig vertreten: Preußen, Österreich und Deutschland. Die deutsche Partei war die stärkste und zielbewußteste, aber auch die ohnmächtigste; denn sie hatte weder Regierung noch Geldmittel noch Streitkräfte zur Verfügung. Nach einem Jahre langatmiger und unfruchtbarer Verhandlungen beschließt das Parlament den Bundesstaat Deutschland und die parlamentarische Regierungsform mit allgemeinem Stimmrecht und einem erblichen Kaiser an der Spitze. Die Wahl fiel auf den König von Preußen (27. März 1849).

Aber der König von Preußen nahm die ihm angebotene Kaiserkrone nicht an. Wie Karl Albert, lag auch ihm nichts daran, den Thron Rebellen verdanken zu sollen. Die Könige von Bayern, Sachsen und Württemberg wollten von ihren Rechten auch nichts abgeben, bis schließlich alle Freiheitsbestrebungen des Frankfurter Parlaments vergeblich waren. Das liberale deutsche Kaisertum blieb ein Traum, der es auch heute noch ist.

Aber es geschah das nicht etwa ohne jeden weiteren Widerstand. Eine liberale Partei bestand ja schon länger mit ausgesprochen republikanischen Bestrebungen; es war aber auch schon eine sozialistische Partei da. Der große Theoretiker des Sozialismus Karl Marx hatte es verstanden, sich, besonders auch in Sachsen, zahlreiche Anhänger und Verehrer zu erwerben. Weder die Sozialisten noch die Republikaner verzichteten auf ihre Träume. Sie fügten sich nicht ohne Kampf in die Unterwerfung. Es gab Aufstände in Dresden und Rastatt, die von dem preußischen Heere niedergeworfen werden mußten. Und es war ein seltsames Schauspiel, erleben zu müssen, wie ein Herrscher erbarmungslos die tapferen Männer hinschlachten ließ, die ihm die Kaiserwürde verleihen wollten (23. Juli 1849).

Auch Österreich hatte endlich über die ungarische Volkserhebung triumphieren können; es hatte seine Willkürherrschaft in Italien wiederhergestellt und mit Erfolg sich gegen die Wiener Revolutionäre gewehrt. Der junge Kaiser Franz Joseph ertrug es nur unwillig, die Vorherrschaft über Deutschland mit dem Könige von Preußen teilen zu müssen. Da sicherte er sich die Freundschaft Rußlands und wurde sehr übermütig. Einen Augenblick konnte man sogar Krieg fürchten, aber das preußische Heer war damals außerstande, sich mit dem österreichischen zu messen, das von dem bayrischen und württembergischen Unterstützung zu erwarten hatte: Preußen gab nach und nahm die österreichischen Bedingungen an (Olmützer Konvention, 28. November 1850).

Es wurde vereinbart, daß der ehemalige Zustand der Dinge wiederherzustellen sei, d. h. der alte Deutsche Bund unter dem Vorsitz des Kaisers von Österreich und die Rückkehr zur früheren Regierungsform. Ein neuer Bundestag trat zusammen auf Grund eines beschränkten Wahlrechts, der die Entscheidungen der Herrscher voll und ganz bestätigte. Der König von Preußen drängte nun seinen Untertanen eine Verfassung auf (*oktroyierte Verfassung*), in der nur noch leise Umrisse von Parlamentarismus zu erkennen waren.

So war die demokratische und liberale Partei Deutschlands zu Boden geschlagen, und Österreich triumphierte. Aber der Gedanke an ein großes deutsches Vaterland unter der Leitung und Regierung Preußens hatte Wurzel geschlagen. Die Niederlage von Novara hatte Viktor Emanuel den italienischen Thron ebensowenig verschafft, wie die demütigende Olmützer Konvention Friedrich Wilhelm die deutsche Kaiserwürde.

In Österreich nahm die Revolution eine von der deutschen etwas verschiedene Form an. Der österreichische Kaiserstaat war — und ist auch noch — die heterogenste Mischung von zehn verschiedenen Völkerschaften, die Fürstenehen, kriegerische Eroberungen und ihnen allen gemeinsame Zeiten der Machtlosigkeit allmählich unter ein und demselben

Szepter vereint hatten: Deutsche, Ungarn, Polen, Czechen, Kroaten und Italiener. Aber diese Völkerschaften verabscheuten sich gegenseitig derartig, daß sie unverständig genug waren sich gegenseitig zu bekämpfen anstatt sich zu unterstützen.

Es waren die Deutschen in Wien, Studenten, Bürger, Arbeiter, die das Zeichen zum Aufruhr gaben. Sobald die Pariser Februarrevolution bekannt wurde, setzten sie dort eine gewaltige Massenkundgebung ins Werk und zwangen Metternich die Hauptstadt zu verlassen. Gleichzeitig versprach der Kaiser eine parlamentarische Verfassung mit dem allgemeinen Wahlrecht und der Bewaffnung der *Akademischen Legion* (15. März 1848). Zwei Monate später verließ der Kaiser Wien und überließ die Demokratie sich selbst (17. Mai).

Die von den verschiedenen Völkerschaften Österreichs berufene konstituierende Versammlung war das Abbild Österreichs selbst. Man sprach dort alle Sprachen, und alsbald erhob eine jede der Völkerschaften ihre Ansprüche. Doch inmitten dieser Unstimmigkeiten herrschte ein gemeinsames Gefühl: die Abneigung gegen die Vorrechte des Adels. Alle mittelalterlichen Lehnsrechte wurden abgeschafft (17. September 1848).

Auch die Ungarn hatten eine parlamentarische Regierungsform gefordert. Der in Preßburg zusammengetretene ungarische Landtag hatte am 30. März 1848 verfassungsmäßige Bürgschaften erlangt. Der große Redner Kossuth wurde zum Minister berufen. So schien es wohl, daß ganz Österreich vom Liberalismus angesteckt werden sollte, aber nur zu bald sollte sich das als eine bloße Einbildung herausstellen.

Anstatt, um etwas nationale Unabhängigkeit zu erreichen zu suchen, ihre Sache mit der der Ungarn zu verbinden, traten die Slawen in der Tat vielmehr in kaiserliche Dienste. Kroaten, Serben, Czechen, alle Völker slawischer Zunge ließen es sich gefallen, in den Reihen des kaiserlichen Heeres gegen die ungarischen und deutschen Aufständischen zu kämpfen. Der kroatische General Jellachich wurde zum Oberbefehlshaber ernannt und damit betraut, die Feinde des Kaisertums wieder zum Gehorsam zurückzuführen.

Andererseits konnten sich die aufrührerischen Deutschen in Wien und die Ungarn nicht verständigen. Sie hatten kein oder kaum ein Heer. Der Kaiser konnte also nun wieder in Wien einziehen (31. Oktober 1848). Die Unterdrückung des Aufstandes war eine harte. Ein Deutscher, namens Robert Blum, den das Frankfurter Parlament den Wiener Demokraten geschickt hatte, wurde erschossen. Einige Tage später (27. November 1848) dankte Kaiser Ferdinand zugunsten seines Neffen Franz Joseph ab, der damals 18 Jahre alt war.

Die Niederlage der Wiener Revolutionäre zog nicht unmittelbar die der Ungarn nach sich. Dieses edle Volk schlug sich tapfer für seine Frei-

heit. Seine Generale Gorgey und vor allem auch Klapka erfochten glänzende Siege, namentlich bei Gödöllö (7. April 1849). Ungarn glaubte schon damals frei zu sein. Eine in Debreczin zusammengetretene Versammlung erklärte die Absetzung der Habsburger und die Selbstregierung Ungarns. Kossuth wurde zum Oberhaupt einer vorläufigen Regierung ernannt.

Leider verstanden die ungarischen Patrioten nicht einig zu bleiben. Die Truppen, die der Kaiser nach Italien geschickt hatte, kamen jetzt wieder nach Hause zurück, nachdem Italien wieder ganz ruhig geworden war. Zudem verband sich das russische Heer mit dem österreichischen; denn Zar Nikolaus war entschlossen, die Revolution in jeder Gestalt zu bekämpfen, in der sie nur irgend erscheinen mochte. Die Ungarn mußten sich unterwerfen. Ihr letztes Heer übergab seine Waffen den russischen Truppen (13. August 1849).

Siegreich über alle Erhebungen, in Italien, in Wien, in Budapest, vergaß die österreichische Regierung nun ganz ihr so oft wiederholtes Versprechen einer Verfassung. Der Absolutismus wurde wiederhergestellt. Um besser ihr Ansehen zu sichern, suchte die kaiserliche Gewalt durch allerhand zwangsweise und kindische Maßnahmen eine Art Einheit in dem Kaiserstaate herzustellen, grade als ob zehn Millionen Ungarn, zehn Millionen Slawen, zehn Millionen Polen und zehn Millionen Deutsche die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes fassen könnten.

Die Zeiten der Freiheit waren noch nicht gekommen, das große Streben der edlen Männer von 1848, Franzosen, Deutscher, Italiener, Ungarn, für Ideal und Recht war überall ohnmächtig. Napoleon III., Papst Pius IX., Kaiser Franz Joseph, König Friedrich Wilhelm, Zar Nikolaus bildeten wieder eine Art heilige Allianz, wie die des Jahres 1815, die dem freien Denken und der Selbständigkeit ihrer Völker feindlich gegenüberstand.

England freilich, das damals von einer bewundernswerten Königin geleitet war, entwickelte sich zu einer Zufluchtstätte für alle Art gebrochener Freiheit. Nach ihrer völligen Überwindung wurden Leute wie Victor Hugo, Kossuth, Garibaldi, Mazzini ohne Ausnahme in diesem Lande gastlich aufgenommen.

Seiner politischen und Handelsfreiheit treuer als je zuvor, breitete England planmäßig und gewaltig seine Zivilisation über die ganze Erde aus.

Die große Londoner Weltausstellung v. J. 1851 zeigte in glänzender Weise, wie trotz der Tyranneien und Verfolgungen Kunst, Industrie und Wissenschaft die Menschheit einer Zukunft, die weniger barbarisch als die Gegenwart ist, leise und unmerklich entgegenführten. Vielleicht sind die schmerzlichen und dramatischen Ereignisse, von denen die Geschichte etwas erzählt, doch nur unwesentliche Zwischenfälle neben den langsamen und beständigen Fortschritten, von denen sie nichts erzählt.

Ehe Louis Napoléon sich zum Kaiser ausrufen ließ, hatte er sich zu dem Ausspruch verstiegen: „Das Kaiserreich ist der Friede!" Zwei Jahre später entfesselte das Kaiserreich den Krimkrieg.

Doch es wäre ungerecht, die Verantwortung dafür einzig und allein der französischen Regierung zuzuschieben. Der Zar durch seine Angriffs- und England durch seine Eifersuchtspolitik haben sich mindestens ebenso sehr wie Frankreich zu Mitschuldigen an diesem nutzlosen Wahnsinn gemacht.

Der Streit begann mit einer diplomatischen Erörterung über den Schutz der Christen im Morgenlande und die Obhut über das heilige Grab in Jerusalem. An diese unbedeutende Meinungsverschiedenheit schlossen sich ernstere Schritte an. Die Russen drangen in die Donaufürstentümer ein und setzten die kleine türkische Flotte bei Sinope in Brand (30. November 1853). Mit der feierlichen Erklärung, daß sie der Türkei Schutz bieten wollten, antworteten Frankreich und England hierauf mit der Kriegserklärung an den Zaren (27. März 1854).

Hin- und herschwankend und eifersüchtig nahmen Österreich und Preußen an dem Kampfe keinen Teil, aber der König von Piemont, der feurige Viktor Emanuel schloß sich Frankreich, England und der Türkei an. Er legte Wert darauf seine Rolle in den europäischen Angelegenheiten zu behaupten.

Der Krieg dauerte nahezu zwei Jahre, er war kostspielig und blutig. Man kann die Zahl der in ihm gebliebenen Soldaten auf über 500000 veranschlagen. Die meisten dieser braven Leute kamen nicht in den Schlachten oder bei den Erstürmungen um, sondern in den Lazaretten und Baracken als Opfer der Cholera und des Typhus, die sechsmal so mörderisch wie das feindliche Feuer waren.

Die Verbündeten trugen alsbald den Krieg in die Krim. Am 13. September 1854 begannen sie mit der Landung ihrer Truppen. Sie hofften Sebastopol durch Überrumpelung zu nehmen, aber, als der Versuch gescheitert war, mußten sie zur Blockade übergehen (9. Oktober 1854 bis 8. September 1855).

Bei dieser langen Belagerung konnte man auf beiden Seiten Wunder von Tapferkeit erleben; auf beiden Seiten schlugen sich die Soldaten wie Helden, schneidig, aber doch ohne tiefere aus der Seele kommende gegenseitige Feindschaft. Wenn dieser Krieg nicht so mörderisch gewesen wäre, hätte man ihn für ein bloßes Spiel halten können; denn zwischen den Gegnern fehlte jeder Haß wie auch jede Ursache für einen solchen. 500 000 Soldaten sind in der Krim gefallen, ohne jemals erfahren zu haben, weshalb eigentlich.

Nikolaus starb in Verzweiflung. Die Einnahme von Sebastopol (2. März 1855) vernichtete mit einem Schlage alle seine panslawistischen Eroberungsträume.

Als sein ihm nachfolgender Sohn Alexander Rußlands völlige Erschöpfung sah, nahm er den Frieden an. Derselbe wurde in Paris unterzeichnet (30. März 1856). Es kam dabei für keinen der Gegner ein materieller Vorteil heraus, weder für Frankreich noch für Rußland noch für England; den Nutzen hatte allein das Ottomanische Reich, dessen Gebiet nun der Habgier der Russen entzogen und für unantastbar erklärt wurde. Nun sollte das ganze folgende halbe Jahrhundert lang nahezu die gesamte europäische Staatskunst sich allein mit der einen Aufgabe beschäftigen eine Möglichkeit herbeizuführen dieses unantastbare Gebiet unter die verschiedenen Mächte zu verteilen. Zu so einem merkwürdigen Ergebnis hatten zwei schreckliche Kriegsjahre geführt.

* * *

Frankreich trug der Krimkrieg nichts ein; aber sein Herrscher schuf sich in demselben einiges Ansehen. Die kaiserliche Regierung, die aus Ungesetzlichkeit und Gewalt hervorgegangen war, wußte das englische Bündnis, die ruhmvollen Siege bei Inkerman und an der Alma, den Pariser Vertrag, die Neutralitätserklärung der Meerengen für ihren Ruhm auszunutzen. Napoleon wurde auf eine allerdings nur vorübergehende Zeit der Schiedsrichter für ganz Europa.

Wieviel Unglück er auch über sein Land gebracht hat, dieser Fürst war weder dumm noch schlecht. Menschenfreundlich, treu gegen seine Freunde, ohne Haß gegen seine Feinde, beseelt von den edelsten Absichten, ein Gewaltherrscher, ohne der Gewaltherrschaft auch nur den geringsten Geschmack abzugewinnen, ein kriegskundiger und gleichwohl den Krieg verabscheuender Kaiser, mehr Träumer als Mann der Tat, den Kopf immer voll der weitesten und größten Zukunftspläne, aber ohne die zum Ziele führende Zähigkeit und Umsicht, verfolgte er eine Politik der Zusammenhanglosigkeit, des Zauderns und der Widersprüche, die Frankreich ins Verderben führte.

Ein Gedanke lag ihm besonders am Herzen, es war das Nationalitätenprinzip. Im Pariser Vertrage hatte er für die Rumänen (Moldau und Walachei) und die Serben eine von Europa gewährleistete halbe Unabhängigkeit erreicht. Nach dem Krimkriege wollte er nun auch noch zu alledem ein einiges und selbständiges Italien.

Seit 1848 hatten die italienischen Patrioten in ganz Italien abgerüstet, aber nur scheinbar. Sie konnten sich nicht mehr ein für allemal darein ergeben, sei es die gehässige Herrschaft Österreichs oder auch die abscheulichen Regierungen des Papstes Pius IX. und Königs Franz II. von Neapel ruhig über sich ergehen zu lassen. Im Norden der Halbinsel förderte König Viktor Emanuel von Piemont, der in dem fähigen Cavour einen tüchtigen Genossen gefunden hatte, die italienischen Einheitsbestrebungen,

doch ohne zu wagen sich offen mit Männern wie Mancini, Mazzini, Garibaldi und den Revolutionären zu verbinden. Voll Leidenschaft für die militärischen Angelegenheiten schuf er sich ein trefflich zusammenarbeitendes und höchst tapferes kleines Heer. Übrigens beobachtete er treu seine Pflichten als verfassungsmäßiger Herrscher, gerade, als ob er die Absicht gehabt hätte die Italiener vor die Wahl zu stellen zwischen Fremdherrschaft mit Despotismus oder einem italienischen König mit Freiheit. Gleichzeitig fand er auch bei der französischen Regierung Unterstützung und setzte sogar bei ihr ein förmliches Bündnis durch.

Der Vertrag wurde i. J. 1858 geschlossen. Prinz Jérôme Napoléon Bonaparte, ein leiblicher Vetter von Kaiser Napoleon, ein Sohn des Königs Jérôme von Westfalen (eines von Napoleons Brüdern), heiratete Viktor Emanuels Tochter Chlothilde (30. Januar 1859). Napoleon III. hatte Italien die Unabhängigkeit *bis zum Adriatischen Meere* feierlich versprochen. Um den drohenden Krieg zu vermeiden, schlägt England einen Kongreß vor; aber weder Italien noch Frankreich kümmerten sich viel um die diplomatischen Schwerfälligkeiten. Noch weniger Österreich! Es ging zum Angriff über und drang in Piemont ein (29. April 1859). Frankreich antwortete mit einer Kriegserklärung, und ein französisches Heer zog in Italien ein, wo es begeistert aufgenommen wurde.

Es gab damals keinen jungen Bonaparte mehr, der die Erlöser zu vorausberechneten und entscheidenden Siegen geführt hätte, und so waren die strategischen Bewegungen der beiden Heere planlos und wirr. Die erste große Schlacht fand bei Magenta statt (4. Juni 1859). Das französisch-italienische Heer war siegreich, dank dem Mute der Soldaten, der Überlegenheit der französischen Artillerie und einem glücklichen Handstreich des Generals Mac Mahon. Die Österreicher wichen zurück, die Sieger drangen in Mailand ein.

Italien glaubte sich befreit. Florenz, Parma, Modena, Bologna erhoben sich gegen ihre Regierung und jauchzten Viktor Emanuel zu.

Mittlerweile hatte das österreichische Heer eine gründliche Reform erfahren; es leistete sein Äußerstes bei Solferino (24. Juni 1859) in einer blutigen Schlacht, die 25000 Mann das Leben kostete und durch die vollständige Niederlage der Österreicher der Freiheit Italiens die letzte Weihe gab.

Nach Solferino hielt Napoleon III. inne und machte Friedensvorschläge bei Villafranca (9. Juli 1859). Kaiser Franz Joseph gab die Lombardei zurück, behielt jedoch Venedig; der Großherzog von Toskana und der Herzog von Modena durften wieder in ihre Staaten einziehen.

Viktor Emanuel und Cavour waren äußerst geschickt. Sie kamen auf die glückliche Idee, die verschiedenen Bevölkerungskreise Toskanas aufzurufen durch das allgemeine Stimmrecht zu entscheiden, ob sie Piemont

angegliedert oder unter der Herrschaft des Großherzogs bleiben sollten. Napoleon III., der seinen Thron dem allgemeinen Stimmrecht zu verdanken hatte, konnte diesen volkstümlichen Gedanken nicht zurückweisen. Nahezu einstimmig erklärten sich die Toskaner und Emilianer für die Angliederung (15. März 1870). (792000 stimmten mit ja gegenüber 15756 mit nein.) Gleichzeitig stimmten Savoyen und Nizza, französischsprachige Landstriche, für ihre Angliederung an Frankreich (155000 mit ja gegenüber 2160 mit nein).

Diese Volksabstimmung ist denkwürdig. Es ist Napoleons III. einzige Ruhmestat, die aber dafür um so heller strahlt. Bis dahin hatten sich die Herrscher die Völker wie eine Hammel- oder Sklavenherde geteilt. Das Jahr 1860 ist das Geburtsjahr eines neuen Rechtes oder vielmehr überhaupt erst des Rechtes. Wenn zehn Jahre später das 1860 von Italien und Frankreich so rühmlich gegebene Beispiel befolgt worden wäre, dann hätte sich Elsaß-Lothringen durch eine einmütige Stimmabgabe der deutschen Eroberung entzogen, und das große Verbrechen des 19. Jahrhunderts hätte nicht begangen werden können.

In Unteritalien versuchte der junge König der beiden Sizilien, Franz II., vergeblich der großen Einheitsbewegung Widerstand zu leisten, die alle Italiener dem Hause Savoyen wiedergewinnen sollte. Sizilien empörte sich gegen seine verabscheuungswürdige Tyrannenherrschaft (5. April 1860). Garibaldi, der ein Heer von tausend durch seine Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit entflammten Freiwilligen gesammelt hatte, landete in Marsala. Die Sizilianer nahmen ihn mit außerordentlicher Begeisterung auf, derart, daß die in nur zwei Monaten vollendete Eroberung Siziliens ein wahrer Triumphzug war; die königlichen Heere leisteten nur zum Schein Widerstand (Zug der Tausend).

Von der Insel Sizilien ging Garibaldi nach dem Königreich Neapel hinüber. Viktor Emanuel *wollte* ihn nicht aufhalten und Napoleon III. *wagte* es nicht. In Neapel zum Diktator proklamiert zeigte Garibaldi die weise Mäßigung die Macht zurückzuweisen und, obgleich Republikaner, sich treu an das Haus Savoyen anzuschließen.

Im Oktober 1860 stimmten Sizilien und das Königreich Neapel für ihren Anschluß an Piemont (1 734000 mit ja gegen 10630 mit nein). Viktor Emanuel wurde König von ganz Italien, vorbehaltlich Roms und Venedigs.

Hier wird Napoleons III. schwankende Politik so recht deutlich. Er hatte den Krieg geführt, um Italien zu befreien, und hier weigerte er sich seine Befreiung zu vollenden. Er hätte sich Bundesgenossen schaffen können, die ihm für ewig treu geblieben wären, und hier legte er es rein absichtlich darauf an sie sich zu entfremden. Die Kaiserin Eugenie, die bei allem ihrem Reize und ihrer Schönheit für den Kaiser niemals der gute Engel gewesen ist, bestand darauf, daß das französische Okkupations-

korps noch länger in Rom verbliebe, um hier die weltliche Macht des Papstes gegen die Angriffe seiner eignen italienischen Volksgenossen zu unterstützen.

Papst Pius IX. nun, anstatt irgendeinen Vergleich zu suchen, blieb hartnäckig bei seiner Unversöhnlichkeit.

Napoleon III. konnte für keinen von beiden Partei ergreifen; er zog nicht das französische Okkupationskorps zurück, und das ärgerte die Italiener, und er ließ anderseits Cialdini ruhig gewähren, als dieser die kleine päpstliche Streitmacht bei Castelfiardo angriff und sie in wilder Flucht zersprengte (18. September 1860). Es war dies eine Heeresschar von frommen, für den Katholizismus erglühenden Streitern, die aus aller Herren Ländern zusammengeströmt waren, besonders Franzosen. Daher die lärmende Entrüstung des Papstes, der Kaiserin Eugenie und der ganzen klerikalen Partei Frankreichs.

Die Italiener Cialdinis wagten nicht ihre Erfolge ordentlich auszunutzen und das französische Heer anzugreifen, als es Rom in Besitz nahm; der Papst behielt seine weltliche Macht.

So hatte Napoleon III. auch, nachdem er vorher das Adriatische Küstenland Italien versprochen hatte, nunmehr Venedig Österreich gelassen. Ja, noch mehr: er gestattete dem König von Italien nicht in Rom einzuziehen. Damit haben die Italiener eigentlich geradezu ein sittliches Anrecht darauf bekommen gegen Frankreich undankbar zu sein.

Das Jahr 1860 bildet eine Entwicklung in der damaligen Politik des Kaisers. Am 23. Januar 1860 wird ein Handelsvertrag zwischen England und Frankreich unterzeichnet. Es kam mit einigen Beschränkungen, die notwendig erschienen, der freie Güteraustausch und die Handelsfreiheit zustande und damit jener große wirtschaftliche Segen, den in ihrer Verblendung leider auch heute noch alle Völker außer England verschmähen. In diesem Punkte war der Kaiser liberaler und einsichtsvoller als alle Republikaner der Gegenwart!

Er gewährte auch zum Schein ein kleines Maß von Preßfreiheit und räumte den beiden Kammern das Recht ein, alljährlich eine Adresse zu beraten und zur Abstimmung zu bringen als Antwort auf die Thronrede, mit der jede Legislaturperiode eröffnet wurde (24. November 1860).

Um diese Zeit verschwand an zwei entgegengesetzen Enden der Welt, in Rußland wie in Amerika, gleichmäßig, wenn auch in beiden nicht ohne Kämpfe, eine von den Einrichtungen, die noch immer aller Zivilisation Hohn zu sprechen schienen: die Sklaverei.

In Rußland gab es, wenn sie auch nicht gerade mit diesem Namen bezeichnet wurde, damals noch eine ganz richtige Sklaverei. Der Adel besaß die Ländereien, und die Bauern mußten sie bearbeiten. Aber diese Bauern, die nichts anderes als Leibeigne waren, hatten keinerlei Eigentumsrecht an dem Boden, den sie erst durch ihre Arbeit fruchtbar machten.

Sogar auch jeder persönlichen Freiheit waren sie beraubt. Ihr Herr hatte das Recht auf Leben und Tod über sie. Wurden die Ländereien verkauft, so waren auch die Leibeignen in dem Kaufe inbegriffen und gingen ganz ebenso, wie der Grund und Boden selbst, in das Eigentum des Käufers über.

Wenn auch Alexander II. kein Liberaler in dem Sinne war, den man in Westeuropa mit diesem Worte verbindet, so fühlte er sich doch anderseits nicht mehr wie sein Vater Nikolaus jenem überlebten Absolutismus von 1815, dem dieser huldigte, mit Leib und Seele verschrieben. Sogleich nach dem Pariser Vertrag erklärte er, daß Reformen notwendig seien. Er fand die Unterstützung einiger Mitglieder des Adels, die nichts sehnsüchtiger wünschten als sich durch ein Werk der Gerechtigkeit einen Namen zu machen, besonders auch eines Nikolaus Milutin, der der edelste und hochherzigste Förderer jenes Werkes wurde. I. J. 1858 befreite eine Verfügung die zu den umfänglichen Ländereien des kaiserlichen Besitzes gehörigen Bauern und sprach ihnen das Eigentum an den Äckern zu, die sie bestellen mußten.

Für die Leibeignen der andren Besitzkreise war die Befreiung schon schwerer durchzusetzen. Die Reform konnte hier keine so gründliche sein; denn man hatte zweierlei Härten zu fürchten: entweder mußte man den Besitzern den Grund und Boden ohne Entschädigung wegnehmen oder man mußte in einem und demselben Augenblicke Millionen von Menschen die Freiheit in ihrer vollkommenen Nacktheit geben, d. h. das Recht am Hunger dahinsiechen zu dürfen. So kam man denn überein: die Bauern sollten Besitzer der von ihnen bearbeiteten Ländereien bleiben, aber nur unter der Bedingung, daß sie den Herren eine Abstandssumme zahlten. Den Betrag schoß ihnen die Regierung zunächst aus eignen Mitteln vor. In manchen Gegenden wurden nicht sowohl die einzelnen Bauern als die ganzen Gemeinden die Besitzer des Grund und Bodens (Mir). In jedem Falle wurde überall die persönliche Freiheit sichergestellt (Februar 1861).

Leider zeigten die Bauern nicht das richtige Verständnis für diese Wohltat, für die Engländer und Franzosen einst so leidenschaftlich und tapfer gekämpft und gestritten hatten. Die Muschiks v. J. 1861 kannten ebensowenig wie vielleicht noch heute i. J. 1914 den unvergleichlichen Wert der persönlichen Freiheit. Sie hofften das ganze Land zu besitzen, und man gab ihnen doch nur einen Teil. Sie glaubten sich um Güter betrogen, auf die sie Anrecht zu haben wähnten, und in ihrer Unwissenheit bezeugten sie ihrem Kaiser nicht ein solches Maß von Dankbarkeit, wie er es wahrlich verdient hätte.

Doch mit dem Ukas von 1861 verließ Rußland immerhin den bisherigen Zustand der Barbarei; denn diese befreiten Bauern waren ja nicht, wie etwa die Neger Amerikas, Minderwertige, sondern ganz Ebenbürtige gegenüber denen, die sie in Leibeigenschaft hielten. Diese hundert Millionen

von Menschen weißer Rasse, deren Seele, so wenig sie auch ausgebildet sein mag, doch so schlicht und so tief ist, kündigen sich in etwas geheimnisvoller Weise als eine der großen Mächte zukünftiger Zivilisation an!

Die ersten Regierungsjahre Alexanders II. waren gewissermaßen von seinen edleren Gefühlen befruchtet worden. Doch der polnische Aufstand veränderte seine Anschauung vollkommen.

Trotz aller Anstrengungen, die die russische Regierung seit dem Jahre 1830 gemacht hatte, hatte sie Polen nicht russifizieren können. Es bewahrte nach wie vor mit alter Treue seine römisch-katholische Religion, seine Sprache und seine Sitten. Die vom Zaren nach Polen geschickten russischen Offiziere, Soldaten, Richter, Beamten wurden in keiner polnischen Familie aufgenommen. Eine grausame Polizei übte eine Tyrannei aus, die nur dadurch erträglich wurde, daß sie käuflich war.

Die Polen hatten nur die eine Freiheit: auf die Gefahr ihres Lebens hin große Kundgebungen, doch jedenfalls nur ganz still und friedlich, veranstalten zu dürfen. I. J. 1861 drängten sich endlose Menschenmassen unbewaffnet und in Trauerkleidung in den Warschauer Kirchen, um den Jahrestag der Schlacht bei Groschow zu feiern (25. Februar). Da schoß das Militär auf diese wehrlose Masse, ebenso am 8. April.

Zuerst versprach zwar Alexander Reformen, zog aber dann wieder bald sein Versprechen zurück. Die Polen antworteten durch einen Aufstand. Allerdings waren sie nie in der Lage ein richtiges Heer in Reih und Glied aufzustellen, doch sie ersetzten ihre Schwäche durch Mut, und so war es möglich, daß dieser Aufstand nahezu zwei Jahre dauerte; denn das gesamte Polen war mitverschworen; im ganzen Lande entzogen sich die jungen Männer ihrer Militärpflicht, versteckten sich in den Wäldern und gehorchten allein einer allmächtigen geheimen Revolutionsregierung. Es bedurfte eines Heeres von zweihunderttausend Mann, um des Aufstandes Herr zu werden. Taten von noch nicht dagewesenem Heldenmute zeichneten diese edle Leistung eines Volkes aus, das nicht darin einwilligen wollte so einfach vom Erdboden zu verschwinden.

Heute geben die Fortschritte in der Bewaffnungstechnik einer geordneten Regierung eine solche Macht, daß für einen Aufstand keine Hoffnung mehr besteht die Freiheit mit den Waffen wiederzuerobern. Auf diese Weise werden die Polen ihr Vaterland nicht wiedergewinnen können! Aber mögen sie nur ihre Überlieferungen und ihre nationale Sprache weiter so kräftig verteidigen! Mögen sie nicht ihre polnische Seele in den Schulen untergehen lassen, die ihnen Russen und Preußen aufzuzwingen versuchen werden!

Die Aufhebung der Sklaverei in Rußland datiert v. J. 1861, die in den Vereinigten Staaten v. J. 1865.

Drei Viertel eines Jahrhunderts, ein Menschenleben, waren seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege verflossen, und in diesen 75 Jahren

waren Reichtum und Macht der Vereinigten Staaten in einem ganz außergewöhnlichen Maße gewachsen, das alles übertraf, was nur irgend ihr Franklin und ihr Washington hatten erträumen können. I. J. 1860 überragte die große Republik bereits ganz Europa; ihre Bevölkerung zählte schon damals 28 Millionen Seelen. Ihre Industrie und ihr Handel wuchsen von Tag zu Tag.

Ein derartig rascher Aufschwung eines Volkes war ganz beispiellos in der Geschichte der Welt.

Er erklärt sich aus mehreren Ursachen; erstlich und vor allem aus der Tatkraft, Derbheit und Tugend der Begründer. Sie verstanden es Kühnheit und Besonnenheit in einem Umfange zu betätigen, der den Erfolg verbürgt. Der Bestechlichkeit wie der Ausbeutung gleich unzugänglich nahmen sie entschlossen die Ansiedlung von Gebieten auf sich, von denen sie gerade nur die Küsten kannten. Obgleich ihre Staatsverfassung nichts weniger als vollkommen war, hatten sie die Weisheit sie unangetastet zu lassen und ihr Achtung entgegenzubringen, ohne durch unpassende Erörterungen in ihr Lücken zu reißen und sie brüchig zu machen und ohne sie durch Staatsstreiche zu stürzen. Sie hatten das große Glück nicht durch enge Vorurteile gehemmt zu sein, wie sie das alte Europa lähmen. Beständig in Sorge schnell und gut zu handeln eigneten sie sich stets sofort, ohne zu zögern, die neuesten Fortschritte von Industrie und Wissenschaft an. Keine monarchische Mitbewerbung aus den Trümmern irgendeiner wurmstichigen Herrscherfamilie! Kein ehrgeiziger Nachbar, der ihre Grenzen hätte bedrohen können, und folglich keine Erschöpfung ihrer Kräfte in ungezählten unnützen Heeren, in denen sich die Stärke jedes Volkes verbraucht! Endlich hatten sie eine Bundesregierung, die sie in die glückliche Lage brachte sich stets gleichzeitig Ordnung und Freiheit, Macht und Unabhängigkeit sichern zu können!

Und weiter, wie mannigfaltig war der amerikanische Boden mit seiner glänzenden Fruchtbarkeit in dieser seiner Fruchtbarkeit! Der Norden für Getreide, Hölzer und mancherlei Arten Viehfutters; der Süden für Traubenwein, Obst, Baumwolle, Zucker! In den Bergen Steinkohlen-, Petroleum-, Gold-, Silber-, Kupfer- und Bleigruben. Die Küste mit ihrer unermeßlichen Ausdehnung öffnete unvergleichliche Häfen, gleichviel ob man sich am Atlantischen Ozean, am Stillen Ozean oder am Antillenmeer befand! Zahlreiche Eisenbahnen ließen sich in den weiten Ebenen schnell bauen! Auf den Landseen und großen Strömen erleichterte, verbilligte und beschleunigte die Binnenschiffahrt die Beförderung von allen möglichen Gütern gar sehr!

Endlich brachte die europäische Einwanderung allwöchentlich zu Tausenden junge Leute hinüber, die, unternehmend und frisch, von neuen Ideen erfüllt und hart in der Arbeit, so glühende Amerikaner

werden sollten, daß bereits ihre Kinder das alte Vaterland völlig vergessen hatten.

I. J. 1823 erklärte ein Präsident der amerikanischen Republik Monroe, daß keine Regierung Europas in Zukunft das Recht haben sollte sich in die Angelegenheiten Amerikas einzumischen. Seit jener Zeit haben die Vereinigten Staaten die Monroedoktrin ihrer gesamten Politik zugrunde gelegt; sie lautet: „Amerika den Amerikanern!“, eine tadellose Lehre, soweit sie nicht etwa den Amerikanern das Verlangen eingibt auch in Amerika nach den Launen und Begierden zu handeln, die den mächtigen Völkern ihre Macht einflößt.

Noch ehe Monroe seinen Grundsatz verkündet hatte, hatten denselben die Vereinigten Staaten bereits durch eine ganze Reihe geschickter Verhandlungen zur Anwendung gebracht.

I. J. 1800 hatte Napoleon von Spanien das von Franzosen bewohnte und angesiedelte Luisiana angekauft, ein weites, unendliches Gebiet, das sich von den Mündungen des Mississippi bis zu den Anfängen dieses ungeheuren Stromes in einem Aufstieg von einigen tausend Kilometern in das Felsengebirge (Rocky Mountains) erstreckte. Diese so ferne Besitzung, in der man weder eine ruhmvolle Schlacht liefern noch irgendwelche Steuerlasten auferlegen konnte, interessierte den Kaiser nicht recht, und so verkaufte er sie für fünfundsiebzig Millionen an Amerika (1803).

I. J. 1819 kauften die Amerikaner Florida von Spanien.

I. J. 1845 empörte sich das zu Mexiko gehörige Texas und verlangte der Union beitreten zu dürfen. Mexiko legte Verwahrung ein, suchte Widerstand zu leisten, wurde besiegt und mußte schließlich nicht nur Texas räumen, sondern auch noch Neu-Mexiko und das reiche Kalifornien abtreten.

I. J. 1867 verkaufte Rußland an die Vereinigten Staaten die Gebiete, die es im äußersten Norden besaß, Landstriche, die sechs Monate lang schneeig und eisig sind, aber reich an Wäldern und Goldbergwerken.

Doch das gewaltige und glückliche Reich trug gleichwohl einen Keim der Auflösung in sich. Es war dies die Sklaverei.

Es handelt sich hier nicht etwa um die Indianer oder Rothäute, die Abkömmlinge jener Urbevölkerung, die Amerika bewohnte, als die Europäer dort landeten. Von den Ansiedlern zurückgedrängt vermochten diese armen Teufel der friedlichen Zivilisation der Blaßgesichter fast noch weniger Widerstand zu leisten als ihrer kriegerischen. Alkohol und Tuberkulose entvölkerten sie, und sie schwanden rasch dahin.

Ganz anders war es mit den Negern, deren Zahl sich äußerst schnell vermehrte. I. J. 1860 zählte man in Amerika über vier Millionen Schwarze, die ursprünglich richtige Sklaven gewesen waren.

Im 18. Jahrhundert hatten die Engländer ebenso wie die Spanier in der Tat in ihre Niederlassungen Schwarze geschafft, die sie in Afrika gekauft hatten. Die so auf den neuen Erdteil versetzten Neger bauten unter einem heißen Himmelsstrich Zuckerrohr und Baumwolle. Der Negerhandel war das denkbar einträglichste aller Gewerbe; Händler kauften von den Duodezfürsten der afrikanischen Küstenstriche für einige Fäßchen Rum oder etwa einige wertlose Glaserzeugnisse kräftige Kerle, die sie an den andern Ufern des Atlantischen Ozeans zu hohem Preise wiederverkaufen konnten. Käufer und Verkäufer kamen dabei auf die gleiche Rechnung.

In Amerika, wohin sie hinübergeschafft waren, verbrachten nun diese Neger und Negerinnen ihr Dasein als richtige Sklaven, ganz wie die des Altertums, als Besitzgegenstände ihres Herrn, der an ihnen schlechterdings unbeschränkte Eigentumsrechte hatte. In den Landstrichen spanischer Zunge wurden Kreuzungen von Weißen mit Negerinnen recht häufig, schon weniger in denen, wo die englische Sprache herrschte, wenn auch in den Vereinigten Staaten neben den Negern bald eine Bevölkerung von Mulatten (Halbschwarzen) und Quarteronen (Viertelschwarzen) heranwuchs, die das Ergebnis einer Verbindung zwischen Weißen und Negerinnen waren.

Obgleich der Negerhandel grundsätzlich schon i. J. 1780 abgeschafft worden war, hörte er doch in Wirklichkeit erst 1815 richtig auf. Seit dieser Zeit gingen die Sklavenverkäufe auf den amerikanischen Märkten nur noch selten und ganz heimlich vor sich. Das hinderte nicht, daß die nach Amerika geschaffte bisherige schwarze Bevölkerung im Lande blieb und, so fruchtbar wie sie war, sich auch vermehrte. Da nun aber die Kinder der Sklaven wieder Sklaven wurden, erreichte in einzelnen Südstaaten der Union die zur Sklaverei gezwungene schwarze Bevölkerung in ihrer Zahl die weiße. In den Nordstaaten dagegen waren die Neger nicht so zahlreich und auch zum Gedeihen des Landes nicht so notwendig; denn hier unter dem weniger heißen Himmelsstrich stand auch den Weißen bei der Bebauung des Bodens eine weit größere Arbeitskraft zur Verfügung.

Bald wurden nun im Norden mancherlei Einsprüche gegen die Sklaverei erhoben, und es bildete sich eine große Partei von Gegnern der Sklaverei. Sie bezeichnete sich als *republikanische Partei*, ein Name, den einst Jefferson und Washington für sie gewählt hatten im Gegensatz zur *demokratischen* Partei. Die Demokraten, die die Macht in Händen hatten, wagten nicht den Anhängern der Sklaverei Ursache zur Unzufriedenheit zu geben und zögerten wirksame Maßregeln für die *Abolition* (Abschaffung) der Sklaverei zu treffen. Von Jackson (1824) bis Abraham Lincoln (1860) waren alle Präsidenten Demokraten.

Ums Jahr 1855 verdoppelten die *Abolitionisten*, d. h. die Gegner der Sklaverei, ihre Tätigkeit mit Zuhilfenahme der Gefühle der Religion und

Menschlichkeit und ihrer Berufung auf sie. Die amerikanische Schriftstellerin Harriet Elisabeth Beecher-Stowe (1812—1896) veröffentlichte einen Roman *Onkel Toms Hütte* (Uncle Tom's Cabin), der in kürzester Zeit einen Absatz von einundeinerhalben Million Exemplaren erreichte. Das Unglück eines von barbarischen Herren mißhandelten gutmütigen Negers rief das Mitleid aller fühlenden Seelen wach. Doch die Sklaverei wurde trotz dieser Gärung der Gemüter auch da noch nicht eingestellt. Ja, die Anhänger der Sklaverei nahmen den Schutz der Bundesgesetze in Anspruch. John Brown, ein Gegner, der in Kansas die Sklaven zur Freiheit aufgerufen hatte, wurde von den Richtern Virginias verurteilt und gehenkt (2. Dezember 1859).

Die Wahl Abraham Lincolns, eines Abolitionisten (November 1860) bestimmte die Südstaaten sich von der Union zu trennen.

Es ist nicht leicht dem Entschlusse der Südstaaten gerecht zu werden. In jedem Falle war er ein Fehler, und zwar zunächst ein politischer Fehler, weil sie unmöglich beanspruchen konnten ihre ihnen an Zahl überlegenen politischen Gegner unter das Gesetz zu zwingen, und weiter ein moralischer Fehler, weil das Prinzip der Sklaverei nun einmal mit der Gerechtigkeit unvereinbar ist.

Die Sklaverei ist in der Tat eine Schande, und doch muß man zugeben, daß die Neger eine minderwertige Menschenrasse sind. Niemals haben sie sich eine dauerndere gesellschaftliche Stellung zu geben vermocht. Niemals haben sie auch nur irgend etwas erfunden. Jedes Werk auf dem Gebiete der Kunst oder der Literatur, das von einem Neger ausgeht, hat das Gepräge eines unfertigen Entwurfs. Auch Wissenschaft und Industrie verdanken ihnen nichts. Zwar erscheinen sie, solange sie noch in der Kindheit stehen, fast ebenso befähigt wie die Weißen; aber sie behalten ihren kindlichen Verstand auch dann noch weiter, wenn sie bereits ins Alter der Erwachsenen gekommen sind. Im allgemeinen gefällig und gefügig, sind sie bisweilen plötzlichen Anwandlungen außerordentlicher Gewalttätigkeit unterworfen, übrigens immer faul und unfähig ihre Gedanken auf einen Punkt zu sammeln. Daher ist es denn auch von den Weißen ganz natürlich, daß sie diese minderwertigen Menschen in einem gewissen Abstande von sich halten. Aber je schwächer die Schwarzen auf Grund ihrer geistigen Unzulänglichkeit sind, um so großmütiger wird man sich gegen sie zeigen müssen. Unsere Überlegenheit muß sich in Milde umsetzen, und es wäre eine Feigheit unsern Verstand und unsere Kraft zu mißbrauchen, um die Neger, die doch jedenfalls wie wir eine Menschenrasse sind, zu quälen und zu tyrannisieren.

Nachdem die Südstaatler erklärt hatten, sich von den Nordstaaten trennen zu wollen, und Jefferson Davis zu ihrem Präsidenten ernannt

hatten (4. Februar 1861), stellten sie ein Heer ins Feld und bemächtigten sich der Stadt Charlestown (12. April 1861).

Der Bürgerkrieg hatte begonnen. Er sollte volle vier Jahre dauern. Ein entsetzlicher Krieg, bei dem Ströme von Blut flossen (etwa 400000 Gefallene) und der das Land vorübergehend an den Rand des Verderbens brachte (15 Milliarden Schulden!).

Vier Jahre hindurch wetteiferten nun die beiden Gegner, Nord- wie Südstaatler, geradezu sich in den höchsten sowohl bürgerlichen als auch militärischen Tugenden gegenseitig den Rang abzulaufen. Alle nur irgend tauglichen Männer zogen in den Krieg und schlugen sich wie Helden, nachdem sie ohne alle berufsmäßige Vorbildung als Soldaten, Offiziere, Generäle und in die Marine eingetreten waren, oder es auch als Ingenieure verstanden hatten sich durch Erfindung von Torpedos, Panzerschiffen mit und ohne Turm, Repetiergewehren verdient zu machen. In den Nordstaaten, die damals kaum zwanzig Millionen Menschen zählten, wurden drei Millionen Soldaten ausgemustert. Die Leistungen, zu denen es Vaterlandsliebe brachte, gingen ins Riesenhafte, ja übertrafen noch vielleicht die Frankreichs i. J. 1793. Wenn die Völker wissen, warum sie sich schlagen, wissen sie sich immer zu schlagen.

Jefferson Davis hatte bei den auswärtigen Regierungen bald seine Anerkennung erreicht. So erklärte denn auch England, Frankreich und die übrigen europäischen Monarchien ihre Neutralität. Richmond wurde die Hauptstadt der *Konföderation* der Südstaaten in einer Entfernung von 120 Kilometern von Washington, der Hauptstadt der *Föderation* der Nordstaaten.

Der Krieg wurde immer blutiger, und das Glück wechselte beständig. Die erste große Schlacht, die geliefert wurde, fand bei Bullhun statt und wurde von den Südstaatlern gewonnen (21. Juli 1861). Im folgenden Jahre versuchten die Nordstaatler die feindliche Hauptstadt Richmond zu nehmen. Die Schlacht währte drei Tage. Robert Lee, der Oberbefehlshaber der Konföderation, war ein fähiger General, der trotz der größten Stärke des Feindes seinen beiden wütenden Stürmen auf Richmond standhielt (31. Mai und 2. Juni 1862). Der nordstaatliche Oberbefehlshaber Mac Clellan mußte zum Rückzug blasen lassen. Gleichwohl gelang es Lee nicht die Stellungen seines Gegners am Malvern Hill zu durchbrechen (1. Juli). Nun spielte sich bei Bullhun zum zweitenmal eine Schlacht ab, und sie wurde wieder dem Nordheere verhängnisvoll (30. August).

So schien das Waffenglück in Virginia in seiner Gesamtheit den Südstaaten günstig. Doch dank der Fähigkeit und Tatkraft eines Grant, dank seinen gepanzerten Geschwadern, die stromaufwärts fuhren und die Häfen sperrten, kam ihr Heer am Mississippi in eine gefährliche Lage. Die Schlacht bei Fredericksburg wurde ihm zwar vorübergehend zur Rettung (11. Dezem-

ber 1862). Aber schon im folgenden Jahre gelang es Grant nach mehreren blutigen Gefechten die befestigte Stadt Vicksburg am Potomac einzunehmen (4. Juni 1863). Lee war seinerseits vor Guttyburg zum Angriff übergegangen, der ihm aber mißlang (3. Juli 1863).

Allmählich begannen sich die Kräfte der Konföderation zu erschöpfen. Sie fanden weder neue Ersatzmannschaften noch das nötige Geld. Es blieb ihnen nur noch ihr Mut. Trotz hartnäckiger Verteidigung büßten sie in jeder Schlacht immer mehr an Boden ein und fanden keine neuen Soldaten als Nachwuchs für ihre Gefallenen. Auf Seiten der Nordstaaten war Sherman neu in die Erscheinung getreten, ein Feldherr von großem Heldenmut und ebenso großem Charakter. In Gemeinschaft mit Grant schloß er nach und nach die Konföderierten in ihren letzten gesicherten Stellungen ein. Am Ende des Jahres 1864 hatte Lee kaum noch mehr als 50000 Mann übrig; die Nordstaaten waren jetzt viermal so stark. Und so sah sich Lee am 9. April 1865 genötigt in Appomattox die Waffen zu strecken.

Das war das Ende dieses so schrecklichen Krieges. Sicherlich kostete er zwar viel Blut, doch übte die siegreiche Partei keine dementsprechend blutige Vergeltung, ein Fall, der in der Geschichte der Bürgerkriege fast einzig dasteht. Die lange Reihe von heißen Schlachten war nichts anderes als ein blutiger, aber ehrlicher Zweikampf zwischen Mitbürgern eines Landes, die sich wohl bekämpften, aber darum keineswegs haßten.

Lincoln, der siegreiche Präsident, sollte seinen Sieg nicht lange überleben. Am 14. April 1865, nur fünf Tage nach Lees Übergabe, wurde er von einem Wahnsinnigen ermordet.

Nach der amerikanischen Verfassung folgt dem Präsidenten im Todesfalle der Vizepräsident ohne besondere Neuwahl. So wurde der Nachfolger von Lincoln der Demokrat Andrew Johnson. Nun war die demokratische Partei, ohne deshalb gerade Anhängerin der Sklaverei zu sein, doch nicht etwa dafür zu haben die Neger den Weißen einfach gedankenlos gleichzustellen, sie zu vollberechtigten Bürgern zu machen und ihnen das Wahlrecht zu geben. Der hauptsächlich aus Republikanern bestehende Kongreß war aber gerade entgegengesetzter Meinung und beschloß daher schließlich im Widerspruch mit Johnson nicht allein die Aufhebung jedes Abhängigkeitsverhältnisses der Neger, sondern überhaupt die völlige bürgerliche und politische Gleichheit zwischen Schwarzen und Weißen (1867—1868).

I. J. 1868 wurde General Grant mit überwältigender Mehrheit zum Präsidenten ernannt. Die Sklavenhalterpartei war nichts weiter mehr als nur noch eine geschichtliche Erinnerung.

* * *

Die übrigen amerikanischen Republiken wurden nicht weniger von Bürgerkriegen heimgesucht.

In Nordamerika war Mexiko seit seiner Unabhängigkeitserklärung i. J. 1823 nicht aus der Anarchie herausgekommen und von der Militärdiktatur zur Demagogie, von der Demagogie zur Militärdiktatur zurückgekehrt. Das Land ist durch die Fruchtbarkeit seines Bodens und die unerschöpflichen Schätze seiner Bergwerke eines der reichsten der Welt. Aber die Bevölkerung, die sich aus Indianern, Mulatten, Mestizen und einer verhältnismäßig geringen Zahl von reinen Weißen zusammensetzte, lehnte sich gegen jedes ernste politische Leben sowie gegen jede wirkliche Staatszucht auf. Eine ebenso verblendete wie unwissende katholische Geistlichkeit nährte den gegenseitigen Haß, und die Heerführer waren mehr Abenteurer als Generale.

I. J. 1846 hatte Texas um seine Angliederung an die Vereinigten Staaten gebeten, und die mexikanische Republik, die damals wehrlos war, hatte diese Provinz abtreten müssen und damit ein Drittel seines Gebietes verloren.

In einem der zahlreichen Aufstände, die das schöne Mexiko verwüsteten, waren Franzosen, Engländer, Spanier geplündert oder niedergemetzelt worden. Als Frankreich, England, Spanien keine diplomatische Genugtuung erlangen konnten, griffen diese Mächte schließlich zur Gewalt. Die verbündete Flotte nahm den Hafen von Veracruz. Juarez, ein indianischer Mestize, den das Zufallsspiel der mexikanischen Politik auf den Präsidentenstuhl gerufen hatte, mußte nachgeben und unterhandeln (Oktober 1861). Spanien und England erklärten sich befriedigt, aber Napoleon III. beanspruchte mehr. Eine seltsame Vorstellung hatte sich seiner bemächtigt; er gedachte Mexiko einen Monarchen seiner Wahl aufzuerlegen und ihn durch französische Truppen zu unterstützen.

So verfiel sechzig Jahr nach jenem unseligen spanischen Kriege, der Napoleon I. zum Verhängnis wurde, Napoleon III. in den gleichen verbrecherischen Irrtum mit seinem räuberischen Überfall auf Mexiko.

I. J. 1862 landen 30000 französische Soldaten in Veracruz (September). Auf den Schlachtfeldern bleiben sie zwar Sieger, aber bei jedem Schritt, den sie vorwärts tun, stoßen sie, wie in dem Spanien d. J. 1809, auf unversöhnlichen nationalen Haß, der sich gegen sie erhebt. Krankheiten und Entfernungen erschöpfen das französische Heer. Doch es gelingt ihm gleichwohl in die Stadt Mexiko einzuziehen (5. Juni 1863) und den Erzherzog Maximilian, den Bruder des Kaisers von Österreich, zum Kaiser von Mexiko krönen zu lassen.

Doch man beging hierbei alle nur möglichen Fehler, und es ist kaum auch nur irgendeiner denkbar, den man etwa unterlassen hätte. Bazaine, der kommandierende französische General, war schon damals ein berufs-

mäßiger Verräter und spann gegen den Herrscher Ränke, den er die Aufgabe gehabt hätte zu verteidigen. Kaiser Maximilian fand auch nicht einen Anhänger in seinem neuen Reiche, und völlig vergeblich, ohne irgendwelchen Vorteil davon zu haben und nur um die schwersten Verluste zu erleiden, schickte Frankreich seine Söhne in den Kampf für diesen unglückseligen Prinzen, der den Truppen, die ihn stützen sollten, ebenso fremd war wie den Bevölkerungskreisen, über die er so gern herrschen wollte.

Unmittelbar nach Beendigung ihres eigenen Bürgerkrieges nahmen die Vereinigten Staaten für Juarez Partei. Sie verlangten ungestüm, daß Frankreich seine Truppen zurückzöge. Um einen Krieg zu vermeiden. der sicherlich verhängnisvoll gewesen wäre, mußte das französische Expeditionskorps Mexiko räumen und nach Frankreich heimkehren (1867). 25000 französische Soldaten, der auserlesenste Teil des Heeres, waren für das lächerliche Unternehmen hingeopfert worden: einen österreichischen Prinzen amerikanischen Republikanern aufzudrängen!

Nach dem Abzug der Franzosen wurde der unglückliche Maximilian gefangen genommen und zu Queretaro erschossen (19. Juni 1867).

Napoleon III. hat in seiner Laufbahn gewiß sehr viele Fehler begangen; aber keiner ist wohl weniger verständlich als der mexikanische Feldzug. Ihm hat er es zu verdanken, wenn sich sein militärisches Ansehen geschwächt hat und sein politischer Nimbus gefallen ist, gerade im kritischsten Augenblick der europäischen Geschichte, war doch damals die Zeit um die Schlacht bei Königgrätz, die am 3. Juli 1866 stattfand.

Die Republiken Mittel- und Südamerikas wurden gleichfalls von wütenden Zwistigkeiten heimgesucht. Ihre Geschichte ist einförmig und wirr. Es handelt sich immer nur um Staatsstreiche, Diktaturen, Untaten verblendeter Schwarmgeister, Käuflichkeiten, Pronunciamentos. Diese Republiken werden abwechselnd von Priestern und Generalen regiert. Bisweilen machen sie den an sich schon so schlimmen Bürgerkrieg dadurch erst ganz schlimm, daß sie auch noch gegeneinander kämpfen. Es ist ein reines Wunder, wie sie trotz alledem nicht bloß haben bestehen, sondern sogar noch gedeihen können.

Mehr als je zu irgendeiner anderen Zeit schickte Europa damals seine Ansiedler, seine Heere, seine Kapitalien in alle Teile der Welt, nach Asien, Afrika, Australien.

In Asien wurden nicht etwa in ihrer Bevölkerung, sondern nur in ihrer Verwaltung Indien englisch, Kaukasien russisch, Cochinchina französisch, und der Krieg mit China eröffnete dem europäischen Handel einige Häfen dieses so unermeßlichen und geheimnisvollen Landes.

In Afrika tat die Handlung eines vereinzelten Mannes für den Fortschritt der Welt mehr als alle Heere und Schätze. Ein Franzose, Ferdinand

von Lesseps, wagte einen Plan zu entwerfen und auch zur Ausführung zu bringen, den Ingenieure und Diplomaten mit gleichem Eifer bekämpften, zunächst überhaupt als einfach undurchführbar, und später, wenn er wirklich durchführbar sein sollte, als zum mindesten verhängnisvoll erklärten.

Afrika war mit Asien nur durch einen sich 45 Kilometer ausdehnenden schmalen Sandstreifen verbunden, der das Verkehrshindernis zwischen Mittelländischem Meer einerseits und Rotem Meer und Indischem Ozean andererseits bildete. Es handelte sich also darum in diesem Sand einen Kanal zu graben, der so breit und tief sein mußte, daß die großen Schiffe hindurch konnten. So sollte Indien Europa näher rücken. Ein Schiff z. B., das von Marseille nach Bombay wollte, sollte, anstatt über Gibraltar am Kap der guten Hoffnung und Madagaskar vorbeizufahren, einen fast geradlinigen Lauf nehmen und so einen gewaltigen Umweg vermeiden.

Zum Glücke war der Pascha von Ägypten, Saïd, ein Sohn des Mehemed Ali, (1853—1863) dem Plane günstig. Sein Nachfolger Ismael (1863 bis 1879) konnte nicht die Fortsetzung der i. J. 1859 begonnenen Arbeiten verhindern. I. J. 1869 war die Landenge von Suez durchstochen und damit der weltberühmte Kanal geschaffen.

Er wurde eine Quelle des Reichtums für Ägypten, aber auch für England, Frankreich und alle anderen europäischen Völkerschaften. Die großen Werke der Zivilisation bestehen immer darin, daß sie alle Völker bereichern, ohne irgendeines verarmen zu lassen.

* * *

Am andern Ende der Welt war es Australien, das eine ganz unerwartete Entwicklung nahm. Die nicht allzu zahlreichen Eingeborenen, denen Cook i. J. 1788 begegnete, gehörten einer verfallenen Rasse an, der sogar noch die schwarze überlegen war. Als zuerst Strafverbannte (1788), dann Ansiedler (1803) hinüberkamen, gab es zwar zunächst einen unbedeutenden Scheinkrieg, doch bald schon verschwanden die australischen Eingeborenen. Und sie taten das so vollständig, daß heut von ihnen nicht mehr ein einziger auf diesem weiten Erdteil übrig ist.

Australien ist ein Land von äußerster Dürre und schwieriger Bodenbeschaffenheit. Doch die Züchtung des Hammels brachte den ersten Einwanderern schon in kurzem großen Gewinn. Immer neue Ansiedler kamen, so daß i. J. 1842 bereits eine halbe Million Einwohner vorhanden war.

Aber plötzlich erfuhr man nun zu dem allen, daß Australien auch reich an Goldbergwerken war, deren Bearbeitung wenig Schwierigkeiten machte. Nun wurde die Einwanderung so gewaltig, daß i. J. 1855 aus der halben Million Ansiedler von 1842 schon wieder das Dreifache, also anderthalb Millionen, geworden war.

Neu-Seeland, die äußerst fruchtbare große Insel im Südosten Australiens, zeigte in seiner Bevölkerungszunahme und Kolonisation ein noch auffälligeres Wachstum. I. J. 1867 zählte es 225000 Ansiedler. Die Eingeborenen oder Maoris, deren Intelligenz die der festländischen Australier überragt, machten den vergeblichen Versuch den Weißen Widerstand zu leisten. Doch sie wurden wenigstens nicht, wie die anderen, ausgerottet. Es waren i. J. 1867 40000 übrig geblieben, die auch in der Folge nicht verschwunden sind. Es scheint sogar seit einiger Zeit, als ob sie sich ein klein wenig mit der Zivilisation vertraut machen wollten.

* * *

Zu einer Zeit, wo England bereits planmäßig die Eroberung der Welt betrieb, setzten die verschiedenen Völker des europäischen Festlandes noch immer ihre alte Politik der Eifersucht und des Hasses fort.

Die großen Ereignisse der Jahre 1866—1870 nahmen ihren Anfang in dem Streit um die dänische Erbfolge.

Im Januar 1848 folgte Friedrich VII. seinem Vater Christian VIII. auf dem dänischen Königsthrone. Die Lage war schwierig; denn in Schleswig-Holstein war die Bevölkerung weder nach Sprache noch Sitten überwiegend dänisch. Holstein, das zum deutschen Bunde gehörte, war sogar durchweg deutsch, Schleswig, das allerdings im Norden noch ausschließlich dänisch war, war jedoch im Süden ebenfalls ganz deutsch. Die deutschsprachigen Bevölkerungskreise empörten sich nun, vertrieben die Dänen und riefen die Preußen herbei. Diese kamen, nur zu bereit sich der Stadt Kiel und der beiden Herzogtümer zu bemächtigen. Das dänische Heer wurde bei Düppel geschlagen (28. Mai 1848). Dänemark verlor indessen seine Provinzen nicht. Man vereinbarte sogar, daß die Herzogtümer weiter der dänischen Krone angehören und nur einer eignen Verwaltung, nämlich der eines *von England, Preußen und Dänemark gemeinsam gebildeten Ausschusses,* unterstellt werden sollten. Fast unüberwindlich war die Schwierigkeit: die widerstreitenden Interessen des deutschen und des dänischen Schleswig in Einklang zu bringen. Wenn nationale Meinungsverschiedenheiten sich auf Kosten von Staatsinteressen geltend machen, ist jedes gemeinsame Leben unmöglich.

Nach Friedrichs VII. Tode (15. November 1863) wurde Christian IX. König von Dänemark, doch die Herzogtümer wollten von ihm nichts wissen und riefen Friedrich von Augustenburg zum Herrscher aus.

Österreich, Preußen und der Deutsche Bund unterstützten die Ansprüche des Augustenburgers mit den Waffen (1. Februar 1864). Diesen gewaltigen Gegnern war Dänemark nicht gewachsen. Sein kleines Heer mußte sich sogleich über Schleswigs Grenze zurückziehen. Und so mußte

der König von Dänemark, von ganz Europa im Stich gelassen, sich den Bedingungen der Sieger unterwerfen (August 1864).

Bis dahin waren Österreich und Preußen so ziemlich Hand in Hand gegangen; aber, als nun für sie beide selbst die Stunde der gegenseitigen Auseinandersetzung kam, konnten sie sich untereinander nicht so leicht verständigen; handelte es sich doch im Grunde weit weniger um die Herzogtümer als vielmehr um die gesamte Vorherrschaft in Deutschland.

Der König von Preußen, Wilhelm I. (1797—1888), Regent seit dem Jahre 1858, König seit 1861, hatte sich nie so recht mit den liberalen Ideen befreunden können. Gottesfürchtig, bieder, ohne Gepränge, seinem einmal gegebenen Wort unverbrüchlich treu und von leidenschaftlicher Liebe für sein Heer, aber aus Ehrfurcht vor den Satzungen der Religion nicht allzu lebhaft von dem Wunsche erfüllt einen Krieg zu führen, hatte er jedoch über seine Herrscherpflichten dieselben Gedanken wie Ludwig XIV. Mit 18 Jahren war er 1815 mit den preußischen Kriegerscharen nach Frankreich gekommen und bewahrte sich von damals her eine noch ganz von den Grundsätzen der Heiligen Allianz erfüllte Seele. Daher zögerte er auch nicht sich ruhig darüber hinwegzusetzen, als ihm die Abgeordneten der Preußischen Kammer jedwede Mittel für die Heeresverstärkung verweigerten. Der Landtag wurde einfach aufgelöst.

Da fand er einen Minister, der scheinbar seine Politik in jedem Augenblick unterstützte, ihm aber in Wirklichkeit immer nur die eigne aufdrängte. So oft dieser auch von seiner Ansicht abwich, der König gab ihm schließlich regelmäßig nach. Es war Otto von Bismarck (1815—1898). Er war ohne jedes religiöse oder sittliche Bedenken. Er glaubte nur an Gewalt und Erfolg. Im Gegensatz zu den alten diplomatischen Bräuchen sagte er alles, was er dachte, gerade heraus und erfand, um das, was ihn erfüllte, zum Ausdruck zu bringen, allerlei knappe, witzige, kräftige und trotzige Formeln. Überall hinterließ er Spuren solcher temperamentvollen Kraftbetätigung, ob das nun in den Kanzleien der verschiedenen europäischen Regierungen oder in den Sitzungssälen der preußischen Parlamente sein mochte, und dabei trat er mit dem Trotze jenes kleinen Krautjunkertums auf, das weder Gott noch Teufel fürchtet. Bisweilen mutete er einem in zynischer Weise einen entehrenden Handel zu, an dessen ernstlichen Abschluß auch er selbst in Wirklichkeit gar nicht glauben konnte. Wie Napoleon I., dachte er in seinem Herzen und äußerte auch er nicht minder laut, daß die Menschen allein von ihren Interessen geleitet würden, jedes Gewissen käuflich sei und Macht vor Recht gehe.

Die Angelegenheit der dänischen Herzogtümer schien ihm eine günstige Gelegenheit zu bieten Österreich aus Deutschland herauszudrängen. Zunächst sicherte er sich die wohlwollendste Freundschaft Rußlands und die Neutralität Englands. Was Frankreich anging, so führte er Napoleon III.,

der sich wie ein Kind narren ließ, durch allerhand schöne Redensarten, die Versprechungen gleichzukommen schienen, solange hinters Licht, bis es ihm schließlich gelungen war, in einen militärischen Bund mit Italien zu treten. Das bildete die Voraussetzungen, unter denen er den Krieg von 1866 beginnen konnte.

Preußen hatte Österreich und außerdem noch fast das gesamte Deutschland: Sachsen, Baden, Hannover, Bayern, Württemberg gegen sich. Doch dank seiner unglaublich schnellen Mobilisierung gelang es dem preußischen Heere, es zu verhindern, daß sich die andern Deutschen mit den 250 000 Österreichern unter General Benedek vereinen konnten.

Vom Kronprinzen und Prinz Friedrich Karl befehligt, waren die Preußen die Überlegenen, wenn auch nicht an Zahl, so doch an Ausrüstung (Dreysesches Hinterladegewehr) und durch einen höchst unternehmenden Stab von Offizieren. Durch die Kühnheit ihres Angriffs und die Kraft ihres Vorgehens erhielten sie gleich in den ersten Kämpfen einen gewissen Vorsprung. Am 3. Juli machte die große Schlacht bei Sadowa oder Königgrätz diesem Feldzug in wenigen Tagen ein schnelles Ende.

Ganz kurz zuvor waren die Italiener, die Verbündeten Preußens, bei Custozza geschlagen worden (24. Juni). Aber weder die Schlacht bei Custozza noch die bei Lissa, in der die italienische Flotte besiegt wurde (20. Juli), hatten einen Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Kaiser Franz Joseph trat zwar Venedig nicht unmittelbar an den König von Italien ab, wohl aber an Kaiser Napoleon III., der es seinerseits diesem Lande überließ, und nun wurde der allgemeine Friede zu Prag geschlossen (24. August).

Damit war das österreichische Übergewicht in Deutschland ein für allemal zu Ende. Durch den Prager Friedensvertrag erhielt Preußen nicht nur die dänischen Herzogtümer, die den ersten Anstoß zum Kriege gegeben hatten, sondern auch noch außerdem Hannover, Hessen-Cassel und die blühende freie Reichsstadt Frankfurt. Es hatte nunmehr 25 Millionen Einwohner. Nach den edlen Überlieferungen Preußens aus dem Jahre 1815 wurden ihm die Bevölkerungen dieser verschiedenen Gebiete einfach ohne weiteres und ohne jede Volksabstimmung einverleibt. König Wilhelm ließ nicht zu, daß ein Volk das Recht hätte, über sein Schicksal selbst zu entscheiden.

Deutschland teilte sich damals in zwei ungleiche Hälften: den Norddeutschen Bund (sechsundzwanzig Millionen) und den Süddeutschen Bund (zwanzig Millionen). Präsident des Norddeutschen Bundes war der König von Preußen; das Verhältnis dieses Bundes zu Preußen war in Wirklichkeit eine nur schlecht verhüllte Annektierung. Der Süddeutsche Bund (Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden) bewahrte sich im Gegensatz dazu eine ganz augenfällige Unabhängigkeit. Österreich war nun tatsächlich aus Deutschland ausgeschlossen, und die ganze Macht gewann Preußen; denn nicht

bloß eine Zollvereinigung, sondern auch noch ein Schutz- und Trutzbündnisvertrag schlossen Preußen und den Süddeutschen Bund eng zusammen.

Dieser völligen Umwälzung seiner hergebrachten altehrwürdigen Zustände setzte Europa auch nicht den kleinsten Widerstand entgegen. Rußland unter Gortschakow hielt sich eng an die Politik Bismarcks. England unter Gladstone steckte schon damals viel zu tief in seiner Wahlreform, um noch, wie bisher, in die europäischen Streitigkeiten eingreifen zu können. Napoleon III. aber, der zu Frankreichs Unglück dessen Politik leitete, schwankte zwischen den entgegengesetztesten Anschauungen hin und her und schaffte sich überall unversöhnliche Feindschaft. Italien entfremdete er sich für immer damit, daß er in dem Kirchenstaate eine Truppe französischer Soldaten zum Schutze des Papstes hielt und die Erklärung abgab, daß er niemals zulassen würde, daß sich die Italiener Roms bemächtigten, Österreich damit, daß er auch nicht mit einem einzigen Wort für diese Macht zu ihrer Verteidigung eintrat, Deutschland damit, daß er ganz offen das linke Rheinufer für sich verlangte. Er konnte eigentlich allein von Bismarck ein gewisses Maß von Dankbarkeit erwarten; denn Napoleons Zauderpolitik war die festeste Stütze des Eisernen Kanzlers gewesen. Aber Dankbarkeit war ein Wort und ein Gefühl, das Bismarck niemals kannte.

Trotz alledem wurde i. J. 1869 ein Bündnis zwischen Frankreich, Österreich und Italien gegen Preußen beraten. Der leitende Minister von Österreich, von Beust, hatte sich für sein Volk nicht in jene untergeordnete, ja geradezu demütigende Rolle finden können, die der Prager Friede seinem Vaterlande in den deutschen Angelegenheiten auferlegt hatte. Auf der andern Seite neigte Viktor Emanuel zu einem Bündnis mit Frankreich, das seinen persönlichen Gefühlen nicht weniger als den verwandschaftlichen Banden zwischen den beiden Völkern entsprach.

Doch die Ereignisse überstürzen sich, und schon in einem Jahre hat sich die Lage in Europa völlig gewendet.

Zu Anfang d. J. 1870 berief Kaiser Napoleon ein liberales Ministerium zur Regierung mit einem Zugeständnisse parlamentarischer Bürgschaften (2. Januar 1870). Aber, als ob diese Kundgebung in der Richtung eines weniger unumschränkten Regiments seinen ganzen guten Willen erschöpft hätte, wagte er es nicht sich auf die Aufgabe Roms einzulassen. Und doch war der Augenblick günstig; Papst Pius IX. verdoppelte seine Unversöhnlichkeit, gestützt auf die Entschließungen eines damals tagenden Konzils, das soeben die Pflicht der Unterordnung jeder weltlichen Behörde unter die Kirche ausgesprochen und die Unfehlbarkeit des Papstes verkündet hatte (Dezember 1869).

Trotzdem hielt Napoleon III. weiter ein Okkupationskorps in Rom. Ohne aber damit etwa die französischen Klerikalen gewinnen zu können, die

ihn zu bekämpfen auch nunmehr nicht müde wurden, machte er durch seinen unerklärlichen Eigensinn jedes Bündnis mit Italien unmöglich.

In dieser Zeit waren es die Verhältnisse in Spanien, die durch eine wirre Verkettung von Versehen und Irrtümern den Krieg zwischen Frankreich und Preußen herbeiführten.

Ferdinands Tod (1833) hatte einen Bürgerkrieg entfesselt. Seine dreijährige Tochter Isabella war als Königin unter der Regentschaft ihrer Mutter Christine ausgerufen worden. Aber die Basken und Katalanen, die von einer Frau auf dem Throne nichts wissen wollten, hatten sich empört und als König Don Carlos, einen Bruder Ferdinands, der den Autoritätsbegriff am weitgehendsten vertrat, bezeichnet; so mußte die Regierung Christines die Karlisten bekämpfen. Es war ein blutiger Krieg, der sieben Jahre dauerte. Als er beendet war, benutzten die Generale, die über die Karlisten triumphiert hatten, ihre Siege, um die Gewalt an sich zu reißen. Es war dies zuerst Espartero (1840—1843) und dann Narvaez, der zuerst der Freund und später der Gatte der Königin Christine war (1847—1851). Obgleich Narvaez angeblich der gemäßigten Partei angehörte, trat er wie ein unumschränkter Herrscher auf und regierte so schlecht, daß er einen Aufruhr hervorrief; aber in dem unglückseligen Spanien gab es keine Umwälzung, die etwas anderes gewesen wäre als die einfache Ersetzung eines Generals durch einen andern, und die Regierung von O'Donnell, der Narvaez verjagt hatte, war kaum weniger selbstherrlich als die seiner Vorgänger. O'Donnell war jedoch für Königin Isabella zu liberal; daher wurde nun Narvaez zurückgerufen und kam auch wirklich (Januar 1863); dann war bald wieder O'Donnell zurück und bald wieder Narvaez. Königin Isabella fand immer wieder neue Günstlinge, die sie mit Ehren und Gold überhäufte.

Die Geduld der Spanier ermüdete. Eine Volksbewegung brach aus, an deren Spitze General Prim und Emilio Castelar, einer der größten Redner aller Zeiten, standen.

Isabella mußte Spanien verlassen (5. Oktober 1868). Die vereinigten Cortes beschlossen, daß die Verfassung eine monarchische sein sollte. Es war zu dieser Zeit, als Prim, von den Cortes an die Spitze der Regierung gestellt, auf den eigenartigen und unseligen Gedanken kam, die Thronfolge dem Fürsten Leopold von Hohenzollern anzutragen, der darauf auch einging (Juli 1870).

In dieser schicksalsschweren Stunde scheint die französische Regierung wie von einem Taumel ergriffen. Das Königtum eines Hohenzollern in Spanien, das für Preußen nur eine unerträgliche Last gebildet hätte, hätte von der französischen Diplomatie ganz gleichgültig aufgenommen werden können. Statt dessen erregte es Entrüstung. Der Herzog von Grammont, der französische Minister des Auswärtigen, erklärte, daß

das Königtum eines preußischen Prinzen in Spanien für Frankreich eine Gefahr in sich schlösse, und bat den König von Preußen sich ins Mittel zu legen und seinen Vetter Leopold von dem spanischen Throne zurückzuhalten.

Nichts ist einfacher als die ganze Schwere der Verantwortung dieses unsinnigen Verlangens ausschließlich auf den Herzog von Grammont, Emile Ollivier oder Napoleon III. abzuwälzen! Daran waren gar viele Franzosen beteiligt. In den verschiedensten Blättern erschienen heftige Artikel, die zum Kriege trieben. In der gesetzgebenden Körperschaft erhob eine Kriegspartei lärmenden Einspruch und forderte Rache. Die Kaiserin wollte die Dynastie durch Siege befestigen. Verblendung und Dummheit, die sich unter dem Scheine der Vaterlandsliebe verbargen, waren entfesselt. Obgleich die noch gar nicht endgültige, sondern nur für alle Fälle der Möglichkeit vorgesehene Kandidatur eines Hohenzollern von ganz belangloser Nichtigkeit war, sah es vom 6. bis zum 12. Juli so aus, als ob um dieser Nichtigkeit willen schon damals ein schrecklicher Krieg ausbrechen sollte.

Doch in Wirklichkeit war es eine ganz andere, noch viel größere Nichtigkeit, um derentwillen das verhängnisvolle Ereignis dann schließlich eintrat. Am 12. Juli erklärte der Prinz von Hohenzollern auf jede Kandidatur verzichten zu wollen. Es schien nun einige Stunden lang, als ob alles vorüber sei. Weder Napoleon III. noch Emile Ollivier noch König Wilhelm wollten den Krieg, und ebensowenig oder noch weniger die Kreise, die das eigentliche französische und deutsche Volkstum ausmachen, d. h. die werktätige Bevölkerung, die mit Politik oder Presse wahrhaftig nicht weiter in Beziehung steht.

Aber da war ein Grammont, ein Benedetti und ein Bismarck. Diese drei Männer waren es, die, der eine durch seine Eitelkeit, der andere durch seine Ungeschicklichkeit und der dritte durch seine Hinterlist, diesen unglückseligen Krieg hervorgerufen haben, der noch heute so schwer auf den Geschicken der Welt lastet und den weder die beiden Völker noch auch ihre beiden Herrscher wollten.

Doch der Verzicht, den Leopold von Hohenzollern geleistet hatte, genügte Grammont nicht; er mutete König Wilhelm auch noch die Verpflichtung zu sogar für alle Zukunft zu einer ähnlichen Kandidatur niemals seine Einwilligung zu geben. Diese Zumutung war wirklich geradezu wahnwitzig. Und außerdem wurde sie von Benedetti, dem französischen Botschafter in Preußen, so ungeschickt ausgerichtet, daß Wilhelm als Antwort darauf nur die Ablehnung seines Empfanges hatte, den er für unnötig erklärte, da ja schon alles gesagt sei (Unterredung zu Ems). Diese Antwort wurde in aufgebauschter Gestalt von Bismarck in die Presse gebracht. Da geriet alles, was an unwahrem Patriotismus rechts wie auch links vom

Rhein aufgespeichert war und im Verborgenen glimmte, in eine Entzündung, die die Wut zum Überschäumen brachte und alle Herzen sprengte. Emile Ollivier, dem wie mit einem Schlage aller Sinn für die Wirklichkeit verloren zu gehen schien, gab in der Kammer die Erklärung ab, daß Frankreich einen herausfordernden Schimpf erfahren hätte und den Krieg leichten Herzens annähme.

So erfolgte am 19. Juli die Kriegserklärung.

Bismarck hatte nun endlich dank der Ungeschicklichkeit der französischen Regierung erreicht, wofür er sich schon drei Jahre lang sehnlichst vorbereitet hatte: den Krieg mit Frankreich.

Sogleich bewährte sich die Stärke des mit Blitzesschnelle mobil gemachten preußischen Heeres. Die Chassepotgewehre Frankreichs hatten vielleicht eine unbedeutende Überlegenheit über die Dreysegewehre Preußens. Aber die Artillerie umgekehrt war auf preußischer Seite beweglicher, lenkbarer und von größerer Schußweite als auf französischer. Hier war die Mobilisierung wirr und ungeordnet, die Truppen, Lebens- und Kriegsbedarfsmittel irrten planlos umher. Den Offizieren, ja den Generalen fehlte es an Unternehmungslust, die festen Plätze waren schlecht ausgerüstet, und die Kampfesstellung, an die man sich in dem afrikanischen Kriege gewöhnt hatte, nun unzweckmäßig auf diesen übertragen. Anstatt sich zu sammeln, hatte sich das Heer auf einer leicht zu durchbrechenden Linie von 70 Kilometern Front zerstreut.

Im Gegensatz hierzu war das preußische Heer, dem sich nun noch die Sachsen, Bayern und Badenser anschlossen, sehr rasch mobil geworden Gleich von vornherein ging es zum Angriff über, einem Angriff, der alles zu Boden schmetterte wie der Blitz. Allerdings zeigten die französischen Soldaten, die Turkos bei Weißenburg, die Kürassiere bei Reichshofen (Wörth), einen ihres alten militärischen Rufes würdigen, Bewunderung abnötigenden Mut. Aber in der Schlacht bei Fröschweiler (Reichshofen) wurde die von Mac Mahon befehligte französische Rheinarmee vollkommen vernichtet (10. August 1870). Am gleichen Tage wurde Frossard bei For bach geschlagen.

Sobald diese Nachrichten nach Paris gelangten, fiel das Ministerium Emile Ollivier, das die Schuld an dem Kriege und der Vernichtung trug. Das neue Ministerium beging nun den Fehler, für den die ganze öffentliche Meinung in Frankreich mitverantwortlich war, als leitenden General der Rheinarmee Bazaine zu ernennen, jenen Bazaine, der Frankreich durch Unfähigkeit fast ebenso wie durch Verrat zugrunde richten sollte.

Nach einigen unentschiedenen, wenn auch blutigen Kämpfen gelang es dem deutschen Heere bei Gravelotte (16. August) und bei Saint-Privat (18. August) das Heer Bazaines nach Metz zurückzuwerfen. So wurde der Weg nach Paris frei. Und nun vollzog ein deutsches Heer die Ein-

schließung von Metz und hielt hier die von Bazaine dorthin geführten Truppen in Schach; ein anderes Heer von 86000 Mann marschierte auf Paris zu.

Das französische Heer hatte sich in geschlossenen Gliedern auf Chalons hin zurückgezogen. Durch die Mobilgarden und die Marinetruppen verstärkt war dies Heer von Chalons 120000 Mann stark. Es konnte sich entweder weiter in geschlossenen Gliedern nach Paris zurückziehen oder auf die Vogesen begeben, um dem Feinde die Verbindungen abzuschneiden. Nach langem Schwanken, Befehlen und Gegenbefehlen faßte der Kaiser einen dritten Entschluß, nämlich den: Bazaine zu entsetzen, der sich in Metz ganz aus freien Stücken eingeschlossen behauptete.

Aber diese von Mac Mahon, der das französische Heer befehligte, schlecht ausgeführte strategische Bewegung scheiterte. Am 1. September traten sich die beiden feindlichen Heere entgegen. Es war die Schlacht bei Sedan, einer der größten militärischen Verluste, den die Geschichte kennt. Von unzähligen Truppen, die die französischen Kräfte unter dem Feuer ihrer gewaltigen Artillerie aufrieben, eingeschlossen, wurde das ganze französische Heer mitsamt dem Kaiser Napoleon III., der es dorthin geführt hatte, gefangen genommen.

Als diese Schreckensnachricht in Paris bekannt wurde, verschwand die kaiserliche Regierung, ohne auch nur den geringsten Widerstand zu leisten, in einem einzigen Tage. Innerhalb weniger Stunden war in ganz Frankreich das Kaiserreich gefallen und unter dem Ansturm des Feindes zusammengebrochen.

Der Kaiser wurde als Gefangener nach dem deutschen Schlosse Wilhelmshöhe gebracht. Schon nach einigen Monaten freigelassen, ging er nach England, um hier in Chislehurst zu sterben. Bald darauf erlosch auch seine ganze unglückliche Herrscherfamilie mit dem einzigen Sohne, der im Alter von 22 Jahren im tapferen Kampfe mit den Wilden Südafrikas in den Reihen des englischen Heeres fiel.

Napoleon I. und Napoleon III., so ungleich an Genie, lassen sich nur durch das Unglück vergleichen, das sie über Frankreich heraufbeschworen haben. Beide haben sich der Herrschaft durch Gewalt bemächtigt und sie durch Despotismus behauptet; beide haben den Einbruch der Feinde in ihr Land herbeigeführt und dasselbe zerrüttet, geschmälert und geschwächt zurückgelassen. In fünfzehn Jahrhunderten monarchischer Regierung hat Paris, das Herz Frankreichs, niemals die Einnahme durch Feindeshand erlebt. Die Napoleons haben es diese Schande in sechzig Jahren dreimal kennen gelehrt.

In dem allgemeinen Wirrwarr, das der Schlacht bei Sedan folgte, traten die Abgeordneten aus eignem Antrieb an die Spitze der Regierung (einer Regierung der nationalen Verteidigung). Sie kamen überein zum

Präsidenten den damaligen Kommandanten von Paris, den tapferen und ehrenhaften, aber unfähigen General Trochu zu machen.

Und sofort baten sie um Frieden. Aber obgleich von den beiden alleinigen französischen Heeren das eine in Deutschland gefangen, das andere in Metz eingeschlossen gehalten wurde, wollten sie nicht eine Schmälerung ihres Gebietes dulden. Die einmütige Meinung aller Franzosen war auf ihrer Seite. Doch Bismarck verlangte gebieterisch die Abtretung des Elsaß. Es war eine unannehmbare Bedingung, und der Krieg ging weiter.

Wenn es für den 15. Juli ohne Widerspruch gelten muß, daß Frankreich der Friedensstörer gewesen ist, so war es doch sicher jetzt, wo Preußen jenen unrechtmäßigen Anspruch eines schnöden Eroberers erhob, dieses, das ihm nunmehr die gehässige Rolle abnahm und zum eigentlichen Angreifer wurde. Von diesem Augenblick an war also die Gerechtigkeit auf Seiten Frankreichs, das sich seiner Landeskinder annehmen mußte.

Ein deutsches Heer bewegte sich auf die französische Hauptstadt Paris zu, die dann am 18. September eingeschlossen wurde; zu ihrer Verteidigung stand nur eine kleine Zahl, zudem noch ziemlich mittelmäßiger, Soldaten von den regelrechten Streitkräften zur Verfügung.

So wurden die Nationalgardisten (die französischen Bürgerwehrmänner) bewaffnet; aber ihre Vaterlandsliebe hatte sich in den Vereinen geräuschvoller gezeigt als sie sich jetzt, wo sie ins Feuer kamen, als widerstandsfähig bewährte. Auch verstand Trochu ihre Kraft nicht richtig auszunutzen oder wollte es wenigstens nicht. Er glaubte nicht an den Sieg, und die erste Tugend eines Feldherrn ist grade seine Zuversicht. Der so ausdauernden, von den deutschen Truppen mit peinlicher Sorgfalt und fast wissenschaftlich kunstgerecht ausgeführten Einschließung wurde kein ernsthafter Widerstand entgegengesetzt; der Pariser Heeresteil blieb untätig hinter den Befestigungswerken liegen.

Was Trochu in Paris an Entmutigung leistete, leistete Bazaine in Metz als Verräter; er unterhandelte heimlich mit dem feindlichen Heere, hoffte er doch, der Gebieter des Friedens, Regent oder Diktator, ja vielleicht Kaiser zu werden. Kurz und gut, er übte Verrat. Er hatte ein wunderbares Heer, das zu allen Heldentaten fähig war, wie es bei St. Privat, Mars-la-Tour, Borny gezeigt hatte; er suchte es nur ohnmächtig zu machen und hielt es, vor Wut schnaubend, in dem belagerten Metz fest. Am 25. Oktober übergab er es, vorgeblich, weil keine Lebensmittel mehr vorhanden seien, dem Feinde, dem er nicht sowohl gute Bedingungen für sein Vaterland als vielmehr einen schnöden Kaufpreis für sich selbst abgehandelt hatte. Bismarck, der ihn bis zum letzten Tage durch Scheinunterhandlungen hingehalten hatte, erzwang eine schimpfliche Übergabe. Das zweite französische Heer lieferte seine Schießvorräte, Geschütze und Fahnen aus und wurde gefangen genommen.

Nicht oft läßt sich in der Geschichte eine solche Schmach wiederfinden.

Übrigens mußte Bazaine schwer büßen. Zwar starb er nicht im Felde, wurde aber von einem Kriegsgericht i. J. 1872 zum Tode verurteilt. Doch man schenkte ihm bald das Leben und ließ ihn sogar aus dem Gefängnis entrinnen. Er starb dann i. J. 1875 zu Madrid in Elend und Schande.

Hätte Bazaine nur noch einige wenige Tage seinen Widerstand fortgesetzt, so würde er das Eintreffen des unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl gestellten Heeresteiles vor Orléans zum Entsatz der von d'Aurelles de Paladine bei Coulmiers besiegten Streitkräfte von der Tanns hintertrieben haben.

Die Regierung der nationalen Verteidigung war ja inzwischen nicht untätig geblieben. Eines ihrer Mitglieder, Gambetta, der aus dem belagerten Paris im Luftballon entkommen war, hatte die Herrschaft in die Hand genommen. Dieser junge Verteidiger, der schon lange wegen seiner feurigen Beredsamkeit gefeiert wurde, war in einer Person ein umsichtiger Staatsmann, ein Verwaltungsgenie ersten Ranges und ein glühender Vaterlandsfreund. Frankreich hatte keine Soldaten mehr, und der dritte Teil des Landes war vom Feinde besetzt. Da gelang es Gambetta, neue Heere zu schaffen und auszurüsten und ihnen tatkräftige Führer zu geben.

Ein Heer bildete sich an der Loire; dasjenige, das den Sieg bei Coulmiers erfochten hatte, rüstete sich, auf Paris zu marschieren, um die Deutschen zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Aber die Truppen, die Paris belagerten, verstärkt von den aus Metz kommenden, triumphierten ohne jede Mühe über die völlig unvorbereiteten, jeder Manneszucht entwöhnten und von allen Mitteln entblößten französischen Soldaten, die dem durch seine Triumphe so selbstbewußt gewordenen Feinde keinen Widerstand mehr zu leisten vermochten. Bei Vendôme, bei Le Mans, bei Orléans, überall war das preußische Heer siegreich.

Nun versuchte es Gambetta mit einem Seitenangriff. Es wurde wieder ein neuer Heeresteil gebildet, die sogenannte Ostarmee, die das deutsche Heer zu umgehen und von seinem Vaterlande abzuschneiden bestrebt war: die Ostarmee war nicht glücklicher als die Loirearmee. Der Winter 1870 bis 1871 war einer der strengsten des Jahrhunderts. Bei Villers-Sexel und bei Héricourt besiegt und von einer entsetzlichen Kälte heimgesucht, die ihre Reihen noch immer mehr lichtete, mußte sich die Ostarmee in die Schweiz flüchten, wo sie gezwungen wurde, in das Innere des Landes zu kommen und dort interniert bis zum Ende des Krieges in unfreiwilliger Muße zurückzubleiben.

Nach einigen vergeblichen Ausfällen (2. Dezember 1870 und 21. Januar 1871) trat Paris am 29. Januar 1871 wegen Übergabe in Unterhandlung. Die Deutschen hatten sich das eitle Vergnügen einer Beschießung der

Stadt geleistet, die aber weder viel Opfer kostete noch viel Verheerungen anrichtete. Allein die Hungersnot entschied schließlich das Ende dieser langen Belagerung. Seit zwei Monaten waren die Pariser nun schon auf die schmalste Kost gesetzt, seit zwei Monaten hatten sie kaum noch etwas anderes als eine ungenügende Menge wenig nahrhaften harten Schwarzbrots. So furchtbar auch die ausgehungerte Bevölkerung litt, so unmöglich auch jeder weitere Widerstand schien, es war gleichwohl der tiefste Schmerz und die bitterste Entrüstung, die die Pariser Bürgerschaft ergriff, als sie die von ihrem grausamen Feinde auferlegten Bedingungen für einen Waffenstillstand erfuhr.

Mit einigen unbedeutenden Abweichungen waren diese Bedingungen dieselben, die nachher der Friede im April 1871 bestätigte.

Nach dem allgemeinen Stimmrecht gewählt, trat nun die Nationalversammlung in Bordeaux zusammen. Gleich in ihren ersten Sitzungen beschloß sie die Abschaffung des Kaiserreichs und bestimmte sie Thiers zum Präsidenten der französischen Republik.

Es war ausgeschlossen noch eine weitere Fortsetzung des Krieges zu versuchen. Der Sieg Deutschlands war ein vernichtender und endgültiger. Vierhunderttausend Franzosen waren Gefangene geworden; Paris, Metz, Orléans, Dijon waren in deutschen Händen. Die Franzosen hatten sowohl keine Offiziere wie auch keine Soldaten mehr; es blieb ihnen nichts weiter übrig als die drückenden Bedingungen des Siegers anzunehmen, so grausam sie auch sein mochten.

Und sie waren wirklich grausam. Frankreich mußte fünf Milliarden zahlen und den Aufenthalt der fremden Truppen in ihrem Lande solange dulden, bis diese gewaltige Summe aufgebracht sein würde. Es mußte dem Deutschen Reiche das ganze Elsaß und einen Teil von Lothringen überlassen.

Von Leopold von Hohenzollern und seiner Thronkandidatur für Spanien war keine Rede mehr. Die Veranlassung des Krieges war vollkommen vergessen. Es handelte sich nur noch darum die preußischen Gelüste zu befriedigen.

Im Januar 1871 hatte sich der Preußenkönig Wilhelm I. in Versailles zum Deutschen Kaiser krönen lassen. Wie Europa dereinst scheinbar ebenso gleichgültig wie eingeschüchtert, doch in Wahrheit vielleicht mehr eingeschüchtert als gleichgültig es ruhig hatte hinnehmen müssen, daß ganz Mitteleuropa dem Willen eines einzigen Herrschers gehorchte, so nahm es auch damals, ohne auch nur ein Wörtchen dagegen zu sagen, mit voller Ruhe die schwere Verstümmelung Frankreichs hin. Wie in der Vergangenheit, so ging auch diesmal wieder Macht vor Recht.

Der Frankfurter Friedensvertrag setzt auch noch im 19. Jahrhundert wieder einmal jene gleiche völlig unnatürliche Härte zu Recht ein, die

bereits die anderen Zeitalter entehrt hat: ein unschuldiges Volk wird mit der Fremdherrschaft bestraft, fünfzehnhunderttausend Menschenkinder bekommen, ob sie wollen oder nicht, ein neues Vaterland aufgezwungen. Wären Bismarck und Wilhelm wahrhaft einsichtig und verständnisvoller als frühere Eroberer gewesen, sie hätten begriffen, daß sich Deutschland durch die Wegnahme von Elsaß-Lothringen einen unversöhnlichen Gegner schuf. Frankreich hätte den feindlichen Einfall, die vernichtenden Niederlagen, die Entschädigungskosten des Krieges, kurzum die ganze Vergangenheit allmählich vergessen! Ist denn aber die Gegenwart, d. h. der traurige Zustand, daß es vergewaltigte Franzosen gibt, etwas, was es nicht vergessen kann? Hört denn diese Wunde nie zu bluten auf?

Aber dieser Krieg hat auch die Einheit Deutschlands geschaffen; und das ist allerdings eine große und gerechte Sache, die die Deutschen seit langer Zeit erträumt und ersehnt hatten und die vielleicht noch einmal für die Entwicklung der gesamten Menschheit segensreich werden kann. Doch welchen Nutzen soll es haben, diesen so billigen Anspruch auf ein geeintes Vaterland durch die Unterdrückung eines anderen Vaterlandes zu entehren?

* * *

Bald kamen nun auch noch in Frankreich zu den Schrecken der feindlichen Heimsuchung die Schrecken des Bürgerkrieges. Das Pariser Volk, das sittlich wie wirtschaftlich unter der Belagerung so sehr gelitten hatte, hielt noch immer die ihm übergebenen Waffen in Händen. Lange schon stand es zur Erhebung bereit; am 18. März 1871 erhob es sich nun wirklich. Seine aus Vaterlandsliebe, sozialem Haß und Unwissenheit zusammengesetzte Erbitterung wandte sich nun gegen die Nationalversammlung, die in ihrer Not den Frieden hatte unterzeichnen müssen. Paris proklamierte die *Commune* (die Herrschaft des Gemeinderats), d. h. das Recht, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren (die Autonomie). Die Stadt Paris beziehungsweise Pariser Gemeinde (Commune) lebte so zwei Monate hindurch in völliger Abgeschlossenheit vom gesamten übrigen Frankreich und Verfolgung einer ganz selbständigen Politik. Thiers mußte seine eignen französischen Truppen zwingen, die Belagerung der französischen Hauptstadt angesichts der höhnenden Geschütze des fremden Feindes zu eröffnen. Die *Communards* waren eine eigenartige Mischung von Träumern und Abenteurern, anständigen Menschen und Schurken, die der Alkohol um ihren halben Verstand gebracht hatte; sie kämpften bisweilen mit einem ganz seltenen Heldenmut, aber sie befleckten ihren Heldenmut dadurch, daß sie feige Metzeleien begingen und Paris in Flammen setzten. Die Versailler Regierung vermochte ihren Sieg nicht durch Milde zu ehren; die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Aufrührer wurden standrechtlich

erschossen. Man kennt die Anzahl dieser auf Grund so abgekürzten Verfahrens erfolgten Hinrichtungen nicht genau. Aber es war ein entsetzliches Bild (28. Mai 1871). Nach Beendigung dieser Hinrichtungen durch Pulver und Blei wurden noch 7000 weitere Menschen zur Zwangsarbeit in den Kolonien verurteilt.

Doch dank Thiers' geschickter Regierung, der Vaterlandsliebe der Nationalversammlung und der tatkräftigen Entschiedenheit aller Franzosen war es Frankreich schon in der kürzesten Zeit vergönnt, seine ihm geschlagenen Wunden wieder vernarben zu sehen. Die fünf Milliarden wurden an Preußen ausgezahlt und das Land damit frei. I. J. 1875 wurde Marschall Mac Mahon, der Herzog von Magenta, zum Präsidenten der Republik ernannt. In demselben Jahre beschloß die Nationalversammlung die noch heute in Frankreich herrschende Staatsform: eine Republik mit zwei durch das allgemeine Wahlrecht zusammenberufenen Kammern, durch direktes für die Abgeordnetenwahlen, durch indirektes für die Senatorenwahlen, und an der Spitze mit einem von den beiden vereinigten Kammern auf vier Jahre ernannten Präsidenten.

* * *

Glücklicherweise besteht die Geschichte der Menschheit nicht bloß aus Kriegen, Aufständen, räuberischen Verträgen, Staatsstreichen und Hinrichtungen durch Pulver und Blei. Von 1848—1870 hat die Naturwissenschaft ihren Eroberungszug immer weiter ausgedehnt, und die Industrie, die durch jene erst den nötigen Unternehmungsgeist lernte, hat diese Eroberungen mit einer fast fieberhaften, durch einen erbitterten Wettbewerb noch mehr angestachelten Leidenschaft auszunutzen verstanden.

Mehr als je zuvor gestaltete sich damals allmählich die Naturwissenschaft zu einer unpersönlichen Tätigkeit solcher, deren Namen aus der Menge ihrer vielen Mitarbeiter nicht weiter hervortreten konnten. Überall erstanden Laboratorien und Universitäten. Sobald nur eben ein neues Problem aufgestellt worden war, nahmen es jedesmal gleich Hunderte von in der ganzen Welt zerstreuten Gelehrten entschlossen in Angriff, beleuchteten und erforschten es nach allen Seiten, zogen daraus alle nur denkbaren Folgerungen und veröffentlichten die gesamten Ergebnisse ihrer Untersuchungen, bedeutender wie unbedeutender. Es genügt also jetzt nicht mehr, für die Darstellung der Fortschritte der Wissenschaft die einsame Tätigkeit eines Genies zu erwähnen, ist doch eine Legion von Gelehrten an der Arbeit, und gelingt es doch auch dem mittelmäßigsten unter ihnen, wenigstens einmal irgendeine kleine Entdeckung zu machen. Mögen sie in ihrer Vereinzelung auch noch so geringsfügig sein, alle diese bescheidenen Entdeckungen bilden in ihrer Gesamtheit ein erhabenes Ganzes, das Bewunderung abnötigt. Doch inmitten dieser fast namenlosen

Menge wahrt gleichwohl das Genie seine Rechte, und, was zu ahnen Tausenden von Forschern nicht gelingt, das gelingt oft einem einzelnen Menschen, der umsichtiger und tiefer als die andern ist, völlig aufzuklären!

Es lassen sich hier vier große Namen anführen: Charles Darwin, Claude Bernard, Marcellin-Pierre-Eugène Berthelot, Hermann von Helmholtz.

In einem unvergleichlichen Buche: „*Der Ursprung der Arten*", das i. J. 1859 erschien, hat Darwin (1809—1882) eine allgemeine Lehre über die Abstammung der Wesen aufgestellt. Gestützt auf genaue Beobachtungen, die er der Geologe, der Botanik, der Zoologie entlehnt hat, hat er nachgewiesen, daß die Tier- oder Pflanzenarten nicht unwiderruflich gleichbleibende sind, daß sie sich unaufhörlich, doch mit einer außerordentlichen Langsamkeit umgestalten und daß sie durch Vererbung diese Veränderungen fortpflanzen. So wandelt sich denn alles in der Natur unter dem Einfluß der örtlichen Umgebungen, wie die Sache schon Lamarck angesehen hatte. Beständig gibt es zwischen den Einzelwesen einen Streit auf Tod und Leben, einen Kampf ums Dasein (*struggle for life*). Die *natürliche Zuchtwahl* läßt die Schwachen zugrunde gehen und erlaubt nur dem Starken, am Leben zu bleiben. So stammen alle Lebewesen trotz der unendlichen Mannigfaltigkeiten ihrer Gestalten von einander ab. Keine Notwendigkeit, eine Schöpfung anzunehmen: denn die Umbildungen einer Art nach Verlauf mehrerer Hunderte von Jahrhunderten sind ohne Zweifel so stark geworden, daß Arten in die Erscheinung treten, die neue Arten zu sein scheinen und doch nur die umgestalteten ersten Arten sind.

Trotz aller der Einwürfe, die man versucht hat der Entwickelungstheorie oder dem Darwinismus zu machen, bleiben die von Darwin aufgestellten Tatsachen unangreifbar und durch Tausende von Beispielen bestätigt, und seine Lehren, wenn sie sich auch immer wieder ein klein wenig abändern mögen, bilden doch die unwiderlegliche Grundlage der ganzen allgemeinen Zoologie.

Claude Bernard (1813—1878) hat die Physiologie durch seine wunderbaren Experimente über den Bauchspeicheldrüsensaft, die Zucker erzeugende Eigenschaft der Leber, den Farbstoff des Blutes, die Vasomotoren, das Kurare und die glandularen Nerven bereichert. Jedesmal, wenn er eines der vielfachen und verwickelten Probleme des Lebens studierte, dachte er sich sofort fruchtbare und entscheidende Experimente aus und entdeckte dabei neue Wahrheiten, die bisher unbemerkt vorübergegangen waren. Er hat in einer nüchternen und doch beredten Sprache die Gesetze für jede Art von physiologischer Untersuchung angegeben. Die allgemeine Physiologie, deren Schöpfer Johannes Müller gewesen ist, ist von Claude Bernard in ihrer strengen Methode, die der Determinismus der experimentalen Bedingungen ist, präzisiert worden. Claude Bernard hat gezeigt, daß das eindringliche Studium der Gifte uns eine

Kenntnis der Funktionen der Organe vermittelt, und daß die Gesetze der Medizin dieselben wie die der Physiologie sind. Mit Claude Bernard hörten die Ärzte ein für allemal auf Empiriker zu sein, um sich den Naturforschern zu nähern, und damit bereitete er das Auftreten von Pasteur vor.

Berthelot (1827—1903) erneuerte die Chemie durch die Synthese (1865). Es gelang ihm, von den einfachen Körpern ausgehend, zusammengesetzte organische Verbindungen zu bilden, und so zerstörte er jene Lehre endgültig, die, nachdem Wöhler sogar die Synthese des Harnstoffes gelungen war, gleichwohl noch immer herrschte, und nach der es eine unüberbrückbare Kluft zwischen organischer und anorganischer Chemie gibt (1855). Einige Jahre später (1865) stellte er die Voraussetzungen der noch von Lavoisier etwas oberflächlich behandelten Thermochemie auf die unerschütterliche Grundlage genauer Messungen und zeigte mit eindringendem Verständnis für den inneren Zusammenhang der die Körper beherrschenden Gesetze, daß die Anziehung der Stoffe ihren Grund hat in dem Maximum von Wärme, das sie, wenn sie aufeinander wirken, zu entwickeln fähig sind.

Obwohl Berthelot bis an sein Lebensende seine beharrliche und fruchtbare Arbeit fortgesetzt hat, so sind es doch namentlich die Jahre 1855 bis 1869, in denen er der Bahnbrecher gewesen ist: ein genialer und tiefer Geist, der mehr als jeder andere die überragende Rolle der Naturwissenschaft in der von ihr mit Notwendigkeit zu beherrschenden modernen Welt erkannt hat.

Helmholtz (1821—1894), dessen Genie alles aufklärt, worauf er stößt, macht grundlegende Entdeckungen auf physiologischem Gebiet (Geschwindigkeit der Reizungsübertragung der Nerven-Muskelbewegungslehre [Myographie]). Er stellt die Grundsätze der Energielehre in mathematischen Formeln auf, was schon allein völlig ausgereicht hätte, seinen Namen unsterblich zu machen. Überdies legt er noch die Gesetze der Akustik in allen Einzelheiten dar (1862) mit dem Hinweise, daß jedes Klangbild aus einem Grundtone besteht und außerdem noch aus mitklingenden Tönen, die ihm seine besondere Klangfarbe geben.

Weitere glänzende Entdeckungen wurden auf allen Gebieten der Naturwissenschaften gemacht, der Physik, Chemie, Zoologie.

Gustav Kirchhoff (1824—1887) und Johannes von Bunsen (1811—1900) wiesen nach, daß jedes Teilchen eines bis zum Weißglühen gebrachten Metalles in einer Flamme ihm eigentümliche Lichtstreifen aussendet; das war das Prinzip der Spektralanalyse, die die Entdeckung einer großen Zahl neuer Körper mit sich geführt hat und die in einer wunderbaren Technik besteht, die uns ermöglicht, die chemische Zusammensetzung der Sterne kennen zu lernen, jener Sonnen, die von unserm dunkelen Planeten mehr als tausend Millionen Milliarden Kilometer entfernt sind. Das Licht dieser Himmelsgestirne enthüllt uns durch sein Spektrum (Farbenbild) die Natur der jenes Licht erzeugenden Elemente.

William Thomson (Lord Kelwin) ersann die Theorien und konstruierte die Apparate, die uns heute die unterseeische Telegraphie ermöglichen (1866). Jetzt vereinigt ein telegraphisches Netz die Erdteile, die die weiten Meere trennen. Durch die Kraft seines Geistes hat es der Mensch verstanden, sich in unmittelbare Verbindung mit allen seinen Mitmenschen, seinen Brüdern, zu setzen; trotz der Entfernung und der dazwischen liegenden Ozeane ist die Menschheit zu einem unermeßlichen einheitlichen Organismus geworden, dessen sämtliche Teile, durch Gedanken übertragende Drähte in ständiger Verbindung, gegenseitig verpflichtet und verantwortlich sind; die Telegraphie ist das Nervensystem der Menschenwelt.

Die Chemie wurde nicht etwa einzig und allein von Berthelot erneuert; der Straßburger Karl Adolf Wurtz (1817—1884), der seine Studien in Deutschland bei Liebig u. a. gemacht hatte, entdeckte in Pariser Laboratorien die zusammengesetzten Ammoniake, die zweiatomigen Alkoholien und gab der Atomentheorie erst ihren ganzen Umfang. Charles Sainte-Claire-Deville (1818—1881) formulierte die fruchtbare Theorie über die Dissoziation und gab die verschiedenen Arten des Verfahrens für eine Herstellung von Aluminium zu gewerblichen Zwecken. Der Berliner August Wilhelm von Hofmann (1818—1892) fand im Anilin und seinen Derivaten Farbstoffe, die die ganze Farbenindustrie von Grund aus umgestalteten. Aus jenen Tagen stammen die Spottpreise, zu denen noch heute die reichsten und blendendsten Farben erhältlich sind.

In der Zoologie wurde dank den wissenschaftlichen Entdeckungsfahrten des englischen Schiffes *Challenger* und der französischen *Talisman* und *Hirondelle* eine ganz neue Welt eröffnet. Die Gelehrten glaubten bis dahin, daß die Meerestiefen bis zu 4000, 5000, 8000 Meter Tiefe jedes Lebewesens entbehrten, weil doch dorthin kein Licht dringen könne. Aber als man besondere Apparate, Fanggarne, Beutelnetze und Reusen zur Verwendung brachte, die für die Erforschung der unermeßlichen Tiefen des Meeres stark genug sein mußten, erkannte man, daß die Meere in ihren untersten Gründen keine Einöden seien, sondern man daraus eine Unmasse von lebenden Wesen herausziehen könne (Krustentiere, Cölenteraten [Hohltiere], Mollusken, Fische), die dem anhaltendsten und gewaltigsten Drucke standhielten und die Meerestiefen bevölkerten.

* * *

So ging die Naturforschung, ohne sich um die politischen oder auch die nationalen Eifersüchteleien zu kümmern, planmäßig ihrer Arbeit nach. Durch die Fruchtbarkeit ihrer Entdeckungen, durch die Großartigkeit ihrer Hypothesen, durch die Bedeutung ihrer Anwendungsmöglichkeiten nahm sie ihren Weg durch die gebildete Welt. Das Genie der Gelehrten wurde damals das Licht, das den Menschen voranleuchtete; aber in ihrer

Verblendung leisten nun die Menschen ihrer Wohltäterin, der Wissenschaft, nicht den ihr von ihnen geschuldeten Anteil. Milliarden werden für die Vorbereitung zum Kriege verausgabt, aber nur dürftige Mittel den Forschungen der Wissenschaft bewilligt. Ein seltsamer und beklagenswerter Widerspruch! Die Werke des Todes verschlingen alles, und es bleibt nichts für die Werke des Lebens. Grausame Unvernunft, die seit 1870 bis heute nur noch mehr die öffentliche Meinung beherrscht als jemals zuvor!

* * *

Kunst und Literatur waren weit davon entfernt, in demselben Glanze zu strahlen wie die exakten Wissenschaften.

In der Literatur ist noch immer, wie er es stets sein wird, der große Name Victor Hugo; sein Schaffen, das das ganze 19. Jahrhundert überstrahlt, ist noch ebenso sieghaft in den Jahren 1848—1871 wie in denen von 1820 bis 1848. Zwar hat er dem Theater den Rücken gekehrt; aber niemals ist seine Dichtung wirksamer und beredter gewesen als in den *Züchtigungen (Châtiments)* und in der *Legende der Jahrhunderte* (*Légende des Siècles*). Dieser lyrische Dichter, der nicht nur unter den lyrischen Dichtern Frankreichs, sondern denen aller Literaturen die erste Stelle einnimmt, gehört auch zu den ersten französischen Prosaikern. *Die Elenden und Unglücklichen* (*Les Misérables* 1862) sind ein von einer edlen Eingebung für die leidende Menschheit durchwehtes erhabenes Epos, ein Werk der Schönheit wie des Mitgefühls.

Victor Hugo steht nun bereits allein, wenigstens nahezu; er hat nicht mehr, wie i. J. 1830, eine Plejade von auserwählten Dichtern um sich. Die großen französischen Schriftsteller der Zeit sind Kritiker und Philosophen, Renan und Taine. Doch trotz ihres bezaubernden Stils, trotz ihrer feinen psychologischen Zergliederung scheinen sie eher einem Zeitalter des Verfalls als einer kraftvollen und ursprünglichen literarischen Epoche anzugehören.

Dasselbe trifft wohl auch auf die hervorragenden Romanschriftsteller der Zeit zu, wie Octave Feuillet (1812—1890) und Gustave Flaubert (1821 bis 1880).

Dank den Talenten eines Emile Augier (1820—1889), Eugène Labiche (1815—1888), Alexandre Dumas Sohn (1824—1895) und Victorien Sardou (1831—1891) beherrscht die Bühnendichtung der französischen Schriftsteller das ganze europäische Theater; aber man kann nicht gerade behaupten, daß diese erfinderischen, geistreichen und geschickten Dramatiker dauernde oder neue Werke geschaffen haben.

Im Gegensatz hierzu tritt in den nordischen Ländern eine eigenartige, selbständige und ursprüngliche Literatur in die Erscheinung, die durch eine seltene Mischung von Mystik und Realismus bisher unbekannte und ganz neue Gestalten erfindet. Henrik Ibsen (1828—1906), ein Norweger,

schreibt Dramen von beißender Schärfe, tiefem Ernste und nur zu oft dunkler Sinnbildlichkeit, die ihn aber gleichwohl in die erste Reihe der Dramatiker setzen.

Besonders in Rußland bricht eine große Zeit für die Literatur an mit Iwan Turgenjew (1818—1883), Fedor Dostojewsky (1821—1881) und Leo Tolstoj (1828—1910). Turgenjew ist ein zartfühlender Dichter und ein vorsichtig abwägender Psychologe, aber er hat nicht wie Dostojewsky eine wilde und düstere Einbildungskraft, die sich durch die Zergliederung der menschlichen Gefühle bis zur Raserei treiben läßt. Der größte unter allen ist und bleibt Tolstoj; i. J. 1870 hat er schon *Anna Karenina* geschrieben und ist bereits ein gefeierter Romanschriftsteller; aber noch hat er nicht die Werke geschaffen, die seinen Namen unsterblich machen sollen, und noch hat auch nicht der Apostel aus ihm gesprochen.

In der Kunst ist ein Name besonders zu nennen, der große Richard Wagner (1813—1883). Die erhabensten Künstler im 19. Jahrhundert sind vor allem Musiker. Weder Malerei noch Bildhauerei noch Baukunst haben in dieser Zeit eine solche Erneuerung und Umgestaltung erfahren wie die Kunst der Töne.

Nach der bezaubernden und gefühlvollen Kunst eines Mozart und Beethoven schien die Musik keines Fortschrittes mehr fähig. Aber Wagner verlieh ihr eine bis dahin unbekannte Macht durch eine innige Verbindung von Drama mit Symphonie. Die Oper zog sich trotz der so bedeutenden, wirkungsvollen wie auch sinnreichen Werke eines Rossini, Meyerbeer, Verdi, Gounod mit nichtssagenden Redensarten und Wiederholungen, die eine tiefergehende Bewegung nicht recht aufkommen ließen, endlos in die Länge. Wagner hat der Oper eine neue Auffassung gegeben und in den Tönen eine leidenschaftliche, bilderreiche und kräftige Sprache entdeckt, die sich den Entwickelungen und den Bewegungen der dramatischen Handlung anpaßt. Sein erstes großes Werk gibt er i. J. 1842 heraus. Es ist *Rienzi*. Sein Genie offenbart sich bereits im *Tannhäuser* (1845). Aber erst viel später bringt er *Tristan und Isolde, Parsifal* und seine gewaltige Tetralogie: *Der Ring des Nibelungen: Rheingold, die Walküre, Götterdämmerung* und *Siegfried* auf die Bühne, lauter Werke, die ebenso von Begeisterung wie Wissen zeugen und eine wahrhaft religiöse Schwärmerei hervorrufen. Wagner, lange verkannt und unbekannt, geächtet in Not und Elend, um später durch einen wunderbaren Schicksalswechsel wie ein Halbgott behandelt zu werden, wird für alle Zeiten das erschütternde Beispiel für menschlichen Wankelmut sein.

Der Kunst gegenüber sind die Schwankungen in dem Beifall des Publikums besonders plötzliche, willkürliche und aller Voraussicht hohnsprechende. In demselben Augenblicke, wo Wagner in Paris ausgezischt und ausgepfiffen wurde, stellten die Maler, die sich *Impressionisten* nannten, in der *Sezession* (oder dem *Salon der Zurückgewiesenen*) seltsame Werke

von einer herausfordernden und schreienden Farbenzusammenstellung aus, die ein Entsetzen erwecken sollte, das sich bald in höhnenden Spott auflösen mußte! Und wie ist es heute? Wagner ist der unbestrittene, fast alleinige Meister der Musik, und die impressionistischen Maler triumphieren!

Nichts ist beständiger als der Wechsel; die chinesischen und japanischen Nippsachen, Vasen, Fächer, Wand- und Sonnenschirme, alle diese nichtigen und seltsamen Dinge, die das Abendland einst herabsetzend als Schund- und Plunderwaren verhöhnte, werden jetzt wie echte Kunstwerke angesehen. Das hängt damit zusammen, daß auch der Begriff der Schönheit in ständigem Wandel und ständiger Entwickelung ist; jedes Geschlecht hat seine persönliche Ästhetik, und so stellt sich die Entwickelung stets als ein Fortschritt dar; ja sie ist wohl auch wirklich ein Fortschritt; denn nichts wäre trauriger als ein Stehenbleiben der Vorstellungen und Begriffe. Man kann die künstlerische Schönheit nicht in die Grenzen einer einfachen Formel bannen und wenn diese auch noch so umfassend wäre, und es wäre an aller Zukunft zu verzweifeln, wenn es den Musikern versagt sein sollte, weiter als Mozart gehen, und den Malern, es irgendwie anders als Raffael und Rembrandt machen zu dürfen. Aber wenn die Modernen es anders gemacht haben, läßt sich offen gestanden nicht gerade sagen, daß sie es besser gemacht haben, und es ist einfach unmöglich, von Rembrandt zu Manet, von Sophokles zu Ibsen, von Mozart zu Wagner, von Phidias zu Rodin einen Fortschritt zu behaupten.

Die Wissenschaft entwickelt sich ja auch, aber zwischen den Dingen der Kunst und denen der Wissenschaft ist doch ein wesentlicher Unterschied. Die Wissenschaft versucht stets von neuem, der Wahrheit, die etwas Absolutes ist, ein Stück näher zu kommen; in der Kunst indessen gibt es, von einigen technischen Vorschriften abgesehen, kaum einen Fortschritt, da das, was man sich unter Schönheit vorstellt, ja stets mit den Sitten und Zeitaltern wechselt.

V. (1870—1914).

Den Schreckensereignissen der Jahre 1870 und 1871 folgte in der auswärtigen Politik der europäischen Völker eine Zeit der Erschlaffung, der Ruhe und der Sammlung. Nicht etwa, als ob alle Kriegsbesorgnisse wie mit einem Schlage weggepustet gewesen wären! Nichts weniger als das. Die Heere werden immer stärker; überall wird die allgemeine Dienstpflicht eingeführt, sogar bei den Völkern, die, wie es wenigstens scheint, sich vor keinem Krieg zu fürchten oder dafür zu rüsten haben; so nehmen nun auch Länder, wie Belgien, die Schweiz, Holland und Schweden die schwere Bürde gewaltiger Rüstungen auf sich, ganz ebenso wie die großen Mächte Deutschland, Rußland und Frankreich! In keinem Lande zögern die Parlamente, die schwersten Opfer zu bringen, um ein wohlausgerüstetes und wohlgeübtes

starkes Heer zu haben. Festungen werden gebaut, Gewehre vervollkommnet, alle verfügbaren jungen Leute eingezogen. Zum Glück haben es sich bei den sich immer höher steigernden Leistungen der Waffentechnik und der immer mehr auswachsenden Stärke der Wehrmacht in den verschiedenen Ländern Völker und Regierungen bisher mit Recht überlegt, einen europäischen Krieg auf sich zu nehmen und zu entfesseln, der so vernichtend und so mörderisch wirken würde, daß alle Kriege der Vergangenheit im Vergleich mit diesem nur reine Kinderspiele wären.

Die Tätigkeit der europäischen Völker wandte sich nun wieder der Eroberung Afrikas und auch teilweise Asiens zu.

I. J. 1871 war das Innere Afrikas noch so gut wie unbekannt; Algerien war allerdings damals bereits französisch, aber von der kaum bevölkerten, ja kaum vollständig erforschten endlosen Wüste der Sahara wußte man noch rein gar nichts. Die ganze Mittelmeerküste, abgesehen von Algerien, war dem Islam untertan; Marokko, Tunis, Tripolis, Ägypten hingen in einem unklaren Botmäßigkeitsverhältnis vom Sultan ab; auf der Westküste des Atlantischen Ozeans von Marokko bis zum Kap hatten die Europäer Ansiedelungen angelegt, die noch recht unvollkommen waren und ins Innere überhaupt nicht hineinreichten. Spanier im Süden von Marokko, Franzosen im Senegal, Engländer am Niger, Franzosen in Gabun, Portugiesen in Loanda, dann ganz im Süden an der äußersten Spitze des afrikanischen Festlandes die englische Kapkolonie. Die Ostküste aufwärts wohnte nördlich vom Kap, in Berührung einerseits im Süden mit den Engländern, andererseits im Norden mit den Zulus und Hottentotten eine holländische Bevölkerung (Oranje-Freistaat und Transvaal). Fuhr man die Ostküste immer weiter hinauf, so fand man an den Mündungsarmen des Sambesi in Mozambique die Portugiesen. Südlich von Ägypten am Roten Meere lag das Königreich Äthiopien oder Abessinien, das unter der Regierung eines nur halb zivilisierten barbarischen Herrschers ebenso unabhängig war wie damals noch die Inseln Madagaskar und Sansibar.

Diese englischen, spanischen und französischen Besitzungen waren, abgesehen von Algerien und dem Kapland, im Grunde kaum etwas anderes als bloße Handelsniederlassungen an den Mündungsbecken großer Ströme, wie des Niger, Gabun, Kongo und Sambesi. Man wagte sich nicht in die ungesunden Sumpfgebiete, die dürren Wüsten oder die unheimlichen Wälder, in die man geriet, sobald man sich nur wenige Kilometer von der Küste entfernte.

Gleichwohl hatten kühne Forscher Afrika von Ort zu Ort durchwandert. Den Pfeilen der Eingeborenen wie den Krankheiten einer völlig unbekannten und ganz furchtbaren Art Trotz bietend, waren sie dem Laufe des Kongo und des Sambesi gefolgt, um nunmehr die Quellen des Nils zu entdecken.

Livingstone hatte das fruchtbare und bevölkerte Gebiet der Großen Seen erforscht (1868). Stanley hatte auf der Suche nach Livingstone (1871) den gesamten Kongo kennen gelernt.

Das so unermeßliche und noch so unerforschte Afrika war von Angehörigen der mannigfaltigsten schwarzen Stämme bevölkert, die auf einer wahrscheinlich zwar sehr verschiedenen, aber jedenfalls immer nur mäßigen geistigen Höhe standen, so daß sie in sich selbst nicht die Fähigkeit fanden, auch nur die notdürftigste Anfangsstufe einer Zivilisation zu erreichen. Im Senegal, im ägyptischen Sudan und in Sansibar waren sie von arabischen Eroberern mehr oder weniger zum Islam bekehrt worden, d. h. nicht etwa zum Islam in seiner höchsten Entwickelung, sondern zu einem kindlichen und einfachen Islam, wie sie ihn allein zu verstehen imstande waren. Überall wo anders waren sie noch Fetischanbeter oder überhaupt ohne jede Religion.

Der hauptsächlichste Handel, von dem diese schwarze Bevölkerung lebte, war der mit sich selbst. Die Sklavenausfuhr war das einzige, was damals irgendwelchen Gewinn brachte.

Bis zum Sezessionskriege wurden ja auch noch nach Amerika Schwarze eingeführt und zum Verkauf angeboten, aber schon seit 1863 gab es hier keinen Negerhandel mehr, der sich nun nur noch auf Ägypten und die Türkei beschränkte, deren reiche Paschas noch immer die Käufer solcher Ware waren.

Bald jedoch sollten die Dinge einen völligen Umschwung erfahren; er vollzog sich in der verhältnismäßig kurzen Spanne von 1870—1912. Im Verlaufe dieser vier Jahrzehnte haben die schwarzen Stämme Afrikas allmählich jene Unabhängigkeit eingebüßt, mit der sie einen so elenden Mißbrauch trieben. Ihre Länder sind mittlerweile europäische Besitzungen geworden. Europa (England, Frankreich, Belgien, Italien, Deutschland) hat sich Afrika zum größten Segen der Afrikaner selbst angeeignet. Bei dieser Eroberung sind ja zwar Räubereien, Plünderungen und Grausamkeiten ebensowenig, wie bei irgendeinem Kriege, ausgeblieben, aber das bisherige Los der Eingeborenen, die immer nur den ihnen vorbehaltenen Plagen von seiten der Natur wie von seiten der Menschen (Krieg und Sklavenhandel) zum Opfer gefallen waren, war ein so schändliches gewesen, daß Europa damit, daß es ihr Beherrscher, zugleich auch ihr Wohltäter geworden ist. Gleichwohl ist unsere europäische Welt nicht etwa aus irgendwelcher Menschlichkeit, sondern aus reiner Habgier in den schwarzen Erdteil eingedrungen, und es wäre ein bitteres Unrecht, ihr übermäßige Menschenliebe zum Vorwurf zu machen.

Als Stanley nach seiner Heimkehr aus dem Gebiete des Kongo meldete, daß dieser Riesenfluß sehr reiche Gegenden durchströmte, war König Leopold II. von Belgien nahezu der einzige, der die Folgen dieser unvorhergesehenen Entdeckung richtig zu würdigen verstand. Er hatte damals

gerade den *Internationalen Afrikaverein* (*Association Internationale Africaine*) gegründet (1876); aber damit noch nicht genug, rief er auch noch eine private Ausbeutungsgesellschaft unter der Bezeichnung *Komitee zur Erforschung des oberen Kongogebiets* (*Comité d'Etudes du Haut-Congo*) ins Leben (1878). Dann richtete eine Unternehmung, deren Interessen gleichzeitig wissenschaftlicher, handels- und staatspolitischer Natur waren, verschiedene Militärstationen an dem Strome ein und nahm bald durch Waffen, bald durch Verträge ein weites Gebiet in Besitz, das von schwarzen Stämmen bewohnt war. Das war der Ursprung des sogenannten freien Kongostaates.

Um dieselbe Zeit fuhr ein befähigter und heldenmütiger Italiener Graf Pietro Savorgnan di Brarza, der als Offizier in französische Dienste getreten war, die beiden Ströme Ogowe und Ubangi hinauf und machte sich, ohne auch nur einen einzigen Schuß abgeben zu brauchen, mit nicht mehr als sechzig französischen Soldaten zum Herren eines weiten Gebiets, aus dem sich das nachherige französische Kongoland entwickelte (1878 bis 1883).

Deutschland, dessen Bevölkerung ein unglaubliches Wachstum aufwies, sehnte sich nun auch nach Kolonien. Es bildete sich eine sehr stürmische Kolonialpartei, die in den deutschen Zeitungen einen Teil des afrikanischen Erdteils für ihr Vaterland verlangte. Eine allseitige Begehrlichkeit war erwacht. Wenn Bismarck auch bald aufgeben mußte, alle jene Kolonialschwärmer ganz zu befriedigen, so wollte er ihnen doch wenigstens ein gewisses Entgegenkommen zeigen, und so berief er einen Kongreß nach Berlin (1885). Die Aufgabe dieses Kongresses war die Regelung aller streitigen Gebietsfragen oder, mit anderen Worten, die Aufteilung des ganzen Erdteils.

Der Berliner Vertrag erkannte die Unabhängigkeit des Kongostaates, die französische Oberherrschaft in dem Ogowebecken und die deutsche Oberherrschaft über das Kamerungebiet (im Süden des Gabun, sogenanntes Deutsch-Westafrika) an.

Der bisherige freie Kongostaat wurde i. J. 1890 von König Leopold II. seinem Staate überlassen und damit eine belgische Kolonie. Er hatte sich mittlerweile nach Nordosten bis an die Ufer des Albertsees ausgedehnt. Dank der Tatkraft seiner Verwaltung und dank der von König Leopold aufgewendeten Kosten erfreut sich der Kongostaat gegenwärtig einer hohen Blüte. Der Verkauf von Elfenbein und Kautschuk bringt erhebliche Einnahmen. Das Elfenbein allerdings erschöpft sich schnell, da durch die von den Jägern unter den Elefanten angerichteten Massenschlächtereien diese edle Tiergattung bald ausgestorben sein wird. Doch die Vorräte an Kautschuk sind unerschöpflich. Wenn diese weiten Gebiete noch besser erforscht sein und auch ihre Ausnutzung noch besser verstanden werden

wird, besonders wenn die Eisenbahn, die bereits jetzt eine Länge von sechshundert Kilometern hat, derart vollendet sein wird, daß sie bis an die Ostküste geht, werden sich auch im Kongostaat noch weitere Reichtümer finden, die dort zu Anfang nicht vermutet worden waren.

Südlich vom Kongostaat liegt Angola, das auch noch gegenwärtig in Portugals Händen ist (anderthalb Millionen Quadratkilometer). Doch diese unermeßliche, aber nur wenig bevölkerte Gegend wird ebenso schlecht verwaltet wie sie umfänglich ist.

So verteilt sich die Westküste Afrikas (einschließlich ihres *Hinterlandes*) vom Meerbusen von Guinea bis zum Kap der Guten Hoffnung zwischen Frankreich, Deutschland, Portugal und dem Kongostaate.

Die Verteilung der Ostküste aber vollzog sich zwischen Deutschland, England und Portugal. I. J. 1888 besetzte Deutschland die Besitzungen des Sultans von Sansibar (Deutsch-Ostafrika), aber England wußte die reichsten Landstriche in Besitz zu nehmen (*Imperial British East Africa* = *Britisch-Ostafrika*). Auch hat es bereits heute mit seiner staunenswerten Zielbewußtheit und seiner erfolgreichen Rührigkeit verstanden, in jene Gegenden, die noch vor vierzig Jahren auch nicht ein einziger Europäer selbst dem bloßen Namen nach kannte, Telegraphen, Eisenbahn und Dampfschiffsverkehr, wissenschaftliche Laboratorien und Lazarettstationen einzuführen.

Die portugiesischen Niederlassungen schließlich, aus denen Mozambique besteht, werden ebenso, wie das erwähnte gleichfalls portugiesische Angola an der Westküste, einmal eines schönen Tages, wenn sie das Mutterland weiter so schlecht verwaltet, und besonders, wenn ihnen dieses keine weiteren Ansiedler mehr schickt, in die Hände der Deutschen oder der Engländer fallen.

* * *

Zur Ausbauung seines afrikanischen Reiches, das heute Größenverhältnisse von einer ganz unfaßbaren Riesenhaftigkeit aufweist, hat England auch noch beträchtliche Teile von Nord- und Südafrika hinzuerobern müssen: Ägypten im Norden und das Transvaal und den Oranjefreistaat im Süden.

Ägypten, schon von alters her das reichste Land der Erde, war durch die Durchbohrung des Suezkanals nur noch reicher geworden; es hatte sich zu der großen Durchgangs- und Zwischenhandelsverkehrsstraße zwischen Europa und Asien entwickelt; aber der Khedive (Vizekönig) Ismaïl Pascha (1863 bis 1879) mißbrauchte den Reichtum seines Landes dermaßen, daß er in die größte Bedrängnis geriet. Um seine Gläubiger befriedigen zu können, verkaufte er die noch in seinen Händen befindlichen Suezkanalaktien an England, das sie nach der Zurückweisung dieses Angebots seitens Frankreichs bereitwilligst abnahm (1875).

Als die Summe immer noch nicht genügte, um seine Schulden aus der Welt zu schaffen, machte er wieder und wieder Anleihen, was die beiden Regierungen Frankreichs und Englands veranlaßte, einen Ausschuß zur genauen Prüfung der Finanzverhältnisse Ägyptens einzusetzen, der nun eine staatliche Zwangsverwaltung oder *Sequestration* des ungeheuren vizeköniglichen Privatbesitzes sowie ein staatliches Miteigentumsrecht daran oder *Condominium* anordnete (1877). Bald darauf (1879) wurde Ismaïl Pascha abgesetzt, um in seinem ältesten Sohne Tewfik (1879—1892) seinen Nachfolger zu finden.

Eine vorgebliche ägyptische Nationalpartei legte nun gegen die Einmischung der Europäer und Christen in die inneren Angelegenheiten Ägyptens Verwahrung ein. Diesen unzufriedenen Beschwerdeführern gelang es auch wirklich, die Ernennung ihrers Führers Arabi Pascha zum Kriegsminister durchzusetzen (1882); auch wurden damals in Kairo ein paar schüchterne Aufstandsversuche gegen die Europäer unternommen und von Arabi Pascha selbst begünstigt.

Wenn sich in jenen Tagen Frankreich und England verständigt hätten, wäre die Sache so einfach wie möglich gewesen. Aber die französischen Kammern wollten von einer Einmischung Frankreichs in die fremden Angelegenheiten nichts wissen. Trotz Gambettas Widerspruch ließen sie England ruhig für sich allein handeln und jenen Aufstand, der im Grunde nur ein scheinbarer war, ganz ebenso durch einen Scheinkrieg niederwerfen. Aber damit war der französische Einspruch in Ägypten zu Ende. Alexandria wurde nach einer Beschießung von der englischen Marine in Besitz genommen (1882). Und bald schon erging es auch dem ganzen Lande Ägypten nicht besser.

Zwar hatte England die alsbaldige Räumung versprochen, aber ein derartiges Versprechen wird nie gehalten. Auch Frankreich und die übrigen europäischen Regierungen waren schließlich müde geworden, seine Erfüllung immer wieder zu verlangen (1904). Gegenwärtig ist England in Wahrheit der Herr Ägyptens, ohne daß von einem Protektorat im gewöhnlichen Sinne des Wortes die Rede sein kann, ist doch dem Namen nach kein anderer als der Sultan der unabhängige Herrscher des Landes. Der Khedive Abbas II. Hilmi, Tewfiks ältester Sohn, regiert seit 1892 auch wirklich noch heute als scheinbarer Herrscher, doch in der Tat regiert der englische Minister. Auch sind alle höheren Offiziere englischer Staatsangehörigkeit und die großen Verwaltungen in den Händen englischer höherer Beamter.

Der Streit um die höchste Gewalt in Ägypten zog auch bald einen entsprechenden im Sudan nach sich. Mit Hilfe des ägyptischen Heeres breitete England seine Herrschaft in den Oberläufen des Nil bis zu den Großen Seen aus, in denen der Nil seine Quelle hat. Damit war das englische

Ostafrika in unmittelbare Verbindung mit Ägypten getreten. Eine vorgeblich islamitisch-religiöse Erhebung der Derwische wurde bald unterdrückt (1878). Nach vollständiger Niederwerfung der Derwische und ihres Anführers, des Mahdi, fuhr das englisch-ägyptische Heer den Nil hinauf, um gerade in einem Augenblick in Mittelafrika bei dem Orte Faschoda einzudringen, wo hier eine kleine französische Heeresabteilung eintraf, die vom Senegal aufgebrochen, immer in östlicher Richtung marschiert und nun gerade gleichzeitig mit den Engländern im Sudan angelangt war. Einige Tage lang war auch wirklich aller Anlaß zu der Besorgnis vorhanden, daß es zwischen General Kitchener, unter dem die dreißigtausend vereinigten Engländer und Ägypter standen, und Hauptmann Marchand, der zweihundert Senegalneger befehligte, zum offenen Zwist kommen konnte. Es war ein Glück, daß die Franzosen den sittlichen Mut hatten, den anmaßenden englischen Ansprüchen nachzugeben, so daß der Zivilisation ein ihr drohender schrecklicher Krieg erspart geblieben ist.

Durch die Eroberung des Sudan besaß England Uganda und das Gebiet der Großen Seen. So war Afrika jetzt vom Nil bis zum Sambesi unter dem britischen Banner.

Die Eroberung des afrikanischen Südens währte noch länger und war auch noch schwieriger, aber darum nicht weniger einträglich.

Im 17. Jahrhundert hatten einige Holländer verschiedene Handels- und Ackerbauniederlassungen am Kap der Guten Hoffnung gegründet. Obwohl der Boden nicht recht fruchtbar war, brachte es gleichwohl die Kolonie zu einer schönen Blüte, weil die Kolonisten arbeitsam, nüchtern, kernig und fromm waren und einen reichen Nachwuchs heranzogen. Ja, sie hatten sogar einen stärkeren Negerstamm, die Kaffern, halb unterworfen und zu einer Art Frondienst gezwungen. Während das französische Kaiserreich immer wieder im Kriege steckte, besetzten die Engländer die Kapkolonie, gaben sie aber auch nach dem Friedensschluß von 1815 nicht wieder heraus. Die Holländer (Buren oder Afrikander) wußten sich nur schlecht in die englische Herrschaft hineinzufinden. Sie wanderten aus der Kolonie nordwärts nach Natal aus (1835). Als dann die Engländer auch Natal an sich rissen (1840), wanderten sie wieder aus und machten nördlich von Natal in einer Einöde halt, die sie Oranjefreistaat nannten. Als sie dann vor den englischen Landeroberungen immer weiter zurückwichen, ließen sie sich auch noch i. J. 1852 in Transvaal nieder.

Alle diese Landstriche hatten nur einen dürftigen Boden, den die Buren auch nur wenig bebauten. Als Nomaden führten sie ihre Familie und ihren Besitz in großen, von Ochsen gezogenen Wagen mit sich, um überall da haltzumachen, wo sie einige Weideplätze für ihre Herden zu finden glaubten. Große Jäger, die mit den sie dauernd auf ihren Wanderungen beunruhigenden, aber von ihnen immer wieder zurückgeworfenen

wilden Stämmen fortwährend im Kampfe lagen und sich hartnäckig gegen alle übermäßige städtische Zivilisation auflehnten, waren sie für die Engländer Gegenstand fortdauernder Beunruhigung und ständiger Begehrlichkeit. Gleichwohl blieb England nichts weiter übrig, als i. J. 1864 die Unabhängigkeit von Transvaal und Oranjefreistaat anzuerkennen.

So standen sich drei Völker gegenüber: Engländer, Buren und Kaffern. Zwar konnten sie sich nicht verständigen, gingen aber darum doch nicht zum offenen Kriege gegeneinander über.

I. J. 1867 wurden zu Kimberley einzelne Diamantengruben entdeckt. Sogleich strömten die englischen Schatzgräber in Scharen herbei, und nun wurden diese an sich so öden, aber so köstliche Kleinodien bergenden Felder England als Krongut einverleibt.

Unermüdlich suchte England seine gewaltige Macht immer weiter über Südafrika auszudehnen, um es möglichst bald ganz zu beherrschen. I. J. 1876 wurden die Zulus besiegt und nun auch das Zululand zum englischen Besitz geschlagen. Bald wurde auch ein Versuch unternommen, das Transvaal an sich zu reißen; aber die Buren widerstanden tatkräftig, gewannen sogar eine regelrechte Schlacht (Schlacht am Majubaberg, 27. Februar 1881) und behaupteten zum Schluß ihre Selbständigkeit.

Im Norden vom Transvaal rief ein unternehmungslustiger und wagemutiger Engländer Cecil Rhodes eine der einstigen Ostindischen Gesellschaft mehr oder weniger nachgebildete kapitalkräftige Gesellschaft ins Leben, die von einem ziemlich öde daliegenden gewaltigen Gelände Besitz nahm, das nun den Namen Rhodesia erhielt und fast halb so groß wie ganz Frankreich war.

Die beiden Burenrepubliken Oranjefreistaat und Transvaal bildeten nur noch zwei abgeschlossene Sprengel inmitten eines riesenhaften englischen Reiches.

Vielleicht hätten sie gleichwohl auch noch weiter ihre Selbständigkeit behauptet, wären nicht im Innern ihres Bodens in der Umgegend der heutigen Stadt Johannesburg in öden Felsengegenden, in denen es noch nicht einmal einen Marktflecken gab, i. J. 1886 die reichsten Goldadern der Welt gefunden worden. Sobald sich diese Kunde verbreitet hatte, strömten Tausende von Abenteurern von allen Seiten, besonders aber auch vom Kap herbei. Diese englischen Pfadfinder machten sich sogleich an die Ausbeutung dieses edlen Metalls. Sie erstanden den Boden zu einem billigen Preise. Hunderte von Gesellschaften taten sich auf, die Maschinen anlegten und Kaffern, Chinesen sowie Inder als Arbeiter einstellten. Es erstand eine große Stadt, in der die der Industrie und modernen Zivilisation feindlich gegenüberstehenden Buren nur noch eine kleine Minderheit unter einer Bevölkerung bildeten, die heute zweihundertfünfzigtausend Seelen zählt. Doch die Buren hatten trotz ihrer großen Minderheit gleichwohl

in der öffentlichen Verwaltung und Gesetzgebung das Übergewicht, das sie sehr mißbrauchten. Diese bäuerischen Landarbeiter zeigten den ausländischen Grubenarbeitern offene Feindschaft und führten hohe Steuersätze ein, die auf der goldfördernden Industrie schwer lasteten.

Die *Uitlanders* (deutsch „Ausländer") von Johannesburg erstrebten nun, um doch auch ein Wörtchen bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten mitsprechen zu dürfen, sich als Transvaalier naturalisieren zu lassen. Die Buren schlugen dies Verlangen ab, und das wurde die Ursache zu einem schweren, blutigen Zusammenstoße zwischen Buren und Engländern.

In diesem dreijährigen Kriege (1899—1902) zeigten sich die Buren als wahre Helden. Diese ungeschlachten Bauern verteidigten ihre Freiheit mit einem Heldenmute, von dem die Weltgeschichte nicht viele Beispiele aufzuweisen hat. Es galt einen Verteidigungskrieg, und flugs fanden sie sich in die ihnen von Hause aus so fremden Soldatenrollen. Aber ausgezeichnete Reiter und erprobte Schützen, wie sie schon von jeher gewesen waren, hielten sie volle zwei Jahre lang nicht weniger als zweimalhunderttausend englische Soldaten mit einer ihnen weit überlegenen Artillerie, obgleich sie selbst nur sechzigtausend Kämpfer zählten, dauernd in Schach. Europa ließ sie im Stich, und so mußten sie schließlich der Überzahl weichen.

Nachdem England nun einmal einen geradezu ungerechten Krieg unternommen und denselben mit der an ihm gewohnten Zähigkeit bis zur siegreichen Entscheidung durchgeführt hatte, hat es dann wenigstens nicht seinen Sieg geschändet. Gewiß, es hat die Buren gezwungen, gegen ihren Willen Bürger des englischen Volkes zu werden, aber die Besiegten sind fast wie Sieger behandelt worden. Sie haben ihre Gesetze, ihre Sprache und ihre Religion behalten, ihre Abgeordneten zu einem geradezu eigenstaatlichen Parlament wählen, ihren Staatshaushalt selbst beschließen und jene weitgehende persönliche und staatsbürgerliche Freiheit genießen dürfen, die England stets allen denen gewährt, die es unter seinem Banner sammelt.

So bilden Kapland, Transvaal, Rhodesia, Uganda, Sudan, Ägypten ein englisches Riesenreich, das sich in der Richtung von Norden nach Süden ohne eine andere Unterbrechung als die einzige allerdings beträchtlichere um den Tanganikasee, nämlich Belgisch-Kongo auf seiner West- und Deutsch-Ostafrika auf seiner Ostseite, durch ganz Afrika hindurch erstreckt. Wo noch vor fünfzig Jahren die Landschaft ohne jede Abwechslung ausschließlich wilde Einöden, verpestete Sumpfgebiete und wüste Urwälder bot, wird sie heute von einem nach allen Seiten ausgebauten Telegraphen- und Eisenbahnnetz durchzogen. Der Eisenbahn bietet sich ein durchgehender Schienenweg vom Mittelmeer bis zum Kap der Guten Hoffnung.

Neben diesem Riesenreich im Osten besitzt England noch an der Westküste Afrikas Sierra Leone und an den Mündungen des Niger ungesunde Besitzungen, die keine große Bedeutung haben, aber deren *Hinterland* bis an den Tschadsee geht (1898).

Nächst England hat sich in Afrika Frankreich die ausgedehntesten Gebiete durch kriegerische Eroberung oder dusch käufliche Erwerbung zugeeignet. Ja, vielleicht haben die französischen Gebiete noch einen weiteren Umfang als die britischen, doch in jedem Falle ist ihr Reichtum weniger groß, gibt es doch auf unserem ganzen Planeten nicht mehr so fruchtbare Landstriche als Ägypten, so ergiebig an Gold gesegnete als Transvaal.

Algerien hat dem Weinbau eine hohe Blüte zu verdanken. Doch die Bevölkerung will sich nicht recht vermehren, haben doch die Franzosen auch in Algerien nur wenig Kinder und ist zudem die französische wie ausländische Einwanderung dorthin nicht sehr stark. Aber allerdings Algier selbst, die Hauptstadt des Landes, ist jetzt nächst Kairo und Johannesburg die größte Stadt von ganz Afrika; sie zählt einschließlich der Vororte über zweihunderttausend Einwohner; Araber und Europäer vertragen sich dort, auch ohne sich zu vermischen, anscheinend aufs beste. Algier scheint dazu bestimmt, die Hauptstadt des gesamten französischen Afrikas werden zu sollen.

Tunis wurde fast ohne jeden Kampf erobert (März 1881). Als Vorwand machte die französische Regierung die Einfälle des räuberischen Stammes der Chmir (auch Khrumir genannt) geltend, als sie allerdings einmal die algerische Grenze ein wenig überschritten hatten. Die Regierung, die nun in Tunis eingesetzt wurde, bekam die Form eines Protektorates. Der Bei von Tunis behielt dem Namen nach seine ganze Gewalt; doch ein französisches Armeekorps besetzt von nun ab das Land, und die Beziehungen mit den fremden Mächten werden durch den französischen Residenten geordnet (Vertrag vom Kasr-el-Saïd Bardo*) 12. Mai 1881). Unter den afrikanischen Häfen am Mittelmeer, die alle von nur ziemlich mäßigem Werte sind, gibt es nur eine Ausnahme, und das ist der unvergleichliche tunesische Hafen Biserta, der groß genug ist, die Kriegsflotte aller Mächte der Welt insgesamt aufzunehmen.

Die Unterwerfung des westlich von Algerien gelegenen Reiches Marokko unter das französische Protektorat ist noch in aller Erinnerung (1912). Sie ist nicht ohne aufregende Zwischenfälle geschehen, durch die anfangs mit Deutschland und dann mit Spanien beinahe ein Bruch herbeigeführt worden wäre; doch es war ein großes Glück, daß Vergleiche zustande kamen, die

*) Anm. des Herausgebers: Kasr-el-Said Bardo = Bergschloß Bardo unweit der Stadt Tunis, der Sitz der tunesischen Regierung.

den Länderhunger aller drei beteiligten Mächte zu stillen vermochte. Frankreich übernahm das Protektorat über Marokko, wo es nun ständig ein ganzes Armeekorps halten muß. Der Sultan behält, ganz wie der Bei von Tunis, scheinbar seine gesamte Gewalt; aber genau, wie dieser, unterhält auch er zu den fremden Mächten nur durch Vermittlung des französischen Residenten Beziehungen. Als Entschädigung für diese Besitzergreifung Marokkos durch Frankreich hat Deutschland ein wertvolles Stück von Französisch-Kongo erhalten, Spanien aber einige Häfen und weite Gebiete an der gesamten Mittelmeerküste. Tanger an der Ausgangspforte des Mittelmeeres zum Atlantischen Ozean bleibt eine internationale Stadt.

Marokkos Eroberung stellte sich als eine weit schwierigere heraus als die von Tunis. Sie ist auch heute noch nicht vollendet, und viele Stämme werden so bald noch nicht unterworfen sein. Aber Frankreichs endgültige und völlige Oberherrschaft über Marokko ist nur noch eine Frage der Zeit und des Geldes. Tunis ist ein von friedlichen und leicht zu unterwerfenden Völkerstämmen angebautes ebenes Gebiet. Marokko hingegen ist ein Gebirgsland und von unabhängigen glaubenswütigen und räuberischen Stämmen bewohnt, die seit den ältesten Tagen unter der unordentlichen und gesetzlosen Herrschaft einer Priesterkaste gelebt haben. Aus Landmännern werden sie nur zu leicht Krieger, so daß kein einzelner, noch so kleiner Stamm vor dem Angriff seiner Nachbarn sicher ist. Zweifelsohne wird die französische Herrschaft in diesen Wirrwarr schließlich einmal Ordnung bringen, doch wird sie das nur durch eine lange und kostspielige militärische Besetzung zu erreichen vermögen, und so wird die Herstellung des Friedens in Marokko die dortige ständige Haltung einer tüchtigen Heeresabteilung erfordern.

Es sind augenblicklich Eisenbahnen im Bau begriffen, die Fes, Marrakesch und Casablanca mit der Mittelmeerküste verbinden sollen. Schon jetzt geht die Bahn in der Richtung von Osten nach Westen zwischen Tunis und Tlemsen, und in der von Norden nach Süden zwischen Algier und Laghuat einerseits und Tugurt andererseits. Die Räuberstämme der Wüste, wie die Tuareg und andere, müssen immer weiter nach Süden zurückweichen, wo nur noch öde Sandsteppen liegen, und sind nicht mehr zu fürchten.

Südlich von Marokko traten in jüngster Zeit die Stämme des Hinterlandes von Senegambien zum Islam über. Die Gegend wird von einem kriegerischen schwarzen Stamme und einem anderen, von auffallender Ähnlichkeit mit dem der ägyptischen Fellahs, namens Pulla*) bewohnt.

*) Anm. des Herausgebers: *Pulla* vom Singular *Pullo* = hellbraun, rot im Gegensatz zu *Joloff* = schwarz, auch *Fulla, Fulbe* oder nach der oben angedeuteten Verwandtschaft mit den *Fellahs* auch *Fellatah, Fellatin* oder *Fellani* genannt.

Der bekannte General Faidherbe, der Statthalter von Senegambien, hatte den französischen Einflußkreis bis zum Niger ausgedehnt. In den Jahren 1879 bis 1894 stellten kriegerische Unternehmungen, die sich zunächst den Senegal und dann den Niger hinaufbewegten, in den beiden großen Stromgebieten den Frieden wieder her und drangen bis zu der geheimnisvollen Märchen- und Wunderstadt Timbuktu vor, die schon in alten grauen Tagen eine der hervorragendsten Städte Afrikas gewesen war. Immer weiter vordringend, gelangten einzelne französische Abteilungen bis zum Tschadsee. Die ganze Gegend wird nunmehr unterworfen. Französische Kanonenboote verkehren auf dem Niger.

Die Nigerebenen, die die Natur zur Fruchtbarkeit bestimmt hatte, waren durch die Verheerungen der Menschen vollkommen verödet. Kriegerische Propheten, wie sie der Islam hervorbringt, hatten die gesamte Gegend dadurch zugrunde gerichtet, daß sie ganze Völkerstämme zur Sklaverei zwangen, die Dörfer in Brand steckten und nur Trümmerhaufen und Leichen da, wo sie hinkamen, hinterließen. Der letzte und furchtbarste jener Häuptlinge, halb Sultans- und halb Räubergestalt, der schwarze Kriegsheld Samory, wurde im Januar 1893 gefangengenommen.

Der im Mittelpunkt Afrikas gelegene Tschadsee läßt sich ebensogut als Binnenmeer bezeichnen, in das sich von den verschiedensten Seiten Flüsse ergießen. Auf Grund mehrerer diplomatischer Vergleiche zwischen Deutschland, Frankreich und England gehen die Besitzungen dieser verschiedenen Länder sämtlich bis an den Tschadsee, dessen eines Ufer ihnen gehört. Der Tschadsee wird, sobald die dortige Gegend wieder bevölkert, in ihren gesundheitlichen Zuständen gehoben und von Eisenbahnen umsäumt sein wird, ohne Zweifel der Hauptverkehrspunkt des afrikanischen Handels sein. Er liegt an der Straße von Norden nach Süden und von Westen nach Osten: zwischen Nil und Niger und zwischen Rotem Meer und Atlantischem Ozean.

An der Elfenbeinküste Guineas haben sich die französischen Besitzungen von den Ufern des Atlantischen Ozeans bis zum Hinterland ausgedehnt. In den Jahren 1892—1894 wurde auch Dahome, das damals durch die Schreckensherrschaft des wilden Königs Behanzin schwer heimgesucht wurde, zur französischen Kolonie.

So ergriff Frankreich in derselben Zeit, in der sich England in der Richtung von Norden nach Süden und an der ganze Ostküste Afrikas ein gewaltiges Reich gründete, mit dem Kongolande, Gabun, Dahome, dem Sudan, Senegambien, Marokko, Algerien und Tunis von der ganzen Nordwestecke Afrikas Besitz. Im Norden dehnte es seine Herrschaft längs der wunderbaren Mittelmeerküste über semitische Stämme der weißen Rasse aus, die bereits halb zivilisiert und jedenfalls ganz zivilisier-

bar waren, aber mit leidenschaftlicher Glaubenswut an der Religion Mohammeds hingen. Im Süden ließ es sich unter den über einen ungeheuren Raum verstreuten unkultivierten Negerstämmen nieder, die nur geringe Hoffnungen in bezug auf die Möglichkeit einer Heranziehung zur Landarbeit geben. Aber der Boden ist fruchtbar. Wenn sich dort allerdings auch weite Wüsten finden, die auf lange Zeit hin zur Unfruchtbarkeit verurteilt sind, so gibt es doch andererseits dort auch herrliche Wälder, die noch vollkommen unausgenutzt sind, Ebenen, die noch eine völlige Hebung ihres Gesundheitszustandes zulassen, und Täler, die eine Möglichkeit für die Entfaltung der glänzendsten Kulturen bieten, vielleicht auch — ist doch hier nichts genügend durchforscht! — Metall- und Steinkohlengruben.

Das Geheimnis der Bestimmung Afrikas ruht noch in der Zukunft Schoße. Der schwarze Erdteil, das jüngste Kind der Zivilisation, birgt vielleicht noch die glänzendsten Überraschungen für unsere Enkel.

Um sich diese sämtlichen Reichtümer zunutze machen zu können, sollte Europa in Zukunft auf alle mörderischen Kämpfe um Macht- und Besitzfragen verzichten! Afrika bietet wahrhaftig Raum genug, daß unter den verschiedenen europäischen Völkern, den Engländern, den Franzosen, den Deutschen, den Belgiern ein jedes, ohne die Gebiete des Nachbarn begehren zu brauchen, aus der Zahl der sämtlichen Gebiete, die sie sich allmählich der Reihe nach zugeeignet haben und deren Grenzen sie noch nicht einmal kennen, das seine in Ruhe zu verwalten vermögen wird! Sicher werden auch in Zukunft noch Eroberungen zu machen sein; aber diese sollten sich nicht sowohl gegen Menschen als gegen jene gefährlichen kleinen Schmarotzerwesen richten, die die furchtbarsten Krankheiten bringen. Das Klima ist nicht weiter zu fürchten, da die Hitze der dürren Gegenden an und für sich nicht der Gesundheit verhängnisvoll ist. Wenn jene Erreger der Malaria, der Ruhr und der anderen ansteckenden Krankheiten, die sich durch Wasser und Insektenstiche verbreiten, nicht die menschlichen Organismen heimtückisch überfielen, wäre das Leben in Afrika ganz ebenso leicht, wie es nur an irgendeinem Punkt im Herzen Europas ist. Die große Aufgabe der Europäer in Afrika muß also sein, gegen diese Keime jener tödlichen Krankheiten anzukämpfen. Die Engländer haben dafür bereits ein gewisses Verständnis gezeigt, indem sie an den Großen Seen gleich zu Anfang ihrer Niederlassung eine wissenschaftliche Station begründet haben, die dem Studium und damit auch der Ausrottung der Menschen- und Viehseuchen dienen soll.

Die Eroberung Afrikas bedeutet daher für die Gegenwart ausschließlich die Vernichtung aller diesen Erdteil heimsuchenden Krankheiten So wird es der Wissenschaft obliegen, die Kämpfer zu stellen, deren schließlicher Sieg dann verhältnismäßig leicht sein wird.

Den Einheimischen gegenüber aber ist die Aufgabe der Europäer eine höchst einfache. Es gilt allerdings sie zunächst zu unterwerfen, ihnen dann aber alsbald den Frieden zu bringen. Bis jetzt haben sie nur immer in Krieg, Elend und Krankheit gelebt. Uns fällt die Pflicht zu, ihnen ihre Lage erträglicher zu machen! Hoffen wir nicht etwa gleich, daß sie einfach mit einem Schlage unsere Zivilisation sich anzueignen und so vielleicht der analytischen Geometrie oder auch etwa Richard Wagners Nibelungenzyklus Verständnis entgegenzubringen vermögen werden. Aber das darf gleichwohl nicht etwa einen Grund abgeben, sie nicht mit Gerechtigkeit und Wohlwollen zu behandeln und die Segnungen, mit denen wir sie beglücken, allein auf den Alkohol zu beschränken.

In jedem Falle wird das bedenkliche Wagnis der Rassenkreuzung vermieden werden müssen. Zwischen Schwarzen und Weißen hat eine unbedingte Trennung stattzufinden. Eine überlegene Rasse ist nicht berechtigt, durch die Vereinigung mit einer minderwertigeren selbst ihre Entartung herbeizuführen.

In diesem Sinne verstanden, wird die Eroberung des unermeßlichen afrikanischen Erdteiles zu den großen Aufgaben des 20. Jahrhunderts gehören!

Um über die Verteilung der europäischen Besitzungen über Afrika einen Gesamtüberblick zu erhalten, kann man sich dieselbe in einer allerdings nicht sowohl streng wissenschaftlichen als etwas mehr oberflächlichen Weise damit anschaulich machen, daß man etwa sagt, daß Frankreich den Nordwesten, England den ganzen Osten vom Norden bis zum Süden, Belgien und Deutschland aber einen von Osten nach Westen laufenden mittleren Streifen einnimmt.

Das ist in großen Zügen die gegenwärtige Verteilung Afrikas.

Zu besprechen bleiben noch die Insel Madagaskar, ein paar italienische, portugiesische und spanische Besitzungen und zwei unabhängige kleine Staaten Liberia und Äthiopien.

Madagaskar war im 18. Jahrhundert von französischen Entdeckungsreisenden durchforscht worden, und Frankreichs Einfluß hatte so eine Art unbestimmtes Übergewicht. Dieses *große Inselland* war von nur mäßiger Fruchtbarkeit und von einer eingeborenen Bevölkerung, den sogenannten *Madagassen* oder *Malgaschen*, und einem kleinen Kriegervolke von wahrscheinlich malaiischem Ursprunge, den *Howa*, bewohnt. Die von englischen Missionaren im Katechismus unterwiesenen und wenigstens äußerlich zu Christen gewordenen Howa hatten allmählich die ganze Insel erobert. I. J. 1862 trat Napoleon III. mit ihrem König in Unterhandlungen, um ihn schließlich als König von gesamt Madagaskar anzuerkennen. Im Verlauf einiger unbedeutender Streitigkeiten mit der Königin der Howa, Ranavalona I., wurden ein paar Häfen von der franzö-

sischen Flotte beschossen (1883), und Königin Ranaválona gezwungen, die französische Schutzherrschaft anzuerkennen (1885).

Aber Ranaválona führte nun die Bedingungen des Vertrages nicht aus, weshalb ein neuer Straffeldzug gegen sie beschlossen wurde (1895). Ein französisches Heer von zwölftausend Mann besetzte die Haupthäfen und drang bis zur Hauptstadt Antananarivo oder Tananarivo (d. i. *Tausend Dörfer*) vor (Sept. 1895). Die Eroberung vollzog sich fast ohne Blutvergießen; denn das madagassische Heer war ohnmächtig und waffenlos. Doch das Expeditionskorps wurde grausam von Krankheiten heimgesucht, an denen über sechstausend Soldaten zugrunde gingen.

I. J. 1897 wurde die Königin, die immer wieder gegen den französischen Residenten Verschwörungen anzettelte, schließlich nach Algerien geschafft, und Madagaskar wurde französische Kolonie.

Wie die Zukunft aller europäischen Besitzungen in Afrika, ist auch die Madagaskars in Dunkel gehüllt. Das Land, so dürr es ist, kann gleichwohl Vieh im Überfluß ernähren; aber die Verkehrsmittel sind durch die Gestaltung des Bodens recht schwierige; die Anlage von Landstraßen und Eisenbahnen über tiefe Täler hinweg wird langwierig und kostspielig sein. Die Howa sind übrigens von hinreichender Befähigung, um nützliche Mitkämpfer uud Mitarbeiter an dem Kolonialwerke zu werden.

* * *

Auch Italien ruhte nicht eher, bis es sich afrikanisches Land angeeignet hatte. Es suchte diese seine Absicht zunächst auf dem heißen Küstenstrich an dem Roten Meer in den beiden Häfen Massaua und Suakin zu verwirklichen, in deren Hinterland es nichts als die ausgebranntesten Wüsten gibt. Nachdem die Italiener also Massaua besetzt und damit ihre Kolonie Erythräa am Roten Meere begründet hatten (1885), wollten sie nun auch über das als selbständiges Königreich dastehende Nachbarland Äthiopien eine Schutzherrschaft einrichten. Aber unter allen farbigen Völkern Afrikas sind vielleicht die Abessinier oder Äthiopier die begabtesten und die tapfersten. Halb Neger, halb Ägypter und sogar noch ein wenig mehr als bloß äußerliche Christen haben diese so kriegstüchtigen Gebirgsbewohner es in ganz Afrika allein verstanden, sich gesellschaftlich auszubauen und ein Vaterland zu geben. Ja einer oder der andere König (Negus) hat es sogar erreicht, bei ihnen gewisse Anfangsbegriffe abendländischer Zivilisation einzuführen. Als daher die Italiener sie zu unterwerfen versuchten, setzten ihnen die Äthiopier einen unerwartet kräftigen Widerstand entgegen und errangen auch über das italienische Heer zwei bedeutende Siege, nämlich bei Dogali (1887), und dann den entscheidenden bei Adua (1896).

Äthiopien ist im Westen, Süden und Norden von englischen und im Osten von italienischen Besitzungen begrenzt und neben der kleinen Negerrepublik Liberia an der Westküste das einzige Land Afrikas, das nicht unter unmittelbarer oder Schutzherrschaft einer europäischen Macht steht. Sein König Menelik, ein schlauer und fähiger Kopf, ist kürzlich nach einer langen Regierung gestorben (1913).

Eine weitere Besitzung der Italiener in Afrika ist Tripolis. I. J. 1911 nämlich besetzten die Italiener unter Geltendmachung genau so nichtiger Vorwände wie die der Franzosen in bezug auf Tunis, der Engländer auf Ägypten und der Deutschen auf das Kongoland gewesen waren, ebenso ihrerseits Tripolis und Cyrenaika. Die Türken und Araber setzten ihnen nur einen mäßigen Widerstand entgegen. Wie es scheint, war vor Alters zur Römerzeit Cyrenaika ein fruchtbares Land; doch die zu allen Zeiten so verheerend gewesene türkische Eroberung hat offenbar auch diese Gegend in eine Wüste verwandelt. Die Italiener landeten in Tripolis (1911). Noch ein Jahr lang versuchten nun die Türken, von den Arabern unterstützt, auch wirklich allen Ernstes die Italiener zu vertreiben; aber als sie sich im Herzen ihres Reiches, in ihrer Hauptstadt Konstantinopel selbst, bedroht fühlten, mußten sie sich in die harte Notwendigkeit fügen und die Oberherrlichkeit Italiens über jenes afrikanische Land, das eigentlich nur noch aus Sandwüsten besteht, anerkennen (Friede von Lausanne 1912).

* * *

Die Besitzungen der Portugiesen, die traurigen Reste alter Macht und Herrlichkeit, sind, gleichviel, ob es sich um die an der Westküste (Angola) oder um die an der Ostküste (Mozambique) handelt, zu sehr englischem und deutschem Gebiete benachbart und zu sehr vom Mutterland im Stiche gelassen, als daß man ihnen eine glänzende Zukunft voraussagen könnte.

* * *

Die spanischen Besitzungen sind durch den französisch-spanischen Vertrag vom 30. November 1912 genau abgegrenzt und endgültig festgesetzt worden. Sie umfassen das gesamte Küstenland des einstigen marokkanischen Sultanats mit einigen Häfen am Atlantischen Ozean. Tanger ist internationale Stadt geworden.

* * *

Sicher hat die Geschichte der afrikanischen Eroberungen, Einverleibungen, Schutzherrschaften nicht gerade viel Erbauliches an sich. Die europäischen Regierungen haben die Verteilung Afrikas geregelt, ohne gerade immer von ihren Diplomaten besondere Aufrichtigkeit und von

ihren Militärs besondere Milde zu verlangen. Aber es würde vielleicht eine zu enge Moral bedeuten, wollte man die Europäer, die den schwarzen Erdteil doch nicht bloß seiner eigenen Barbarei überlassen wollten, deshalb als Barbaren verurteilen! Obwohl ihnen allerdings jede uneigennützige Bestrebung fernlag, haben sie doch, ganz unabhängig von ihrem Willen, den armen Menschenwesen, die diesen Erdteil bewohnten, Hilfe gebracht und sich nicht davor gescheut, sich in ihre Verhältnisse unter dem Vorwande zu mischen, daß jene Unglücklichen ein Recht auf eine Unabhängigkeit hätten, die sich bald als weiter nichts als ein Aufgeben ihres gesamten Volkstums herausstellen sollte. Neben den Raub- und Beutekriegen gibt es doch auch solche, die die Gesittung fördern und durchaus berechtigt sind; es sind das die, die dahin Frieden bringen, wo bisher Anarchie wütete, und Wohlbehagen dahin, wo bisher Gram und Kummer herrschte.

* * *

Wie Afrika, ist auch Asien der wiederholte Gegenstand europäischer Ereiferung und Begeisterung gewesen. Aber im Gegensatze zu dem verödeten Afrika übertrifft das unermeßliche Asien sogar noch Europa an Bevölkerungszahl. Die Asiaten sind nicht wilde Neger, sondern zivilisierte Menschen, ja solche von einer uralten Zivilisation, die dereinstens in höchster Blüte stand, sie sind *Gelbe*, deren geistige Befähigung hinter der der Weißen nicht sehr zurücksteht.

Um sich den europäischen Eroberungszug durch Asien im Verlaufe des 19. Jahrhunderts richtig vorzustellen, muß man sich Asien in vier große Bezirke zerlegt denken: 1. den sibirischen, der weit größer als das gesamte Europa ist (dreizehn Millionen Quadratkilometer) und weite unbebaute, von ungeheueren Strömen durchlaufene Flächen sowie Tannen- und Birkenwälder umfaßt, die fünf Monate hindurch unter dem Schnee ihren Winterschlaf halten; 2. den ethnographisch sehr verschiedenartigen, nur durch das gemeinsame religiöse Band des Islam zusammengehaltenen, der ganz Vorderasien umfaßt (Kleinasien, Kaukasien, Persien, Arabien, Syrien, Mesopotamien, Afghanistan); 3. den indischen, der von dreihundert Millionen Menschenkindern bevölkert ist; 4. einen weiteren noch volkreicheren Bezirk, den Bezirk der Gelben, d. h. der Chinesen, Japaner und Indochinesen, der über fünfhundert Millionen Bewohner umfaßt.

* * *

Der sibirische Bezirk, d. h. das ganze nördliche Asien, ist von den Russen kolonisiert und besetzt worden. Sie hatten zunächst nur die Elemente und die Entfernung zu besiegen. Nur in Ostasien mußten sie die Chinesen zurückdrängen. Schon i. J. 1720 hatte Peter der Große mit

dem Hofe von Peking zur Erreichung einer ungefähren Richtigstellung der Landesgrenzen verhandelt. Es war das eine Art Anfang des russischen Vordringens. Schritt für Schritt haben sie ihren Fuß im Osten und im Süden des chinesischen Riesenreichs auf ein Stück nach dem andern gesetzt. In den Jahren 1854—1855 war der zum Generalgouverneur von Ostsibirien ernannte General Nikolai Murawjew siegreich bis zu dem Meere zwischen China und Japan vorgedrungen, um zum Schlusse noch von dem ganzen linken Ufer des Amurflusses, der die Grenze zwischen China und Sibirien bildet, Besitz zu nehmen, wofür er den Grafentitel und den ehrenden Beinamen Amurskij erhielt. Aber weder die Besiedelung noch die Besetzung konnten endgültigen Bestand haben, wenn nicht Landstraßen oder noch besser Eisenbahnen geschaffen wurden. So hat sich Rußlands Bemühen, besonders in den Jahren 1889—1904, auf die Anlegung einer sibirischen Eisenbahn gerichtet. Heute durchquert ein Eisenbahnnetz den riesigen Weltteil in seiner ganzen Ausdehnung und ermöglicht vermittels einer nur zwölftägigen Fahrt eine Verbindung zwischen den russischen Ostseehäfen und denen der chinesischen Meere.

Durch diese wundervolle Leistung haben sich erst Sibiriens Schätze richtig ausnutzen lassen, und ist nun erst die Erschließung der zahlreichen dortigen Kupfer-, Eisen-, Platina- und Goldbergwerke, Kohlengruben sowie Petroleumquellen herbeigeführt worden. Auch haben sich endlose Waldungen dargeboten, die man sogleich, vielleicht zu rasch, abzuholzen begonnen hat In den südlichen Gegenden wächst das Getreide schnell und liefert reiche Ernten; die Auswanderer russischer Zunge kommen in ganzen Scharen, diese Riesenflächen zu besiedeln, und die Bevölkerungszunahme macht rasende Fortschritte.

* * *

Für die Bekämpfung dieses unwiderstehlichen russischen Vorstoßes hatte das schwache China nichts als unwirksame Einsprüche und leere Verwahrungen; ein wirklicher Widerstand kam erst aus Japan.

Ein bewaffneter Zusammenstoß erfolgte um Koreas willen. Korea ist eine große Halbinsel mit sechs Millionen Bewohnern, die der gelben Rasse angehören und eine mit der chinesischen verwandte Sprache sprechen. Von den Japanern in Schutz genommen, waren diese mit dem Friedensvertrage von Simonoseki (17. April 1895), mit dem der Chinesisch-Japanische Krieg seinen Abschluß gefunden hatte, von China unabhängig geworden. Aber diese Unabhängigkeit war nur eine scheinbare; denn in der Tat hatten die Japaner damit weiter nichts bezweckt als an die Stelle der chinesischen ihre eigene Herrschaft zu setzen. In derselben Zeit, in der die Japaner sich beinah friedlich in Korea festsetzten, drangen die Russen beinahe ebenso friedlich in die chinesischen Grenzprovinzen, d. h.

in die Mandschurei, ein. Sie bemächtigten sich der Hafenstadt Port Arthur, durch die sie eine wichtige Stellung gewannen, gehört doch ihr Hafen zu den ersten der Welt, der eine ganze Flotte zu bergen vermag. Eine Eisenbahn vermittelt zudem den Anschluß von Port Arthur an die große transsibirische Bahn bei Mukden und Wladiwostok.

Doch durch ihre Siege über China hochmütig geworden und durch einen Bündnisvertrag mit England (1902) hierin noch bestärkt, verlangten nun die Japaner von Rußland die Räumung der Mandschurei. Rußland versuchte es zunächst mit ausweichenden Antworten, die Japan seinerseits wieder mit der Beschießung von Port Arthur ohne irgendwelche voraufgegangene Kriegserklärung beantwortete (Februar 1904).

Es ist dies vielleicht das erste Mal, daß zwei im Grunde ihres Wesens verschiedene Menschenrassen sich in zwei großen Heeren einander feindlich gegenüberstellten und zum Entscheidungskampfe herausforderten. Darin liegt ja gerade die Tragik dieses Krieges, der vielleicht nur ein Vorspiel anderer noch schrecklicherer Kriege ist, darf man doch nicht so blind sein, das tatsächliche Bestehen einer *Gelben Gefahr* zu verkennen, die über die Völker Europas unbestreitbar einmal hereinbrechen wird, einer drohenden, furchtbaren Gefahr, die alle kindischen Eifersüchteleien zwischen den abendländischen Mächten zum Schweigen bringen sollte! Dreihundert Millionen Europäer werden eines Tages sechshundert Millionen Asiaten gegenüberstehen! Sie unterscheiden sich beiderseits in Rasse, Sitte und Sprache von Grund aus, sie haben weder gemeinsame Erinnerungen aus der Vergangenheit noch gemeinsame Hoffnungen für die Zukunft. Es bestehen zwischen ihnen nichts als schroffe Gegensätze, und es eröffnen sich uns recht trübe Aussichten auf furchtbare Zusammenstöße.

Der Krieg, der sich nun zwischen Rußland und Japan entspann (1904—1905), zeigte das militärische Übergewicht der Japaner von Anfang an in voller Deutlichkeit. Bereits seit dem Jahre 1865 hatten sie unsere europäischen Einrichtungen in ihrer Mehrzahl angenommen, ohne aber darum ihre Ausdauer, Zähigkeit, Manneszucht und Todesverachtung, die ererbten Tugenden ihrer Rasse, einzubüßen. Unter vorzüglicher Führung und von einem tadellosen Menschenmaterial, legten sowohl das Landheer wie die Flotte der Japaner einen stoischen Mut an den Tag, mit dem sie überall siegreich waren. Alsbald wurde Port Arthur beschossen und durch Einschließung gesperrt. Gleichzeitig damit wurde Rußlands ostasiatische Flotte bei Port Arthur völlig vernichtet (10. August 1904).

Auch das nur äußerst langsam und höchst schwierig durch die transsibirische Bahn beförderte russische Landheer war nicht glücklicher als die Flotte. Kuropatkin, der dasselbe befehligende General, marschierte auf Port Arthur, vor dem die Japaner als Belagerer standen. Aber nach einer Reihe von unglücklichen Schlachten wurde er in dem dreitägigen

blutigen Ringen bei Mukden gänzlich zu Boden geschlagen (1. September 1904).

Die im Hafen von Port Arthur eingeschlossenen russischen Schiffe retteten sich schließlich aus demselben, doch nur dazu, um sich gleich darauf vernichten zu lassen (10. August 1904). Bald mußte sich nun auch Port Arthur ergeben (2. Januar 1905).

Die Ostsee- und Schwarzmeerflotte aber, schlecht befehligt, schlecht ausgerüstet und unfähigen Offizieren als auch ungeschulten und zuchtlosen Matrosen überlassen, wie sie war, wurde nach einer langen Irrfahrt zwischen Kronstadt und Wladiwostok in der Schlacht bei Tsuschima vernichtet (27. Mai 1905). Ein glänzender japanischer Sieg, dem Rußlands Flotte ebenso ihren völligen Untergang verdankte, wie Rußlands Landheer dem Siege bei Mukden.

Aber mitten in ihrem Siegeszuge wußten die Japaner sich zu mäßigen, ihren Tatendrang zu bändigen und sich den Friedensvorschlägen der Feinde nicht völlig unnachgiebig zu zeigen. Sie erlangten für sich Port Arthur, Korea und den südlichen Teil der Insel Sachalin. Die Mandschurei fiel zwar dem Namen nach an China zurück, doch behielten die Russen dort nach wie vor ihre Niederlassungen (Friede zu Portsmouth 28. August 1905).

Durch diesen traurigen Krieg hatte sich Rußland auf lange Zeit hin geschwächt und damit gewissermaßen auch gleichzeitig ganz Europa eine moralische Demütigung gegenüber der Gelben Rasse gebracht. Doch es hieße die Bedeutung militärischer Ereignisse im allgemeinen wie auch der vorliegenden im besonderen übertreiben, wenn man daraus auf eine Überlegenheit der Gelben über die Weißen, ja auch nur auf ihre Ebenbürtigkeit mit ihnen schließen wollte. Wenn die Japaner am Ende triumphieren konnten, so hatten sie das einzig und allein dem Umstande zu verdanken, daß sie Panzerschiffe, Gewehre, Geschütze, Pulver, Strategie und Taktik der Europäer angenommen hatten. Sie sind geschickte und treffliche Nachahmer gewesen. Mehr nicht! Die Schüler haben allerdings in jenen Tagen ihre Lehrer noch an Leistungen überboten. In jedem Falle wird sich jetzt Europa gewarnt fühlen, die Gelbe Rasse nicht mehr als einen wenig in Betracht kommenden Posten in Rechnung zu stellen.

* * *

Ebenso unglückliche wie im östlichen Hinterasien, sind die Ereignisse für Rußland in Vorderasien glückliche gewesen. Ist diese osteuropäische Macht den Japanern gegenüber auf Widerstand gestoßen, so hat sie im Gegensatze dazu den mohammedanischen Völkerschaften gegenüber bei ihrem Vordringen nur Erfolge aufzuweisen.

Rußlands Eroberung der Welt des Islams in Asien nahm ihren Anfang beim Kaukasus zwischen dem Kaspischen See und dem Schwarzen Meere. Im Südosten Rußlands und Europas erhebt sich als Grenzwache gegen Asien und die Asiatische Türkei dieses so steile Gebirge, dessen Täler von urwüchsigen, noch halb wilden Völkerstämmen bewohnt werden, bei denen ein höchst buntes Gemisch von Sprachen und Religionsbekenntnissen herrscht. Es bedurfte zu ihrer Unterwerfung über sechzig Jahre (1800—1860). Gegenwärtig sind diese kaukasischen Gegenden, wenn auch vielleicht nur vorübergehend, endlich in friedlichen und ruhigen Zuständen. Sie werden von nahezu neun Millionen Menschen bewohnt, die die russische Herrschaft nunmehr ohne Widerstand anzunehmen scheinen.

Südlich vom Kaukasus liegt Armenien, ein nicht recht scharf umgrenztes Gebiet, das im Norden vom Schwarzen Meer abgeschlossen und von einer christlichen Bevölkerung bewohnt wird. Die Armenier haben nicht nur ihre eigene Kirche, eine der römisch-katholischen nahestehende, sondern auch ihre eigene Sprache, die, obschon von uralter semitischer Herkunft, gleichwohl ihre ursprüngliche Reinheit bewahrt hat. Religion, Sprache, Geschichte, Sitten, Literatur, all das zusammengenommen genügt wahrhaftig vollauf, um ein selbständiges Volkstum auszumachen. Doch, wiewohl die drei Millionen Armenier volles Anrecht darauf haben, ein eigentliches Volk zu bilden, ist es ihnen doch nie gelungen, einen unabhängigen Staat zu gründen. Sie schwanken immer zwischen zwei Despotien hin und her, nämlich der Rußlands und der der Türkei, die sich beide in die Herrschaft über sie teilen und nur über eines jeden Anteil an derselben dauernd im Streite liegen. Die Türkei geht von Zeit zu Zeit mit Massenschlächtereien gegen die unglückliche Bevölkerung vor, Rußland mit der unerbittlichen Härte willkürlicher Verwaltungsmaßregeln; die europäischen Regierungen aber schauen dem Elend Armeniens ruhig zu, ohne auch nur irgendwelchen Einspruch zu erheben, ja, ohne auch nur ihrer Entrüstung ein einziges Mal Ausdruck zu geben. Übrigens büßt die türkische Regierung, die ebenso schwach wie unheilvoll ist, immer mehr von ihrem Einfluß ein, so daß das Schwarze Meer sich von Tag zu Tag sichtbarer zu einem russischen Binnengewässer entwickelt.

Mit dem Kaspischen und dem Aralsee steht es nicht anders, hat doch Rußland im Laufe der Zeit ganz Afghanistan und Persien mit seinen Ingenieuren, Kaufleuten und Soldaten überschwemmt. Zunächst eroberte es die beiden Staaten Khiwa und Buchara (1840—1873), womit es einen Gebietszuwachs von dreiundeinerhalben Million Quadratkilometer — was einer siebenmal so großen Fläche wie ganz Frankreich entspricht — mit sieben Millionen Bewohnern erhalten hat. Es sind das dürre und heiße Landstriche, die ebenso unfreundlich sind, wie die sie

einnehmenden Völkerschaften, die wenig zivilisiert, händelsüchtig und räuberisch sind und vor allem mit einer wahrhaft wilden Glaubenswut der Religion des Islam angehören.

* * *

Je mehr sich nun die russische Macht nach Süden ausbreitete, um so heftiger stieß sie mit der englischen zusammen, die sich in derselben Zeit umgekehrt immer mehr über das Himalajagebirge hinweg nach Norden ausdehnte.

Schon i. J. 1837 suchten die Engländer Afghanistan zu unterwerfen und als Eroberer in jene Bergtäler einzuziehen, die von den Hochebenen des Himalaja nach Nordwesten abfallen. Aber unter allen diesen so kriegerischen asiatischen Völkerschaften sind wohl die Afghanen die allerkriegerischesten, und so gelang es ihnen, das kleine englische Heer vollkommen zu Boden zu werfen (1842). Ohne sich durch dieses Mißgeschick entmutigen zu lassen, kamen die Engländer noch einmal in genügender Stärke wieder und rückten nun in die Hauptstadt von Afghanistan, Kabul, ein. Aber aus Besorgnis vor einem blutigen und kostspieligen Kriege begnügten sie sich hierauf damit, ein Bündnis zu schließen, anstatt eine Schutzherrschaft einzurichten. Das Bündnis dauerte, so gut es eben ging, bis zum Jahre 1884. Als die Engländer nun den Einfluß der Russen auf die afghanischen Häuptlinge in Kabul selbst immer mehr im Steigen begriffen sahen, begannen sie sich allmählich zu beunruhigen. Es wurde ein englischer Einschüchterungsfeldzug unternommen, durch den es auch wirklich gelang, den Russenschützling aus Kabul zu vertreiben (1878). Bis zum Jahre 1884 blieben nun noch die englischen und russischen Beziehungen sehr gespannt, und es schien jeden Augenblick der Krieg hereinbrechen zu wollen. Da kam ein Vertrag zustande. Die Russen, die Merw (1884) und Pendscheh (1885) besetzt hatten, behielten diese beiden Städte, während die Engländer mit der Schutzherrschaft über das ganze übrige Afghanistan betraut wurden und so dadurch, daß ihnen nun auch noch die in das Hochland von Afghanistan führenden nördlichen Ausläufer des Himalaja zufielen, den *natürlichen* Abschluß für ihren indischen Besitz erlangten. Die endgültige Grenzregelung zwischen dem russischen Turkestan und dem englischen Afghanistan wurde einem gemischten Ausschuß übertragen, der seine Aufgabe bis zum Jahre 1895 zu erledigen hatte. Afghanistan mit seinen fünf Millionen Bewohnern bewahrte zwar dem Namen nach seine staatliche Unabhängigkeit, wurde ihm doch sein Herrscher, sein Heer und sein Staatshaushalt vollkommen, wie bisher, belassen, aber in Wirklichkeit wurde es der englischen Regierung unterstellt, die ihm eine regelmäßige Jahresbeisteuer zu entrichten hatte.

So sollte die russische Durchdringung Asiens, nachdem sie im Nordosten bei Japan einen Widerstand gefunden hatte, im Süden vor England haltmachen müssen. Heute stehen sich auf dem Hochlande von Pamir, dem *Dache der Welt*, drei gewaltige Völker gegenüber: China, Rußland und England.

* * *

Der einzige Staat Mittelasiens, der noch einen Schein von Selbständigkeit bewahrt hat, ist Persien. Die Geschichte Persiens war einst ruhmvoll. Noch im 18. Jahrhundert hatte sie, wenn sie auch bereits damals ihres alten Glanzes verlustig gegangen und auch nicht mehr so, wie einst, reich an Dichtern, Gelehrten und Geschichtsschreibern war, unter dem Schah Nadin eine Art Wiedergeburt ihres einstigen Ruhmes. Aber mit dem Tode dieses Eroberers (1747) fiel das Persische Reich wieder auseinander, machten sich doch Belutschistan und Afghanistan selbständig.

Später mußte Persien noch die verschiedensten Kriege über sich ergehen lassen, in denen es der Reihe nach mit den Türken, den Russen und den mit den Engländern verbündeten Afghanen zu kämpfen hatte. Alle diese Kämpfe waren unglücklich, und das Ansehen des Schah schwand immer mehr. Im gegenwärtigen Augenblick ist Persien, obschon dem Namen nach unabhängig, doch in Wahrheit unter dem völligen Einflusse, ja geradezu unter der Schutzherrschaft Rußlands, ein Schicksal, mit dem sich die Engländer merkwürdigerweise so ziemlich abgefunden zu haben scheinen.

* * *

Der alleräußerste Westen Asiens untersteht der Regierung des Sultans in Konstantinopel; es ist die Asiatische Türkei mit achtzehn Millionen Bewohnern. Vergebens sucht man in ihrer Geschichte schon lange etwas Bemerkenswertes. Frankreich, England, Rußland und seit 1871 auch Deutschland haben sich sämtlich bemüht, in den dortigen durch dauernde religiöse Feindseligkeiten zerrissenen Bevölkerungskreisen (Moslems, römische Christen, orthodoxe Christen, Juden, Armenier) heimischen Handel und Gewerbe auszubreiten. In Syrien ist der Jahrhunderte alte französische Einfluß noch immer herrschend. Anderseits haben die Deutschen die Anlage einer Eisenbahn von Bagdad nach Smyrna oder mit andern Worten vom Persischen Meerbusen bis zur Straße von Konstantinopel in die Wege geleitet. Es wird das die schnellste Verbindung zur Vermittlung des gesamten Verkehrs zwischen Mitteleuropa und Indien sein.

* * *

Dessenungeachtet zählen in Asien eigentlich nur zwei europäische Völker: die Russen und die Engländer.

Die Macht der Engländer ist eine ganz gewaltige. Sie besitzen Indien, dessen Reichtum in bezug auf seine Bevölkerungszahl, die Fruchtbarkeit seines Bodens, die Ausdehnung seines Gebiets (fünf Millionen Quadratkilometer) und die seit Hunderten von Geschlechtern dort angehäuften Schätze erstaunenswert ist. Wie ein Wunder wirkt es, die unbedingte Untertänigkeit dieser Riesenvölker (dreihundert Millionen Seelen) zu beobachten, noch dazu, wenn man bedenkt, daß sie nur auf einem englischen Heere von der winzigen Stärke von fünfundsiebzigtausend Mann beruht. Man sieht: Nicht die physische, sondern die sittliche Macht regiert die Welt.

Aber auch den Nachbarvölkern Indiens wollen die Engländer ihre Unabhängigkeit nicht lassen. Sie dehnen ihren Einfluß nach Norden auf Belutschestan und Afghanistan aus, im Osten haben sie Birma an sich gerissen, eines der fruchtbarsten Länder Hinderindiens mit acht Millionen Bewohnern (1885). Seit 1815 behaupten sie die Halbinsel Malakka; seit 1819 haben sie auch die südlich davon gelegene Insel Singapur in Besitz mit der gleichnamigen Hauptstadt, die die reichste unter allen Hafenstädten Indiens und eine große fast ausschließlich chinesische Handelsstadt ist, die auf dem Seewege nach Australien und China liegt. In Asien wie in Afrika haben die Engländer stets die fettesten Stücke für sich zu nehmen verstanden.

Aber es ist das auch stets zum Besten der unterworfenen Völker gewesen. Wie die Römer in die Barbarenwelt Ordnung und Frieden gebracht haben, so haben es auch die Engländer in das von Hungersnöten, Seuchen, Kriegen, Erpressungen, Elend aller Art heimgesuchte Indien. Der britische Friede ist hier ebenso wohltätig wie einst der römische in dem alten Weltreiche gewesen.

Gleichwohl ist auch dieser Riesenbau gebrechlich. Gerade seine Größe bildet seine Gefahr. Die indische Bevölkerung zeigt unter dem Schutze der englischen Verwaltung ein schnelles Wachstum. Ohne wenigstens vorläufig noch den Europäern offen feindselig zu sein, hält sie sich doch jedenfalls beiseite und mischt sich mit ihnen nicht. Sollte sie sich erst einmal der Kraft bewußt werden, die ihr ihre unermeßliche Größe verleiht, dann wird sie das fremde Joch schnell abgeschüttelt haben. Eroberungen können sich in diesem ihrem ursprünglichen Zustande, d. h. mit unterworfenen Volksmassen auf der einen und herrschenden auf der andern Seite, mehrere Jahrhunderte hintereinander durch nichts anderes als entweder durch die völlige Ausrottung der Eingeborenen oder durch ihre langsame Vermischung mit den Siegern halten. Nun sind in Indien beide Lösungen gleichwenig möglich, und das ist es, was die Zukunft des englisch-indischen Reiches so unsicher macht.

* * *

Der größte Teil von Hinterindien ist gegenwärtig Frankreich untertan.

Die französische Besitzergreifung geht bis auf das Jahr 1858 zurück. Sie hat sich allmählich über die ganze Halbinsel ausgedehnt, weniger vielleicht durch das überlegte ehrgeizige Streben der Franzosen als durch jenes unentrinnbare Schicksal in jedweder erst einmal eingeschlagenen Kolonialpolitik, das zur Behauptung einer erst einmal gewonnenen von feindlichen Völkern umgebenen Besitzung eine immer weitere Ausdehnung in die benachbarten Gebiete hinein und eine immer weitere Vorschiebung der Grenzen verlangt. Im Anfange war ausschließlich von Saigun die Rede gewesen, das dann auch besetzt wurde (1858), aber schon wenige Jahre später kam Kambodscha heran (1863), dann Kochinchina und das Mekongdelta (1867) und schließlich auch noch Tonkin (1874).

Die zunächst nur vorläufige Besetzung Tonkins vom Jahre 1874 war erst i. J. 1884 abgeschlossen, führte aber zu einem Kriege mit China, der recht ernst war. Schließlich mußten dank der Teilnahme der von Admiral Courbet wunderbar geleiteten Flotte Chinesen wie Anamiten die Waffen strecken. Frankreich wurde unumschränkter Herr von Tonkin und Kochinchina, die nun französische Kolonien wurden, während Kambodscha französisches Schutzgebiet geworden war.

Das gesamte hinterindische oder, wie es auch genannt wird, indochinesische Kolonialreich Frankreichs wird von zwanzig Millionen den Chinesen ähnlich sehenden Menschen der gelben Rasse bewohnt; es sind friedliche Buddhisten, Fischer und Landwirte, die zwar nüchtern, sanftmütig und gefügig, aber faul und hinterlistig sind. Das Land ist reich, aber der Gesundheit nicht recht zuträglich. Die Zukunft der französischen Kolonialmacht in Hinterindien ist noch ungewisser als die der englischen in Vorderindien; es ist doch wohl kaum wahrscheinlich, daß diese zwanzig Millionen Menschen, die von gleicher Rasse, gleicher Religion und fast gleicher Sprache wie die mit ihnen benachbarten vierhundert Millionen Chinesen sind, sich die endgültige Unterwerfung unter einer kleinen Schar von französischen Soldaten, Seeleuten und Verwaltungsbeamten, lauter Ausländern, die für sie Barbaren sind, gefallen lassen.

* * *

Der einzige unabhängige Staat Hinterindiens ist Siam mit sechs Millionen Einwohnern. Es ist dies ein *Pufferstaat*, der sich zwischen den französischen und englischen Besitzungen einschiebt, in dem aber der ältere und beharrlichere englische Einfluß vorherrscht.

* * *

Die asiatische Großmacht ist China. Seine Geschichte und Zivilisation gehen bis in das graueste Altertum zurück; das Riesenreich von zehn Millionen Quadratkilometern wird von den verschiedensten Völker-

schaften bewohnt, doch sie sind heute alle unter einer und derselben Herrschaft geeinigt, sprechen die Mundarten einer und derselben höchst rohen flexionslosen und aglutinierenden Sprache und bekennen sich zu einer und derselben Religion, einem entarteten, in unzählige Sekten zerrissenen Buddhismus.

Der Buddhismus ist keineswegs in China entstanden, sondern wurde vielmehr von einem Inder, dem jungen Königsohne Sakja-Moni, etwa sechshundert Jahre vor Christi Geburt, begründet. Vor Sakja-Moni war die Religion der Hindus ein wirrer, schwärmerischer, dunkler und verwickelter Pantheismus, der Brahmanismus oder Brahmadienst. Gewisse heilige Schriften, die *Veden*, lehrten eine märchenhafte Schöpfungsgeschichte, die meist wunderlich verzerrt, aber auch stellenweise dichterisch, wie die der Griechen, und erhaben, wie die der Juden, war. Im Grunde aber gab diese brahmanische Religion trotz einiger edler Sittenvorschriften nur ein kindliches Bild von der Welt.

Brahma, Jupiter, Jehovah sind die natürlichen Gestalten, unter denen sich die Menschheit in ihrer Kindheit die ihr durch ihre Wirkungen Furcht und Schrecken einflößenden Urkräfte des Weltalls vorgestellt hat. Als der Mensch nun aber schärfer zu denken begann, gestaltete er jene anfänglich noch so rohen Entwürfe nun erst richtig aus oder auch völlig neu. Einer dieser Neugestalter war Buddha.

Ganz wie Christus und wie Mohammed, hat auch Buddha die verwickelten Götterlehren durch eine einfache Religion ersetzt, deren wesentlicher Kern die Sittlichkeitslehre ist. Ganz wie Christus und wie Mohammed, hat auch er seiner Lehre die Welt erobert. Buddhas Predigt ist eines der größten Ereignisse der Menschheitsgeschichte.

Er wurde in Nepal, südlich vom Himalaja, geboren. Sein Vater war ein reicher und mächtiger König. In dem noch so völlig jugendlichen Alter von achtzehn Jahren fühlte sich der Jüngling gegenüber allen irdischen Gütern von Ekel ergriffen. Er verließ seinen Palast und zog bettelnd von Stadt zu Stadt, die neue Lehre zu verkünden und das Gute zu predigen.

Seine Jünger waren sogleich sehr zahlreich. Sie schlossen sich zu religiösen Gemeinschaften zusammen, die kaum hundert Jahre nach Buddhas Tode bereits über ganz Indien verbreitet waren. Bald überschritt die neue Religion den Indus, um nun nach Hinterindien und dann auch nach dem götzendienerischen China zu dringen. Die Eroberung der asiatischen Welt durch den Buddhismus ist ebenso rasch vor sich gegangen, wie die der Welt um das Mittelländische Meer durch den Islam; doch im Gegensatz zu dieser hat sie sich allein durch Überredung ausgebreitet und niemals mit Blut befleckt.

Buddhas Lehre ist vor allem Sittenlehre. Sie bringt nur wenig sittliche Dogmen und setzt kaum irgendeinen rituellen Kult ein. Buddha

predigte Mitleid mit allen leidenden Wesen; er befahl Verzicht auf alle Freuden und Unterdrückung aller Begierden mit der Begründung, daß das Ideal des Menschen das *Nirwana*, d. h. die Rückkehr zum Nichts sei.

Doch auch einer Religion haftet die Unbeständigkeit alles Menschlichen an; auch sie muß sich beständig umgestalten und dem Geisteszustande der sie ausübenden Völker anpassen. Nach China verpflanzt ist denn auch der Buddhismus in engherzigen Formeln untergegangen, wie sie dem kindischen Geiste des Chinesen entsprechen. Hier hat diese ursprünglich so reine Religion schon ihre Priester und ihre Pagoden, bei denen die Gebete um so eher Gehör finden, je lächerlicher sie sind, aber gleichwohl auch sie noch keine Einheit irgendwelcher Art, keinen eigenen Priesterstand in seinen verschiedenen Abstufungen, der sich nur irgend mit dem der christlichen Kirchen vergleichen ließe, auch keinen irgendwie gearteten dogmatischen Unterricht, wie er in den Moscheen des Islam betrieben wird. Es handelt sich bei dieser chinesischen Abart des Buddhismus mehr um eine gewisse Betätigung religiösen Lebens in seinen Anfangsstadien als um wahrhaft echte Religion.

In bezug auf ihre Sittenlehre begnügen sich die Chinesen, mögen sie Buddhisten sein oder auch keine, mit der Annahme der im übrigen sehr edlen Anschauungen ihrer beiden großen Weltweisen Kung-fu-tse (Confucius) und Lao-tse.

Ihre gesamte Religionpflege gründet sich auf dem Totenkult. Sie glauben an böse oder gute Geister und entnehmen diesem Glauben in etwas wirrer Weise den Gedanken an eine Wiederauferstehung. So ist die große Sorge eines jeden Chinesen sein ganzes Leben lang, daß er bloß nach seinem Tode neben seinen Ahnen beerdigt werde.

Der Familienvater gilt heilig. Er hat seinen Kindern gegenüber Recht über Leben und Tod. Die Hauptpflicht eines jeden besteht darin, dem Willen seines Vaters zu gehorchen und sein Grab zu ehren.

Die Chinesen sind alles: Bauern, Landarbeiter, Fischer, Kaufleute, ja selbst bisweilen Wucherer, aber sie haben eine unüberwindliche Abneigung für alle militärischen Dinge. Das schließt aber keineswegs aus, daß sie von einer hohen Todesverachtung, ja sogar von einer beinahe völligen Unempfindlichkeit gegen körperliche Schmerzen sind. Stets von kriegerischen und habgierigen Nachbarn umgeben, haben sie sich gegen Einfälle und Plünderungszüge zu verteidigen weder vermocht noch auch verstanden. Sicher ist nichts schöner als ein friedlicher Sinn, aber bei alledem müssen doch auch die friedliebendsten Völker sich immer so viel Kraft erhalten, um nicht andern räuberischen Völkern eine Beute zu werden. Das Los der chinesischen Volksklassen ist also stets ein ziemlich bedrängtes gewesen, haben sie doch nicht so zu rüsten gewußt, daß

sie sich gegen die feindlichen Überfälle der Mongolen, Tataren*) und Turkomanen hinlänglich zu schützen vermochten; sie haben nur durch ihren Kinderreichtum ihr Dasein behauptet, aber beständig in höchst elender Knechtschaft geschmachtet.

Aber bei all der Unsicherheit ihrer Schicksale haben die Chinesen es gleichwohl verstanden, ein wenig die Wissenschaften und auch besonders die Künste zu pflegen, Ackerbau und Handel zu fördern und einige nützliche Kleinigkeiten im Gebiete des praktischen Alltagslebens zu erfinden. Sie sind nüchtern, arbeitsam, ausdauernd, — und, wenn sie keinen besonderen Entdeckungsgeist haben, so verfügen sie doch jedenfalls über einen reichen Nachahmungssinn. Ebenso unfähig, wie sie für jeden Fortschritt sind, sind sie einem solchen auch keineswegs geneigt, huldigen vielmehr der Überzeugung, daß jede Veränderung verhängnisvoll sei. Sie bemühen sich also, die Überlieferungen der Ahnen eines jeden einzelnen wie auch des gesamten Volkes unverändert weiterzugeben, da sie sich außerhalb derselben kein Heil denken können. Sie haben sich lange eingebildet, daß jede Berührung mit den Ausländern zugleich ehrenrührig und verderblich sei, könnten doch die fremden Teufel nur verkehrte oder unsittliche Vorstellungen ins Land bringen.

Bis zum Jahre 1840 hatten die Chinesen den Europäern alle ihre Häfen verschlossen. Die von ihren Ahnen zum Schutze gegen den Ansturm der Tataren erbaute Große Mauer ist als ein ihren Geisteszustand so recht anschaulich kennzeichnendes Sinnbild stehen geblieben. Es ist eine Schranke gegen ein etwaiges Eindringen von Kriegern wie Ideen aus dem Auslande. Die Achtung vor dem Alten wie der Abscheu vor dem Neuen bilden das eigentümliche Merkmal chinesischen Geistes.

Die Chinesen haben, wie es scheint, schon seit unvordenklichen Zeiten eine Art Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern getrieben; doch ihre Sprache wie ihre Schrift eignen sich wenig zur Verbreitung und gemeinverständlichen Behandlung naturwissenschaftlicher Forschungen oder auch der Geisteswissenschaften. Die Schrift ist namentlich so verworren, daß, um es in ihr zu einer gewissen Meisterschaft zu bringen, fast ein ganzes Leben erforderlich ist. Für die Wertschätzung eines Chinesen bietet den besten Maßstab die Schönheit seiner Schrift. Die Prüfungen, die er in ununterbrochener Folge nacheinander bestehen muß, um die *Mandarinenwürde* zu erlangen und noch höhere gesellschaftliche Stellungen zu erwarten, hängen sämtlich im wesentlichen von den mehr oder weniger geschmackvollen und verfeinerten Formen ab, in denen der Haarpinsel des Kandidaten den Vorstellungen seines Geistes die äußere Form zu geben weiß.

---

*) Anm. des Herausgebers: Fälschlich Tartaren mit mißverständlicher Anlehnung an den Tartarus, die Unterwelt, benannt.

Die Chinesen besitzen seit langen Jahrhunderten eine reiche an geschichtlichen, für die Bühne bestimmten, philosophischen, medizinischen, dichterischen Werken fruchtbare Literatur. Allein das Abendland hat sich nur selten an ihr Studium herangewagt. Man hat hier, vielleicht mit Unrecht, vorausgesetzt, daß dieser unheimliche Wust von Urkunden von keiner besonderen Bedeutung sei. Wie dem auch sein mag, der Einfluß des chinesischen Geisteslebens auf das europäische, ebenso wie der umgekehrte ist jedenfalls völlig belanglos gewesen!

Auch auf kunstgewerblichem Gebiete haben die Chinesen einiges geleistet, besonders in der Weberei schöner Seidenstoffe, ist doch die Seidenwirkerei eine ihrer glänzendsten nationalen Industrien. Diese Stoffe nun haben sie mit den prächtigsten Mustern geziert und ebenso mit einer bei ihnen sonst unbekannten Emsigkeit Vasen angefertigt, die nicht des Reizes einer gewissen Schönheit entbehren.

Die chinesische Zivilisation, die, ohne uns zu kennen oder uns bekannt zu werden, sich so ohne allen Zusammenhang mit uns entwickelt hat, hat es freilich nicht zu den modernen Wissenschaften gebracht. All die ganze unermeßliche Anstrengung jener Millionen und aber Millionen von Menschen ist also alles in allem ziemlich vergeblich gewesen; denn, was die Größe und Kraft der Menschheit ausmacht, ist doch die moderne Wissenschaft, d. h. eine immer mehr zunehmende Bekanntschaft mit der uns umgebenden Welt der Wunder der Natur. Der Mensch wird doch nicht mit Fächern, Porzellangefäßen oder Pagoden die Höhen der Kultur erreichen, die er erstreben soll!

Wenn sich aber die chinesische Kultur so wesentlich von der europäischen unterscheidet, so ist das etwa nicht nur, weil die Chinesen die Bekanntschaft mit unseren Fortschritten abgelehnt haben, sondern augenscheinlich ebenso deshalb, weil auch ihre Rasse eine von der unserigen völlig abweichende ist. Sie haben die gelbe Haut, die schwarzen enggeschlitzten Augen, die plattgedrückte Nase, die ziemlich niedrige und zurücktretende Stirn, die dichten und struppigen schwarzen Haare und den spärlichen Bart ihrer Rasse und sind so ganz verschieden von den Angehörigen der weißen. Wenn es mithin erlaubt ist, aus den Ergebnissen ihrer Zivilisation im Vergleich mit denen der unserigen einen Schluß zu ziehen, so darf man wohl behaupten, daß die Chinesen der weißen Rasse gegenüber minderwertig sind.

Wenn auch stets nur von kleinem Wuchse, so sind sie doch im allgemeinen kräftig, geschickt, widerstandsfähig und derart, daß sie alle nur erdenklichen Anstrengungen und Unbilden der Witterung ohne Klagen auf sich nehmen. Nüchtern, mäßig und sparsam, wie sie sind, begnügen sie sich mit sehr niedrigen Löhnen, wandern aber, da sie infolge ihres außerordentlichen Kinderreichtums im eigenen Lande gar zu eng bei-

einander wohnen müssen, in ungeheuren Massen aus, um nunmehr mit den europäischen Arbeitern, die bedeutend höhere Löhne fordern, in bedenklichen Wettbewerb zu treten. Daher ist denn auch in gewissen Ländern die chinesische Einwanderung verboten, z. B. in Kalifornien und Australien. Wer kann wissen, ob nicht einmal in absehbarer Zeit die Absperrung chinesischer Arbeit von Ländern außerhalb Chinas eines der gewichtigsten volkswirtschaftlichen Probleme werden wird?

Nach den Eroberungszügen der Mongolen mußte China die der Tataren über sich ergehen lassen. Mongolen wie Tataren waren Mitglieder der Gelben Rasse gleich den Chinesen selbst. Doch die Mongolen und Tataren, die im Gebirge lebten, waren Krieger geworden, während die Chinesen, die die Ebenen bewohnten, nur friedliche Ackerbauer waren. Nun sind aber die ackerbautreibenden Völkerschaften nur gar zu oft dazu bestimmt, von den ärmeren und rauheren, mehr kriegerischen Bevölkerungen überwältigt zu werden.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts stürzte der Anführer dieser mandschurischen Tataren die altehrwürdige chinesische Mingdynastie. Seinen Nachfolgern gelang es nur schwer, Empörungen zu unterdrücken, doch glückte es ihnen, die Nachbargebiete Chinas, nämlich Turkestan, die Mongolei und Tibet, zu erobern. Kao-tsung, mit seinem Regierungsnamen Khien-lung, der vierte König der Mandschudynastie (1735—1796), konnte endlich über ein gewaltiges Reich als unumschränkter Friedensherrscher gebieten. Er ließ sich nahezu göttliche Ehren zuerkennen, erklärte sich als *den Sohn des Himmels* und den Gesandten der „unzivilisierten" auswärtigen Herrscher dermaßen überlegen, daß keiner von ihnen Zutritt zu ihm bekam.

Es war damals die Zeit der großen napoleonischen Feldzüge, und Europa dachte wahrlich an andere Dinge als an den Verkehr mit China. Doch mit dem Jahre 1815 änderten sich die Dinge. China hatte nur einen einzigen Hafen, der dem europäischen Verkehre geöffnet war, nämlich Kanton, neben Macao, dem Freihafen der Portugiesen, die hier bereits seit zwei Jahrhunderten Handel trieben. Um 1820 gelang es den Engländern, die die Erben der portugiesischen See- und Handelsmacht geworden waren, in dem letztgenannten europäischen Freihafen das Opium Indiens an die Chinesen verkaufen zu dürfen. Bald verbreitete sich die Sitte des Opiumrauchens in China. Der Sohn des Himmels verbot den Opiumhandel, wozu er vollkommen berechtigt war, doch wollte er auch die Engländer köpfen lassen, die Opium verkauft hatten, und das war schon viel weniger klug von ihm. Es erfolgte zwischen China und England ein regelrechter Krieg, der nicht weniger als zwei Jahre dauerte (1840—1842). Die englische Flotte drang in den Jang-tse-kiang ein, und so mußte sich der Kaiser von China trotz seines Stolzes in die Abtretung der Insel Hong-

kong an England sowie die Öffnung einiger Häfen für den Auslandshandel fügen; es waren dies außer Kanton die Häfen Amoy, Ning-po, Fu-tschou-fu und Schang-hai (Friedensschluß zu Nan-king vom 29. August 1842).

Es ist wenig rühmlich für die europäische Gesittung, daß sie sich in China mit dem Opium eingeführt hat. Die Unglücklichen, die sich diesem Laster hingeben, sinken rasch in den Zustand tierischer Verrohung herab; sie verlieren alle Kraft und allen Verstand und richten ihre Gedanken ausschließlich darauf, sich immer wieder jenem verhängnisvollen Genusse des Rauchens hinzugeben, bei dem sie die harte Wirklichkeit vergessen und sich in die schönsten Träume wiegen, um schließlich der Entartung und dem Tode zu verfallen. Wenn Europa seine Alkoholkrankheit hat, hat China seine Opiumkrankheit, die ihm Europa als ein Begrüßungsgeschenk, eine Art Mitbringsel gebracht hat.

Doch das Ansehen der Kaiser der Mandschudynastie wurde immer schwankender. Von allen Seiten strömten die Unzufriedenen herbei. Diebe und Raubgesellen beunruhigten alle Provinzen. Der Herrscher vermochte nicht mehr die Ordnung aufrechtzuerhalten und die Empörungen niederzuwerfen. Die schon lange zusammengetretenen geheimen Genossenschaften der Tai-ping warfen sich nun zu Herren von ganz Südchina auf, um die europäischen Kaufleute aufs höchste zu belästigen; Frankreich und England traten dazwischen (1857). Doch richtig begann erst i. J. 1860 der Krieg. Die vereinigten Truppen der Franzosen und Engländer rückten nun bis Peking vor. Der *Sommerpalast*, die Kaiserliche Residenz, wurde gebrandschatzt und geplündert (18. Oktober 1860). Rohe Wiedervergeltung wurde mit einem von den Chinesen begangenen treulosen Mordanschlag verübt. Sie brachten von den als Unterhändler geschickten Europäern nicht weniger als zwanzig unter gräßlichen Foltern um.

Durch den Friedensvertrag zu Peking (24. Oktober 1860) öffnete sich nun endlich China dem Abendland ein wenig; die fremden Regierungen bekamen das Recht, sich bei dem Hofe zu Peking durch bevollmächtigte Geschäftsträger vertreten zu lassen.

Durch diesen Krieg, durch den China so recht seine entsetzliche Schwäche zeigte, wurde die Ländergier der Fremden nur noch immer stärker.

Bald sollten von Norden her die Russen um die Mandschurei herum, von Süden die Franzosen um Hinterindien und — am bedrohlichsten von allen — von Osten die Japaner mit der Aufteilung Chinas beginnen.

Japan ist in dreifacher Beziehung, geographisch, ethnographisch wie historisch, in seinem Ursprung und noch lange darüber hinaus nur im Zusammenhange mit China zu verstehen. Allmählich jedoch sind die Sitten auf dem japanischen Insel- und die auf dem chinesischen Festlande immer

mehr auseinandergegangen. China blieb im wesentlichen demokratisch, während Japan einer eifersüchtig an ihren Vorrechten hängenden und adelstolzen Aristokratie untertänig wurde, deren Mitglieder den Namen Daimio*) führten. Bis zur Revolution i. J. 1868 war die Regierungsform eine absolute Monarchie. Der *Mikado,* der sich in seinem Palast eingeschlossen hielt und ein ebenso beglaubigter *Sohn des Himmels* wie der Kaiser von China war, begnügte sich mit der Stellung einer Art unsichtbaren und unfehlbaren Priesters, der alle wirklichen Machtbefugnisse dem *Sei i tai shogun* (kurz *Shogun* genannt) überließ, seinem Kronfeldherrn, der mit dem Ehrentitel *Tai-kun* (= *Großer Herr*) als ein Majordomus oder Hausmeier, wie ihn einst die fränkischen Könige über sich gekannt hatten, und als der Oberfeldherr sämtlicher Heere im Grunde der eigentliche unumschränkte Herrscher war, der die Geschicke des Landes leitete.

Hieraus erwuchs eine Kette fortgesetzter Eifersüchteleien, die immer nur befriedigt wurden, um gleich wieder von neuem zu erstehen. Sie schlugen zur hellen Flamme empor in einer Zeit, wo bereits die Europäer deutlich ihre Absicht bekundeten, in Japan einzudringen (1864). So konnte sich damals zu einer und derselben Zeit ein Bürgerkrieg und ein Krieg mit dem Ausland abspielen. Ein aus amerikanischen, englischen, französischen und holländischen Schiffen bestehendes Geschwader schoß nun die Festungswerke von Simonoseki in Trümmer. Japan mußte den Fremden seine Häfen öffnen (1865). Drei Jahre später machten die Japaner, die mittlerweile einsehen gelernt hatten, daß das Zwiespältige der zwischen Mikado und Shogun geteilten Macht ein unheilbares Maß von Schwäche in seinem Wesen bärge, die große Revolution, die eine Umwälzung in ganz Ostasien hervorrief. Der Shogun dankte ab, und alleiniger Herr wurde der Mikado (Mutsu-hito 1868—1912).

Seit jenem Augenblicke machten sich die Japaner mit fieberhaftem Eifer mit den Sitten und Erfindungen der Europäer vertraut. Sie nahmen ihre Bräuche und Gesetze an mit Ausdehnung ihrer revolutionären Umgestaltung auf die sämtlichen Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens, aber mit einem besonderen Aufwand ihrer Kräfte für militärische Dinge; sie verschrieben sich Panzerschiffe aus England, Geschütze, Flinten und Offiziere aus Deutschland, Gesetzgeber aus Frankreich, Ingenieure aus den Vereinigten Staaten. Mehr als tausend Jahr alte ehrwürdige Sitten fielen mit den altersgrauen Einrichtungen, aus denen sie emporgewachsen waren. I. J. 1871 wurden die Vorrechte des Adels aufgehoben und i. J. 1889 ein parlamentarisches Zweikammersystem eingeführt. Für das Militär herrscht die allgemeine Dienstpflicht. Ein dem französischen *Code*

*) Anm. des Herausgebers: Drei- bezw. viersilbig zu sprechen, „Reichsvasallen, Vasallenfürsten" buchstäblich „Großer Name".

civil entsprechendes Bürgerliches Gesetzbuch wurde veröffentlicht (1892). Laboratorien wurden erbaut und Universitäten begründet, die geschätzte wissenschaftliche Fachzeitschriften herausgeben. Gleichwohl haben es die Japaner noch nicht über sich gebracht, ihre so barbarische Schrift mit ihrem nicht weniger barbarischen Alphabet, die beide ein so grausames Hindernis für jeden gesunden Fortschritt bilden, ein für allemal aufzuheben.

Nichts ist merkwürdiger als diese so jähe und gründlicheUmgestaltung, und doch hat sich diese, wenn auch nicht ohne jeden Widerstand, so doch ohne irgendwelche heftigeren Zuckungen vollzogen. Alle Klassen der Bevölkerung haben dabei denselben Eifer aufgebracht. Es gibt kaum einen zweiten so ergreifenden Fall in der Geschichte irgendeines Volkes, wie diesen, als Beweis dafür, daß der Wille einiger weniger tatkräftiger Menschen den Lauf der Ereignisse aus einer Bahn bringen kann, die bisher unverrückbar und vom Schicksal unabänderlich vorgeschrieben schien.

Dank dem gewaltigen Ausbau ihres Heeres haben die Japaner auch i. J. 1895 die Chinesen und i. J. 1905 die Russen vollkommen zu besiegen vermocht.

Sie gingen aus den beiden Kriegen als unbestrittene Sieger hervor und benutzten diese ihre Siege, um die Grenzen ihres altehrwürdigen Inselreiches so weit auszudehnen, wie sie sich bisher noch niemals seit unvordenklichen Zeiten erstreckt hatten. Von China nahmen sie die Insel Formosa, die Gruppe der Pong-hu (Pescadores oder Fischerinseln) und einen Teil der Mandschurei; Korea wurde unabhängig erklärt. Soweit die Ergebnisse des Friedensvertrages zu Simonoseki vom 17. April 1895.

Aus dem Kriege mit Rußland vom Jahre 1905 erwuchsen ihnen noch größere Vorteile, derart, daß im gegenwärtigen Augenblicke die Japaner mit ihrem kriegsgewohnten Heer und ihrer blühenden Flotte als unumschränkte Gebieter Koreas und der Mandschurei vor allen anderen Völkern dazu angetan scheinen, China ihre Herrschaft auferlegen zu sollen.

In welcher Gestalt? Niemand kann das vorauswissen! Jedenfalls entweder in der Gestalt eines läuternden sittlichen oder in der eines sich durchsetzenden Verwaltungseinflusses.

I. J. 1912 befreite sich China endlich von seinen erbärmlichen Kaisern, den schwächlichen Erben jener einst so stolzen Eroberer der Mandschudynastie, und wurde, wenigstens seiner äußeren Regierungsform nach, eine Republik. Doch war dies nur ein leeres Wort, hatte sich doch in der Sache nichts geändert. Es sind noch immer so wesentliche Reformen nötig, um den verschiedenen unzähligen unter sich gespaltenen, so unkultivierten und unkriegerischen chinesischen Volksstämmen ein gewisses Maß von innerem Zusammenhange zu geben, daß den Japanern mit ihren so vervollkommneten Einrichtungen und ihrer so straffen Leitung

durch die tatkräftigsten Führer die Unterwerfung der Chinesen jetzt keine besondere Mühe machen würde.

Doch Chinas Eroberung durch Japan bildet weit weniger eine Gefahr für Europa als ein beiderseitiges Bündnis derselben. Vierzig Jahre haben genügt, daß Japan durch Annahme der europäischen Fortschritte eine furchtbare Macht geworden ist. Die Chinesen, die von Hause aus nicht weniger befähigt als ihre Brüder, die Japaner, sind, werden unter gleichen Umständen dasselbe vermögen, und dann werden, wenn beide die von uns gar nicht genug zu fürchtende Weisheit haben, sich von jetzt an, anstatt sich einander zu bekämpfen, lieber zu vereinen, sie zusammen eine riesige feindliche Masse bilden, gegen die Europa nichts vermögen wird, wenigstens, so lange es unter sich gespalten ist.

Wie es aber auch mit den Geschicken der Welt bestellt sein mag, die in der Zukunft dunklem Schoße verborgen liegen, es wird sich zunächst wohl nur auf einen Widerstand gegen die Völkerschaften der Gelben Rasse von seiten der Russen und ihrer nächsten Nachbarn, der Engländer, rechnen lassen.

In Amerika nahm die Republik der Vereinigten Staaten einen immer größeren Umfang an und stieg ihr Reichtum zu ganz ungeahnten Höhen. Das Wachstum der Bevölkerungsziffer war ein ganz riesiges; es betrug in Millionen gerechnet: achtundzwanzig i. J. 1860, fünfunddreißig i. J. 1870, sechsundsiebzig i. J. 1900, zweiundneunzig i. J. 1910, also voraussichtlich hundert Millionen i. J. 1915.

Doch, wie es scheint, fühlen sich die Amerikaner trotz der Ausdehnung des von ihnen bewohnten Gebietes und ihrer verhältnismäßig noch immer schwachen Volksdichtigkeit in ihrem Lande gleichwohl beengt und haben deshalb ihr unermeßliches Reich schon lange beständig erweitert.

Als i. J. 1898 die Insel Kuba, eine spanische Besitzung, unter einer allgemeinen Anarchie blutete, benutzten die Vereinigten Staaten diese Gelegenheit, um für die Aufständischen Partei zu nehmen und Spanien den Krieg zu erklären (21. April). Von der spanischen Flotte war bald nichts mehr zu vernehmen, und die Schwäche Spaniens zeigte sich noch handgreiflicher als die Stärke der Vereinigten Staaten. Aus keinem anderen Grunde als dem der eigenen Wehrlosigkeit mußte Spanien die Waffen strecken und den Vereinigten Staaten die Philippinen in Asien und die beiden Großen Antillen Portoriko oder richtiger Puerto Rico sowie Kuba in dem Westindischen Inselmeere überlassen (Pariser Friede 10. Dezember 1898). Zwar wurde der Insel Kuba äußerlich die Unabhängigkeit zuerkannt. Diese Unabhängigkeit besteht doch nur zum Schein. In Wahrheit ist die Republik der Vereinigten Staaten durch ihre finanzielle Beteiligung an allen kubanischen Geschäften vielleicht noch mehr als durch die Nähe ihres Heeres und ihrer Flotte Herrin und Gebieterin über diese Perle der Antillen.

So sank der letzte Stein an jenem riesigen Bau dahin, den die spanische Monarchie im 16. Jahrhundert in der Neuen Welt errichtet hatte, und damit war dieser Bau zusammengebrochen. Hatte sie doch einmal Kalifornien und Mexiko, die Antillen und Argentinien, die Philippinen und Florida, Kolumbia und Peru besessen, und blieb ihr doch jetzt in den beiden Weltteilen auch nicht mehr ein einziges Fleckchen Erde. Doch gleichwohl ist die einstige Größe nicht ganz dahin; sie ist auch heute noch mehr als ein bloßer Traum und eine bloße Erinnerung, sprechen doch ganz Mittel- und Südamerika obschon sie jede Verbindung mit dem Mutterlande gelöst haben, noch immer die spanische Sprache. Nun besteht aber jedes Volkes eigentümlichste Wesenheit in derjenigen Sprache, die die Kinder in ihrem Elternhause sprechen.

Die so auf dem Antillenmeere zu unbestrittenen alleinigen Herren gewordenen Vereinigten Staaten haben ihre Macht auch noch über die australischen Gewässer ausgedehnt. Nachdem sie, wie schon oben erwähnt, die Philippinen zwischen dem asiatischen Südchina und dem australischen Neu-Guinea genommen hatten (mit neun Millionen Bewohnern), rissen sie auch noch die Hawaii- oder Sandwich-Inseln (1898) und die östliche Hälfte von den Samoa-Inseln, die sie sich mit Deutschland teilten (1899), an sich.

Aber das ist immer noch nicht alles, was die Vereinigten Staaten geleistet haben. Es wollte nämlich die Durchstechung der Landenge von Panama, ein Glanzwerk ersten Ranges, dessen Plan dem Genie des französischen Ingenieur Ferdinand von Lesseps entsprungen war, nicht so wie das entsprechende Werk desselben Mannes, die Anlegung des Suezkanales, vorwärtskommen. Gewissenlose Unternehmer, minderwertige Staatsmänner, unfähige Ingenieure, betrügerische Geldmänner, die einmal wagehalsig und dann bald wieder wankelmütig waren, doch jedenfalls nie aufhörten, Gauner zu sein, alles vereinigte sich, um diese großartige Aufgabe zum Scheitern zu bringen. Wer sie wieder aufgenommen hat, waren die Amerikaner, und sie hatten Erfolg. Es gelang ihnen wirklich, das Kordillerengebirge an einer Stelle durch einen Kanal zu durchbrechen. Große Schiffe können jetzt vom Atlantischen zum Großen Ozean gelangen, ohne erst um ganz Südamerika herumfahren zu müssen. Um sich den Besitz des Kanals besser selbst sichern zu können, kamen die Amerikaner auf den Gedanken der Gründung eines scheinbar selbständigen Staates, der von dem südamerikanischen Kolumbien losgerissenen Republik Panama. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika wurden damit als die Herren des Panamakanals zugleich Herren über die ganze Schiffahrt auf dem Stillen Ozean, und so ist ein Drittel unseres gesamten Planeten ihr Eigentum.

Gleichwohl, alles in allem, ist diese Vorherrschaft eines fortschrittlichen und von Begeisterung für alle neuen Industriezweige beseelten

großen Volkes vielleicht ein Segen für die ganze Welt, wenn es wenigstens auf sein drückendes und lästiges Finanzsystem verzichten wollte, das vorläufig noch auf die ausländischen Erzeugnisse ganz unerschwingliche Zölle legt (*die MacKinleysche Tarifbill* 1894). Ist es übrigens nicht im engsten Interesse der Amerikaner selber, wenn sie, was ihnen immer europäischer Warenverkehr zu bringen vermag, anstatt es durch erdrückende Steuern abzusperren, lieber für sich ausnützen wollten?

Die amerikanischen Völker spanischer Zunge haben einen Erbfehler, den die Vereinigten Staaten nicht kennen. Die weiße Bevölkerung hat sich mit der Urbewohnerschaft und den aus Afrika herübergekommenen Negern derart gemischt, daß es nur noch wenige Menschen von reiner weißer Rasse in Mexiko, Kolumbia, Venezuela, Peru und Chile gibt. An einer solchen unlöslichen Gemeinschaft mit minderwertigen Rassen krankt vielleicht allein Argentinien in geringerem Maße. Daher erfreut sich auch gerade dieses gesegnete Land, in das sich eine starke Einwanderung, besonders von Italienern und Spaniern ergießt, eines stets wachsenden Wohlstandes. Argentinien, das es besonders glücklich verstanden hat, die Bürgerkriege wie auch die Kriege mit dem Auslande so gut wie ganz zu vermeiden, wetteifert mit dem portugiesisch sprechenden Brasilien um den Vorrang, das reichste Volk Südamerikas geworden zu sein.

Weder in Nord- noch auch in Südamerika hat Europa irgendwelche Kolonien behalten, abgesehen von Holländisch-, Französisch- und Britisch-Guyana und dazu noch einigen Inseln der Gruppe der Großen Antillen sowie den unter französischer Oberherrschaft befindlichen Inseln Martinique und Guadeloupe und den unter englischer Trinidad und Jamaika. Alle ohne Ausnahme sind sie gegenwärtig selbständige republikanische Staatswesen.

Die einzige Ausnahme in einem gewissen Sinne bildet vielleicht Kanada, das in englischem Besitz, aber in sehr liberaler Weise mit eigener Gesetzgebung und Verfassung ausgestattet ist. Trotz seines Reichtums an Landwirtschaft und Bergbau und seines weithin ausgedehnten Gebietes ist Kanada auch heute noch zu wenig bevölkert, beträgt doch seine gesamte Einwohnerzahl kaum sechs Millionen, von denen ein Drittel französisch spricht. I. J. 1867 traten die verschiedenen Staaten des sich so endlos hinziehenden Landes (Kolumbia, Manitoba, Neu-Schottland, Prinz-Eduards-Insel) zu einem Bunde zusammen, um in ihm jene Kanadische Dominion zu bilden, die zwar eine englische Kronkolonie, doch gleichwohl vollkommen selbständig ist: mit eigenen Münzen, Parlament, Staatshaushalt und Gesetzen. Nicht bloß die gesamte Kanadische Dominion, nein, auch jeder ihrer Einzelstaaten ist innerhalb des Bundes selbständig.

Eine Eisenbahn, die quer durch Kanada geht und so das Gegenstück zu dem ungeheuren Schienenstrange zwischen New York und San Francisco bildet, wurde i. J. 1886 gebaut; sie geht zwischen Halifax am Atlantischen und Vancouver am Stillen Ozean.

Wenn trotz einer sehr hohen Geburtenziffer, der höchsten vielleicht, die überhaupt unsere Zeit aufzuweisen hat, die französischen Kanadier nicht zahlreicher sind, so liegt das daran, daß viele unter ihnen in die Vereinigten Staaten abgewandert sind. Und in der Tat sind ja auch hier die Löhne größer und das Klima weniger rauh. Außerdem ist hier auch die Naturalisation leicht, und, sind erst einmal die französischen Kanadier Bürger der großen amerikanischen Republik geworden, zu der sie sich mit einer unwiderstehlichen Kraft hingezogen fühlen, so vergessen sie gar schnell französische Sitten und Sprache, die sie in ihrem kanadischen Vaterlande noch so eifersüchtig gehütet hatten.

Es ist nun einmal einer der Hauptzüge des Volkslebens in diesem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, daß sich die Auswanderer schon im zweiten Geschlechte, mag es sich nun um Irländer, Deutsche, Schweden, Italiener, Angehörige eines der slavischen oder der andern europäischen Völker, die hier lange nicht so zahlreich vertreten sind wie die eben genannten, handeln, sehr rasch mit den anderen Bürgern mischen und ihre Herkunft aus dem Gedächtnisse verlieren. Seit dem Jahre 1821 haben die Vereinigten Staaten fünfundzwanzig Millionen europamüde Auswanderer aufgenommen, die wohl zum größten Teil aus den ärmsten Klassen stammen mögen, aber zugleich ebenso häufig die unternehmendsten und wagemutigsten Elemente ihres alten Erdteils darstellen. Diese jungen Leute bringen der Neuen Welt den frischen und freien Mut, der nun einmal die unentbehrliche Grundlage jeden Fortschritts bildet.

In Australien und auf den australischen Inseln hat die Bevölkerung seit dem Jahre 1870 langsamer zugenommen als bis dahin vom Augenblick der Entdeckung der Goldgruben. In seinem großzügigen Liberalismus hat England unbedenklich seinen australischen Besitzungen, genau, wie ja auch allen seinen übrigen Kolonien, eine nahezu uneingeschränkte Selbständigkeit gelassen. So haben sich die australischen Ackerbauer und Arbeiter unter eigener Verwaltung zusammenschließen können, wie es ihnen nur irgend beliebte. Auch jeder Einzelstaat des Australischen Bundes ist innerhalb desselben vollständig unabhängig.

Nun sind in dem jungen Australien und in dem noch jüngeren Neuseeland Regierung und Gesetzgebung ganz und gar demokratisch, so, wie in keinem Lande der Welt sonst; beispielsweise haben hier auch die Frauen aktives sowie passives Wahlrecht. Die Arbeitszeit ist auf acht Stunden beschränkt. Wenn sich Besitzungen zu weit ausdehnen, werden sie auf Grund des Gesetzes enteignet. Es besteht zwischen Arbeitgebern

und Arbeitnehmern gesetzlicher Schiedsgerichtszwang. Auch ist für jeden Arbeiter ein Mindestarbeitslohn festgesetzt. Auf Grundeigentum aber sowie auch bewegliches liegt eine im Verhältnis zu seiner Höhe staffelförmig steigende Steuer.

Wenn man von Java und den anderen Sundainseln, die sich großer Reichtümer erfreuen und von einer malayischen Bevölkerung bewohnt werden, aber in holländischem Besitze sind und meist noch zu Asien gerechnet werden, sowie von der Insel Neu-Guinea, deren westliche Hälfte die Holländer und deren nordöstlichen Zipfel mit der sich anschließenden Inselgruppe unter dem Namen Kaiser-Wilhelm-Land und Bismarckarchipel die Deutschen besiedelt haben, absieht, dann ist ganz Australien mitsamt seinen Inseln ausschließlich englisch.

Werden, wie es bei der Gemeinsamkeit der Sitten, der Abstammung und der Sprache nur recht und billig ist, die Vereinigten Staaten und England als ein einheitliches Ganzes angesehen, so wird es so recht deutlich, welches Übergewicht das englische Volkstum außerhalb Europas in der Welt gewonnen hat, umfaßt es doch von Afrika fast die ganze und noch dazu die schönere Hälfte, von Asien das indische Riesengebiet mit seinen dreihundert Millionen Hindus, weiter das gesamte Nordamerika mit seinem auch noch Südamerika beherrschenden finanziellem, politischem, ja beinahe auch militärischem Einfluß und endlich auch noch Australien mit Polynesien. Wenn auch dieses sich über beide Halbkugeln der Erde ausdehnende Weltreich schon von langher durch drei Jahrhunderte unerschöpflicher weisester, heldenmütigster und tatkräftigster Staatskunst vorbereitet worden ist, so hat es sich doch erst in seinem vollen Glanze und in seiner ganzen unbestrittenen Überlegenheit unter der langen und ruhmvollen Regierung der Königin Viktoria (1837—1901) zeigen können. Und dieser Glanz und diese Überlegenheit waren nicht, wie bei gewissen Eroberern und Despoten unseligen Angedenkens, tränenbenetzt und blutbesudelt.

* * *

Seit dem Jahre 1870 beschränkte sich also die Geschichte Europas nicht etwa bloß auf die Grenzen des eigenen Erdteils; sie spielte sich ganz ebenso in Afrika, in der Mandschurei, auf den Antillen ab, wahrten doch alle Völker, von dem grauenhaften Kriege der Jahre 1870 und 1871 und der bloßen Vorstellung der Möglichkeit neuer noch blutigerer Kriege entsetzt, bis zur Gegenwart den europäischen Frieden. Eine Ausnahme hiervon bilden allein die Völker des Balkans.

Zu allen Zeiten sind die die Balkanhalbinsel bewohnenden christlichen Völkerschaften, seien es die griechischen oder die slavischen durch eines der schwersten Joche bedrückt worden, das die Geschichte kennt:

das Joch der türkischen Gewaltherrschaft. Der tiefe sprachliche und religiöse Riß, der schon von Natur zwischen den beiden Völkergruppen gähnte, wurde noch durch den Despotismus und die Raubgier der Hohen Pforte, die es auf die Vernichtung ihrer armen Nachbarvölker abgesehen hatte, erweitert. Diese waren dauernd von den lästigsten Steuern heimgesucht und zu einem unerbittlichen Kriegsdienste gezwungen, ohne ererwarten zu können, daß ihnen die blutigen Paschas, unter denen sie standen, jemals irgendwelche Gerechtigkeit widerfahren lassen würden. Wenn manchmal der Druck gar zu schlimm wurde, erhoben sie sich zu einem Aufstande, der dann durch das blutigste Massengemetzel niedergeworfen wurde. Den Christen des Balkans blieb also weiter nichts übrig als mit den Moslems Seite an Seite das Leben eines Märtyrers neben seinem Henker zu führen. Und doch sind hier Christen und Moslems in ihrer Rasse nicht wesentlich verschieden, gibt es doch höchst glücklicherweise schon lange im strengsten wissenschaftlichen Sinne des Wortes keine eigentliche türkische Rasse mehr. Das Blut der gelben mongolischen Eroberer fließt heut nicht mehr in den Adern eines einzigen Türken. Aber, was die Türken getan haben, das ist, daß sie den von ihnen besiegten Völkerschaften ihre Sprache und ihre Sitten in einer Weise aufnötigten, daß sich dieselben zu einem großen Teile in Türken umgewandelt haben. Wiewohl nun der eigentliche ethnische Ursprung überall ungefähr der gleiche ist, ist doch der religiöse Fanatismus, die sprachliche Verschiedenheit und die allgemeine Anarchie im ottomanischen Reiche trotz der Rassengleichheit hinlänglich stark genug, um die beständigen blutigen Zusammenstöße, von denen die Balkanhalbinsel zerfleischt wird, voll und ganz zu verstehen.

Während des ganzen Verlaufs des 19. Jahrhunderts und noch in der gegenwärtigen Stunde besteht die Geschichte dieser unglückseligen Völker in nichts weiter als in dem ununterbrochenen und fortgesetzten Bemühen, sich von dem harten Türkenjoche zu befreien.

Wenn es ihnen so unendlich schwer geworden ist, sich eine nationale Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu schaffen, so liegt das daran, daß sie stets uneinig und damit ohnmächtig einer Regierung gegenüber gewesen sind, die uneingeschränkt alles den Militärangelegenheiten geopfert hat, und der die ständigen gehässigen Eifersüchteleien der europäischen Mächte eine Macht verliehen, die im Grunde nur eine Scheinmacht war.

Noch i. J. 1815 besaß die Türkei die gesamte Balkanhalbinsel; aber in den Jahren 1815—1914 hat sie sich durch Aufstände, die Europa bald unterstützte, bald übersah und bald wieder bekämpfte, so nach und nach vollständig aufgelöst.

Schon i. J. 1829 war durch den Vertrag von Adrianopel Griechenland unabhängig geworden.

Am 19. August 1858 wurden die beiden Donaufürstentümer Moldau und Walachei in dem Kongresse der europäischen Großmächte zu Paris auf Grund einer Anregung Frankreichs zu *Vereinigten Landen* erklärt. Aber erst drei Jahre später traten die erwählten Parlamente der beiden Länder zu einem einzigen rumänischen Parlamente zusammen, und damit war Rumänien begründet (1861). Als der erste Fürst von Rumänien, namens Alexander, in seiner Regierung einem gewissen Absolutismus zuneigte, wurde er gestürzt. Kurze Zeit darauf (1865) wurde Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien ausgerufen, und sein Fürstentum zum Königreich erhoben (1881).

Die Rumänen sind das einzige Balkanvolk, das eine romanische Sprache spricht. Doch um die Rumänen als die verbürgten Nachkommen jener Legionäre gelten zu lassen, die von Rom in alten Zeiten nach Dazien entsandt worden waren, dazu hat dieses durch die wiederholten Einfälle so grausam heimgesuchte Stück Erde seit zwanzig Jahrhunderten nur zu häufig ein gewaltsames Durcheinanderwerfen der verschiedensten Stämme erlebt. Auch bilden die Juden beinahe ein Viertel der gesamten rumänischen Bevölkerung. Aber die Abstammung spielt in dem Leben eines Volkes weißer Rasse immer nur eine verhältnismäßig geringe Rolle. Es ist die Gestalt seiner Sprache, auf die es allein ankommt, und die seine geistige und gesellschaftliche Entwicklung entscheidet. So ist es denn auch zu erklären, daß die Rumänen, die eine dem Lateinischen sehr nahestehende Sprache sprechen, und in ihr eine sehr reiche Literatur besitzen, entschieden als ein romanisches Volk anzusehen sind. Durch ihr lebhaftes und eindringendes Wesen, durch ihren Scharfsinn und ihren Fleiß haben sie sich für alles, was mit der sogenannten *orientalischen Frage* zusammenhängt, eine entscheidende Stellung errungen. Ihr Heer ist vortrefflich ausgebaut, und ihre Volkszahl ist in sehr raschem Zunehmen begriffen.

Leider ist noch immer nicht das gesamte rumänische Volkstum befreit. Es ist noch immer in Siebenbürgen mit den Ungarn vermischt eine große Zahl von Rumänen, wohl an drei Millionen, vorhanden, die sehnsüchtig danach streben, in den Schoß ihres freien Vaterlandes, mit dem sie eine und dieselbe Sprache sprechen, zurückzukehren. Aber Österreich-Ungarn scheint kaum geneigt, auf dies gerechte Verlangen einzugehen. Was die Sachlage noch ganz besonders verwirrt macht, ist, daß in einen und denselben siebenbürgischen Städten, einen und denselben siebenbürgischen Dörfern, zwei so grundverschiedene Bevölkerungen, wie die ungarische und die rumänische, Seite an Seite in offener Feindseligkeit und beabsichtigtem Sichnichtverstehenwollen ohne auch nur den leisesten Annäherungsversuch nebeneinanderherleben.

Die übrigen Balkanvölker (Kroaten, Serben, Bulgaren) sprechen verschiedene slavische Sprachen, die erheblich voneinander abweichen,

so erheblich, daß dadurch die Unstimmigkeiten und Eifersüchteleien, die schon an sich zwischen ihnen herrschen, noch ganz besonders verschärft werden. Außerdem sind auch auf dem Balkan viele Juden vertreten, und dann noch vor allem viele Griechen. Im ganzen Süden der Halbinsel bis nach Saloniki, ja bis nach Konstantinopel hin, wird vorwiegend Griechisch gesprochen.

Montenegro hatte seiner eigentümlichen Lage in einer nur unter großen Schwierigkeiten zugänglichen Berggegend und den kriegerischen Sitten seiner Bewohner das Glück zu verdanken, unter der türkischen Oberhoheit nicht allzusehr zu leiden und, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch im Grunde unabhängig zu sein. I. J. 1858 wurde diese Unabhängigkeit denn auch in aller Form von sämtlichen Mächten anerkannt.

Die Serben gewannen, zwei Jahrhunderte lang zwischen Österreich und der Türkei abwechselnd hin- und hergeworfen, schließlich auch ein verhältnismäßig leidliches Maß von Unabhängigkeit; doch türkische Soldaten griffen immer wieder ihre befestigten Städte an. Dies ging so bis zum Jahre 1867. Seit dieser Zeit wurde Serbien ein selbständiges Fürstentum, das jedoch der Türkei weiter regelmäßig Tribut zahlen mußte.

Seine ersten Herrscher waren Fürst Milan und nach ihm sein Sohn Michael Obrenowitsch. Nach der Ermordung Michaels kam ein fernerstehendes Mitglied aus dem Hause der Obrenowitsch, Milan, zur Regierung (1868—1888), um am 6. März 1882 unter dem Namen Milan I. zum König von Serbien ausgerufen zu werden. Trotz der Leichtfertigkeit dieses ziemlich eigenartigen Herrschers gelang es Serbien, innerhalb von zehn Jahren eine recht starke Militärmacht zu werden.

Allein die Regierung König Milans umfaßte etwa keineswegs die sämtlichen serbischen Völker der Halbinsel. Auch in Bosnien und der Herzegowina ist die Mehrheit der Bevölkerung serbisch. So war es denn auch nur natürlich, daß sich dieselbe ab und zu gegen die Türkei empörte.

Östlich von Serbien und nördlich von Konstantinopel breiten sich weithin über die Balkanhalbinsel, von der sie nicht weniger als zwei Drittel einnehmen, die Bulgaren aus, die nach Sitten, Religion und Sprache den Russen am nächsten stehen. Serben und Bulgaren lebten gegen ihre ottomanischen Gebieter unablässig im Aufstand.

I. J. 1876 begingen die mohammedanischen türkischen Soldaten, die in Bulgarien standen, unter dem nichtigen Vorwande einen Aufstand zu unterdrücken Massengemetzel, denen so viele Opfer fielen (fünfzehntausend Tote) und bei denen so ausgesuchte Grausamkeiten verübt wurden, daß trotz ihrer sonstigen unbarmherzigen Gleichgültigkeit diesmal die Regierungen der verschiedenen Kulturmächte Verwahrung einlegten. Doch diese Verwahrungen blieben nur sehr schüchtern, wie es, solange sich die

europäischen Großstaaten gegenseitig argwöhnisch beobachten und eifersüchtig verfolgen, immer nur natürlich sein wird. So machte sich denn auch wieder einmal die Pforte dieses schlechte Einvernehmen zunutze, um ihr starkes Heer zu mobilisieren und die aufständischen Serben zu Boden zu zwingen.

Damals mischte sich auch der Zar unmittelbar ein (1877). Ein Heer rückte in Armenien ein, ein anderes noch stärkeres marschierte auf Konstantinopel. Rumänien verband sich mit Rußland, und ihre verbündeten Heere drangen nach völliger Niederwerfung des türkischen in Rumelien ein (Juli 1877). Doch die Türken nahmen unter der Führung eines so fähigen Feldherrn wie ihres Generals Osman Pascha eine befestigte Stellung bei Plewna ein, einer Festung, die den Durchgangsverkehr beherrscht, und leisteten hier sechs Monate lang den heldenmütigsten Widerstand (20. Juli bis 10. Dezember 1877). Erst nach langem Ringen fiel Plewna, und damit war wie mit einem Schlage die ganze türkische Kraft gebrochen. Die Russen drangen bis an die Tore Konstantinopels vor, und die Türkei mußte sich zu einem unheilvollen Frieden bequemen, der am 3. März 1878 zu San Stefano unterzeichnet wurde.

Weder Österreich noch England wollten sich den notwendigen Folgen dieses russischen Eroberungsfeldzuges fügen; sie mußten vielmehr erst durch Bewilligung einträglicher Vorteile, will sagen Gebietserweiterungen, auf Kosten der armen Türkei, die zur Plünderung dazusein schien, entschädigt werden. So wußten sie durch bloße Drohung einen Krieg im eigenen Interesse auszunutzen, an dem sie sich selbst weder bei seinem Beginne noch in seinem Verlaufe irgendwie beteiligt hatten. England bekam die griechische Insel Cypern und Österreich-Ungarn die beiden serbischen Provinzen Bosnien und die Herzegowina. Das Nationalitätenprinzip wurde mit der schamlosesten Nichtachtung beiseite gesetzt und preisgegeben.

Rußland, das auf Deutschlands Unterstützung rechnete, nahm den Vorschlag der Einberufung eines internationalen Kongresses an, der damit beauftragt werden sollte, den Abmachungen von San Stefano, soweit sie nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt aufrechtzuerhalten seien, durch Zusätze oder Streichungen ihre endgültige Ausgestaltung zu geben. Doch unerwarteterweise unterstützte Bismarck in dem nun in Berlin tagenden Kongresse (13. Juni 1878) die russischen Forderungen so wenig, daß die Friedensverhandlungen von San Stefano im Grunde völlig umgestoßen wurden. Bosnien und die Herzegowina wurden an Österreich zur Verwaltung überlassen; die Insel Cypern wurde englisch. Serbien verlor das Sandschak Novipasar, durch das jenes mit Montenegro in unmittelbarer Verbindung stand. Montenegro bekam umgekehrt in Antivari einen Hafen. Aus dem großen Bulgarien, wie es der Friede von San Stefano geschaffen

hatte, war nun ein kleines bis zur völligen Verstümmelung geworden, blieb doch Mazedonien, in dem die bulgarische Sprache ein ausschlaggebendes Übergewicht hat, völlig der Türkei erhalten. Die einzigen Gebietserweiterungen, die Rußland erlangte, lagen in Armenien auf der asiatischen Seite des Schwarzen Meeres mit den Städten Kars und Bathumi. Die Rumänen mußten, obwohl sie bei Plewna und an der Schipka so heldenmütig gekämpft hatten, gleichwohl Beßarabien an Rußland abtreten, wofür ihnen selbst als Entschädigung ein Teil der Sumpflandschaft der Dobrudscha gewährt wurde. Griechenland erhielt nur unbedeutende Grenzberichtigungen, ohne auch nur die von ihm so sehr ersehnte Insel Kreta zu erlangen.

Die Berliner Verhandlungen des Jahres 1878 führten aber nun auch mit der Umgestaltung des Schicksals der Balkanvölker eine ebenso gründliche Umgestaltung der allgemeinen Politik Europas herbei und bilden so das wichtigste diplomatische Ereignis des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts.

Zunächst und vor allem ist ihr Ergebnis ein unwiderrufliches Eindringen Österreichs in die Angelegenheiten des Balkans. Durch ihre Zustimmung zu den Berliner Verhandlungen nimmt diese Macht ein überwiegend slavisches Gepräge an und findet sich mit den durch die Schlacht bei Königgrätz geschaffenen Tatsachen mit ihren Folgen, also mit dem endgültigen Verzichte jeder Art von Vorherrschaft in Deutschland, ein für allemal ab. Sie vergißt die Politik, die das Haus Österreich seit drei Jahrhunderten befolgt hat. Mit Kroaten, Tschechen, Slowaken, Bosniern, von den Polen ganz abgesehen, gebietet sie jetzt über nahezu fünfzehn Millionen Untertanen slavischer Zunge. Mit ihren bosnischen Eisenbahnen dringt sie bis in das Herz der Balkanhalbinsel ein und wirft sich zur Beschützerin der Serben auf. Aber diese Inschutznahme ist recht bedenklicher Art und kommt schon so ziemlich einer Art Feindschaft, um nicht zu sagen vollkommener Herrschaft, nahe (1878).

Auf der andern Seite hat auch Rußland, als es Bulgarien befreite, nicht etwa seinen Ehrgeiz darauf gesetzt, sich in bezug auf eine Einmischung in die bulgarischen Angelegenheiten mit besonderer Uneigennützigkeit Zurückhaltung aufzuerlegen. Dazu ist schon zwischen Russen und Bulgaren eine viel zu große Menge der mannigfaltigsten Beziehungen vorhanden, und so ein Auseinandergehen beider auf eine längere Zeit von vornherein ausgeschlossen. In der ehrgeizigen Idee des Panslawismus ist Bulgarien kaum mehr als eine russische Provinz, dermaßen, daß der Schutz, den Rußland Bulgarien bietet, um nichts weniger bedrohlich ist als der Österreichs gegenüber Serbien.

Anstatt daß sich nun Serbien und Bulgarien miteinander vereinten, zerrissen sie sich vielmehr durch die mörderischsten Bruderkriege. I. J. 1884

erklärte Serbien Bulgarien den Krieg, um sich von ihm besiegen zu lassen. Doch Bulgarien zog aus seinen Siegen auch nicht den geringsten Vorteil, drohte doch Österreich dazwischen zu treten (November 1885). Dies bedingte den für Bulgarien so wenig erfreulichen Frieden zu Bukarest, durch den es um alle seine Siegesfrüchte gebracht wurde (8. März 1886).

Ganz kürzlich (1912—1914) haben nun wieder einmal einschneidende militärische und diplomatische Begebenheiten zu einer völligen Umgestaltung der politischen Lage auf der Balkanhalbinsel geführt. Trotz der wie immer, angeblich für alle Zeiten geschlossenen Friedensverträge ist die Endgültigkeit der Lösung der orientalischen Frage auch nunmehr wohl kaum verbürgt. So bilden jene Friedensverträge wahrscheinlich lediglich ein kurzes Zwischenspiel in der endlosen Reihe oft ebenso blutiger wie notwendiger Kämpfe zwischen den wirklich bemitleidenswerten dortigen Völkerschaften.

Zu Anfang des Jahres 1912, als die Türkei mit Italien tief in schwerem Kriege steckte, begannen nun auch die Balkanstaaten Serbien, Bulgarien, Montenegro und Griechenland ihre Heere zu mobilisieren und in Kriegszustand zu setzen, um schließlich ein gemeinsames Ultimatum an die Türkei zu richten (15. Oktober 1912).

Das Heer der Verbündeten war etwa 700 000 Mann stark (300 000 Bulgaren, 250 000 Serben, 110 000 Griechen und 40 000 Montenegriner). Die Türken vermochten nach dem eben beendigten unglücklichen Kriege mit Italien nur noch 300 000 Mann aufzubringen, die zudem nur schlecht ausgerüstet waren und sich einer wenig guten Leitung erfreuten.

So wurden sie auf allen Seiten geschlagen: bei Kirk-Kilisse (23. Oktober) und Lülü-Burgas (27. Oktober) von den Bulgaren, bei Novipasar und Rumanoro von den Serben und im Süden von den Griechen, die in Saloniki eindrangen (9. November). Die Schlachten kosteten viel Blut, doch es fiel eine größere Zahl der Hungersnot als dem feindlichen Feuer zum Opfer, fanden doch ganze türkische Armeekorps mehrere Tage hintereinander nicht die geringsten Nahrungsmittel. Was soll man da erst von einem Kriege der Zukunft, der zwischen größeren Völkern stattfinden sollte, erwarten? Er wird solche Menschenmassen in Bewegung setzen, daß der Erfolg zu einem ganz beträchtlichen Teile von den Bedingungen der Nahrungszufuhr abhängen wird.

Der Krieg fand seinen Abschluß durch den Londoner Frieden. Die Türkei verlor Mazedonien, Thrazien, Epirus, Albanien und die Inseln des Ägäischen Meeres. Es blieb ihr innerhalb Europas nur noch die Stadt Konstantinopel und ein schmaler Streifen Landes zwischen Konstantinopel und Gallipoli.

Doch die Verbündeten verstanden sich auf ihr Räuberhandwerk nicht ordentlich, und so brach nunmehr der Krieg unter ihnen selbst aus; auf

der einen Seite standen die Bulgaren, auf der andern die Griechen und Serben, zu denen sich dann noch die Rumänen gesellten. Die Bulgaren, die unter ihnen allen ganz besonders ländergierig gewesen waren, wurden schwer aufs Haupt geschlagen und mußten nun einen Teil ihres eroberten Landes wieder an die Griechen und Serben herausgeben.

Europa trat dazwischen, und einen Augenblick schien der europäische Friede bedroht! Doch da half Österreich, das, um Serbien und Griechenland nicht zu mächtig werden zu lassen, die Schaffung eines neuen Königreichs namens Albanien mit Durazzo als Hauptstadt und einem deutschen Prinzen an der Spitze betrieb. In diesem von Österreich ausgedachten Albanien leben neben den Albaniern auch noch so viele Griechen und Serben, daß niemand mehr Schaden von der Bildung dieses neuen Reiches hat als der griechische und der serbische Staat selbst, die so viel Angehörige ihres Volkstums an dasselbe abtreten mußten.

Im Frieden erhielt dann Griechenland Saloniki und einen Teil von Epirus und Serbien die Städte Prischtina, Prisren(di) und Üsküb als Entschädigung dafür. Bulgarien aber gelang es nicht, Adrianopel zu behaupten. Alle diese Grenzen sind so schwankend, wechselnd und willkürlich von den Diplomaten angesetzt, daß es wirklich nicht lohnt, sich damit näher zu beschäftigen.

Aber auch die Politik des weiteren Europas hat mit dem Berliner Kongreß eine ganz neue Richtung erhalten.

Schon gleich i. J. 1871 hatte Deutschland sich sowohl Rußland wie Österreich, mit dem es sich vollständig aussöhnte, freundschaftlich zu nähern gewußt. Die wiederholten aufsehenerregenden Zusammenkünfte zwischen den Herrschern dieser drei Reiche schienen den seit 1872 bestehenden *Dreikaiserbund* immer mehr zu vertiefen und auf Jahrzehnte zu sichern. Aber Bismarck, der Deutschlands Geschicke leitete, wandte sich allmählich immer weiter von Rußland ab, um sich Österreich dafür um so enger anzuschließen. I. J. 1879 unterzeichnete er in Gemeinschaft mit dem leitenden Minister Österreichs, Grafen Andrassy, einen Schutz- und Trutzbündnisvertrag, der sich mit seiner Spitze deutlich gegen Frankreich richtete; das bedeutete gleichzeitig Österreichs endgültigen Verzicht, noch jemals in Deutschland irgendwelche Rolle spielen zu wollen. Es war dies der sogenannte *Zweibund,* dem sich bereits ein Jahr später Italien, dem Frankreichs Festsetzung in Tunis natürlich nicht gleichgültig bleiben konnte, mit einer jede Zweideutigkeit ausschließenden Klarheit durch einen neuen Vertrag aufs engste anschloß. Der Zweibund wurde damit zu dem noch jetzt i. J. 1914 bestehenden *Dreibund* (1883).

Aber nun näherte sich Rußland, als es sich von Deutschland bei Seite geschoben sah, dem damals auch seinerseits nach einem Anschluß Ausschau haltenden Frankreich. So hatte i. J. 1891 die französische

Kriegsflotte in Kronstadt einen begeisterten Empfang, der womöglich noch von dem übertroffen wurde, den die russische Flotte bei ihrem Gegenbesuche in Frankreich einige Jahre später zu Toulon fand. Jetzt kam es sogar zur ausdrücklichen Unterzeichnung eines Bündnisvertrages.

In den Jahren 1895—1905 machte Rußland, das zur Neugestaltung seines Heeres und zur Ausnutzung seiner Bodenschätze beträchtliche Kapitalien brauchte, riesige Anleihen im Auslande, die sich auf die Summe von nahezu dreißig Milliarden Frank beliefen, von der nicht weniger als drei Viertel in Frankreich gezeichnet wurden.

Bis dahin war England noch immer ruhig in seiner glänzenden Vereinsamung (*splendid isolation*) verharrt. Da suchte diese Macht i. J. 1906 mit einem Male durch persönliches Eingreifen des über die mannigfaltigsten einflußreichen Beziehungen verfügenden damaligen englischen Königs Eduard VII., eines Freundes Frankreichs und des Friedens, ohne allerdings ausdrückliche Verträge zu schließen, zunächst an Frankreich und dann auch an Rußland eine engere Anlehnung. Sie gestaltete sich zu dem sogenannten *Herzlichen Einvernehmen* (*Entente cordiale*) oder dem *Dreiverband* (*Triple Entente*) aus, einer Gemeinschaft, die als Gegengewicht des Dreibundes angesehen zu werden pflegt.

So stehen sich die europäischen Großmächte gegenwärtig in zwei getrennten Gruppen gegenüber: auf der einen Seite Deutschland, Österreich und Italien und auf der anderen England, Frankreich und Rußland. Wenn durch irgendwelche Verirrung, sei es der Völker oder der Herrscher, sich ein allgemeiner Zusammenstoß ereignen sollte, würde eine Mobilisierung von zwanzig Millionen Menschen vor sich gehen, die alle ins Feld gestellt werden würden, und die Welt noch zu keiner Zeit vordem der Schauplatz eines ähnlich weitausgedehnten Brandes, Blutbades und Gemetzels gewesen sein! Doch zum Glücke haben bisher die Völker, Könige und Kaiser noch immer nicht eine solche Raserei begangen, sich in das so verhängnisvolle Abenteuer zu stürzen.

So ist denn, trotz des türkisch-russischen Zusammenstoßes, trotz der verschiedenen Balkankriege, trotz der vielen Kolonialstreitigkeiten und mancherlei anderer Dinge in den Jahren 1871—1912 die europäische Politik im allgemeinen so einigermaßen friedlich gewesen. An Gelegenheiten zur Entfesselung des Krieges hat es gleichwohl zu keiner Zeit gefehlt, und gleichwohl kam es nicht zur Kriegserklärung. Es ist das nicht etwa ein Verdienst der Zeitungschreiber, die überall in den verschiedenen Ländern der Erde in gleicher Weise bald aus einer falschen und irregeleiteten Vaterlandsliebe heraus, bald aus Käuflichkeit oder auch aus Beschränktheit, aber immer aus Unwissenheit Zwietracht predigen, Haß schüren und einen allgemeinen Weltbrand vorbereiten! Die Presse der gesamten Welt, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der englischen, die wenigstens im allge-

meinen das ehrliche Bemühen zeigt, einigermaßen den Anstand zu wahren, widmet sich wohl keinem ihrer Geschäfte mit solcher Leidenschaft wie gerade diesem allerkläglichsten!

* * *

Überraschenderweise ist sogar gerade in dieser Zeit ein Fortschritt gemacht worden, der vielleicht zu den denkwürdigsten in der gesamten Geschichte der Menschheit gehört. Als solchen müssen wir die Gründung des *Internationalen Schiedsgerichts* im Haag begrüßen.

Im grauesten Altertum hatten bereits die Menschen begriffen, daß bei einigem guten Willen eine Aufhebung der entsetzlichen Plage des Krieges möglich sei, ließe sich doch ein Gerichtshof vorstellen, der so angesehen und so gewaltig sei, daß er eine Beilegung der Streitigkeiten unter den Völkern auf friedlichem Wege herbeizuführen vermöge. Schon Leibniz, besonders aber der Abt von Saint-Pierre (1713) und der ostpreußische Weltweise Immanuel Kant hatten von einem solchen obersten Gerichtshof geträumt, der durch selbständige Entscheidung die Händel der Völker schlichten und ihre Zwistigkeiten aus der Welt schaffen sollte, wie das in einem gesitteten Staate bei den privaten Rechtshändeln der Einzelpersönlichkeiten schon lange bürgerliche Behörden machen.

Die internationalen Friedenskongresse (1848—67) sowie die Friedensgesellschaften der verschiedenen Länder nährten diese so fruchtbare Idee. Doch die Regierungen wollten ihr nicht die geringste Aufmerksamkeit schenken, und auch die Volksstimmung, die sich von törichten Organen der Presse leiten ließ, brachte ihr keine Unterstützung.

I. J. 1889 fand in Paris gelegentlich der damaligen Weltausstellung auf Betreiben von drei hervorragenden ethischen Persönlichkeiten, nämlich den beiden Franzosen Frédéric Passy und Jules Simon und dem Engländer Randal Cremer, eine Zusammenkunft statt, an der die Mitglieder der verschiedensten Parlamente, des englischen, spanischen, belgischen, deutschen, französischen, italienischen, dänischen, griechischen, ungarischen, amerikanischen und anderer, teilnahmen. Es war dies die sogenannte *Interparlamentarische Konferenz*, die, ohne von Amts wegen mit einer bestimmt abgegrenzten Machtbefugnis ausgestattet zu sein, nichtsdestoweniger die Stellung eines ersten Internationalen Parlamentes bekleidete, das auf friedlichem Weg in vollkommener Zuständigkeit alle Fragen zu erörtern hatte, die nur irgendwie die gemeinsamen Interessen der europäischen Völker berühren können. Es war das zwar noch nicht jenes große *Parlament der Vereinigten Staaten von Europa*, wie es das prophetische Genie eines Victor Hugo ausgesonnen hatte, aber es war doch immerhin schon ein gewisser Anfang auf dem Wege zu diesem erhabenen Ziele hin und jedenfalls zur Einigkeit.

Einige Jahre später wurden die internationalen Beziehungen der Völker schon wieder durch ein anderes noch bedeutsameres Ereignis auf vollkommen neue Bahnen gelenkt.

Am 1. August 1898 veranlaßte Zar Nikolaus II. von Rußland, der Sohn Alexanders (Alexandrowitsch), die Zusammenkunft einer internationalen Konferenz im Haag, die *den Triumph des großen Gedankens des Weltfriedens über die Elemente jedweder Unruhen und Zwistigkeiten als höchstes erstrebenswertes Ziel im Auge haben sollte.*

Der gewaltigste Alleinherrscher der Welt, jener Zwingherr, der unter seinem unumschränkten Szepter ein Viertel des gesamten bewohnten und unbewohnten Erdballs vereint, jener Fürst, den vierhundert Millionen Menschen ganz wie einen Gott verehren, erkennt also, welche Plage für die Völker der Krieg, und welche erdrückende Last für sie der bewaffnete Friede bildet. Das Wort des Kaisers scheint die kühnsten Utopistenträume verwirklichen zu wollen!

Und in der Tat begann auch schon ein Jahr später die Utopie zur sinnfälligen Wirklichkeit zu werden. Am 18. Mai 1899 traten in der holländischen Friedensstadt Haag sechsundsiebzig der hervorragendsten Diplomaten und Rechtsgelehrten aller Länder feierlich zu einer Gemeinschaft zusammen, die nach ihren Mitgliedern eine der größten sittlichen Kräfte der Welt zur Vorbereitung des Friedens unter den Völkern und zur Ersetzung von Anarchie durch Ordnung und von Willkür durch Gerechtigkeit darstellen mußte.

Nach langen fachmännischen Erörterungen gelang der *Ersten Haager Konferenz* wirklich die Einrichtung eines *Obersten Schiedsgerichtshofes* mit dem amtlichen Sitze im Haag, eines Gerichtshofes, vor dem ein selbstherrlicher Staat, wenn er sich von einem andern in seinen Rechten verletzt glaubt, zu jeder Zeit, ohne zur Waffengewalt schreiten zu brauchen, seine Sache verfechten kann, ganz wie ein Privatmann vor einem bürgerlichen Gericht.

Aber weder dieser Ersten Haager Konferenz noch einer weiteren, der Zweiten (1905), gelang es, sei es die Verringerung der Rüstungen sei es den Zwang zur Unterwerfung unter das schiedsgerichtliche Urteil zu beschließen. Das ebenso altersgraue wie sinnlose waffenstarrende Riesengebäude unserer kriegsbegeisterten Gesellschaften läßt sich natürlich nicht in wenigen Jahren und mit einem Federstriche völlig beseitigen! Aber jedenfalls kam im Haag ein ganz wesentlicher Fortschritt zustande. Von nun an sollte nämlich eine unparteiische gerichtliche Entscheidung angerufen werden können als Ersatz für die blutigen Massenschlächtereien eines doch immer nur ungewissen Krieges. Hing in alten Zeiten noch die gesamte Entscheidung von Zufall und blinder Gewalt ab, so treten nun schon andere Herren an deren Stelle, denen man den Vorzug gibt. Zu

Beginn der großen französischen Revolution warf Mirabeau folgendes große Wort unter die erstaunten Massen: „*Das Recht ist der Gebieter der Welt!*“ Durch das zwischenstaatliche Schiedsgericht wird noch einmal dieses prophetische Wort Mirabeaus zu einer großen Wahrheit werden.

Allerdings ist bis auf weiteres der allgemeinverbindliche Schiedsgerichtszwang noch nicht zur Annahme gekommen, so daß sich folglich zunächst noch immer jede Regierung weigern kann, vor dem Haager Gerichtshofe zu erscheinen, wenn sie zu ihrem und ihrer Staatsangehörigen Unglück es doch vorzieht, ihre Zuflucht zu den Waffen zu nehmen. Doch dieser gegenwärtige Zustand bildet nur einen Übergang von der Anarchie von gestern zu der Ordnung von morgen. Nur allzubald wird jedes Volk begreifen lernen, daß der Schiedsgerichtshof, der der Entscheidung durch die Gewalt der Geschütze offenbar ebenso an Weisheit wie an Gerechtigkeit überlegen ist, um seiner Lebensinteressen wie um seiner nationalen Würde willen alle nur erdenkliche Machtvollkommenheit haben muß! Aber auch schon heute hat trotz aller gehässigen Hetzereien und ebenso häufig törichten wie unlauteren Treibereien gewisser Zeitungsschreiber die öffentliche Meinung in dieser Richtung solche Fortschritte gemacht, daß es nur noch kurze Zeit dauern wird, bis alle gesitteten Völker nahezu mit Einstimmigkeit eine zwangsweise Schiedsgerichtsentscheidung stürmisch verlangen werden. Die Krittler und Spötter zeigen durch ihre Spöttereien und Kritteleien lediglich ihre bodenlose Unfähigkeit: das eigentliche Wesen der Sache, um das es sich handelt, zu verstehen! Es ist das nur das Verzweiflungsgebrüll einer vollkommen rasend gewordenen greisenhaft altersschwachen Menschenklasse!

Doch es ist auch daran zu erinnern, daß sogar ohne diesen allgemeinen Schiedsgerichtszwang schon jetzt sehr häufig vor wie nach der Haager Konferenz bei Streitfragen um Lebensinteressen von Völkern ein Schiedsgericht angerufen wurde, so z. B. zwischen England und den Vereinigten Staaten in der bekannten *Alabamafrage*, einem völkerrechtlich berühmt gewordenen Streite wegen des von einer Unionsflotte in den Grund gebohrten britisch-konföderierten Kaperschiffes „Alabama“ (am 15. September 1872 zu Genf), zwischen Portugal und England wegen afrikanischer Besitzungen (1873), zwischen England und Spanien in der *Karolinenfrage* (1885), zwischen Frankreich und Brasilien wegen Guyanas (1898), zwischen Venezuela und verschiedenen europäischen Mächten bei Finanzschwierigkeiten des tief verschuldeten südamerikanischen Staates (1902), zwischen Rußland und England im *Doggerbankhandel* zur Zeit des russisch-japanischen Krieges um der von den Russen an jener Sandbank der Nordsee versenkten englischen Fischerkähne der Stadt Hull (1905), zwischen Frankreich und Deutschland in der sogenannten *Casablancasache* wegen einer Fremdenlegionärsangelegenheit (1909), zwischen Frankreich

und England wegen der einheimischen Bevölkerung des britischen Schutzstaates Maskat in Arabien (1904), zwischen England und den Vereinigten Staaten in Zuständigkeitsfragen bezüglich der Fischereigerechtigkeit innerhalb des Atlantischen Ozeans (1910), zwischen Rußland und der Türkei wegen einer Kriegsentschädigung (1912) und schließlich zwischen Italien und Frankreich wegen einiger Seeprisen in dem italienisch-türkischen Kriege (1913). Noch in den zehn Jahren 1844—1854 waren nicht mehr als nur neun Schiedsgerichtsfälle; aber schon zwischen 1894 und 1904 stieg ihre Zahl auf volle fünfundsiebzig.

Auch der Haager Schiedsgerichtshof hat bereits Gelegenheit gehabt, in den nunmehr erst zwölf Jahren seines Bestehens (1902—1913) zwölf Schiedsgerichtsurteile zu sprechen, also in jedem Jahre durchschnittlich eines. Auch die schiedsgerichtlichen Verträge haben sich von Jahr zu Jahr vermehrt. Wie ihre Zahl in den Jahren 1899—1913 gestiegen ist, erläutert die folgende Tabelle in übersichtlicher Weise:

1899 . . . 3	1904 . . . 26	1908 . . . 24	1912 . . . 3
1901 . . . 1	1905 . . . 20	1909 . . . 44	1913 . . . 8
1902 . . . 13	1906 . . . 4	1910 . . . 20	
1903 . . . 3	1907 . . . 5	1911 . . . 13	

So ist denn in der Gegenwart bei irgendwelcher Unstimmigkeit zwischen den Staaten der Gedanke, der jedem auf Gemeinwohl und Gerechtigkeit bedachten Volke stets zuerst kommt, der: die vorliegende Streitfrage der Entscheidung des Haager Gerichtshofes unterbreitet zu sehen. Die Schiedsverträge sind wesentliche Bestandteile des Friedens, besonders, wenn es sich, wie zwischen Argentinien und Italien, zwischen Dänemark und Holland, um einen Vertrag ohne jedweden Vorbehalt handelt, dem die Schiedsgerichtsentscheidung als eine *für alle Zeiten uneingeschränkt und bindend gültige* Bedingung zugrunde liegt.

Aller Voraussicht nach ist es die hier besprochene Bewegung, die den größten Kulturfortschritt darstellt, den unsere menschlichen Gemeinschaften seit langen Jahrhunderten verwirklicht haben! Geradezu mit Blindheit muß derjenige geschlagen sein, der nicht sieht, daß der Krieg in allen seinen Gestalten, ja auch schon in der des bewaffneten Friedens, zu allen Zeiten der größte Feind des Menschengeschlechts gewesen ist. Die Herrschaft der Willkür zwischen den Einzelwesen, die die gesitteten Staaten durch die Einrichtung des staatlichen Polizei- und Gerichtswesens glücklich beseitigt haben, wütet bedauerlicherweise noch immer zwischen den Staaten selbst; denn, wenn die Staaten so auf ihre sogenannte Selbstherrlichkeit pochen, bedeutet das offenbar gar nichts anderes als daß sie sich ein Recht anmaßen, ungestraft Unrecht tun und an Stelle der Gerechtigkeit ihre Willkürlichkeiten, Gelüste und Launen setzen zu dürfen! Es ist das in sittlicher Beziehung einfach etwas Ungeheuerliches!

Doch unter andern Gesichtspunkten ist es noch mehr, ist es doch unter dem des wohlverstandenen Interesses geradezu etwas Widersinniges! Denn, wenn ein Volk auch noch so mächtig ist, wird es doch immer nur dann seinen Vorsprung behalten, wenn es gegen eine etwaige Ungerechtigkeit von Nachbarn, die möglicherweise stärker oder glücklicher sind, eine Zuflucht im Rechte sucht.

Durch den Schein der Gegenwart und die Erinnerung an eine noch sehr junge Vergangenheit verwirrt, machen wir uns auch heute noch immer nicht richtig klar, welcher große Kulturfortschritt eigentlich gemacht worden ist. Aber in einer ganz nahen Zeit wird schon die Erkenntnis aufdämmern, daß der allgemeine Schiedsgerichtszwang die Erhebung der Gerechtigkeit auf den Weltenthron bedeutet, worauf alle Gesittung beruht! Bis jetzt hat die Welt stets nur in einem Zustande der Barbarei gelebt!

Wer nach dem bloßen äußeren Scheine urteilt, möchte wohl dem Glauben zuneigen, daß die Geschicke der Welt nicht dem Frieden zustreben; denn noch nie sind die Rüstungen so furchtbar gewesen, wie gerade jetzt, noch nie ist die gegenseitige Überbietung an Kriegshetzereien bei den Völkern so leidenschaftlich gewesen! Mit der Abrüstung allerdings wird die Friedenstätigkeit unter den Völkern nicht beginnen können. Unmöglich kann es heißen: *„Zunächst die Abrüstung und alsdann das Schiedsgericht!“* Der Satz ist vielmehr umzukehren: *Die Abrüstung ist nicht möglich, ehe nicht die Rechtsprechung zwischen den einzelnen Staaten fest und dauernd aufgebaut sein wird, d. h. ehe nicht das Schiedsgerichtsverfahren vor dem Haager Gerichtshofe für jeden Streitfall zwischen zwei Völkern allgemeinverbindlich geworden sein wird!*

* * *

So haben denn auch wohlweislich in den letzten vierzig Jahren alle europäischen Völker, anstatt abzurüsten, immer nur daran gedacht, wie sie am besten die Zahl ihrer Soldaten vermehren und das Material ihrer militärischen Kräfte vervollkommnen konnten. Mit Ausnahme von England wurde die allgemeine Wehrpflicht in allen Ländern eingeführt, und müssen sämtliche jungen Leute zwei bis drei Jahre dienen. Eine schwere Last, die unsere Vorfahren dereinstens noch nicht gekannt haben! Die Heeresstärke beläuft sich für Europa in Friedenszeiten auf insgesamt etwa fünf Millionen, steigt aber in Kriegszeiten bis auf die vierfache Höhe. Wenn durch einen europäischen Krieg eine allgemeine Mobilisierung nötig würde, so wären es wohl an zwanzig Millionen Menschen, die zu den Waffen greifen würden. Auch die Kleinstaaten, wie Dänemark, Norwegen und Portugal hielten es gleichfalls für ihre Pflicht, Heere auf die Beine bringen zu müssen, die im Verhältnisse zu ihrer Bevölkerungszahl als sehr starke zu bezeichnen sind.

Vor allem schreibt sich hieraus auch ein unglaubliches Anwachsen der Ausgaben des Staates her. In jedem Lande, und zwar ausnahmslos, verschlingen die Staatshaushalte des Krieges und der Marine zusammengenommen mindestens ein Drittel aller jährlichen Einnahmen oder, noch besser gesagt, zwei Drittel, wird doch ein ganzes Drittel zur Verzinsung der Staatsschuld, d. h. für diejenigen zurückliegenden militärischen Ausgaben verwendet, die noch die gegenwärtigen Geschlechter zu tragen haben. Großbritannien, dessen Landheer verhältnismäßig klein ist, hat eine Flotte ausgerüstet, die für sich allein imstande ist, den vereinigten Flotten aller übrigen Mächte die Spitze zu bieten, und dieses Land verwendet alljährlich Riesensummen auf den Bau seiner Kriegsschiffe. Da wollen natürlich auch Deutschland, Frankreich und Rußland nicht zurückbleiben, so daß die Anzahl, die Stärke und der Preis der Panzerkreuzer von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen ist.

Die Kriegskunst hat sich auch bis auf die geringsten Kleinigkeiten von Grund aus umgebildet. Die Umwälzung ist eine so durchgreifende, daß in den letzten vierzig Jahren mehr Veränderungen als in früheren zwei Jahrhunderten vor sich gegangen sind. Die Tragweite der Geschütze ist fast doppelt so groß geworden wie vorher. Dabei haben sie an Leichtigkeit und Handlichkeit gewonnen. Ihre Abfeuerung ist eine schnellere und sicherere. Wenn die Granaten aufschlagen, bedecken sie mit ihren Geschossen eine ausgedehntere Fläche. In wenigen Minuten läßt sich eine Geschützreihe aufstellen, die auf zwei bis drei Kilometer Entfernung einen genau abgegrenzten Raum unhaltbar macht. Die Erfindung des rauchlosen Pulvers, das alles bisher dagewesene an Wirkung übertrifft, und bei dem die Herkunft des Schusses nicht zu erkennen ist, macht sowohl die Geschütz- wie die Gewehrfeuer um so schrecklicher, als nun auch niemand mehr weiß, woher sie kommen. Die Granaten sind mit Sprengkörnern gefüllt, die mit einer ganz unerhörten Gewalt zerplatzen und giftige Gase verbreiten. Die Gewehre aber, mit denen die Infanterie versehen ist, sind Präzisionsmaschinen im strengsten Sinne des Wortes und so recht fürs Schnellfeuer geeignet.

So ist heute die gesamte Bewaffnung furchtbar und unwiderstehlich! Fünftausend Soldaten, die mit den heutigen Waffen ausgerüstet sind, würden mit Leichtigkeit über die zehnfache Übermacht triumphieren, wenn diese noch in dem alten Stile von 1870 bewaffnet wäre!

In ganz entsprechender Weise ist auch die Taktik unserer Tage der früheren in gar nichts ähnlich geblieben. Die Infanterie, Artillerie, ja selbst die Kavallerie haben Dienstordnungen, die den einstigen auch nicht in einem Punkte gleichen! Es ist wirklich nicht vorauszusehen, wie entsetzlich das heillose Massengemetzel sein wird, das in die Erscheinung treten muß, wenn die neuen Waffen und Kampfesweisen durch zwanzig Millionen Soldaten zur Anwendung kommen!

Die gesamten wissenschaftlichen und industriellen Entdeckungen wurden alsbald in den Dienst des Kriegswesens gestellt, als ob wahrhaftig nur dies und nichts anderes ihre Bestimmung wäre! Flugmaschinen, Luftschiffe, drahtlose Telegraphie, Automobile, das werden die furchtbaren und unentbehrlichen Hilfen für jede Truppenbeförderung wie auch für die offene Schlacht selbst sein! Im Mobilmachungsfalle werden die Eisenbahnen einzig und allein für Truppen, Lebensmittel und Kriegsbedarf da sein! Für die bürgerlichen Reisenden wird es ebensowenig eine Beförderung geben, wie für Warenverkehr und Güteraustausch sowie die Lebensmittelversorgung der Städte, so daß schließlich die Volksmassen Hungersnot leiden werden, nur, damit die Soldaten sich ernähren können! In wenigen Tagen werden sich nahezu eine Million Menschen auf beiden Seiten der Grenze vereinen lassen! Im Verlauf von nur vierzehn Tagen kann diese Zahl schon verdreifacht werden! Die Zukunftsschlachten werden sich von den bisherigen sicher mehr unterscheiden als etwa die bei Wagram von der bei Bouvines! Die großen Kriege der Vergangenheit sind die reinen Kinderspiele, denen gegenüber, für die gefühllose Wissenschaft menschlicher Raserei erst die Wege gebahnt hat!

* * *

Ein auch noch so flüchtiger Entwurf von der inneren Geschichte der verschiedenen europäischen Länder in den Jahren 1871—1912 würde uns hier zu weit führen. Aber sie läßt sich in dem einen Satze zusammenfassen, daß sich alle diese Länder in demokratischer Richtung entwickelt haben. Die Regierungsformen haben in dieser Zeit allerdings nirgendwo in Europa gewechselt, abgesehen von Portugal, das ein unfähiges Herrschergeschlecht vertrieben hat und eine Republik geworden ist (1910). Die Regierungen der beiden Länder, in denen das Selbstherrschertum am unumschränktesten waltete, Rußlands und der Türkei, haben sich schließlich wenigstens einer parlamentarischen Scheinregierung gefügt. So hat denn wohl ganz Europa das Zweikammersystem angenommen, und zwar derart, daß mindestens eine Kammer aus dem direkten Wahlrecht hervorgegangen ist und sie beide zusammen über den Staatshaushalt des bevorstehenden Jahres abstimmen. Noch i. J. 1812 gab es ausschließlich in Frankreich und in England ein Parlament. Es hat für die anderen europäischen Staaten eines ganzen Jahrhunderts bedurft, sich zu verfassungsmäßigen und parlamentarischen Gebilden zu entwickeln.

Doch nicht etwa bloß darum, weil die Herrscher zur Unterwerfung unter eine *Verfassung* gezwungen wurden, ist der Charakter der heutigen Gemeinschaften ein wahrhaft demokratischer geworden, es liegt das vor allem an der Gesamtheit der Gesetze und Sitten, die ein solcher Geist durchweht.

Die erblichen Vorrechte wurden überall beseitigt, abgesehen vielleicht von England, wo sie in einem ganz kleinen Umfange beibehalten wurden. Überall besteht, wenigstens theoretisch, Gleichheit vor dem Gesetze, vor der Steuer und vor der Wehrpflicht. Alle Verfassungen verkünden nach dem Muster der berühmten *Erklärung der Menschenrechte vom Jahre 1789* diese Gleichheit, die in den herrschenden Gebräuchen und Sitten nur ihre Bestätigung findet.

Das unbewußte Streben der heutigen Gemeinschaften zu einem immer demokratischeren Zustande tritt besonders in dem regen Ausbau der Schul- und Arbeitergesetzgebung in die Erscheinung.

Alle Völker, und zwar zunächst Norwegen und Schweden, dann aber auch besonders Deutschland und weiter Frankreich und die Schweiz, kamen allmählich zu der Einsicht, daß es die vornehmste Pflicht einer Regierung ist, der gesamten Jugend, gleichviel, ob es sich um die Kinder von reichen oder armen Eltern, in der Stadt oder auf dem Lande, handelt, den ersten Unterricht in den Anfangsgründen zu geben. In ganz Europa, mit alleiniger Ausnahme von Rußland und Spanien, müssen die Kinder heute Lesen und Schreiben lernen. Der Unterricht in den Anfangsgründen ist verbindlich geworden, und die Schulpflicht hat wieder die Unentgeltlichkeit im Gefolge, die natürlich dem Staate ziemlich erhebliche Lasten auferlegt.

Die Ausbreitung der Bildung unter allen Bevölkerungsklassen macht gerade die eigentliche Grundlage der Demokratie aus. Die Bildung ist kein Klassenvorrecht mehr. Jeder Staatsbürger kann sich durch Zeitungen und Bücher von Menschen und Dingen seine persönliche Anschauung gestalten. So kann die Stimme, die er abgibt, überlegt und bewußt sein.

Auch hat die Zeitung, die das Buch leider immer mehr und mehr zu entthronen strebt, einen bald segensreichen, bald verhängnisvollen, doch nie unbedenklichen wachsenden Einfluß über das gesellschaftliche Leben gewonnen. In den besonders demokratischen Ländern, wie in den Vereinigten Staaten, ist das erste, sobald nur eine Stadt aus dem Boden zu wachsen beginnt, daß eine Zeitung erscheint. Es gibt in den Vereinigten Staaten mehr Zeitungen als in ganz Europa. In Europa aber, wenigstens in den Großstädten, hat die Zeitung sogar vollständig aufgehört, Luxusartikel zu sein und wird statt dessen als dringendstes Bedürfnis empfunden. Der Einfluß der Tagespresse steigt von Tag zu Tag. Das unbekannteste Gemeindeblättchen des verlorensten Flecken gibt auch stets einige Benachrichtigungen über alles Bedeutendere, was sich soeben in irgendwelchem Winkel der weitesten Welt abgespielt hat. Dank dem sich soweit hinziehenden gewaltigen Telegraphennetze wird jedes Ereignis, ob wichtig oder nicht, mag es sich auch am Ende unserer Erdenwelt zutragen, alsbald überall bekannt, und von hundert Millionen von Menschenwesen

verstanden und von jedem wieder selbständig ausgelegt. Die Menschenwelt ist gewissermaßen zu einem äußerst empfänglichen lebenden Organismus geworden, dessen einzelne Teile sogleich sämtlich den Stoß mitempfinden, den er selbst an den fernsten Extremitäten erlitten hat. Jeder Staatsbürger ist durch die bloße Kenntnis der Weltereignisse zum Weltbürger geworden. So ist das Geistesleben der heutigen Menschen von dem der einstigen, die lange Zeit auch nicht die Geschehnisse in ihrer Nachbarstadt kannten, hierdurch selbst d a n n durch und durch verschieden, wenn sie von der Außenwelt durch Ströme, Meere oder Berge abgeschnitten sind!

So hat sich denn erst in unseren Tagen die Entdeckung Johann Gutenbergs richtig in allen ihren wunderbaren Erscheinungsformen entwickeln können. Sie hat fast volle vier Jahrhunderte gebraucht, um alle ihre Früchte zur Reife zu bringen. In der maßlosen Entwicklung der Tagespresse mag allerdings schon vielleicht etwas Ungesundes liegen. Doch wird durch sie ebensowenig wie durch die Volksschule sich die Menschheit neue Gebiete erobern können, vielmehr wird dies allein durch den höheren Unterricht und besonders durch die wissenschaftliche Forschung eintreten. Aber bis jetzt haben die Demokratien, wenn sie auch ein paar schwächere verdienstliche Bemühungen nach dieser Richtung gemacht haben, doch im wesentlichen mehr für den Volksschulunterricht als für die reine Wissenschaft Sorge getragen. Diese kommt für sie wenig oder gar nicht in Betracht. Sie haben nun einmal die militärischen Dinge auf die erste und die Volksbildung auf die zweite Stufe gestellt, und nur widerwillig denken sie an die unbekannten Welten, deren Betreten ihnen ausschließlich die Wissenschaft ermöglicht. Um sich hiervon zu überzeugen, genügt es schon, sich einmal die Verteilung unserer Staatshaushalte anzusehen. Frankreich hat zum Beispiel i. J. 1911 nicht weniger als 1354 Millionen Frank für militärische Dinge angesetzt, doch schon bloß 288 für den Unterricht und nur erbärmliche 2 für die unabhängige wissenschaftliche Forschung. Auch in den übrigen Ländern ist es kaum viel anders.

* * *

Inmitten dieses allgemeinen Weltfortschritts, der sich auf alle Formen menschlicher Tätigkeit ausdehnt, hat allein der Ackerbau in einem traurigen Stillstande verharrt. Noch heute wird das Korn, die Rebe, der Reis, der Tee, der Hafer und das Weidefutter kaum anders gebaut als in den Tagen der Ceres und des Bacchus. Wissenschaft und Industrie, die so wunderbare Maschinen für eine Bearbeitung der Metalle und für eine schnelle Beförderung der Menschen ersonnen haben, konnten nicht viel zur Verbesserung des Bodenertrages, von dem wir leben, und zur Vervollkommnung der Pflanzen, von denen wir uns nähren, tun! Und auch

noch das Wenige, was getan ist, bleibt der Landbevölkerung fast unbekannt oder wird wenigstens von ihr verkannt. Noch heute bewegt sich alles fast in demselben Geleise wie in uralten Zeiten, ganz gleich, ob es sich um Aussaat, Ernte oder auch Weinlese handelt. Die Hütten-, Bergwerks- und Maschinenbetriebe sind es, denen allmählich immer mehr Kräfte zugelaufen sind, die die landwirtschaftliche Tätigkeit in einer Weise zu verschmähen und zu verachten gelernt haben, daß es möglich sein kann, daß das Land heute auch nicht um das geringste ergiebiger geworden ist als in den ältesten Zeiten.

Anstatt sich zu vermehren, hat sich die Bevölkerung auf dem Lande überall nur vermindert. Der Landmann beeilt sich etwas anderes zu werden und will bloß kein Bauer mehr sein. Die Fluren entvölkern sich. Der Dorfbewohner zieht in die Stadt, wo ungeachtet des furchtbarsten Wettbewerbs die Löhne doch immerhin höher sind als in den Dörfern. Daher die riesige Bevölkerungszunahme der Großstädte. In vierzig Jahren ist der Zuwachs für Mailand 200 % gewesen, für Warschau 175 %, für Leipzig 455 %, für Moskau 370 %, für Hamburg 290 % und für Köln 300 %. Außerhalb Europas ist der Zuwachs der vornehmen großen Städte ebenso gewaltig, ja zum Teil noch gewaltiger. Johannesburg, das ursprünglich weiter nichts als eine felsige Hochebene gewesen war, hat gegenwärtig 257 000 Einwohner, Sidney ist um 446 % gewachsen, Melbourne um 291 %, Buenos Aires um 720 % und Tokio um 225 %. In den Vereinigten Staaten sind Großstädte an Orten emporgeschossen, die i. J. 1870 noch nicht zwanzigtausend Einwohner hatten, so Los Angeles (319 198 E.), Saint-Paul (214 744 E.). Noch weitere Städte, wie Chicago, sind sogar um 630 %, Cleveland um 600 %, Pittsburg um 520 % gewachsen, New York hat mit Vorstädten über fünf Millionen Einwohner (4 766 883 i. J. 1910).

Es gibt in den Vereinigten Staaten fünfzig Städte mit über hunderttausend Seelen, und die Bevölkerung dieser fünfzig Städte stellt 23 % der Gesamtbevölkerung dar. In Frankreich stellt die Bevölkerung der Städte von hunderttausend Einwohnern 12 % der gesamten Bevölkerung dar, in Deutschland 20 %, in Spanien 10 % und in Rußland 4 %. In England, das allmählich ganz aufgehört hat, ein ackerbautreibender Staat zu sein, um fast ausschließlich ein bergbautreibender sowie ein Handels- und Industriestaat zu werden, beträgt das Verhältnis der Bürger, die die Großstädte (von über hunderttausend Einwohnern) bewohnen zu der gesamten Bevölkerung mehr als 50 %.

I. J. 1870 waren in der ganzen Welt, abgesehen von China, nur drei Städte mit über einer Million Einwohner (London, Paris, New York). Heute sind es schon dreizehn. Nur neun Städte hatten damals über fünfhunderttausend Einwohner. Heute sind es neununddreißig.

Städte von über 500 000 Einwohnern i. J. 1911.

	1871	1911	Zuwachs nach Prozenten
New York	1441	4766	230
London	3267	4521	38
Paris	1851	2888	55
Tokio	674	2186	225
Chicago	299	2185	630
Berlin	825	2080	152
Wien	834	2031	130
Petersburg	790	1911	140
Philadelphia	674	1545	130
Moskau	700	1505	115
Buenos Aires	177	1449	720
Osaka	373	1226	230
Rio de Janeiro	420	1000	140
Konstantinopel	450	942	110
Hamburg	240	932	290
Budapest	201	880	340
Warschau	310	864	175
Glasgow	477	784	65
Liverpool	493	746	50
Brüssel	314	737	135
Manchester	351	714	104
Saint-Louis	311	687	120
Neapel	448	678	50
Boston	250	670	175
Kairo	353	654	85
Mailand	200	600	200
Madrid	332	599	80
Barcelona	240	588	145
Amsterdam	277	587	110
Cleveland	93	560	500
Baltimore	267	558	110
Dresden	177	551	210
Marseille	312	550	75
Rom	244	542	120
Pittsburg	86	533	520
Birmingham	343	525	53
Lyon	323	523	60
Köln	129	516	300
Breslau	207	514	150

Die Arbeiter, die in diesen Riesengemeinschaften zusammengepreßt ihr Dasein führen müssen, haben aus ihrer Mitte heraus eine eigene Lebensanschauung gebildet, die mit der des Landmanns auch in gar nichts übereinstimmt, sondern ihr vielmehr schnurstracks zuwiderläuft. Damit ist

aber auch die Geistesrichtung in der ganzen Welt eine andere geworden. Um das Jahr 1848 hatten noch die Handwerker, von den Träumereien und Schwärmereien gewisser edler Volksfreunde angesteckt, einen etwas verschwommenen und unbestimmten Sozialismus angenommen, aber schon i. J. 1913 hielten sie es, ohne etwa darum auf die von einigen ihrer Theoretiker bekannten doktrinären Ideen zu verzichten, für praktischer, sich in *Gewerkschaften* oder *Syndikaten* (*trade-unions*) zusammenzuschließen. Diese Gewerkschaften waren im Laufe der Zeit zu einem gewaltigen Einflusse gelangt. Die Zahl ihrer Angehörigen ist beträchtlich und übt durch diese wuchtige Masse einen gebieterischen Zwang aus. Sie fassen allgemeinverbindliche Beschlüsse, die zwar in vereinzelten Fällen von einem gewissen Maß von Weisheit, im allgemeinen aber von der willkürlichsten Gewalt zeugen; wenn sie den Augenblick günstig halten, beschließen sie, um einer Lohnerhöhung willen oder aus irgendeinem andern Grunde, die Arbeitseinstellung. Aber das Räderwerk des gegenwärtigen gesellschaftlichen Betriebes ist so verwickelt geworden, daß die Riesenmaschine in dem Augenblicke zu funktionieren aufhört, wo ein einziges ihrer Räder den Dienst versagt, stehen doch alle die Einzelteile, in größerer oder geringerer Abhängigkeit von dem Ganzen, jedenfalls im engsten Zusammenhang untereinander; mag es sich nun um Post, Eisenbahn, Fuhrwesen, Elektrizitätswerke, Buchdrucker, Bäcker oder auch Polizeibeamten handeln, die Gefahr dieser allgemeinen oder teilweisen Zusammenschließungen und Arbeitseinstellungen beruht auf der Schwierigkeit, die sie der Regierung machen, die Freiheit der Arbeit aufrechtzuerhalten, die doch wohl noch heiliger gelten muß als die Freiheit der Arbeitseinstellung.

Um in den Parlamenten und Regierungen einen Anteil zu erlangen, wie er ihrem zahlenmäßigen Übergewicht entsprechen würde, haben die Arbeiter unter Bezeichnungen, die je nach den einzelnen Ländern verschiedene sind, eine große Partei begründet, die sich in Frankreich die sozialistische, in Deutschland die sozialdemokratische und in England rundweg die Arbeiterpartei nennt. Ihr Programm ist ein mehr wirtschaftliches als politisches. Sobald sie aber ins Parlament eintreten, sehen sie sich jedoch gezwungen, sich in die politischen Tageskämpfe zu mischen. Ihre Macht wächst zusehens, so daß von Jahr zu Jahr bei den Wahlen ein Wachstum der sozialistischen Stimmen zu bemerken ist. So läßt sich schon heute voraussagen, daß die Stunde unvermeidlich ist, wo sie über die ihnen von der überlieferten alten Gesellschaft gemachten Einwendungen einen endgültigen Triumph feiern werden.

Auch hat sich durch ihren Einfluß schon jetzt an der alten Gesetzgebung eine gründliche Umgestaltung vollzogen. Obwohl sie noch nicht die höchste Macht erlangt haben, haben sie doch schon manche der Arbeiterklasse höchst günstige Gesetze durchgesetzt.

Den Anfang der sozialen Reformen hat das Verbot der Arbeit von Kindern unter zwölf Jahren gemacht. Hierauf sind dann verbindliche Altersversicherungskassen eingerichtet worden, die es verhüten, daß der Arbeiter in seinen alten Tagen in Not und Elend kommen kann. Regelungen vielfacher Art für die Entschädigung von Arbeitsunfällen wurden getroffen, und eine gesetzliche Sonntagsruhe eingeführt.

Noch steht der endgiltige Entschluß aus über ernstere in der Schwebe befindliche Fragen, wie billige Arbeiterwohnungen, Lohnfestsetzungen, Gewinnanteile, Schiedsgerichte bei Arbeitseinstellungen und eine fortschreitende Einkommensteuer, alles einschneidende Probleme, deren auch nur theoretische Lösung außerordentlich schwierig ist.

Seit nun schon bald einem halben Jahrhundert wird der Bürgerstand, d. h. die Arbeitgeber- und Grundbesitzerklasse, beständig gezwungen, den Arbeiterforderungen immer weiter nachzugeben. Jede neue Gesetzgebung reißt ihm einen neuen Fetzen seiner bisherigen Allmacht ab. Höchst wahrscheinlich werden die Arbeiter im Bewußtsein ihres Übergewichts und folglich auch ihrer Macht, die von Tag zu Tag mit dem immer weiteren Schwinden der Landbevölkerung zunimmt, nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern schließlich ihr Programm endgültig durchdrücken. Niemand kann voraussagen, wie die gleichmacherische Ordnung dieser neuen Gesellschaft aussehen wird. Aber niemand kann seine Augen so verschließen, daß er nicht sähe, wie wir uns zu ihr mit immer größeren Eilschritten hin entwickeln. Besonders seit 1880 sind die europäischen Völker von Grund aus demokratisch geworden, noch weit demokratischer und gleichmachungssüchtiger als es sich nur je die Philosophen des Jahres 1848 für eine ferne Zukunft hatten träumen lassen.

Doch die Forderungen der Arbeiter wachsen in gleichem Maße, wie man sie zu befriedigen sucht. Da also diese in ihren Ansprüchen nicht stehen bleiben, und andrerseits die Besitzer die Kapitalien sich nicht widerstandslos enteignen lassen werden, so ist es leider nicht ausgeschlossen, daß die Menschheit, nachdem sie sich glücklich von den unsinnigen Religions- und Völkerkriegen befreit hat, nun eines Tages den Schrecken der sozialen Kriege kennen lernen wird, die um so grausamer sein werden, je gerechter ihre Ursache erscheinen wird.

* * *

Die Bewegung in der Menschheit kennzeichnet sich gegenwärtig weniger durch die Schnelligkeit, mit der ihre Fortschritte vor sich gehen, als durch ihre bloße Bevölkerungszahl. Ohne Zweifel ist zu andern Zeiten die Fortpflanzungsfähigkeit des Menschengeschlechts keine andere als heute ge-

wesen, höchstens noch eine größere; doch Hungersnöte, Seuchen und lange Kriege waren so recht dazu da, die Ausbreitung der Menschenrasse zu verhindern. Aber heute sind jene fast verschwunden. Auch waren die Auswanderungen und Ansiedelungen in früheren Zeiten langwierig und gefährlich, während sie heute ohne jedes Bedenken und ohne jede Schwierigkeit vor sich gehen. Eine Bevölkerung, die sich auf dem Boden, auf dem sie geboren ist, nicht ernähren kann, begibt sich, ohne sich irgendwelchen Kosten oder Wagnissen aussetzen zu brauchen, einfach an das andere Ende der Welt, um Arbeit zu suchen und auch wirklich zu finden. Mit einem Worte: nicht die Geburtenziffer ist gewachsen — sie zeigt sogar ein andauerndes Streben, sich bei den Kulturvölkern immer mehr zu verringern —, aber die Sterblichkeit ist ganz gewaltig heruntergegangen.

Im übrigen ist die jetzige Bevölkerungszahl der Erde schlechthin weit stärker als in irgendeinem andern Augenblicke der Menschheitsgeschichte. Infolgedessen wird auch der Bevölkerungszuwachs als solcher, selbst bei einer schwachen Geburtenziffer, von Jahr zu Jahr immer größer.

In den letzten vierzig Jahren hat der endgültige Bevölkerungszuwachs der gesamten Menschheit — allerdings ungerechnet der afrikanischen Schwarzen und der Chinesen, für die es keine auch nur annähernd genaue Statistik gibt — vierhundertfünfzehn Millionen betragen, was, auf ein Jahrhundert berechnet, etwa eine runde Milliarde ergeben würde. Die Bevölkerung der Erde, die i. J. 1915 annähernd zwei Milliarden betragen wird, wird also, falls nicht irgendein gesellschaftliches oder kosmisches elementares Ereignis eintritt, in etwa hundert Jahren bis auf drei Milliarden steigen.

Nun haben die verschiedenen Völker nicht etwa in gleichem Verhältnis zugenommen. Die, die am schnellsten zugenommen haben, sind die, die sich durch die Einwanderung vermehrt haben. Britisch-Südafrika (Transvaal, Kapland, Natal, Oranjefreistaat) ist im Verhältnis von 100 zu 690 gewachsen, Argentinien von 100 zu 415, Australien von 100 zu 325 und die Vereinigten Staaten von 100 zu 225.

An dem gesamten Wachstume der menschlichen Bevölkerung beträgt der Anteil der unzivilisierten Völker oder solcher halbzivilisierter wie Ägypter, Japaner, Chinesen, Malayen, Algerier, Indochinesen und Hindus zwei Fünftel, d. h. 40%, der der Slaven 20% und der der Amerikaner spanischer wie englischer Zunge ebenfalls etwa 20%. Der Anteil des gesamten Europas aber (Großbritanniens, Deutschlands, Italiens, Spaniens, Frankreichs und anderer europäischer Völker) beläuft sich in dem gesamten Wachstum auf nur ein Fünftel (20%).

	Gesamtzuwachs in vierzig Jahren (1870—1910)	Ansatz des Steigens in Prozenten	Bevölkerungs-verhältnis i. J. 1910
Farbige Rassen	164,8	164	40
Slaven	76,8	186	20
Spanisches und portugiesisches Amerika	31,4	187	10
Vereinigte Staaten	53,6	235	13
Englische Kolonien	14,4	300	4
Europäische Völker (ausschließlich Frankreichs)	71,8	145	3
Frankreich	2,2	106	10
	415,0		

Mithin beträgt der gesamte Bevölkerungszuwachs der Erde in vierzig Jahren rund 415 Millionen.

Wenn wir die slavischen, die amerikanischen Länder mit spanischer und portugiesischer Sprache und dann auch noch die vier skandinavischen Länder (Finnland, Dänemark, Schweden und Norwegen) unter je einer Einheit zusammenfassen, so erhalten wir folgendes anschauliche Bild über den Menschenzuwachs nach Millionen in den letzten vierzig Jahren (1870—1910):

	I. J. **1870**	I. J. **1910**	ZUWACHS IN MILLIONEN	PROZENTUALER ZUWACHS
Indien	201,5	324,3	122,8	162
Rußland u. andere slavische Länder	90,0	166,8	76,8	186
Vereinigte Staaten	38,5	92,1	53,6	235
Spanisches und portugiesisches Amerika	37,5	68,9	31,4	187
Deutschland	40,1	64,9	24,8	162
Skandinavische Länder	9,2	13,4	4,2	46
Japan	35,0	51,6	16,6	147
Österreich	35,9	49,4	13,5	137
Großbritannien	31,9	45,4	13,5	144
Frankreich	36,6	38,8	2,2	106
Java	22,6	38,1	15,5	170
Italien	26,6	34,7	7,9	131
Spanien und Portugal	22,0	27,6	5,6	126

Diese Zahlen zeigen mit unwiderstehlicher Deutlichkeit bei den europäischen Völkerschaften (mit Ausnahme der Slaven) ein weit weniger rasches Wachstum als bei denen Asiens und Amerikas, eine Erscheinung, die auf die zunehmenden Auswanderungen der ersteren und vielleicht noch mehr auf den Geburtenrückgang, den sie zu verzeichnen haben zurückzuführen ist.

Um aber diesen Schluß so recht in seiner vollen Bedeutung zur Anschauung zu bringen, ist es gut, sich einmal die farbigen und die weißen Völkerschaften nebeneinander zu vergegenwärtigen und einige von ihnen in bunter Ordnung zusammenzustellen.

Einen eigenen Reiz hat es, einmal die Zahlen für die Länder hervorzuheben, bei denen der Bevölkerungszuwachs 170 % überstiegen hat, und unter ihnen ganz besonders auch die außereuropäischen:

	BEVÖLKERUNGS-ZUWACHS nach Prozenten innerhalb von vierzig Jahren
Britisch-Südafrika	690
Argentinien und Uruguay	415
Australien	325
Ägypten	260
Vereinigte Staaten	235
Serbien	222
Brasilien	212
Liberia	207
Polen (d. h. das gesamte polnische Sprachgebiet)	205
Chile	194
Rußland (ausschließlich Polens)	186
Algerien	179
Kanada	174
Venezuela	173
Kolumbien	171
Java	170

So zeigt Europa ein weit weniger rasches Wachstum als die übrigen Weltteile, und in Europa sind es allein die Slaven, die sich wirklich stark vermehren.

Nach den von ihnen gesprochenen Sprachen ist das Wachstum der Völkerschaften innerhalb von vierzig Jahren, in absoluten Zahlenwerten ausgedrückt, das folgende gewesen:

Engländer	72 000 000
Spanier und Portugiesen	37 000 000
Slaven	77 000 000
Andere	63 000 000
Farbige Rassen	166 000 000

Doch diese Angaben sind nichts weniger als abschließend, da in ihnen weder auf China, dessen leider nicht bekannter Bevölkerungszuwachs wahrscheinlich jeder Voraussetzung Hohn sprechen und, wenn er in die Rechnung eingestellt werden könnte, alles umstoßen würde, noch auf die Schwarzen Afrikas, noch auf die Mestizen, Mulatten und Neger von Nord- und Südamerika Rücksicht genommen ist.

Doch es ist auch ohne dies ganz klar, daß die weiße Rasse trotz ihres überlegenen Geistes und, obwohl sie die andern Menschenrassen unter ihrer Herrschaft hält, doch weit weniger rasch als diese wächst. Dieselbe zunehmende Zivilisation, die bei den Weißen den Geburtenzuwachs einschränkt, hebt ihn umgekehrt bei den minderwertigen Rassen.

Unter den Weißen vermehren sich wieder, als die jüngsten Kinder der Zivilisation unter ihnen, ganz besonders schnell die Slaven. Die Bevölkerung des europäischen Rußlands belief sich i. J. 1913 auf 168 Millionen. Fügt man nun den Slaven dieses Landes noch die Balkanslaven sowie die Österreichs und Preußens hinzu, so kommt man auf eine Zahl von etwa zweihundert Millionen Menschen, die slavische Sprachen sprechen, gegenüber hundertfünfzig Millionen, die englisch sprechen, hundert, die spanisch, fünfundsiebzig, die deutsch, und fünfundvierzig, die französisch sprechen.

Nach ihrer stärkeren Bevölkerungszunahme, sollte man glauben, müßte die Sprache der Slaven oder die der Engländer einen Vorsprung vor allen übrigen gewinnen. Doch die slavischen Sprachen sind, genauer besehen, recht verschieden voneinander und haben zudem eine außerordentlich verwickelte Laut- und Formenlehre, die englische Sprache aber ist so willkürlich in ihrer lautlichen Gestaltung, daß eine noch weitere Ausbreitung derselben nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit hat. Eine weit größere kommt der besonderen Neuschöpfung einer eigenen internationalen Sprache zu, deren Grammatik keine besonderen Schwierigkeiten bieten darf, deren Wortschatz sich auf dem Lateinischen aufbauen und deren Schrift ebenfalls eine lateinische sein muß; das Englische ist ja im Grunde genommen auch eine mit dem Lateinischen durchsetzte Sprache, und auch das Deutsche hat eine nicht geringe Zahl lateinischer Bestandteile.

Nun hat die Erfahrung gezeigt, daß ein Kind gleichzeitig zwei Idiome lernen und sprechen oder mit andern Worten im Besitze zweier Muttersprachen sein kann, beispielsweise des Provenzalischen neben dem Französischen, des Bretonischen neben dem Französischen, des Baskischen neben dem Spanischen, des Wallisischen neben dem Englischen, des Finnischen neben dem Schwedischen. Dann werden, und zwar ohne Zweifel schon in einer nahe bevorstehenden Zeit, die Menschen begreifen, daß es unvorteilhaft ist, in einer alles lähmenden unerfreulichen geistigen Scheidung voneinander zu bleiben. Die wahrhafte gesellschaftliche, sittliche und geistige Verbrüderung der Völker wird die Annahme einer internationalen Sprache zur Grundlage haben, vielleicht des so wunderbar einfachen, logischen und wohlklingenden *Esperanto*, das Zamenhof*) i. J. 1895

*) Anm. des Herausgebers: Dr. Ludwig Zamenhof, polnischer Augenarzt, geb. 1859 zu Bialystok, gest. 1917 zu Warschau.

ersonnen hat. Das soll nicht etwa für die Völker den Anlaß bieten, ihre überlieferten alten Sprachen aufzugeben, die viel zu reich an Meisterwerken und ruhmvoller Vergangenheit sind, um so einfach zugrunde zu gehen. Die Völker werden mühelos neben ihrer nationalen Sprache noch ein besonderes gemeinsames internationales Idiom zu gebrauchen wissen, das sich ebenso leicht lernen wie sprechen läßt.

An dem allgemeinen Rückgange der Geburtenziffer trägt in erster Linie die mit aller Kultur verbundene Steigerung der Luxusbedürfnisse die Schuld. Weiter sind es wirtschaftliche Gründe, aus denen sich die einzelnen Menschen eine Beschränkung ihrer Kinderzahl auferlegen. Weder Deutsche noch Italiener und Engländer bewahren denselben hohen Geburtenreichtum wie im vorangegangenen Jahrhundert; so folgen auch die übrigen europäischen Völker nachträglich dem nun schon seit damals gegebenen verhängnisvollen Beispiele Frankreichs, woraus sich wohl mit einiger Sicherheit voraussagen läßt, daß die Geburtenziffer überall noch weit mehr heruntergehen wird. In Frankreich läßt sich beinahe schon ein Überschuß der Sterbefälle über die Geburten feststellen. So muß in absehbarer Zeit ein immer größer werdendes zahlenmäßiges Übergewicht der gelben Rasse über die weiße eintreten und innerhalb der weißen Rasse wieder eine Vorherrschaft der Slaven, die ihren starken Geburtenreichtum auch noch weiter bewahren und erst dann einbüßen werden, wenn auch bei ihnen der Geist abendländischer Demokratie und Plutokratie eingezogen sein wird.

Wenn wir so auch einmal von der Zukunft sprechen, verlassen wir nicht etwa die der Geschichtswissenschaft gesteckten natürlichen Grenzen. Der Geschichtsforscher hat doch wohl noch anderes zu tun, als immer bloß schweigend die Urkunden der Vergangenheit der Reihe nach aufzuzeichnen! Was hat es denn für einen Nutzen, die Tatsachen des gestrigen Tages kennen zu lernen, wenn sie uns nicht dazu dienten, die des morgigen klarer voraussehen zu lassen? Gewiß, alle Vorausseherei baut sich ausschließlich auf dem wankenden Boden bloßer Vermutung auf; doch erwächst sie auch bisweilen mit einer logischen Notwendigkeit auf dem festen Boden strenger Geschichtsforschung. Wenn beispielsweise die Kurve irgendeiner sozialen Erscheinung nun schon fünfzig Jahre lang einer ganz bestimmten Richtung folgt, ist doch wohl die Voraussetzung zulässig, daß sich die Kurve auch weiter in derselben Linie bewegen und sich auch noch in den nächsten Jahren in derselben Richtung fortsetzen wird. So besteht die Berechtigung, sie sich beliebig verlängert zu denken! Soweit also nicht etwa irgendein plötzliches unvorhergesehenes Ereignis störend dazwischentritt, werden die Gesetze der Zukunft durch die der Vergangenheit bestimmt.

Deshalb sind wir denn auch wohl berechtigt, ein gewisses Maß von Besorgnis zu empfinden, wenn wir die gewaltige Entwicklung der Völker der farbigen Rassen sehen. Es will dabei verhältnismäßig wenig verschlagen,

wenn gegenwärtig nicht weniger als vierhundert Millionen Eingeborene unter dem Schutze, der Verwaltung und der Regierung Großbritanniens, der Vereinigten Staaten und Frankreichs stehen. Mit ihrer angeblichen Bevormundung durch die Europäer, von der soviel Wesens gemacht wird, ist es nicht so weit her wie man denkt; sie ist im Grunde genommen nur ein Märchen. Es wäre doch wirklich kindisch sich einzubilden, daß alle die heute unter europäischer Gewalt stehenden halbwilden Völkerschaften ewig unter diesem Joche, daß etwa Indien englisch, die Philippinen amerikanisch, Algerien und Indochina französisch bleiben würden. Die Festigkeit dieser Kolonialreiche ist nichts weniger als gesichert. Die heute unter der Verwaltung und Erziehung der Europäer blühenden Einheimischen werden sich vielleicht eines Tages als die gefährlichsten Feinde Europas entpuppen.

Die religiösen Bekenntnisse ändern ihren Besitzstand in der Welt kaum irgendwo. Das Verhältnis der einzelnen christlichen Glaubensformen zueinander bleibt sich auch fast überall gleich. Denn in der slavischen Völkerfamilie bleibt immer derselbe Teil der römischen Kirche treu, und in den Vereinigten Staaten schreitet gleichfalls infolge irländischer Einwanderung, ihre Lehre schneller vorwärts als die protestantische. Die christliche Religion in ihrer Gesamtheit aber gewinnt weder dem Buddhismus noch dem Islam irgendwelchen Boden ab.

Unbekümmert um die amtliche Zählung der Religionen, wie sie uns die Statistik liefert, können wir unstreitig in allen christlichen Ländern, besonders aber in den katholischen, eine wachsende Gleichgültigkeit, die geradezu auf Ungläubigkeit hinausläuft, feststellen. Durch kritische Bekämpfung, durch witzigen Spott und besonders auch durch die Wissenschaft erschüttert, ist der Glaube der alten Zeit sogar denen entschwunden, die sich noch heute offen und ehrlich als Christen bekennen. Sie haben mit den Christen der Vergangenheit nur wenig gemeinsam. Es ist allein die Achtung vor einer ruhmvollen hundertjährigen Art der Gottesverehrung, die die ganze Erhabenheit der alten äußeren Form bewahrt hat, die die schwerfälligen und plumpen Glaubenslehren vergangener Zeiten, die ebensoviel Blutzeugen als Henker hervorgebracht haben, bis jetzt überlebt hat und vielleicht noch lange überleben wird. So sind wohl, wie sehr auch die Klassen- und Rassenkriege noch immer zu fürchten sein mögen, die Religionskriege kaum mehr bedenklich. Aber der Dank hierfür gebührt mehr menschlicher Zweifelsucht als menschlicher Weisheit.

* * *

Durch die Dampfschiffahrt und besonders auch durch den Eisenbahnverkehr hat ausnahmslos bei allen Völkern der Handel noch weit mehr als die Bevölkerung selbst zugenommen. Mit andern Worten überall ist der Luxus, überall das Wohlleben gewachsen. In allen Gesellschaftsschichten haben die neuzeitlichen Erfindungen das Leben leichter und

angenehmer gestaltet. Wenn das Glück von den äußeren Lebensbedingungen abhängt, was nun einmal bis zu einem gewissen Maße richtig ist, dann ist das Dasein der Menschen heute glücklicher als gestern, und wird es morgen wieder glücklicher als heute sein.

In vierzig Jahren ist der Ausfuhrhandel aller Völker auf Grund der Wertberechnung der Güter um mehr als 250% gestiegen. Vielleicht besteht diese Steigerung mehr dem Scheine nach als in Wirklichkeit, da sie weniger der zahlenmäßigen Vermehrung der Bevölkerung als dem allgemeinen Mehrwert der Waren zu danken ist. Nichtsdestoweniger hat auch der *Einzelkonsum*, d. h. der Verbrauch auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, überall zugenommen. So ist für gewisse Waren eher eine Preissteigerung als ein Fall der Preise eingetreten, wie z. B. für Zucker, Kaffee, Woll- und Baumwollwaren, und doch ist die Ausfuhr von Zucker, Kaffee, Wolle und Baumwolle ins Riesenhafte gewachsen, so daß sich hieraus wohl der Schluß rechtfertigt, daß es auch nicht einen Menschen gibt, dessen Verbrauch an Zucker, Kaffee, Wolle und Baumwolle nicht schon für seine einzelne Person beträchtlich gestiegen wäre.

Kurz, die Ausnutzung des menschlichen Lebens hat sich immer mehr gesteigert, und die Zahl seiner Bedürfnisse und Genüsse ist gewachsen. Die verschiedenen Schichten der Gesellschaft, zwischen denen einst ein so unversöhnlicher Gegensatz geklafft hat, streben heute nach einer größeren Gleichheit, zum mindesten einer Gleichheit des Wohllebens und des Luxus.

Die folgende Übersicht gibt die Höhe des Ausfuhrhandels auf den Kopf der Bevölkerung in Franken für die beiden Jahre 1872 und 1912 an:

	1872	1912	WACHSTUM (prozentual)
Japan	853	3412	300
Niederlande	245	1080	340
Belgien	170	540	220
Schweiz	166	360	120
Großbritannien	250	330	28
Dänemark	140	300	110
Norwegen	65	220	240
Frankreich	75	210	180
Deutschland	58	180	130
Schweden	57	170	200
Amerika	28	140	400
Rumänien	38	90	135
Spanien	16	58	260
Österreich	30	57	90
Italien	50	55	10
Griechenland	50	52	4
Serbien	18	40	120

Diese Übersicht zeigt, daß sich die Ausfuhr und folglich auch der Verbrauch im allgemeinen mehr als verdoppelt hat. Für gewisse Staaten, wie Deutschland, Niederlande und Belgien haben sie sich sogar mehr als verdreifacht. Ja, für Japan haben sie sogar eine vierfache Höhe erreicht.

Gold und Silber sind im Werte gefallen. Aus Kalifornien, Transvaal, Mexiko, Australien, Klondyke, Guyana sind nämlich solche Mengen Goldes und Silbers herausgeholt worden, daß diese edlen Metalle bald weniger selten geworden sind, und so etwas von ihrem Preise eingebüßt haben. Doch dies kann nicht genügen, um das Anschwellen des gesamten Exportes auf die doppelte Höhe allein hieraus zu erklären. Höchstens mag vielleicht die verhältnismäßige Wertherabsetzung der Münzmetalle die Verteuerung der fabrikmäßig hergestellten Gegenstände zu erklären imstande sein, wie ja auch auf ihr das Steigen der Löhne und der allgemeine Mehrwert des Grundbesitzes beruht.

Der Staatshaushalt sämtlicher Länder ist in kurzer Zeit zu einer Höhe angeschwollen, die alles übrige in den Schatten stellt: Bevölkerungszunahme wie verhältnismäßige Wertabnahme des Goldes.

Im folgenden soll eine vergleichende Übersicht der Staatshaushaltausgaben einiger Länder nach Franken auf den Kopf des Bewohners für die Jahre 1872 und 1912 gegeben werden.

Staatshaushalt nach Franken auf den Kopf der Bevölkerung.

	1872	1912	WACHSTUM (prozentual)
Großbritannien	62	135	120
Frankreich	70	120	72
Österreich-Ungarn	47	112	140
Belgien	40	93	130
Norwegen	18	82	175
Niederlande	52	79	51
Rumänien	16	70	340
Italien	50	68	36
Schweden	17	68	300
Dänemark	38	61	60
Portugal	32	60	88
Spanien	35	56	60
Deutschland	31	55	80
Vereinigte Staaten	57	54	5
Rußland	17	52	200
Griechenland	25	48	92
Serbien	11	44	300
Bulgarien	?	42	?
Türkei	11	35	220
Schweiz	11	26	135
Japan	8	22	175

Im Durchschnitte sind also die Ausgaben um nahezu 125% gewachsen.

Beim ersten Blicke scheint es, als ob die mittlere Jahressumme von 60 Frank auf den Kopf der Bəvölkerung nicht gerade besonders hoch ist; doch in Wirklichkeit ist diese Summe recht beträchtlich, wenn man bedenkt, daß ein Familienvater mit drei Kindern die Jahressumme von 300 Frank aufzubringen hat. Es ist das ungefähr ein Sechstel seines ganzen Verdienstes. Jedenfalls haben sich in vierzig Jahren die Ausgaben verdreifacht. Diese maßlose Steigerung ist aber fast ausschließlich der riesenhaften Anschwellung der Militärlasten zu verdanken.

Vergleicht man die Staatsschulden in den einzelnen Ländern und verteilt sie auf den Kopf der Bevölkerung, so erhält man für das Jahr 1912 folgende Zahlen:

	STAATSSCHULDEN	
	Summe in Millionen Franken	auf den Kopf der Bevölkerung (in Franken)
Frankreich	32 000	810
Portugal	4 300	720
Belgien	3 700	500
Spanien	9 000	450
Niederlande	2 400	410
Deutschland	27 000	410
Österreich	20 000	390
Italien	13 500	375
Großbritannien	16 800	365
Serbien	650	220
Norwegen	500	200
Dänemark	500	180
Bulgarien	700	160
Schweden	850	150
Rußland	24 000	140
Japan	4 000	100
Schweiz	250	65
Vereinigte Staaten	7 500	27,5

Die folgende Übersicht gibt die Höhe der Militärlasten, also für Landheer wie Seemacht, in Franken auf den Kopf der Bevölkerung an:

30*

	1872	1912	WACHSTUM (prozentual)
Großbritannien	19	40	110
Frankreich	16	35	120
Türkei	3	30	1000
Griechenland	6	30	430
Schweden	5	21	310
Deutschland	11	20	85
Italien	9	19	115
Niederlande	15	18	20
Vereinigte Staaten	7,5	15,5	105
Spanien	6	15	140
Dänemark	10	15	50
Rußland	6	14	125
Norwegen	6,7	13,4	100
Österreich	9	11,5	28
Rumänien	3,2	10,8	240
Schweiz	1,2	11,5	900
Portugal	7	11,0	55
Belgien	7,7	10,5	36
Japan	2	7,5	270

Wie wir gesehen haben, haben sich in vierzig Jahren die gesamten Staatsausgaben verdreifacht, was wir vor allem auf die riesigen Militär- und Marinelasten zurückführen mußten. Doch diese wahnsinnige Schraube ohne Ende, die nur eine traurige Folge der zwischen den Völkern herrschenden vollkommenen Gesetzlosigkeit ist, ist noch immer nicht zum Stillstande gekommen; vielmehr ist sie in den letzten zehn Jahren ganz besonders angezogen worden.

Die Schulden der einzelnen Staaten sind ganz ungeheuer: fünf Milliarden für die Vereinigten Staaten, Deutschland und Österreich, zwanzig Milliarden für Großbritannien, dreißig Milliarden für Frankreich, ja fünfunddreißig Milliarden für Rußland. Alle Regierungen suchen in immer drückender werdenden Steuern das Mittel zu finden, den einmal übernommenen Verpflichtungen nachzukommen und sich stets wieder neue aufzubürden, die dann mit Anleihen gedeckt werden müssen. So stehen immer die Finanzfragen im Vordergrunde; denn es gibt keine Reform und keinen Fortschritt, deren Verwirklichung nicht sogleich wieder kostspielig würde.

Infolge dieses Übergewichtes materieller Interessen zeigen die Demokratien das immer deutlichere Bestreben, sich zu Plutokratien umzugestalten, wie es aufs allerklarste die Entwicklung der großen amerikanischen Demokratie erweist. Aber die Geschichte lehrt uns, daß die auf der Religion begründet gewesenen Regierungen des Priesterstandes, die durch

die Erblichkeit erhaltenen des Adels und die durch die Gewalt gestützten des Militärs sich zu allen Zeiten als gesittungsfeindlich herausgestellt haben. Auch das chinesische System, das die Regierungsgewalt den Kandidaten, die die glänzendsten Staatsprüfungen bestehen, verleiht, hat lächerliche Ergebnisse gezeitigt. Unsere modernen Gesellschaften leben unter einer ganz andern Herrschaft als einer von Priestern, Adligen, Soldaten oder büchergelehrten Mandarinen. Heutzutage sind es dem äußeren Scheine nach die großen Volksmassen als die Besitzer der Mehrheit, in Wahrheit aber ausschließlich die Reichen, die die Herrschaft ausüben, und so ist es die plutokratische Demokratie, die im Grunde die Gewalt in Händen hat.

Doch die neue Gesellschaft des zwanzigsten Jahrhunderts, die sich ganz ebenso auf Gleichheit wie auf Reichtum gründet, wird die noch notwendigen Kulturfortschritte allein verwirklichen, wenn sie sich entschlossen auf die modernen Wissenschaften stützt. Die Demokratien sind undankbar und unwissend, die Plutokratien töricht und habsüchtig. Wissenschaftliche Aufklärung allein wird beide umgestalten, neubeleben, in Ordnung bringen und von ihren Fehlern und Irrungen befreien können. Sich selbst überlassen, würden diese kapitalistischen Demokratien allerdings in der Tat sehr rasch die Welt durch Käuflichkeit, Bestechung und Gemeinheit in Verfall bringen.

Ja, allein der modernen Wissenschaft und der Industrie, die weiter nichts als eine Anwendung dieser Wissenschaft ist, verdankt die Menschenwelt ihre gegenwärtige ungewöhnliche Macht und Stärke, und jene rückständigen Elemente, die die moderne Wissenschaft verwünschen, passen ebensowenig in die jetzige menschliche Gesellschaft hinein, wie ein Hottentotte aus Afrika in eine unserer Hochschulen oder Akademien!

* * *

Zwei Bestrebungen entgegengesetzter Art treten nunmehr in die Erscheinung. Die eine drängt die Menschen, sich in verschiedene Lager zu teilen und sich auf Grund des Nationalitätenprinzipes zu Gruppen zusammenzuschließen, die voll Stolz auf ihre Vergangenheit und voll Vertrauen auf ihre Zukunft, aber, voller Eifersucht auf die benachbarten wie die entfernten Völkerschaften, ängstlich ihre Rechte hüten und ihrem Stamme, ihrer Sprache und ihrer Religion die treueste Anhänglichkeit bewahren. Es ist dies der sogenannte nationalistische Geist.

Eine andere anscheinend entgegengesetzte Macht drängt die Menschen sich gegenseitig zu nähern, sich kennen zu lernen und ihre Arbeit zu vereinen, um die allen gemeinsamen Leiden auch gemeinsam zu bekämpfen. Es ist dies die internationale Richtung.

Aber ein Irrtum, ein ganz grenzenloser Irrtum ist es, an das Vorhandensein irgendwelchen Widerspruchs zwischen den nationalen Bestrebungen

der Völker und ihren Bemühungen um internationale Verbrüderung zu glauben. Die wahre, echte und sittlich gerechtfertigte internationale Verbrüderung von allem, was Menschenantlitz trägt, vereint sich wundervoll mit der Unabhängigkeit jedes einzelnen Volkes, sei es noch so groß oder noch so klein. Die entschiedensten Vertreter des Internationalismus sind stets auch solche, denen nichts mehr am Herzen liegt als ihrem Vaterlande seine Freiheiten ausnahmslos unversehrt zu erhalten.

Es ist bei den Menschen das ständige unbewußte Streben gewesen, sich einander zu nähern und durch Verminderung aller trennenden Entfernungen vermöge Schaffung immer bequemerer Verkehrsmittel die vereinigenden Bande des Bewußtseins menschlicher Gemeinschaft immer enger zu knüpfen.

Die Eisenbahnen sind ein belebender Urquell für den gesamten Verkehr zwischen einzelnen Personen und ganzen Völkern geworden. I. J. 1870 dehnte sich das Schienennetz über eine Fläche von zweihunderttausend Kilometern aus; i. J. 1913 hat diese Fläche schon eine Million überschritten; am 1. Januar 1911 waren es noch 982 574 km. Eine ganz besondere Entwicklung aber hat das Eisenbahnwesen in den Vereinigten Staaten genommen: i. J. 1871 noch 85 937 km, aber i. J. 1911 nicht weniger als 392 888 km, d. h. 4300 km auf die Million Einwohner. In Frankreich beträgt die Kilometerzahl auf die Million Einwohner 1040, in Deutschland 940, aber in Rußland nur 430. Doch haben sich hier in den Jahren 1870 bis 1910 die Eisenbahnen um 650% vermehrt, während in derselben Zeit ihr Wachstum in Frankreich 300%, in Deutschland 315%, in den Vereinigten Staaten 460%, in Australien 1600%, in Brasilien 2500% und in Mexiko 7000% betragen. Kurz, über die ganze bewohnte Erde zieht sich ein Schienennetz, das die Möglichkeit gewährt, von Cadiz bis Wladiwostok oder von Vancouver bis New York und nächstens auch vom Kap der Guten Hoffnung bis Alexandria zu gelangen.

Die Leistungsfähigkeit der Züge wird immer größer, legen doch die Eilzüge bei nur mittlerer Geschwindigkeit bequem achtzig Kilometer in der Stunde zurück, so daß wohl die Voraussetzung nicht unzulässig ist, daß sie auf gewissen nicht so verkehrsreichen Strecken bei voller Geschwindigkeit hundertzwanzig Kilometer und wohl noch mehr erreichen. Die großen internationalen Expreßzüge sind nicht bloß mit aller Bequemlichkeit, nein mit dem verschwenderischesten Prachtaufwand ausgestattet. Und dabei zeigen die Fahrpreise eine beständige Neigung, immer mehr herabzugehen, anstatt, wie die Preise für Waren, sich immer mehr zu erhöhen.

Nicht bloß, daß die Eisenbahnen entfernte Städte miteinander verbinden, nein, weit mehr: an den großen Verkehrsmittelpunkten, wie New York, Paris, London, Berlin sind teils unterirdische, teils oberirdische

Bahnen derart angelegt worden, daß sie die Stadt durchschneiden und zu den niedrigsten Preisen Millionen von Fahrgästen befördern. Auch an nicht ganz so großen Orten bis hinunter zu Provinzialstädten von zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Einwohnern verkehren elektrische oder Dampfstraßenbahnen, die schnelle und billige Fahrgelegenheiten nach allen Richtungen schaffen.

Zu Wasser waren die Verkehrsfortschritte nicht geringer als auf dem Lande. Jenes scheinbare Hirngespinst eines durch Heizkraft sich fortbewegenden Bootes, das sich ein Denis Papin gebildet und auch zur Ausführung gebracht hatte, ohne bei seinen Zeitgenossen das genügende Verständnis zu finden, hat in einer Einrichtung von segensreichster Gemeinnützigkeit und gewöhnlichster Alltäglichkeit seine Verwirklichung gefunden. Die Dampfschiffe haben fast, wenn nicht überhaupt, überall die Segelschiffe verdrängt. I. J. 1912 verfügte Großbritannien, dessen Handelsflotte so groß ist wie die aller übrigen Länder zusammengenommen, über Dampfschiffe mit einem Gesamtinhalte von 11 272 000 t und über Segelschiffe mit einem solchen von 1 132 000 t. Noch i. J. 1870 stand es dort fast umgekehrt. Dampfschiffe mit 1 112 934 t Gesamtinhalt gegenüber Segelschiffen mit 4 557 855 t; das will sagen, daß in bezug auf den Tonnengehalt in England die Dampfer von 100 auf 1000 stiegen, während dort in derselben Zeit die Segler von 100 auf 25 fielen. In den andern Ländern, besonders in Norwegen und Frankreich, sind zwar die Segler noch nicht so abgekommen wie in England, doch handelt es sich hier bloß um eine Frage der Zeit.

Man hat Riesenschiffe von sechzigtausend Pferdekräften und darüber gebaut, die die schnellsten Verbindungen zwischen allen Häfen, mithin auch allen Ländern der Welt, herstellen: schwimmende Städte von bisweilen 47 000 t Inhalt, die für eine einzige Fahrt sechstausend Personen bei höchsten Ansprüchen in bezug auf Luxus, Geschwindigkeit und Sicherheit aufnehmen können. Zu einer Durchfahrung des Atlantischen Weltmeeres von einem Ufer zum andern werden noch nicht fünf Tage gebraucht. In noch nicht einem vollen Monate läßt sich eine Rundfahrt um unsern gesamten kleinen Planeten herum machen. Noch vor kaum drei Menschenaltern war zu einer solchen Reise ein ganzes Jahr nötig, und sie war damals noch ein wirklich gefährliches und höchst kostspieliges Unternehmen.

* * *

Ein ganz neues Beförderungsmittel trat i. J. 1895 zum erstenmal in die Erscheinung, um eine ganz wunderbar schnelle Verbreitung zu finden; es war dies der Kraftwagen, das Automobil. Für das Automobil wie für die Dampfmaschine ist stets die Verbrennung von Kohle die Kraftquelle;

aber bei dem Motorwagen entwickelt sich die Kraft aus der plötzlichen Entladung eines explodierenden Gemisches von atmosphärischer Luft und Petroleumdampf im Gegensatz zur Dampfmaschine, wo sie sich aus dem durch das überheizte Wasser erzeugten Dampf entwickelt.

* * *

Die Eisenbahnen haben einen schweren Nachteil, der aber mit ihrem gesamten Wesen zusammenhängt und deshalb von ihnen unzertrennlich ist: sie brauchen einen Schienenstrang, d. h. eine mühsam gebaute Bahn, die sich über Flüsse, Berge und Abhänge nur mit Hilfe von langwierigen, schweren Kunstarbeiten legen läßt, die manchmal überhaupt nicht ausführbar und stets sehr kostspielig sind. Ebenso können die Automobile nur auf sehr guten und dauernd unterhaltungsbedürftigen Straßen verkehren. Aber gerade jetzt, seit ganz kurzer Zeit, sind die ersten schüchternen Versuche mit einer Erfindung gemacht worden, die ganz wunderbar ist und bald weit gründlicher als es nur jemals Dampfschiffahrt und Eisenbahn vermögen werden, über alle Hindernisse Herr werden wird, die nur die Natur den menschlichen Beziehungen gesetzt hat; gemeint ist natürlich das Flugwesen und die Luftschiffahrt.

I. J. 1783 hatten die beiden französischen Brüder Montgolfier, Joseph (1740 — 1810) und Etienne (1745 — 1799), die Beobachtung gemacht, daß ein mit heißer Luft gefüllter Ballon, infolge der sich ausdehnenden leichteren Luft in seinem Innern, in die Höhe stiege. So hat ein solcher Ballon eine *treibende Kraft*, die an seinem Umfange und dem Unterschiede zwischen der Dichtigkeit der erhitzten und der eines gleichen Umfanges von der ihn umgebenden Luft gemessen wird. Er kann mithin bei einem gewissen Umfange Lasten und Menschen heben. Schon wenige Monate später dachte der gleichfalls französische Physiker César Charles (1746 bis 1823) daran, die heiße Luft durch ein Gas von geringerer Schwere als atmophärische Luft, nämlich Wasserstoff, zu ersetzen (1. Dezember 1783). Aber diese von den jeweiligen Winden abhängigen *Luftschiffe* ließen sich nicht lenken. Die Schwierigkeit der Lenkbarkeit des Ballons zermartete damals das Gehirn so manchen findigen Forschers; nach mancherlei Experimenten des französischen Marineingenieurs Dupuy de Lôme (1872) versuchte es sein berühmter Landsmann Gaston Tissandier, der Geschichtsschreiber der Luftschiffahrt, mit der Anbringung einer Propellerschraube an den Ballon, und damit gelang es ihm einigermaßen ein kleines Luftschiff im Raume vorwärts zu bringen (1883). I. J. 1884 baute Renard einen elektrischen Motorenapparat, der stark genug war, eine Propellerschraube von ziemlicher Größe zu bewegen. Er erreichte so eine Geschwindigkeit von dreißig Kilometern in der Stunde, wodurch ihm bei ruhiger Luft eine wirkliche weitere Luftschiffahrt ermöglicht wurde.

In unsern Tagen hat die Aeronautik eine außerordentliche Vervollkommnung erfahren, besonders durch den Deutschen Grafen Zeppelin. Die Propellerschrauben wurden nun mit Petroleummotoren von ebenso geringer Schwere wie bedeutender Stärke in Bewegung gesetzt. Es gelang, die Leinwand dicht zu machen und durch allerlei sinnige Kunstgriffe einen Verlust an dem in dem Ballon enthaltenen Gase zu verhindern. Der ganze Apparat wird halbstarr hergestellt vermittels eines Metallgerippes aus Aluminium (so bei den *Zeppelinen*). Es werden damit Geschwindigkeiten von sechzig Kilometern in der Stunde erreicht, ohne daß die Möglichkeit ausgeschlossen wäre, auch gegen den Wind, selbst bei ziemlicher Stärke, zu fahren. Doch diese ungeheueren Luftschiffe, die riesig kostspielig, äußerst feuergefährlich und nur sehr schwer vor Stürmen zu schützen und in riesigen Hallen unterzubringen sind, sind im letzten Grunde wohl hauptsächlich für militärische Zwecke — und auch da nur unter besonderen Bedingungen — von ernstlichem Nutzen.

Wahrhaft schnelle und leichte Beförderung ist also wenigstens vorläufig, wohl überhaupt kaum durch das Luftschiff zu erreichen, nicht einmal dann, wenn es geräumig und lenkbar ist. Das geschieht allein durch den *Flugapparat*, die glanzvollste Entdeckung der Gegenwart.

Schon in alter Zeit hatten die Menschen wahrgenommen, wie Vögel, Insekten, Fledermäuse, ja selbst Fische, obwohl doch schwerer als die Luft, bei all ihrer Schwere im Raume schweben und sich mühelos ganz nach ihrem Belieben bewegen konnten. Doch sämtliche von den wagemutigsten Entdeckern unternommenen Versuche die bei diesen so verschiedenen Tierarten sich bietenden Flugmaschinen nachzuahmen waren nicht bloß umsonst, sie wurden auch noch von der zeitgenössischen Menschheit einstimmig als lächerlich zurückgewiesen, vermag doch nun einmal das Menschengeschlecht, dessen Blick stets in seiner Verblendung durch den Schein des Augenblicks getrübt wird, niemals das Unbekannte zu begreifen. Bereits im 16. und 17. Jahrhundert machten Meister Leonardo da Vinci und der gelehrte deutsche Jesuitenpater Athanasius Kircher (1601—1680) einige schüchterne Versuche. Aber sie fanden weder Nachahmung noch Verständnis. I. J. 1830 gab der Engländer Cayley zum ersten Male die Theorie des Aeroplans, und bereits i. J. 1868 baute der Franzose Pénaud einige schon vom theoretischen Standpunkt unfertige, praktisch aber überhaupt kein greifbares Ergebnis herbeiführende Apparate. Doch das Problem selbst war damit ein für allemal gekennzeichnet.

I. J. 1880 legte dann der große französische Physiologe Etienne-Jules Marey die Eigentümlichkeiten des Vogelfluges dar und wies gleichzeitig nach, daß das Fliegen auch mit künstlichen Maschinen möglich sei. In den Jahren 1880—1904 machten verschiedene Fachmänner anregende

Versuche, die aber im wesentlichen keine praktischen Folgen ergaben*). Doch auf Cayley weiterbauend, vermochte der schon genannte französische Gelehrte Renard die Theorie des Aeroplan (Gleitflieger) endgültig zu begründen und die mathematischen Bedingungen des Problems klar aufzustellen. Aber den entscheidenden Versuch machten i. J. 1904 die beiden amerikanischen Brüder Orville und Wilbur Wright. Es gelang ihnen, sich auf einem Apparat mit einem von einem Motor getriebenen Propeller in die Lüfte zu erheben. Zu beiden Seiten des Motors breiten sich zwei große feste Flügel aus, die die ganze Maschine halten. Die Kunst des Fliegens war damit entdeckt.

Die Geschwindigkeit kommt durch die Propellerschraube zustande. Mit der Geschwindigkeit aber wächst zugleich der Luftwiderstand, nur in noch höherem Maße als jene. Es kommt ein Augenblick, wo die Geschwindigkeit ausreichend gewachsen ist, um auch den starren Flügeln des Apparats eine ausreichende Stütze in der sehr widerstandsfähig gewordenen Luft zu geben. Eine leichte Biegung der Flügel bestimmt die seitliche Neigung, die der Flieger zu haben wünscht. Zwei Steuerruder ermöglichen die Lenkung des Flugzeuges nach rechts oder links oder nach oben oder unten. So fliegt dieser künstliche Riesenvogel, der den gewaltigsten unter allen Vögeln noch tausendmal an Kraft überbietet, unter der Leitung einer menschlichen Intelligenz hin und her im freien Weltenraume. Es ist mit ihm gelungen, Geschwindigkeiten von 203 km in der Stunde noch zu überbieten, und mehr als 6120 m in die Höhe zu steigen, die Alpen sowie den Ärmelkanal zu überfliegen, von Italien nach Korsika, von Fréjus nach Tunis zu gelangen, kurz, ohne den Boden zu berühren, dreizehn Stunden lang in Bewegung zu bleiben und in dieser Zeit eine Strecke von 1020 km zurückzulegen. Und doch sind das erst Anfänge; bald werden ganz andere Leistungen zu verzeichnen sein!

Zwar sind die Flugmaschinen bisher für Handels- oder industrielle Zwecke fast gar nicht zur Verwendung gekommen. Wohl in noch größerem Maße als die Automobile sind sie außerordentliche Luxusgegenstände geblieben. Gegenwärtig haben die Aeroplane noch immer ausschließlich auf militärischem Gebiete Bedeutung. Hier warten ihrer gewichtige Aufgaben. Sie werden für militärische Aufklärungen und Fühlungnahme zwischen den verschiedenen Abteilungen eines durch natürliche Hindernisse auseinandergerissenen Heeres von wirksamem Nutzen sein. Vielleicht werden sie auch mit Geschossen versehen werden, die in feindliche Lager oder Städte zu werfen sind. Darum, weil sich die Menschen stets

*) Anm. des deutschen Herausgebers: U. a. der damit das Interesse der weitesten Kreise erregende bekannte deutsche Ingenieur Otto Lilienthal, der am 10. August 1896 als Märtyrer seiner Kunst an den Folgen eines Absturzes den Tod erlitt.

mit besonderem Eifer auf das legen, wodurch die militärische Organisation verstärkt wird, sind sie auch mit so glühender Leidenschaft an den Bau von Flugmaschinen gegangen. Jeder Tag bringt in dieser Hinsicht neue Fortschritte.

Aber, wenn auch scheinbar allein zum Nutzen des Krieges, so arbeiten doch im Grunde die Erbauer von Aeroplanen zum Nutzen des Friedens. Ihrer Bestimmung gemäß werden die Flugmaschinen, wenn erst gewisse technische Schwierigkeiten gelöst sein werden, dadurch daß sie sich immer leichter handhaben lassen und immer weiteren Kreisen zugänglich werden werden, auch die internationalen Beziehungen bequemer gestalten, vermehren und fördern! Flüsse, Berge und Felsabhänge werden dann nicht mehr Scheidewände zwischen den Völkern bilden, kennt doch der Luftraum keine Grenzen! Man wird dann gutwillig oder nicht das Ende des ungeheuerlichen gegenwärtigen Zollschrankensystems erleben, das mehr als alle anderen unserer sozialen Erfindungen die Völker voneinander abschließt und dadurch verarmen läßt!

* * *

Nicht bloß in der Beförderung von Menschen und Waren hat die moderne Wissenschaft Wunderbares vollbracht, nein, vor allem auch in der von Geisteserzeugnissen. Der elektrische Telegraph, der in die kleinsten Flecken und die fernsten Gegenden seinen siegreichen Einzug gehalten hat, verbreitet einen Gedanken, ein Ereignis oder auch einen Ausspruch in wenigen Bruchteilen einer Sekunde über den ganzen Erdball. Rußland hat ein Telegraphennetz von 678 000 km, Deutschland von 750 906 km, Frankreich von 659 323 km, die Vereinigten Staaten von 2 772 000 km und Großbritannien von 1 883 100 km. Die ganze Erde besitzt ein solches von etwa zwölf Millionen Kilometern, ohne daß dabei die unterseeischen Kabel gerechnet sind, die die Erdteile miteinander verbinden.

Die Wohltaten des elektrischen Telegraphenverkehrs wurden noch durch zwei andere überraschende Entdeckungen überboten; den Fernsprecher und die Telegraphie ohne Draht. I. J. 1877 zeigte der Physiologe der amerikanischen Universität Boston, Graham Bell, daß eine auch wohl Membran genannte Metallplatte, die durch einen Metalldraht mit einer zweiten in Verbindung stand, ihre Schwingungen mit einer derartigen Vollendung und Schärfe auf diese zu übertragen vermochte, daß das Schwingungsgeräusch der einen Platte durch eine völlig entsprechende Schwingung der andern genau wiedergegeben wurde. Sämtliche Geräusche mit ihrem ihnen eigentümlichen Rhythmus, ihrer Tonstärke und ihren Klangfarben, also auch die menschliche Sprache in allen ihren zarten Gestaltungen, konnten so die weitesten Entfernungen bewältigen. Es war das Telephon oder der Fernsprecher, das nun rasch die

weiteste Verbreitung fand und nicht nur für Gespräche zwischen Einwohnern desselben Ortes, sondern auch für solche zwischen den entferntesten Ortschaften in Aufnahme kam.

So hat die moderne Wissenschaft jenes fast märchenhafte Wunder verwirklicht, es uns zu ermöglichen, die Stimme jemandes, der tausend Kilometer von uns entfernt ist, in allen ihren Schattierungen deutlich zu vernehmen.

Nicht weniger Staunen muß die Telegraphie ohne Draht erregen, auch Funkentelegraphie genannt. Dank den in den Jahren 1886—1890 Schlag auf Schlag folgenden Entdeckungen des berühmten deutschen Physikers Heinrich Hertz (1857—1894), des fähigsten unter den zahlreichen Schülern eines Ferdinand von Helmholtz, sowie des Engländers Oliver Lodge und des Franzosen Branly gelang es dem italienischen Physiker Marconi durch eine besondere Art von Apparaten, die sich frei durch den Luftraum fortpflanzenden elektrischen Schwingungswellen ohne jeden Leitungsdraht wieder aufzufangen. Wie die eigentliche Schwäche der Eisenbahn nach dem Vorherausgeführten darin lag, daß ihre erste Voraussetzung die Anlage des Schienenstranges bildete, so hatte auch bisher immer die eigentliche Schwäche des telegraphischen Verkehrs in der unumgänglichen Notwendigkeit gelegen, für denselben zunächst ein weitverzweigtes Drahtnetz anlegen zu müssen. Jetzt nun sind die hölzernen Stangen wie die eisernen Drähte überflüssig geworden; es genügt eine Aussendungs- und eine Empfangsstelle, die einzig und allein durch die atmosphärische Luft in räumlichem Zusammenhange stehen. Die größte französische Station für drahtlose Telegraphie ist auf dem Eiffelturm in Paris, die größte deutsche in Nauen bei Berlin. So können an jedem beliebigen Punkte des Erdballs Signale aufgefangen werden, die zweitausend Meter von dieser Stelle ab durch die weite Luft geworfen worden sind. Die Schiffe, die über das Weltmeer fahren, können miteinander in Verkehr treten, ohne daß eine sichtbare Verbindung für den Austausch von Gedanken vorhanden wäre, die gleichwohl wörtlich von einem Ende der Welt zum andern gewechselt werden können.

Diesen sämtlichen Wunderwerken haben wir auch den gegenwärtigen raschen, bequemen und starken Nachrichten- und Güteraustausch unter den Menschen zu danken. Darin liegt ohne Zweifel der bezeichnende Zug der Gegenwart. So sind denn auch bei aller unwillkürlichen Abneigung für das, was unter den Begriff der internationalen Organisation fällt, gleichwohl die Regierungen notgedrungen i. J. 1868 zu Wien für einen *Internationalen Telegraphenverein* und i. J. 1874 zu Bern für einen *Weltpostverein* zu haben gewesen, die beide durch den deutschen Generalpostmeister Staatssekretär Heinrich Stephan angeregt worden waren, um ihren gemein-

schaftlichen ständigen Sitz in der Schweiz zu Bern zu bekommen, wo die Bedingungen der internationalen Brief- und Telegrammsendungen ihre dauernde Regelung finden. I. J. 1910 stieg die Zahl der internationalen Telegramme auf mehr als vierhundertfünfzig Millionen und die der Weltbriefe und Weltpostkarten auf achtunddreißig Milliarden. Es sind das Riesenziffern, die so recht den rührigen Gedankenaustausch zwischen den sämtlichen Bewohnern unseres kleinen Planeten offenbaren.

Ganz besonders würden allerdings die internationalen Beziehungen durch eine Vereinheitlichung des Münzwesens und eine allgemeine Annahme des dezimalen Maßsystems beschleunigt und erleichtert werden. Leider ist die Münzeinheit nur teilweise zustandegekommen. In bezug auf das dezimale Maßsystem aber stehen noch vorläufig die Russen und die Engländer beiseite, die sich mehr beide aus falschem Patriotismus und durch die Macht der Gewohnheit als aus ernsten wirtschaftlichen Gründen noch immer nicht zur Aufgabe ihrer altfränkischen, unzeitgemäßen und unbequemen Maßbezeichnungen haben entschließen mögen.

Doch es unterliegt keinem Zweifel, daß sie alle nur zu bald begreifen werden, daß hier ebenso, wie ja auch sonst so gut wie überall, ihre Sonderinteressen mit den allgemeinen nicht im mindesten Widerspruch stehen; sie haben sich übrigens schon beinahe dazu bekannt, indem sie nämlich i. J. 1875 dem *Internationalen Maß- und Gewichtsbureau* beitraten, um als unbedingt ständige Einheit des Längenmaßes das Meter und als solche des Gewichtes das Kilogramm zu erhalten.

Im Anschluß hieran wurden noch weitere internationale Vereinigungen begründet, von denen hier nur die bedeutendsten Erwähnung finden mögen, so das *Zentralbureau der Internationalen Erdmessung*, das seit 1866 besteht, seit 1869 seinen Sitz in Berlin hat und mit seiner permanenten Kommission, zu deren hervorragendsten Mitgliedern der auch in Pazifistenkreisen so hochverehrte greise Vorsitzende der Deutschen Friedensgesellschaft Prof. Wilhelm Förster von der Universität Berlin gehört, dem anfangs unter der Leitung von Johann Jakob Bayer und jetzt unter Prof. Helmert stehenden Königlich Preußischen *Geodätischen* Institut auf dem Taschenberge bei Potsdam angegliedert ist, weiter die *Internationale Vereinigung für den Schutz des künstlerischen und literarischen Eigentums* (1883), das *Bureau zur Unterdrückung des Sklavenhandels* (1890) und das *Internationale Eisenbahnverkehrsbureau* (1890).

Für die Längengradmessung ist allgemein der Meridian von Greenwich zur Annahme gelangt. Es gibt in Europa eine sogenannte *Mitteleuropäische Zeit*, die zwar mit den in West- und Osteuropa im praktischen Verkehre noch immer geltenden Ortszeiten der verschiedenen Plätze in Widerspruch steht, aber die Zeitangaben für Überland und Unterseetelegramme wie sonstige Verkehrssachen erleichtert.

So erfüllt sich, wenn auch nur lässig und langsam, trotz aller Kriege, Eifersüchteleien und hemmenden Überlieferungen das prophetische Wort des großen Dichters Alphonse Lamartine (1792—1869):

„Aufklärung macht die Welt allüberall zu Eins!"

Eine gemeinsame Weltanschauung, die sich aus der unendlichen Fülle der verschiedenen Meinungen der einzelnen Persönlichkeiten wie der Völker herauszuarbeiten strebt, scheint immer mehr ans Tageslicht kommen zu wollen! Die internationalen Kongresse (wissenschaftlicher, sozialer, industrieller oder technischer Art), die von Tag zu Tag an Bedeutung und Häufigkeit gewinnen, sind das lebende Gleichnis jenes vom Dichter gemeinten „Einen, Einheitlichen, das Aufklärung aus den durch Landes- und Volkszugehörigkeit gespaltenen verschiedenen Gruppen der Intellektuellen der ganzen Welt zum gemeinsamen Kampfe um und für die Wahrheit macht!"

Und so wird für das getrennte Streben nach diesem einzigen Ideal, das die Welt bisher noch immer als solches gekannt hat, ein gemeinsames eintreten! Nach der Spaltung Vereinigung! Dank diesem allgemeinen Zusammenarbeiten der ganzen Welt wird sich vielleicht eine weniger barbarische Staatsgemeinschaft, eine weniger knechtselige Einzelpersönlichkeit und eine edlere Gesamtmenschheit bilden!

So gehören die letztverflossenen Jahre zu den fruchtbarsten der Menschengeschichte. Doch, was sie dazu gemacht hat, ist nicht sowohl Literatur und Kunst als vielmehr die moderne Wissenschaft, die Industrie und die moderne Sozialreform!

* * *

Bei alledem sind nicht etwa die literarische und die künstlerische Produktion zurückgeblieben. Sie haben sogar fast noch fieberhaftere Tätigkeit entfaltet. Die Schriftstellerei und Malerei sind zu recht eigentlichen Broterwerben für eine Unzahl von Einzelpersönlichkeiten geworden.

Unter den Schriftstellern hinwiederum sind die kritischen und die Verfasser von Romanen am zahlreichsten vertreten. Ihre Schöpfungen lassen zwar ein reiches Maß von Gewandtheit verraten, doch nur wenig Selbständigkeit erkennen. Immerhin hat es in England die virtuose Meisterschaft eines H. G. Wells in der von dem Franzosen Jules Verne geschaffenen und durch seine Werke in der ganzen Welt beliebt gewordenen Gattung des naturwissenschaftlichen Romans zu einer genialen Vollendung gebracht, der wir so manches auf der Grenze zwischen Kunst und Wissenschaft sich bewegendes köstliche Erzeugnis verdanken, und hat dort das glänzende Genie eines Rudyard Kipling mit künstlerischen Motiven ganz ähnlicher Art vermöge seines so eigenartigen Stiles die überraschendsten Wirkungen hervorgebracht. In Frankreich hat Armand Sully Prudhomme dieselben

Bahnen betreten und Gedichte dieser wissenschaftlich künstlerischen Gattung verfaßt, die durch die überwältigende Tiefe ihrer Gedanken wie den wunderbaren Zauber ihrer Form wahre Perlen der Poesie darstellen*).

Aber über alle Schriftsteller der Zeit ragt Leo Tolstoi (1820—1907) um Haupteslänge empor, ist er doch gleich gewaltig als Dichter wie als Philosoph und Apostel. Seine Romane sind zwar manchmal von einem undurchdringlichen dichten Dunkel umhüllt, in denen sich der Leser wie in einem Urwalde verirrt, aber darum nicht weniger rührend und tief, so *Anna Karenina, Krieg und Frieden, Auferstehung*. Die Personen, die er erfindet, sind überlebensgroß gezeichnet und tragen als solche das Gepräge einer gewaltigeren Lebenswahrheit als so manche alberne Wesen, die wir alltäglich um uns kommen und gehen sehen. In seinem späteren Leben ist Tolstoi zum begeisterten und kühnen Neuerer geworden, der furchtlos gegen die gesamten bisherigen von der Welt angenommenen sozialen Grundsätze kämpft. Die Verteidigung der Armen und Schwachen, der in Unwissenheit, Schmutz und Geiz erstarrenden Bauern hat er zu seiner Aufgabe gemacht und zu dem Behufe seine unerbittliche und oft sogar wenigstens anscheinend unwiderstehliche Logik in den Dienst der glänzendsten Paradoxen gestellt.

Die Bühne, die im gegenwärtigen Augenblicke deutliche Spuren des Verfalles zeigt, hat gleichwohl manche anregenden Werke hervorgebracht, Werke, die bald durch den Zauber der Form, bald durch die Gewalt des Inhalts wirkten. Doch gibt es nur ein das gewöhnliche Durchschnittsmaß überragendes wahrhaftes Meisterwerk: *Cyrano von Bergerac* von Edmond Rostand**). Das Drama ist gewaltig, packend und wahrhaft künstlerisch, sein Stil ist von hinreißendem Schwunge, und sein Erfolg ist wohl der größte gewesen, den die Bühne je erlebt hat.

Die Malerei wie die Musik hat seit dem Jahre 1870 auch nicht ein größeres Aufsehen machendes Werk hervorgebracht. Doch aus der Hand von Künstlern französischer Bildhauerei ist mehr als ein wahrhaft schönes und wirkungsvolles Kunstwerk ans Licht der Öffentlichkeit getreten, so aus der eines Jean-Baptiste Carpeaux (1827—1875), eines Alexandre Falguiere (geb. 1831), Paul Dubois-Pigalle (geb. 1829), Henri Chapu

*) Anm. des Herausgebers. Durch sie hat sich bekanntlich der Verf. dieses Werkes zu seinen Sully Prudhomme gewidmeten und auf dessen Vorschlag von der Academie Française preisgekrönten Fabeln (in Poesie) anregen lassen, die in der Nachdichtung des deutschen Bearbeiters dieser Kulturgeschichte in Gemeinschaft mit Armand Hoche zu Berlin i. J. 1914 im Verlage von Gebr. Paetel erschienen sind.

**) Anm. des Herausgebers. In deutscher Nachdichtung von Ludwig Fulda. Der Titelheld bildete einst die Glanzrolle des Meisters Josef Kainz auf den berühmten Brettern des Deutschen Theaters zu Berlin.

(1833—1891), Antonin Mercié (geb. 1845). Alle überragt Rodin, der gewaltige Meister unserer Tage, der einen neuen eigenartigen Stil ersonnen hat, mit dem er allgemeine Begeisterung und Bewunderung hervorruft.

* * *

Aber die größten Eroberungen haben diesmal — noch mehr als je zuvor — die Naturwissenschaften gemacht, und es sind diese Eroberungen jetzt sogleich auf industriellem Gebiete nutzbar gemacht worden.

I. J. 1875 erfand der französische Astronom und Astrophysiker Pierre-Jules-César Janssen zur Herstellung einer Photographie des Durchganges des Planeten Venus durch die Sonne einen Apparat, der in jeder Sekunde hintereinander eine Aufnahme der aufeinanderfolgenden verschiedenen Phasen dieses Durchganges gestattete. Ein amerikanischer Photograph, namens Muybridge, besonders aber auch der gelehrte französische Physiologe Etienne-Jules Marey brachten dieses Verfahren zu einer unerwarteten Entwicklung, indem sie alle möglichen Gegenstände oder Personen photographisch im Bewegungszustande wiedergaben. Infolge des Beharrungsvermögens der Gesichtseindrücke auf der Netzhaut rufen diese Einzelbilder eines Menschen in seinen sämtlichen Bewegungserscheinungen durch ihre schnelle Aufeinanderfolge den Schein seiner einheitlichen ununterbrochenen und zusammenhängenden Bewegung hervor. Es ist dies die Grundlage von dem Wesen des *Kinematographen,* der es in der kürzesten Zeit zu einer derartigen Volkstümlichkeit und Beliebtheit gebracht hat, daß er in manchen Orten sogar die Theatervorstellungen bedenklich verdrängen zu wollen scheint. Die Kinematographie ist heute ein äußerst glänzender Erwerbszweig geworden, nachdem sie durch Erfindung gewisser sinniger Kunstgriffe einige technische Fortschritte für ihre praktische Handhabung gemacht hat. Trotz alledem bleibt das Kino vom ästhetischen Standpunkt aus hinter dem eigentlichen Theater genau so weit zurück, wie etwa die Photographie hinter der Malerei.

Dem großen amerikanischen Erfinder Thomas Alva Edison blieb es vorbehalten, zu alledem nun noch den *Phonographen* zu entdecken. Das Wesen des Apparats ist höchst einfach. Die Schwingungen eines Schalles graben sich auf einer aus Wachs hergestellten Walze ein. Wenn alsdann ein an einer schwingenden Metallmembran angebrachter feiner Stift nochmals genau durch diese in dem Wachs eingedrückten Spuren hindurchgeführt wird, gibt die Membran getreu das ursprüngliche Geräusch wieder. Genau so wie sich durch die Photographie sämtliche Bilder und durch die Kinematographie sämtliche Bewegungen wiedergeben lassen, genau so wird es durch die Phonographie ermöglicht, sämtliche Töne aufzuzeichnen und unauslöschlich festzulegen, ja nicht nur festzulegen, sondern sogar noch riesenhaft verstärkt weithin vernehmbar zu machen und auf diese

Weise einer zahlreichen Zuhörerschaft beispielsweise die feinsten Klangfarben einer Symphonie, die geringsten Tonübergänge des Gesanges und die zartesten Schattierungen menschlicher Sprache weiterzugeben.

Eines der verwickeltsten und zugleich fruchtbarsten Forschungsgebiete ist die Elektrizitätswissenschaft geworden, steht doch die Beschäftigung mit ihr zwischen den abstraktesten mathematischen Untersuchungen einerseits und den vielgestaltigsten praktischen Ideen auf technischem und industriellem Gebiete anderseits etwa in der Mitte. So erfand noch vor dem Jahre 1870 der aus Belgien stammende Zénobe-Théophile Gramme, der ursprünglich ein einfacher Fabrikarbeiter zu Paris war, hier die erste *elektromagnetische* oder *Dynamomaschine*, die durch die rasche Drehung eines Magneten eine elektrische Kraft erzeugen kann, die sich in einen Strom zusammenfassen läßt. Durch Anbringung einiger unbedeutender Änderungen an der Grammeschen Maschine, wie sie ursprünglich war, ist man schließlich dazu gekommen, große und gewaltige durch Dampfkraft getriebene Elektrizitätserzeugungsapparate zu bauen. Riesige Magnete können so bedeutende elektrische Kräfte entwickeln, die sich leicht durch gut isolierte Metallkabeln bis in eine weite Ferne führen lassen. Die auf diese Weise beliebig übertragbare elektrische Kraft kann sich je nach dem Zwecke, den sie erfüllen soll, in eine andere Kraft umsetzen, so, wenn sie Maschinen oder Wagen treiben soll, in Bewegung, wenn sie aber zur Beleuchtung einer Stadt dienen soll, in Licht. Es hat demnach ohne erhebliche Wirkungseinbuße die Verbrennung der Steinkohle letzten Endes zur Erzeugung von Elektrizität, d. h. von Bewegung und zwar Fernbewegung, geführt. Es ist dies wieder ein weiterer beachtenswerter Fortschritt über die Dampfmaschine hinaus, die ja selbst nur Kraft und Bewegung in der unmittelbaren Nähe ihres Erzeugers hervorbringen kann! In den Gebirgsgegenden hat man die Ströme und Bäche (sogenannte *Weiße Kohle*) ausgenutzt, um Dynamomaschinen in Bewegung zu setzen und so in der wohlfeilsten Weise Kraft, Bewegung und Licht zu gewinnen. Das elektrische Licht hat vor den andern Lichtquellen so bedeutende Vorzüge, daß es in der neuesten Zeit allmählich die einzige Beleuchtungsart werden zu wollen scheint.

Fast ebenso wie in bezug auf ihre industrielle Verwertung ist die Elektrizität auch in bezug auf ihre theoretische Betrachtung ein Gegenstand zahlloser Arbeiten gewesen. So hatte bereits der Engländer James Clerk Maxwell (1831—1879) eine gewisse Vorahnung gezeigt von der völligen Übereinstimmung der durch die Elektrizität erzeugten Schwingungen mit den Lichtschwingungen; ein experimenteller Beweis dieser Verwandtschaft zwischen Elektrizität und Licht sollte freilich erst dem schon genannten berühmten deutschen Physiker Heinrich Hertz gelingen. Dieser hat in den Jahren 1886—1888 durch verschiedene schöne Ver-

suche nachgewiesen, daß die elektrischen Strahlen genau so wie die Lichtstrahlen zurückgeworfen werden. Es war das ja der Ausgangspunkt für die Entdeckung der Telegraphie ohne Draht gewesen.

Ein großer englischer Forscher, William Crookes (geb. i. J. 1832), hatte i. J. 1879 nachgewiesen, daß, wenn der elektrische Funke in eine Röhre (Crookessche Röhre), die möglichst luftleer ist, überspringe, von der positiven Elektrode gewisse Strahlen von rätselhafter Natur ausgehen, die auf fluoreszierende (lichtstrahlende) Platten wirken. Als der deutsche Physiker Wilhelm Konrad Röntgen (geb. i. J. 1845) jenes schöne Crookessche Experiment i. J. 1895 wiederaufnahm, machte er eine höchst erstaunliche Entdeckung. Er fand, daß gewisse von den Kathodenstrahlen, d. h. von den Strahlen des negativen Poles, die undurchsichtigen Körper so zu durchdringen vermögen, daß sie alsdann noch eine genügende Wirkung auf eine photographische Platte hervorzubringen die Kraft haben; es sind das die X-Strahlen, wie sie der Gelehrte ihrer rätselhaften Natur wegen bezeichnete, oder die meist nach ihm selbst benannten Röntgenstrahlen; die Bedeutung dieser Entdeckung ist ganz erheblich, hat sie doch einerseits bei den Theoretikern zu ganz neuen Auffassungen von dem Wesen der Materie geführt und anderseits höchst segensreiche praktische Anwendungen in ihrem Gefolge gehabt. Der Gebrauch dieses wirksamen Durchleuchtungsverfahrens hat sich besonders für medizinische Zwecke bewährt und in der Arzneikunde ganz außerordentlich verbreitet, und nicht etwa ausschließlich zur Beschaffung einer Photographie der inneren Organe, sondern auch zu unmittelbareren Zwecken, wie zur Beseitigung von Hautgeschwulsten und zur Beeinflussung einer nicht genügenden Ernährung der menschlichen Epidermis.

In das gleiche Kapitel wie die Röntgenstrahlen gehört auch jener merkwürdige chemische Grundstoff, den der Franzose Pierre Curie i. J. 1898 zu Paris entdeckt hat: das Radium. Alles an ihm ist eigenartig; es ist ein Metall, und zwar ein ungeheuer seltenes und äußerst schwer zu gewinnendes, das ohne jede sonstige chemische Wirkung beständig Wärme entwickelt. Es entsendet dauernd und bei jeder Temperatur eine besondere Art von Strahlen, die auch von undurchsichtigen Körpern hindurchgelassen werden, und wirkt so aus der Entfernung durch die Ausstrahlungen, die es beständig entwickelt, ohne eine wesentliche Einbuße an Gewicht zu erfahren. Dieser einfache chemische Körper, also ein neues Element, ist mithin in einer unaufhörlichen Zersetzung begriffen; das ist vom Standpunkte der Chemie aus eine ganz neue Erscheinung, die allen bisherigen Lehren der Wissenschaft Hohn spricht. Die besonderen Strahlen, die es aussendet, die sogenannten *Radiumstrahlungen* oder *Radiumemanationen* setzen sich schließlich in einen andern einfachen chemischen Körper um, das Heliumgas.

So war zum erstenmal eine jener Stoffumwandlungen erwiesen, nach der die mittelalterlichen Alchimisten stets so sehr auf der Suche gewesen sind. Allein bis zur Stunde ist, trotz aller gründlichen Studien eines Pierre Curie und seiner Gattin Frau Marie Curie, die Geschichte des Radiums noch immer sehr lückenhaft. Wir können uns offenbar noch auf gar manche Überraschungen von ihr gefaßt machen.

Alle diese Forschungen über die Elektrizität, das Licht und die sonstigen verschiedenartigsten Wellenschwingungsbewegungen des zunächst nur auf einer Annahme beruhenden Äthers haben die Chemiker und Physiker zu neuen Vorstellungen über die Natur der Atome geführt, die bisher als die letzten Grundelemente jeder materiellen Substanz gegolten haben. Das Atom wird heute als etwas angesehen, das erst selbst wieder eine Anhäufung von elektrischen Kräften, sogenannten Elektronen, darstellt, die sich mit einer außerordentlichen Schnelligkeit um einen Mittelpunkt im Kreise herumdrehen, ganz wie die Planeten um die Sonne. Es hat sich sogar die Drehungsgeschwindigkeit durch mathematische Analyse berechnen lassen.

Dem französischen Physiker Lippmann ist es i. J. 1892 als einem der ersten gelungen, die wissenschaftliche, wenn auch noch nicht die praktische Lösung eines der Probleme zu finden, die am längsten die Aufmerksamkeit der Forscher in Anspruch genommen haben, nämlich das Problem der Farbenphotographie, d. h. der Photographie in natürlichen Farben.

* * *

Doch bei allen wunderbaren Entdeckungen im Gebiete der Physik läßt sich gleichwohl von dieser keineswegs behaupten, daß sie im Laufe der letzten fünfzig Jahre unter allen Wissenschaften die tiefste Umwälzung und Neugestaltung erfahren hat; unbestreitbar gebührt darin der Biologie der Vorrang und innerhalb dieser wieder der Medizin.

So sehr nun auch die Fortschritte der Medizin und der Chirurgie gerade für das Leben der menschlichen Gemeinschaften sowie der einzelnen Menschen wesentlich sind, so ist doch bisher von ihnen hier kaum die Rede gewesen; es unterblieb dies, weil bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts doch nichts über die Mittelmäßigkeit hinausragte und auf einigermaßen sicherem Boden stand. Gewiß hatte es auch schon vor unserer Zeit scharfsinnige, erfinderische und gelehrte Ärzte gegeben, die so gute Beobachter waren, die verschiedenen Krankheiten, soweit sie ihnen schon vorher begegnet waren, nach ihren einzelnen Entwicklungsstadien mit kritischer Sorgfalt zu prüfen, neue Krankheitsformen zu entdecken und auch erfolgversprechende Heilmethoden zu erfinden. Nach mancherlei therapeutischen Dummheiten war man endlich i. J. 1860 einigermaßen

mit den Voraussetzungen bekannt geworden, unter denen eine Verordnung von Chinarinde, Quecksilber oder Opium unumgänglich ist. Aber darin bestand auch nahezu ausschließlich die gesamte wirksame Behandlungsweise der verschiedenen Krankheiten, die auch stets allein nach den Vorschriften eines ziemlich engen Erfahrungskreises erfolgten, eines Erfahrungskreises, der noch immer nicht weit über den des Hippokrates, jenes alten großen Schöpfers des klinischen Verfahrens, hinausging. Die Diagnose der Krankheiten war eine leidliche, ihre Therapeutik eine sehr unzulängliche, die Lehre von ihren Ursachen und damit auch die Gesundheitsforschung einfach noch nicht vorhanden.

So ist denn die Neuschöpfung der Heilkunde, um nicht zu sagen ihre Schöpfung überhaupt, soweit es sich wenigstens um eine im strengen modernen Sinne wissenschaftliche Heilkunde handelt, ein Werk allerjüngsten Datums.

In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts hatte im Lauf seiner Tätigkeit der englische Arzt Edward Jenner (1749—1823) eine Entdeckung gemacht, die die Qual und Pein der armen Menschenkinder mehr erleichterte als es bisher noch irgendeine andere Erfindung getan hatte. Die Pocken oder Blattern waren eine Seuche, die immer gleich so um sich griff, daß fast jeder ohne Ausnahme wie von einem unentrinnbaren Schicksal verdammt zu sein schien, sich ihren Anfällen aussetzen zu müssen. Diese nahezu über die ganze Welt verbreitete Krankheit war schmerzhaft und häufig tödlich und hinterließ selbst, wenn man von ihr genas, häßliche Narben, allerlei Gebrechen und oft sogar Blindheit. Man hatte versucht, sie mit der schon früh von den Chinesen praktisch erprobten Impfung abzuwehren. Die Impfung brachte zunächst, wenn auch nur in leichter Gestalt, die Krankheit, aber für die weitere Zukunft die geringere Ansteckungsfähigkeit gegenüber einer späteren Epidemie. Doch sie blieb immerhin ein gefährliches Verfahren, kam es doch bisweilen vor, daß die Geimpften der Erkrankung erlagen. Da entdeckte Jenner i. J. 1798, daß die Kühe in den Ställen manchmal von einer ihnen eigentümlichen Krankheit befallen wurden, den *cow-pox*, wie er sie nannte, d. h. den Kuhpocken, und daß die Impfung mit Kuhpocken gegen Menschenblattern schütze. Das bedeutete geradezu das Ende dieser so häßlichen Krankheit, sind doch die Geimpften so gut wie sicher gegen die Pocken gefeit. So war die grausamste Geißel des Menschengeschlechts besiegt. Es war das wohl auch nur ein Stück Empirie, aber eine so segensreiche Empirie, daß es nichts gibt, was nur irgend mit ihr zu vergleichen wäre.

I. J. 1815 entdeckte der große französische Mediziner René-Théophile-Hyacinthe Laënnec (1781—1826) das *Auskultationsverfahren*, d. h. ein zuverlässiges Untersuchungsmittel, das aus den Abweichungen in den Geräuschen der Atmungsorgane wie auch in denen des Herzens mit einer

bisher unbekannten Genauigkeit die Diagnose der Lungen- und Herzkrankheiten aufzustellen ermöglicht.

Die Entdeckung des aus der echten Chinarinde gewonnenen und i. J. 1820 zum ersten Male von Pelletier und Caventon für den allgemeinen Gebrauch zurechtgemachten Chinin gestattete die Verwendungsmöglichkeiten dieses wundertätigen Heilmittels genau abzugrenzen. Bald präpariert man auch die Alkaloide der andern Pflanzen (Morphin, Digitalin), wodurch die Therapeutik an planmäßiger Regelung gewann.

Die Fortschritte der Physiologie, Chemie und Physik in den Jahren 1830—1870 zeitigten eine strengere Wissenschaftlichkeit bei ärztlichen Untersuchungen (für den sogen. Krankheitsbefund). So wiesen französische wie deutsche Mediziner um 1840 nach, daß bei allen Fiebern die Körpertemperatur über die Normaltemperatur von 37° hinaussteigt. Diese Übertemperatur, die sich zwischen 37° und 41°, ja auch 42° erstrecken kann, liefert durch ihre Dauer und Stärke äußerst lehrreiche Aufschlüsse über den Verlauf eines Fiebers; die ärztliche Temperaturmessung wird die Grundlage aller Krankheitsdiagnosen.

Auch die chemischen Rückwirkungen des Harns begegneten immer besserem Verständnis. Ein englischer Mediziner, Richard Bright (1789 bis 1858), entdeckte den Zusammenhang der Eiweißabsonderung (Albuminurie) und gewisser entzündlicher Vorgänge in den Nieren mit bestimmten Herzbeschwerden (die sogenannte *Brightsche Nierenkrankheit*). Das graphische Verfahren mit Hilfe des Sphygmograph oder Pulsmesser benannten Instrumentes ermöglichte, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Pulswelle durch eine aufgezeichnete Pulskurve graphisch darzustellen. Die anatomisch-pathologischen Mikroskopierübungen gaben zahlreiche Einzelaufschlüsse über die Veränderungen der Organe, besonders des Nervensystems wie des Rückenmarkes. Diese Beschreibungen machten teilweise mit ganz neuen Krankheiten bekannt.

Doch im Grunde änderten alle diese Erfahrungen sowohl an den Grundbegriffen der Medizin wie an der Krankheitsbehandlungs- und -vorbeugungsmethode (Prophylaxe) nur wenig.

Da trat ein Mann auf, der durch seine genialen Entdeckungen unbegrenzte neue Bahnen wies und Tausende und Abertausende von dankenswerten Arbeiten anregte. Es war Louis Pasteur (1822—1895). Durch ihn sind die medizinischen Wissenschaften auf einer von der bisherigen vollkommen abweichenden Grundlage gleichsam zum zweiten Male begründet worden. Es gibt in der Geschichte der modernen Wissenschaften, ja in der Menschheitsgeschichte überhaupt wohl keine so tiefe Umwälzung, wie die der Medizin in den Jahren 1865—1905. Vierzig Jahre haben genügt, eine ganze Welt von völlig neuen und bis dahin auch nicht im entferntesten geahnten Tatsachen zu erschließen. Die Medizin läßt sich in

zwei große Hauptabschnitte zerlegen: einen ersten bis zu und einen zweiten seit Pasteurs Wirksamkeit.

Anfangs lagen die Arbeiten dieses Gelehrten auf dem Gebiete der Chemie (1850); aber ganz allmählich fühlte er sich mehr zu Forschungen über das Wesen der natürlichen Gärungsvorgänge, d. h. den Anteil der *belebten Urkörperchen* an gewissen chemischen Veränderungen der gärungsfähigen Stoffe hingezogen (1857). Da entdeckte er, daß selbst eine Flüssigkeit, die an sich zur Gärung geeignet ist, wie etwa Milch, Harn oder Blut, doch niemals gärt, ohne irgendwelche Keime dieser niederen Lebewesen zu enthalten. Er schloß daraus, daß es für die Gärorganismen keine Urzeugung gäbe. Die gärfähigen Flüssigkeiten gären ausschließlich, wenn sie von Keimen befruchtet worden sind. Nun sind diese Keime überall teils in der Luft, teils im Wasser, verbreitet und können nun, wenn sie in gärfähige Flüssigkeiten fallen, sich entwickeln und deren Veränderung hervorrufen.

I. J. 1865 drang er in diese Forschungen noch tiefer ein; er erkannte, daß gewisse Krankheiten der Seidenraupen (*Körperchen- und Hopfenpilzkrankheit*) von der starken Vermehrung jener Gärorganismen herkämen. Die Keime, die in den Flüssigkeiten des Körpers einen ihrer Verbreitung günstigen Boden finden, pflanzen sich darin rasch fort und führen die Krankheit der Raupe herbei. Aus verallgemeinernder Anwendung der an den Seidenraupen beobachteten Erscheinungen auf die höheren Tiergattungen machte Pasteur den Schluß, daß die Krankheit ihre Ursache in dem Eindringen gewisser Keimkörner in den Organismus und dem Aufgehen dieser Samenelemente in demselben habe. Diejenigen unter ihnen, die einer Entwicklung in den Flüssigkeiten oder den Geweben der Lebewesen fähig sind und damit in ihnen eine Krankheit hervorrufen können, werden *Krankheitserreger* genannt. Im Normalzustande sind Blut und Gewebe steril, d. h. keimfrei, während das Blut und die Gewebe der Kranken von solchen Keimen infiziert sind, in denen die eigentliche Ursache der Krankheit zu sehen ist. Diese Infektion also macht das Wesen der Krankheit aus oder, um es in anderer Weise auszudrücken und in eine kurze Formel zu bringen, die den ganzen gewaltigen Fortschritt, zu dem es die medizinischen Wissenschaften gebracht haben, in einem einzigen Satze zusammenfaßt: *die Lehre von den Krankheiten ist eine Lehre von den Schmarotzern.*

Eine in ihren Folgen unendlich segensreiche unmittelbare Anwendung dieser Lehre machte sogleich der Engländer Sir Joseph Lister (geb. 1827), einer jener großen Wohltäter der Menschheit, die das höchste Maß ihrer Dankbarkeit für alle Zeiten verdienen. Mit Anwendung von Pasteurs Entdeckungen auf die Chirurgie erkannte dieser, daß die häufigen tödlichen Ausgänge der Operationen stets an der Möglichkeit des

Zutritts von in der Luft schwebenden Fäulniskeimen zur Wunde und ihrem Eindringen in dieselbe wie ihrer schnellen Vermehrung auf diesem Boden lag. Es gilt also, entweder durch chemische Substanzen oder durch Hitze diese schädlichen Keime, die als Schmarotzer die Wunden zu infizieren geeignet sind, rechtzeitig zu vernichten. Es gilt, die Operationsinstrumente zu sterilisieren und die krankheiterregenden Keime, die überall in der Luft verbreitet sind und in mikroskopisch kleinen Körnern an der Oberfläche aller Gegenstände haften bleiben, nicht während der Operation in die Gewebe eindringen zu lassen oder aber, wenn es doch geschehen ist, und sie schon in der bereits infizierten Wunde in ungezählten Mengen vorhanden sind, nun wenigstens zu vernichten. Es ist dies das antiseptische Verfahren, jenes wunderbare Verfahren, das mehr Menschenleben zu retten vermocht hat als menschlicher Wahnsinn auf den Schlachtfeldern hat vernichten können.

Um dieselbe Zeit (1865) führte der französische Mediziner Villemin den unwiderleglichen experimentellen Beweis, daß die Tuberkulose, die verheerendste aller Plagen unseres Menschengeschlechts, ein durch Impfung übertragbares, mithin ansteckendes Leiden sei. Zwar gelang es Villemin nicht, den Keim der Tuberkulose zu erkennen und zu züchten; doch nach Pasteurs Beobachtungen über die krankheitserregende Tätigkeit der Bazillen war die Existenz eines solchen Schmarotzers als ursprünglichen Ausgangspunktes der Tuberkulose so gut wie zweifellos. Zehn Jahre später glückte es denn auch dem berühmten deutschen Mediziner Robert Koch (geb. 1843) den Tuberkelbazillus ausfindig zu machen und damit Pasteurs und Villemins Arbeiten erst zu ihrem eigentlichen letzten Abschluß zu bringen (1882).

In den Jahren 1872—1882 lösen die Entdeckungen Pasteurs förmlich einander ab. Es ist das das heroische Zeitalter der Medizin. Pasteur beweist, daß die Keime als Ausgangspunkte der Krankheiten sich absondern und sich in keimfreien, wenn auch nahrhaften Flüssigkeiten, die so ein günstiger Nährboden für eine Reinkultur werden, züchten lassen. Der Infizierungskeim gedeiht in den Nährflüssigkeiten wie das Getreide auf dem Felde. Wird er dann einem Tiere eingeimpft, gibt er ihm die entsprechende Krankheit, für die gerade er die eigentümliche Triebkraft bildet. Ja noch mehr, es lassen sich die Keime abschwächen und so wohl zur Verhütung des Todes hinreichend unschädlich, wie auch zur Verleihung der Immunität durch Herbeiführung einer nur leichten schnell in Genesung übergehenden Erkrankung hinreichend wirksam machen.

Hieraus erwuchsen die unbegrenztesten Hoffnungen, die sich aber nur teilweise erfüllten, um zum andern Teil einer nicht zu fernen Zukunft vorbehalten zu bleiben. Wie schon jetzt eine ganze Reihe von Krankheiten auf diesem Wege eine wesentliche Einschränkung finden, so wird es in

Zukunft wahrscheinlich mit allen möglich sein. Da alle Krankheiten auf Bazillen beruhen, werden sich wohl auch alle durch Schutzimpfungen bekämpfen lassen müssen.

In richtiger Würdigung der unermeßlichen Tragweite dieser Probleme haben sich überall in der Welt, in England, in Italien, in Frankreich wie in Deutschland, die Gelehrten ans Werk gemacht und mit rühmlichen Entdeckungen eine derartige Umwälzung in den medizinischen Forschungen heraufbeschworen, daß von jenem so mühsam aufgeführten stolzen Gebäude der Ärzte des Altertums als einziges noch für die heutige Zeit Verwertbare einige ihrer klinischen Krankheitsbeschreibungen übrigbleiben. Die Krankheit, die einst in alten Tagen eine Art geheimnisvoller Rauchwolke war, die, so oft sie einer festhalten wollte, stets seinen Händen zu entfliehen wußte, eine verhängnisvolle und launische sagenhafte Gottheit, ein Würgengel, der seinem augenblicklichen Einfalle folgend, bald hier, bald da seine ausersehenen Opfer zu treffen suchte, die Krankheit ist heute eine greif- und sichtbare Wirklichkeit geworden, ein winziges Wesen mit einer Gestalt, Sitten und Lebensbedingungen, die von Jahr zu Jahr bekannter werden, ein Wesen, das sich in Glaskolben einschließen, in seiner Entwicklung zurückhalten oder beschleunigen, an Ort und Stelle seiner Verheerungstätigkeit erkennen und in allen seinen Wirkungen verfolgen läßt; wir nennen ein solches Wesen Bazillus*).

Hierdurch hat natürlich auch die Therapeutik eine vollkommene Umgestaltung erfahren. Nur zu bald wurde die Entdeckung gemacht, daß die symptomatischen Erscheinungen der Krankheiten nicht sowohl auf der unmittelbaren Entwicklung der Bazillen als vielmehr auf der Schädlichkeit der von ihnen hervorgebrachten chemischen Substanzen beruhen (die beiden französischen Bakteriologen Pierre Roux, geb. 1853, Sohn des i. J. 1854 verstorbenen Chirurgen Philibert Roux, und Alexandre Yersin, geb. 1863, mit ihren grundlegenden Arbeiten darüber aus dem Jahre 1883). Nur zu bald brach sich die Erkenntnis Bahn, daß das Blut der infizierten und geheilten Tiere — auch *Serum* genannt — Bestandteile enthält, die die Fähigkeit haben, den Fortschritten der infektiösen Bazillen und der Wirkung ihres Toxin ein Halt zu gebieten (die Blut- oder Heilserumtherapie von Héricourt und Charles Richet**) vom Jahre 1888). Vier Jahre später hatte Emil Adolf Behring (geb. 1854) in An-

*) Vgl. die folgende Anm.

**) Anm. des Herausgebers. Der Verfasser unserer Kulturgeschichte, der zugleich der Vorsitzende der französischen Friedensgesellschaften ist und Ostern 1914 zu Berlin als Freund des deutsch-französischen Einvernehmens gewirkt hat, ist der Sohn des Pariser Chirurgen und Stabsarztes Alfred Richet. Vgl. die Lebensbeschreibung: „Charles Richet, der jüngste Träger des Nobelpreises, und seine Leit-, Zeit- und Streitfabeln des 20. Jahrhunderts" vom deutschen Bearbeiter dieses, Dr. Rudolf Berger (Berlin) im „Zeitgeist",

wendung der Serumtherapie auf die Diphtherie den ausschlaggebenden Erfolg gehabt, ein Heilserum herzustellen, das von einer ganz wunderbaren Wirkung gegen jene Krankheit ist, die einst zu den allerfurchtbarsten gehörte und heute zu einer fast harmlosen geworden ist (1893).

So sind Serumtherapie sowie Opotherapie, auch Organotherapie oder Organsafttherapie genannt, d. h. Behandlung von Krankheiten durch innerlichen Gebrauch von bestimmten tierischen Geweben oder Säften, die beiden Befreierinnen der Therapeutik aus den Jahrhunderte alten erdrückenden Fesseln der Empirie geworden.

Aber auch das Studium der zur Bekämpfung der Leiden bestimmten Heilmittel kann jetzt, wo sich jede Krankheit auf das Tier weiter übertragen läßt, gleichfalls ein methodisches werden, das sich auf gründlicher und streng wissenschaftlicher Experimentiertätigkeit aufbaut. Es ist dies die Chemotherapie, in der der Frankfurter Pharmakologe Paul Ehrlich (1854—1916) Leistungen aufzuweisen hat, die sich eines Weltrufes erfreuen *).

So erfolgte die Entdeckung ganz neuer Heilmittel von außerordentlicher Wirksamkeit, deren Reihe immer noch nicht abgeschlossen, sondern von Tag zu Tag in fortwährendem Wachsen begriffen ist. Der Chloralkohol oder das Chloral, die Salicylsäure mit ihren verschiedenen Derivaten, die organischen Verbindungen des Arsen (Salvarsan) sind solche kostbaren Errungenschaften moderner Therapeutik.

Aber so segensreich sicher auch die mannigfaltigen Heranziehungen der Pasteurschen Entdeckungen bei der Behandlung der Krankheiten sein mögen, so üben sie doch noch weit mehr ihre wohltätige Wirkung als Vorbeugemittel zur Verhütung der Krankheiten aus, muß doch für alle Folge die wissenschaftliche Hygiene, von der sich bereits heute ein ungefähres Zukunftsbild machen läßt, in medizinischen, ja sogar auch in sozialen Dingen überall die erste Stelle einnehmen. Sie bildet die große Hoffnung für alle diejenigen, denen noch nicht die Liebe für die Menschheit in ihren Herzen erstorben ist.

Es ist ganz einwandfrei festgestellt, daß die Krankheiten weiter nichts als von Schmarotzern hervorgerufene pathologische Zustände sind, oder

---

literarische Beilage des „Berliner Tageblatt" vom 24. November 1913 und in der Monatsschrift für lebens- und geistesgeschichtliche Forschungen „Die Persönlichkeit", Heft 5, S. 361—369. — Mit „dem Bazillus", wie er ihn oben beschrieben hat, beschäftigt sich Richet künstlerisch in seiner nach demselben benannten Fabel (in der oben S. 479 Anm. 1 angeführten deutschen Nachdichtung von Hoche und Berger S. 60—61) und mit dem Impfungsexperiment am lebenden Tier in der Fabel „Der Gelehrte und das Karnickel" (ebenda S. 17—19).

*) Wertvolle Beiträge zu Ehrlichs Biographie hat der Verf. dieses Werkes, Charles Richet, einer seiner zahlreichen Verehrer und persönlichen Freunde in Frankreich, in der von Prof. Carl Posner (Berlin) redigierten Internationalen Festschrift zu Prof. Ehrlichs sechzigstem Geburtstage um Ostern 1914 geliefert.

es sich bei ihnen um Fälle von Übertragung handelt. Ein Individuum, dessen Körper weder von einem Parasiten vergiftet, noch von einem zerstörenden Stoffe verseucht ist, ist niemals krank. Es gibt keine Krankheit, die nicht aus einer äußeren Einwirkung hervorgegangen wäre. Daher die so einleuchtende, auch vom Standpunkte der strengsten Logik unanfechtbare Schlußfolgerung, daß, wer die Krankheiten vermeiden will, nur die Ansteckungen zu vermeiden braucht. Die Trockenlegung aller der Wasserläufe, die Flecktyphus, Cholera und Ruhr mit sich führen, die Vernichtung alles des Fleisches und aller der Milch, die möglicherweise Tuberkulose verbreiten, die strenge Absonderung aller der Kranken, die Tuberkulose, Scharlach, Diphtherie, Röteln oder etwa auch Krebs übertragen könnten, nach dem Vorbilde der Absonderung der Leprakranken, wie sie schon in alten Zeiten gehandhabt worden war, die Ausrottung aller Moskitos, Stechmücken und Fliegen, die den Menschen die Malaria einimpfen, und aller Ratten, die ihnen die Pest bringen: das muß das ernste Streben sämtlicher Ärzte und das noch viel ernstere sämtlicher Regierungen sein. Durch entschlossene Maßregeln haben es auch die Engländer bereits erreicht, daß gewisse Krankheiten fast gänzlich verschwunden sind, wie der Typhus, und andere sich wenigstens erheblich eingeschränkt haben, wie die Tuberkulose. Ihnen nicht nur nachzustreben, sondern sie noch möglichst zu überbieten soll unsere zukünftige Losung sein! Nicht sowohl, wie man gegen die Kranken möglichst liebevoll ist, als vielmehr, wie man die Gesunden nicht erst zu Kranken werden läßt, das ist die große Aufgabe des Menschengeschlechts! Es wird heißen, von einer unerbittlichen Strenge gegen die Ansteckung zu sein und sich nicht mit halben Maßnahmen zu begnügen. Die Isolierung der mit ansteckenden Krankheiten Behafteten wird die wahre Menschenfreundschaft sein, und nicht etwa jene rührselige Allerweltsmenschenfreundschaft, deren unheilvolle Folgen wir noch immer nur allzusehr spüren. Dann erst werden Syphilis, Tuberkulose, Diphtherie und Scharlach vollkommen ausgerottet sein. In noch nicht fünfzig Jahren wird man entsetzt sein, mit welcher Nachsicht, um nicht zu sagen, mit welchem Wohlwollen, wir auch noch, nachdem wir die Art ihrer Verbreitung kennen gelernt haben, jene Schmarotzer, die das Brandmal und Unglück der Menschheit bilden, gleichwohl nach wie vor behandeln.

Aber die Hygiene hat auch noch andere Aufgaben, unter denen es besonders zwei sind, denen sich kein zivilisiertes Land entziehen kann; es sind dies die Säuglingsernährung und der Kampf gegen den Alkoholismus oder das Gewohnheitssäufertum.

Eine sehr große Zahl neugeborener Kinder geht am Hunger zugrunde. Würden sie von ihrer Mutter genährt, und ihnen nicht dank einer unglaublichen Unwissenheit Nahrungsmittel zugeführt, die sämtlich mit Aus-

nahme der Muttermilch das reine Gift für sie sind, so wären nicht immer wieder jene unheimlichen Sterblichkeiten zu beklagen, die sich zwischen 15 und 18% bewegen, ja sich manchmal bis zu 25% steigern und eine Schande unseres Gemeinschaftslebens sind.

Noch schrecklichere Verwüstungen richtet vielleicht der Alkoholismus an. Diese Plage wird immer ärger, besonders auch in Frankreich. Sie hat Not und Elend, Prostitution, Geisteskrankheiten und Selbstmord im Gefolge. Etwas so Furchtbarem gegenüber ist es eine Schande, wie gleichgültig wir ihm zusehen, gibt es doch sogar einzelne Regierungen, die den Alkoholverkauf noch fördern; denn ebensosehr wie durch den Alkoholgenuß ein ganzes Volk verarmt, bereichert sich umgekehrt durch ihn sein Fiskus. Zudem scheuen die Parlamente, es mit den Schnapsproduzenten und -verkäufern bei dem bedenklichen Einflusse, den diese haben, zu verderben. Aber es werden jene furchtbaren und dabei zu so niedrigem Preise verschenkten Gifte, wie Branntwein und Absinth, wenn man nicht bei Zeiten eine angemessene Regelung ihres Ausschankes zu treffen weiß, schließlich einmal eine völlige Entartung des Geschlechts herbeiführen.

Der Wirkungskreis der Ärzte in der modernen Gesellschaft hat immer mehr Fühlung zu dem der wissenschaftlichen Forscher zu suchen, so daß der Zusammenhang der Medizin mit den andern Wissenschaften, die ihr immer unentbehrlicher werden, von Tag zu Tag enger werden muß. Von der Wissenschaft rührt ein Umschwung in der Industrie und eine Erleichterung und angenehmere Gestaltung der sämtlichen Lebensbedingungen her, nicht weniger eine Erneuerung der Medizin und damit eine Abschwächung menschlichen Leides, ist doch die Krankheit sicher das größte, wenn nicht vielleicht das einzige wirkliche Leid des Menschen. Deshalb sind aber auch allen wissenschaftlichen, chemischen, physischen und medizinischen Einrichtungen die Mittel zu gewähren, deren sie jeden Tag mehr bedürfen. Dem Kriege, ja selbst der Volksbildung seine sämtlichen verfügbaren Mittel opfern ist ein unzeitgemäßer und vorsintflutlicher, unheilvoller Irrtum! Heute gilt es, an die Wissenschaft zu denken, d. h. an die Ausspürung des Unbekannten und die Erkämpfung der Wahrheit.

Aber es wird dazu nicht etwa ausreichend sein, prächtige Gebäude mit geräumigen und durch reiche Apparatensammlungen wertvollen Laboratorien zu errichten; es wird auch unumgänglicherweise für zahllose Gelehrte Vorsorge zu treffen sein, die die Mittel zum Leben und sogar zum behaglichen Leben haben müssen, um sich Arbeiten und Forschungen von einem rein wissenschaftlichen Charakter vollständig widmen zu können, ohne sich gleichzeitig um die Einträglichkeit ihres Daseins kümmern und für eine praktische und unmittelbare Ausnutzung ihres Wissens sorgen zu brauchen.

* * *

Zum Schlusse wollen wir versuchen, noch einmal im Fluge die Stufenfolge der Fortschritte darzustellen, die durch eine bunte Reihe zahlloser Abenteuer und Begebenheiten hindurch dem Menschen ermöglicht haben, aus dem Zustande der Wildheit herauszukommen, um dann zuletzt zu den Höhen der Zivilisation zu gelangen. Wir wollen sogar so kühn sein, uns an die Frage heranzuwagen: ,,Was dürfen wir von der zukünftigen Menschheit hoffen?" Die Geschichte wäre ja weiter nichts als ein ziemlich trauriger und unfruchtbarer Zeitvertreib, wenn wir nicht daraus auch etwas lernen und für die Zukunft entnehmen könnten!

* * *

Lange, lange hat der Mensch so gut wie keine erkennbare Spur seiner damals nur schrittweisen Entwicklung hinterlassen und einsam im Verborgenen ein Leben geführt, das er erst den Elementen abringen mußte und allein aus den von ihm erbeuteten wilden Tieren seiner Umgebung notdürftig fristen konnte. Im Verlauf dieses langen unbekannten Zeitraumes hat sich sein geistiges Wesen verfeinert. Zum Schlusse hat er dann einige rohe Werkzeuge erfunden, sich die Kunst angeeignet, ein Feuer anzustecken, den Hund zu zähmen und Steine zu schneiden und zu glätten. Auch hat er sich schon damals zu Familien, Stämmen und vielleicht auch Völkerschaften zusammengeschlossen. Aber dies alles ist etwa noch keine historische Vergangenheit.

Die eigentliche Geschichte beginnt erst mit den alten Kulturen Ägyptens und Chaldäas. Schon haben sich ständige Gemeinschaften gebildet mit einer gewissen Architektur, Schrift, Hierarchie, Zünften, einer Religion und auch schon einer Kunst, die nicht mehr gar so grob, und einer Wissenschaft, die nicht mehr gar so kindlich ist.

In ein paar Jahrtausenden, deren Zahl die Geschichte anzugeben vermag, sind dann die Fortschritte dieser Urvölker so schwach, daß vorher offenbar Hunderte von Jahrhunderten notwendig gewesen sein müssen, um die Menschen auch nur bis dahin zu bringen.

Doch jene gewaltigen asiatischen oder ägyptischen Riesenreiche, in denen die ersten Herde einer gewissen Weltkultur zu erblicken sind, waren auch schon seit ihren ältesten Zeiten vom Blute des Krieges befleckt gewesen.

Gleich mit den Anfängen menschlicher Gemeinschaften tritt der Krieg in die Welt als das große Übel. Die prächtigen Riesenstädte Theben, Ninive, Babylon gehen durch Krieg und Zwietracht zugrunde.

Allein während dieser blutigen Kämpfe, die sich die Völker Asiens gegenseitig lieferten, schufen in dem Becken des Mittelmeeres die Phönizier, die Kreter und besonders die Hellenen den Handel, die Schiffahrt

und den Verkehr. Sie erfanden ein einfaches Alphabet und gaben sich eine planvolle synthetische Sprache. Etwa tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung besteht bereits die griechische Sprache, die noch heute fortlebt, und schon damals feierte der größte aller Dichter die Siege seines Volkes.

Schon fünf Jahrhunderte nach Trojas Einnahme und Zerstörung hatte Hellas alles, was menschlicher Geist an erhabener Größe aufzuweisen hatte, mit seiner Volkskultur harmonisch zu verschmelzen verstanden. Und alsbald erklomm es die höchsten Stufen im Reiche der Gedanken. Während die gesamte übrige Welt in finsterer Barbarei stecken blieb, hat jenes Land Philosophen, Dichter, Geschichtsschreiber und Bildhauer aus seinem Schoße hervorgehen sehen, die noch heute nicht zu übertreffen, ja auch nur zu erreichen gelungen ist. Hellas bildete demokratische Gemeinschaften, die ebenso rührig und unternehmungslustig wie aufopfernd gewesen sind. Aber dann verspritzte es sein ganzes Blut und verbrauchte es seine ganze Kraft in inneren und auswärtigen Kriegen. Der wutschnaubende Ares verdunkelte die ihm von Pallas Athene eingehauchte schöne Seele, bis es deren ganze Glut in gegenseitiger Fehde verzehrte. Zerrüttung und Zwietracht hatten es schließlich so geschwächt, daß die Römer nur noch zu erscheinen brauchten, um es zu besiegen. Rom bedeutete zwar auch den Krieg, aber es bedeutete doch schon den disziplinierten und organisierten Krieg.

Alsbald dann bringt Rom jedoch seine gewaltigen und weisen Einrichtungen zur Herrschaft über die gesamte Welt, der es damit den Frieden auferlegt, nachdem es sie besiegt und unterworfen hat.

* * *

Doch bald bildete auch ein Volk, das fern von Europa im äußersten östlichen Asien wohnte und einer ganz andersartigen Menschenrasse angehörte, die an Masse so unerschöpflichen Chinesen, einen eigenen sozialen Organismus, mit dem es sich in selbständigen Bahnen zu einer wirr verschlungenen Zivilisation entwickelte, doch ohne dadurch mit der römischen Welt in Berührung zu kommen. So hat es bis in unsere Tage in völliger Abschließung abseits von uns gestanden, ohne jemals auch nur die schwächste Einwirkung auf die Fortschritte des Abendlandes auszuüben oder umgekehrt das geringste aus der Abendwelt bei sich einzuführen.

* * *

Griechenland war durch Anarchie zugrunde gegangen. Rom brach durch den Despotismus zusammen, der selbst weiter nichts als eine andere Form der Anarchie ist. Sich in Knechtseligkeit an abscheuliche Tyrannen wegwerfend, verlor dieses schließlich jeden Halt. Da fielen die Barbaren

von allen Seiten ein und plünderten die römische Welt, um in ihr an die Stelle der schönen hellenischen Kultur ein wüstes Gesellschaftsgebäude zu setzen, dessen Gesittungsroheit nur ein ganz klein wenig Einhalt zu tun, auch das Christentum nicht stark genug war. Acht finstere Jahrhunderte hindurch unterblieb jeder Fortschritt. Es war die Zeit der Allmacht der katholischen Kirche, die Könige wie Völker unter ihrem Banne hielt. Ihre Barbarei war groß, aber immerhin weniger groß als die der ihr unterworfenen Völker. Erst um das 14. Jahrhundert begann sich allmählich der menschliche Geist wieder etwas zu erholen.

Und nun kam die Buchdruckerkunst, die erst die richtige Möglichkeit schuf, geistiges Leben zu verbreiten. Es erstanden Universitäten. Die Dichter, die Philosophen, die Maler und die Geschichtsschreiber feierten ihre Wiederauferstehung. Es erfolgte die Entdeckung Amerikas. Der Menschheit Denken, das so lange nur in einer Art Dämmerzustand gewesen war, erwachte nun wieder aus seinen Träumen zur Selbständigkeit. Und so gruppierte sie sich denn in freien, voneinander unabhängigen Einzelgebilden. Es war eine wundervolle plötzliche geistige Wiedergeburt, die Renaissance der Wissenschaft und Künste.

Und schon wendet sich eine wahre Blüte des Menschengeschlechts echter wissenschaftlicher Forschung zu, d. h. solcher, der als einziges Ziel ihrer Tätigkeit die lautere Wahrheit vor Augen schwebt. Und kaum ist eben erst der Weg betreten, der zu dieser hehren Göttin führen soll, da beginnt auch schon überall hell zu werden: Kepler, Kopernikus, Galilei, Descartes, Harvey, Baco, Pascal weisen der Menschheit ihre Aufgabe an. Es ist vollbracht! Nun dürfen es auch die Menschen wissen, welche Gottheit die wahrhaft anzubetende ist!

* * *

Aber Irrungen und Leidenschaften danken nicht so leicht ab, wie man vielleicht wünschen möchte!

Zunächst nämlich wüten erst ein ganzes Jahrhundert lang gräßliche Religionskriege. Zwei große christliche Sekten streiten um Europa. Katholiken und Protestanten schlachten sich gegenseitig dahin, und Haß wie Blut fließen in Strömen!

Ferner ordnen sich alle Völker gleichmäßig einem drückenden monarchischen Joche unter. Frankreich, Spanien, Österreich, Rußland, Preußen, ja sogar England haben im 17. und 18. Jahrhundert blindlings die Befehle ihrer erblichen Herrscher angenommen und unter Führung dieser Herrscher gegenseitig in langen Kämpfen gerungen, um sich zu zerrütten und eins nach dem andern um den Preis dieser Zerrüttung einen armseligen Kriegsruhm und einen vorübergehenden Vorrang zu erwerben.

Durch den Krieg sind sie fast sämtlich schon einmal, Spanien, Frankreich, Österreich, Preußen sowie Rußland, dem Untergange nahe gewesen. Durch den Krieg haben sie alle schon einmal die Stunden der Not kennen gelernt, in denen der Bestand eines ganzen nationalen Daseins gefährdet erscheint.

Doch die Gelehrten ließen sich darum nicht stören, aus dem Füllhorn ihrer Gaben weiter ihre Wohltaten über die ganze Welt auszugießen.

Dann ging plötzlich ein mächtiger Hauch der Befreiung über die Erde, der in Frankreich sogar die ganze Monarchie wegfegte und die andern Völker wenigstens mit der Freiheitsidee beschenkte, die der Wissenschaft edelste Tochter ist.

Und nun läßt sich dieser Befreiungsdrang durch nichts mehr zurückhalten. In einem einzigen Jahrhundert mehren sich die industriellen, sozialen und wissenschaftlichen Fortschritte nach allen Seiten, und die Menschheit kommt in diesem kurzen Zeitraume weiter vorwärts als zuvor in einem Jahrtausend.

Das ganze 19. Jahrhundert ist nur die großartige stürmische, aber noch immer nicht fertige Entwicklung eines doppelten Kampfes; es ist dies einmal der Kampf um die Materie durch die Wissenschaft und dann der Kampf um die Freiheit durch die mit ihrer Hilfe mündig gewordenen Bürger. Ja, die Ereignisse überstürzen sich so schnell, daß die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts sich einer Leistung rühmen kann, die die der ersten noch zehnfach übersteigt.

So haben wir denn das 20. Jahrhundert betreten.

* * *

Im Zeichen der Morgenröte des jetzigen Jahrhunderts haben die absoluten Monarchien überall zu bestehen aufgehört. Mehr oder weniger freie Völker verfügen selbständig über ihr Schicksal. Doch, da die Freiheit nur die Erlösung vom Übel ist, aber noch nicht in sich eine unbedingte Bürgschaft für das Glück gewährt, so stehen sie nun in bezug auf die weitere Zukunft am Scheidewege, ob sie sich hierhin, ob dorthin schlagen sollen.

Die eine Richtung, in der sie sich bewegen können, wäre nur eine Fortsetzung jener Irrwege des Haders, der Fehde und der Anarchie, wie sie sie bisher einschlugen; es wäre der alte Kurs: all ihr Blut zu verspritzen und alle ihre Schätze zu verschwenden, nur, um einige Quadratkilometer Landes zu gewinnen — oder auch vielleicht zu verlieren — und um ein Übergewicht von zweifelhaftem Wert über andere Völker zu erringen — oder auch unter Umständen einzubüßen.

Die andere weist auf die Bahn der Politik des Friedens, der Eintracht und der Verbrüderung, der Achtung vor den Satzungen des Völkerrechts,

der Schiedsgerichte zur Abwehr der Kriege, der Ordnung als Ersatz für die Anarchie und weiter eine Vereinigung aller persönlichen und staatlichen Kräfte, alle Arten des dem Menschen anhaftenden Elends zu besiegen und die Trunksucht wie alle übrigen furchtbaren Laster und Irrungen zu bezwingen, die wuchernde Unwissenheit auszurotten, die Krankheiten durch hygienische Maßnahmen unerbittlich zu bekämpfen, die Naturkräfte unseren Bedürfnissen zu unterwerfen, mit einem Worte: alle Anstrengung, allen Scharfsinn, den der Mensch in seinem Wahne bis zu dieser Stunde dem Kriege gewidmet hat, auf die Wissenschaft zu verwenden.

Dann werden sich unseren Augen wieder Wunder auftun, wie die, mit denen uns die Wissenschaft schon einmal beschenkt hat, Wunder, die mit jedem Tag überwältigender und auch mit jedem Tag segensreicher werden!

Die Völkerverbrüderung ist um so nötiger als die verschiedenen Einzelzivilisationen, wenn sie sich gegeneinander abschließen, doch früher oder später einmal erlöschen müssen. So hell sie auch alle strahlen mögen, sie können ihr Licht für die Zukunft allein bewahren, wenn weitere Fackeln der Gesittung ihrem Verfall eine zweite Jugend bringen. Sich selbst überlassen, sind ja einst auch China und Ägypten in dem furchtbaren Staub altväterischer Überlieferung vermodert; ihren Untergang haben sie allein jenem Eigensinne zu verdanken, mit dem sie alle auf eine Verjüngung zielenden Ratschläge europäischer Ausländer, die sie in ihrem Stumpfsinne sämtlich nur als ihre Feinde ansahen, immer wieder zurückwiesen.

Doch die Wissenschaft als Führerin anzurufen, hat allein für die Sinn, die ihren Ruf gleichzeitig an alle Wissenschaften ergehen lassen, an die Erfahrungswissenschaften wie an die mathematischen, an die juristischen wie an die sozialen und historischen, ja sogar auch an die höchste Wissenschaft, die Wissenschaft vom Guten und Bösen, die Ethik als die Lehre von den sittlichen Werten, die, wenn sie sich nicht etwa auf einer gebrechlichen Metaphysik aufbaut, den Menschen belehren wird, warum und inwiefern er die Pflicht hat, die eigenen Launen, Interessen und Leidenschaften dem Recht und dem Glücke seiner Mitmenschen zu opfern.

Wenn wir der Wissenschaft ein so entscheidendes Übergewicht geben, wenn wir so glänzende Hoffnungen auf sie setzen, so geschieht das, weil uns die Geschichte gezeigt hat, daß jede Hebung des Menschengeschlechts in seiner Lage ihre Wurzel in der Wissenschaft hat. Tritt sie mit irgendeiner neuen Leistung in die Erscheinung, so folgen ihr sogleich auch Kulturfortschritte, die so unerwartet, überraschend und plötzlich kommen, daß unsere kühnsten Träume hinter der Wirklichkeit nur in einem matten Lichte erscheinen.

Es war schon ein roher Anfang von Wissenschaft, als die Menschen dereinst Späne trockenen Holzes aufhäuften und darin einen Funken entzündeten. Es war dann weiter schon etwas von Wissenschaft, als sie später ein Schwert zu schmieden und ein Tongefäß zu brennen begannen, und gewiß auch, als sie noch später bewegliche Typen auf einem Brette befestigten, um die Vervielfältigung des geschriebenen Wortes durch den Druck vorzunehmen. Das war damals gerade so Wissenschaft, wie es heute ist, wenn man die Bahn eines Kometen berechnet oder in einem kleinen Glasbehälter die Ursachen der Seuchen anschaulich entwickelt.

* * *

Die Wissenschaft hat den Menschen mehr gegeben als sie je erträumt haben. Und wollen sie es, wird sie ihnen noch mehr geben. Wenn wir uns, anstatt uns, den Wilden gleich, gegenseitig aufzufressen, untereinander zu verbrüdern wissen werden, dann wird sie uns sogar neue Gebiete eröffnen, die überhaupt noch nicht in unsern engbegrenzten Gesichtskreis getreten sind.

Vielleicht werden wir so dank einer solchen gemeinschaftlichen Beteiligung an der segensreichsten und ruhmvollsten aller nur irgend erdenklichen Bestrebungen auch einmal dazu gelangen, die beiden größten und furchtbarsten Plagen der Menschheit zu bannen: den Klassenkrieg und den Rassenkrieg!

Später werden dann durch eine wissenschaftlich ersonnene Zuchtwahl die Menschen eine neue Rasse bilden, die kräftiger und gesünder als die bisherige ist. Die menschliche Zuchtwahl ist die größte aller menschlichen Hoffnungen. Aber das wird die Leistung sein, die späteren Jahrhunderten obliegt!

Die Aufgabe unseres jetzigen Jahrhunderts ist einfacher. Sie beschränkt sich darauf, dem Rechte die Kraft zu geben, aber sie dem, was kein Recht ist, zu nehmen und den Irrtum durch die Wahrheit zu ersetzen!

* * *

Die Wissenschaft ist die große Befreierin, auf die sich, welches auch die Volks- und Rassenzugehörigkeit jemandes sein mag, ob er groß oder klein, jung oder alt sei, zu den Vornehmen oder Proletariern gehöre, aller Augen richten müssen.

Wenn wir aber nun gerade demjenigen Abschnitte der Menschheitsgeschichte, der von 1789—1912 reicht, den Ehrennamen des *Zeitalters der Wissenschaft* geben, so geschieht dies, weil die Segnungen aller Wissenschaften, besonders aber der medizinischen Wissenschaften, ihren Glanz auf das 19. Jahrhundert werfen. Durch die Entdeckungen von Männern, wie Pasteur und Villemin, wie Lister und Koch, haben die Bedingungen

menschlichen Daseins eine völlige Wandlung erfahren, durch die wir eine Hebung unseres Geschlechts erlebt haben, wie sie uns staatliche und kriegerische Bewegungen niemals gebracht hätten. Der Krieg und die Politik haben unter uns vielmehr eine Saat von Haß, Not und Kummer gestreut, während die Wissenschaft nur ihre Segnungen über uns ausgegossen hat. Nichts anderes als die Wissenschaft ist es, die der Neuzeit ihre unvergleichliche Größe gegeben hat. Wenn das 20. Jahrhundert nicht einen allgemeinen Verfall herbeiführen will, muß es seine Vorgänger überflügeln; aber alle Mühe wird umsonst sein, wenn nicht die Gesellschaft den Gelehrten als den Priestern der Wahrheit das hinlängliche Maß von Unabhängigkeit, Ruhe und Ehre gewährt.

Die Medizin zur umfassendsten Wissenschaft, zur Wissenschaft *κατ' ἐξοχήν*, d. h. zur Wissenschaft aller Wissenschaften erheben und gleichzeitig die Lehren der wissenschaftlichen Medizin zu sozialen Lehren ausschöpfen, darin ist die ruhmvolle Aufgabe des kommenden Jahrhunderts zu erblicken!

Dann wird der Mensch endlich, der beständigen Furcht vor Krankheit überhoben, von allen Giften und seinen schlimmsten Feinden, den Schmarotzern, befreit, mit Entschlossenheit an die Erforschung der mancherlei großen Gesetze gehen können, die noch im Dunkel der Erscheinungswelt verborgen sind.







